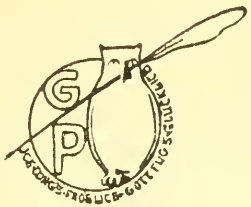
Ger Lit.
D

Deutsche Rundschau

Band CLXXV

(April — Mai — Juni 1918)



16411
29/8/21

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Librería nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Librería nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krabe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, C. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Pollewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moriz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. C. Speidel & Wurzel

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.175

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertfünfundsiebzigsten Bande (April — Juni 1918).

Seite

B. L. Freiherr von Mackay. Litauisch-Brest und die Aufgaben der modernen Staatskunst 1

Robert Hoeniger. Untersuchungen zum Suchomlinow-Prozeß 15

Um Flandern. Eine zwanglose politische Unterhaltung 81

Bekenntnisse eines deutschen Offiziers 93

Josef Körner. Aus Friedrich Schlegels Brieftasche. Ungedruckte Briefe. II 104

Major Conrad von Holleuffer. Kreuz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) XIX 128

Eugen Fischer. Das Leben Martin Luthers. (Fortsetzung) XI . 142

Herbert Martens. Chestertons Orthodoxie 151

Literarische Notizen 158

Literarische Neuigkeiten 160

Richard Fester. Die Erben Bismarcks 161

Oberst H. W. v. Herwarth. Deutschland und Amerika. Ein Brief 177

o o o Baltische Hilferufe von 1559 bis 1918 193

Carl Neumann. Gedanken über Jakob Burckhardt. Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 25. Mai 1918 209

Wilhelm Schäfer. Das Schuldbuch der Götter. Aus der Geschichte der deutschen Seele 233

Herbert Martens. Reineke Fuchs. Ein Spiegel deutscher Einfalt . 244

Major Conrad von Holleuffer. Kreuz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) XX 259

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Eugen Fischer. Das Leben Martin Luthers. (Fortsetzung) XII . 273
* * * Aus dem Elsaß 282
Literarische Notizen 284
Literarische Neuigkeiten 287
B. L. Freiherr von Mackay. Zwischen Osteuropa und Ostasien 289
Jan Valckenier Kips. Großmachtsfrage und Anfänge des Liberalismus in Holland 315
Ewald Banse. Tunisische Verwandlungen 335
Karl Eduard Schmidt-Lötzen. Großfürst Paul von Rußland in Königsberg und Danzig 345
Ludwig Hänsel. Richard Dehmel und „Die Menschenfreunde". Eine Motivenstudie 354
Eugen Fischer. Das Leben Martin Luthers. (Fortsetzung) XIII . 366
Wolfgang Stammler. Dichter und Darsteller. Briefe Ernst Wicherts an Friedrich Haase 374
Major Conrad von Holleuffer. Kreuz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) XXI 398
* * * Österreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I. 405
Hugo Willrich. Zur Erinnerung an Julius Wellhausen . . 407
Literarische Notizen 413
Literarische Neuigkeiten 416

Litauisch-Brest und die Aufgaben der modernen Staatskunst.

Von

B. L. Freiherrn von Mackay.

Das Genie ist der Apostel des Zeitgeistes, der mit leisem Ohre das, was zur weiteren Entwicklung nötig ist, die Zeitbedürfnisse, erlauscht, der, selbst ein Sohn des Zeitgeistes, ihn hervorruft und hegt, der, das Künftige ahnend im Busen tragend, seiner Zeit vorausgeeilt ist, der die Zukunft ins Leben ruft und mit prophetischer Begeisterung verkündigt.

Mommsen.

Litauisch-Brest wird stets als ein eigentümlicher Markstein in der Entwicklungsgeschichte der Diplomatie gelten. Tag und Nacht können sich nicht schärfer scheiden als ein staatsmännisches Turnier alten Stils von der Geschäftsführung in der Festungsstadt am Bug. Worüber sich die gepuderten Perücken früherer Zeiten zu Berg gesträubt haben würden, das geschah dort wie eine Selbstverständlichkeit. Es wurde nicht nur in aller Öffentlichkeit, sondern auch seitens der Mittelmächte mit Vertretern einer Regierung verhandelt, die sozusagen in der Luft schwebte und der jede ordentliche Legitimation, im Namen des russischen Volkes aufzutreten, fehlte. Der Geschäftsgang war rein sachlich bestimmt und durch keinen Formelkram, keine Redeblüten und nichtige Wichtigtuerei belastet. Allenfalls hielten einmal die Vertreter des sozialistischen Regiments in Petersburg Reden zum Fenster hinaus zu Ehren des Tausendjährigen Reiches und ewigen Völkerfriedens, von dem sie träumten, mußten aber sofort von der Gegenseite scharf sich bedeuten lassen, daß hohle Phrasen keinen Kurswert haben, Verschleppungskünste irgendwelcher Art nicht geduldet wurden. An die Stelle diplomatischer Geheimkünste traten die Hilfsmittel moderner Technik; kurz, die alte, nach der Meinung ihrer Kritiker so rückständige Dame Diplomatie hatte sich ein ganz neues Gewand umgeworfen und all den Schnickschnack überlieferter Förmlichkeiten und Buchstabenklaubereien zum alten Kram befördert. Aber wenn gutgläubige Weltverbesserer gemeint haben, daß mit solchen Mitteln der „Demokratisierung" der Staatskunst — das Schlagwort Demokratie muß im Wörterbuch der modischen politischen Phraseologie als Synonym für jeglichen wirklichen oder vermeintlichen Fortschritt herhalten — sehr leicht aller Feindschaft der Völker in vernünftigem schiedlich-friedlichem Vergleich ein

Ende zu machen sein werde, so sprechen die heutigen Erfahrungen gewiß nicht für die Richtigkeit solcher Anschauungen. Vom Wiener Kongreß haben Spötter gemeint: Il danse, mais il ne marche pas. Von der Versammlung in Litauisch-Brest durfte man sagen: sie marschiert, aber am Ziel vorbei. Trotzkij, das beste und hochgehaltene Pferd im Stall der Bolschewiki, behandelte die europäische Schicksalsfrage, für deren Lösung er verantwortlich wurde, nach dem engen und verschrobenen Gesichtswinkel des Pariser Quartier Latin, zu dem weiland Leo Dawidowitsch Bronstein nach der ersten Umwälzung 1905 von der Ochrana abgeschoben worden war, und dem der sozialistischen Ideologien, mit denen dort hausiert wird. Er wollte keinen „Gewaltfrieden" und überhaupt keinen Sonder-, sondern allein einen proletarischen Frieden schließen. Er träumte in tausend schillernden Farben den Traum, daß die Arbeiterschaft aller kämpfenden Mächte ebenfalls eine Bolschewikenregierung durchsetzen und so das kommunistische Manifest von Marx, das sein Evangelium war, die Welt beherrschen würde. Nachdem die Hoffnung in allen Teilen sich als Seifenblase erwiesen hatte, landete er im Stauwasser einer Winkeladvokatenpolitik, die durch unehrliche Knifflichkeiten einen so gut wie verlorenen Prozeß zu gewinnen sucht; schließlich hatte er kein anderes Ziel mehr im Auge als die Ausbreitung der sozialistischen Schreckensherrschaft über alle Gliedstaaten des einstmals zarischen Reiches und die Vernichtung des deutschen Einflusses in den Ostsee-Küstenländern unter dem Deckmantel eines Scheinfriedens. Auch diese Spekulation ist zusammengebrochen. Die Gegenwart steht vor dem Ergebnis des Staatsaktes in Litauisch-Brest, daß der Friede mit der Ukraina, dem hoffentlich bald Rumänien angeschlossen wird, unterschrieben ist, daß sämtliche osteuropäische Randvölker Rußlands unter dem Druck unerhörter Verfolgung durch das maximalistische Soldateskengesindel sich deutschem Schutz unterstellten und daß Petersburg sich zu einem endgültigen Vergleich mit den Vierbundmächten bequemen wird, dem allerdings zunächst kaum eine andere Bedeutung eignet, als die eines Kirchhoffriedens, in dem die Gespenster der russischen Anarchie geistern.

Unverkennbar bedingen so die Entscheidungen von Litauisch-Brest nicht nur eine völlige Achsenverschiebung des osteuropäischen Problems, sondern auch, in den weiteren zeitgeschichtlichen Durchblicken, eine tiefgreifende psychologische Krise und neue politische Wetterbildung innerhalb des gesamten durch den Weltkrieg geschaffenen Tiefdruckgebiets. Ein späteres unbefangenes Urteil über die Amtsführung Bethmann-Hollwegs wird gewiß nicht den wegwerfenden Verfehmdungen sich anschließen, die ihm jeden Nerv und Pulsschlag des wirklichen Staatsmanns abstreiten und in seiner Fabiertaktik nur die Influenzwirkung von Charakter- und Willensschwäche sehen. Die Achillesferse seiner Staatskunst ist wohl niemals treffender gekennzeichnet worden als von britischer Seite, wenn gelegentlich einer Auseinandersetzung über die östliche und westliche Schule der „Manchester Guardian" in seiner vortrefflichen Kriegs-

geschichte von der „wagerechten" Politik sprach, die in Berlin anscheinend vor einer „senkrechten" bevorzugt werde. Das sollte heißen: Bethmann habe die Unmöglichkeit, den Ententering zu sprengen und zu einem Sonderfrieden zu gelangen, eingesehen und dementsprechend seine Taktik auf das Ziel eingestellt, innerhalb der Gesamtheit der feindlichen Mächte den Draht mit denjenigen Parteigruppen wieder anzuknüpfen, bei denen nach Maßgabe ihrer Überlieferungen und Stimmungen oder auch ihrer theoretischen Friedensschwärmerei Empfänglichkeit für solche leisen Fühlungsversuche zu erwarten sei. Für die Richtigkeit dieser Auffassung sprechen nicht nur gewisse Kurven der Politik und Untertöne der Kriegszielreden des Kanzlers: die „Wagerechte" ergibt sich auch logisch aus den Grundlinien seiner Friedensregierung. Es sind heute rund zwanzig Jahre seit dem Tag vergangen, da Wilhelm der Zweite an Bord der Hohenzollern die denkwürdige Unterredung mit Bülow hatte, welche die Verabschiedung Hohenlohes und die Berufung des neuen Kanzlers vorbereitete und zugleich den Plan der kaiserlichen Politik bis zum Kriegsanbruch festlegte. Der Herrscher hatte erkannt, daß eine kriegerische Auseinandersetzung mit England auf die Dauer aller Wahrscheinlichkeit nach unvermeidlich war. Aus diesem Grund betrieb er die Abfertigung der Marinevorlage mit Hochdruck[1]), verlangte aber zugleich von seinem neuen Vertrauensmann Auskunft darüber, ob er sich einen Kurs durchzuhalten getraue, der Deutschland freien Arm in der Entwicklung seiner Seemacht schaffe und doch zum Zusammenstoß mit dem Briten schlimmstenfalls erst dann führen werde, wenn Deutschland kräftig genug sei, um eine Herausforderung des Gegners nicht fürchten zu müssen. Bethmann übernahm dieses Programm von seinem Vorgänger in allen Teilen, nur noch mit stärkerer, seiner Natur entsprechender Unterstreichung des Friedensmotivs gemäß dem von seinen Gegnern ihm zum Vorwurf gemachten Schlagwort: „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg". Im Sommer 1914 brach der Kriegssturm dennoch aus und machte durch die Rechnung einen dicken Strich, ohne daß der Kanzler sich ganz vom Bann alter Vorstellungen frei zu machen vermochte, was allerdings nach Lage der Dinge begreiflich genug erscheint. Der Erdrosselungsring war sofort nach Kriegsbeginn luftdicht geschlossen, mithin Auswahl und Schärfe der politischen Waffen zur Unterstützung der Leistungen des Heeres gering. Die Trümpfe des deutschen Schwertes auf den Schlachtfeldern konnte die diplomatische Strategie zunächst nur wenig ausnützen; solange der Einkreisungswall nicht durchbrochen, irgendeiner der Hauptgegner bis zur Kampfunfähigkeit niedergeschlagen war, erschien das Ziel eines Sonderfriedensschlusses unerreichbar. Gab man sich auch nicht mehr der Täuschung hin, ein moderner Völkerkampf könne nur von sehr be-

[1]) Vgl. hierzu Hohenlohes Briefe an Baron Völderndorff in den Denkwürdigkeiten des Fürsten, Band 2, S. 531 f.

grenzter Dauer sein, — eine Anschauung, die auf den Kathedern großgezogen die politische wie militärische Kriegführung bestimmt hatte — so vermochte die Diplomatie sich doch nicht zu einer vollkommenen taktischen Inversion zu entschließen; erst mit Hindenburgs Einzug ins Hauptquartier setzte sich ein wahrhaft großzügiges Denken und ein Geist durch, der in der unerschütterlichen Ruhe und Überlegenheit des wahrhaften Genies bei allen Maßregeln und Ausblicken zu den Zukunftsmöglichkeiten mit den der Gewalt des Weltkrieges entsprechenden Massengrößen und zeitlichen Raumweiten rechnete. In der Wilhelmstraße wagte man nicht, den Zersetzungsprozeß Rußlands bis zu dessen vollkommener Knochenaufweichung, den gewaltigsten Erfolg der Siege der Mittelmächte, irgendwie als bestimmte Größe in die politische Bilanz einzusetzen; man kehrte auf jener wagerechten Linie zur Idee der inneren Auflösung des Ententeblocks zurück, ohne zu erkennen, daß die Aussichten dieser Politik erst recht trügerisch waren. In der Mechanik versteht man unter virtueller Verschiebung alle diejenigen kleinen Änderungen der Angriffspunkte von Kräften, welche unter Rücksicht auf Anordnung und Zusammensetzung einer Maschine möglich sind, ohne deren Betriebsfähigkeit zu zerstören. Ähnlich vermochte man wohl durch den in Berlin bevorzugten Kräfteansatz „virtuelle Verschiebungen" im System der Entente zu erreichen, aber eben auch nicht mehr. Durchaus verkannt wurde die Tatsache, daß, um eine Lähmung des Vielverbandsmechanismus bis zu dem Grad zu erreichen, wo er keine Arbeit mehr geleistet hätte, wiederum die völlige Zerstörung eines Gliedes des Ententerings nötig war. Die Politik Bethmanns pendelte also insofern um einen toten Punkt, und zwar, psychologisch gesehen, offenbar deshalb, weil ihr Leiter zu sehr politischer Theoretiker und Akademiker, zu wenig triebhafter Praktiker war[1]). Wenn die Staatskunst auch ihrem Wesensbegriff nach durch die deutsche Wortbildung selbst dem Reich des Ästhetischen zugewiesen wird, wo die sinnliche Erkenntnis maßgeblich ist und der Ausgleich der Gegensätze von Natur und Geist als Lebensleitstern leuchtet, so bedeutet sie doch, im Widerspruch zu allerdings weitverbreiteten Auffassungen, wie sie beispielsweise Jellinek vertritt, zunächst sicherlich eine Lehre weit mehr des Seienden als des Seinsollenden. Sie kann einen festen Standgrund gewinnen allein auf dem Boden der geschichtlichen Erfahrungstatsachen und durch Erkennen der Determiniertheit wie des menschlichen Willens, so aller gesellschaftlichen Kämpfe und des gesamten politischen Kräftespiels. Staatskunst ist niemals Metaphysik. Ranke hat daher in den klassischen Einführungen zu seinen historisch-biographischen Studien auf „die Entwicklung der Politik von der Utopie zur Wissenschaft" gedrungen, wenn er wider die Doktrinäre zu Felde zog, welche die Welt nach ihren Schul-

[1]) Worauf auch die bekannten, in seinem Geist geschriebenen „Grundzüge der Weltpolitik in Gegenwart und Zukunft" von Ruedorffer-Riezler an vielen Stellen hindeuten.

meinungen einzurichten streben, und seine Darstellungen auf das Ziel beschränkt, „das Wichtigste zu umfassen, was ein denkender Zeitgenosse zu erfahren wünschen kann, um seine Zeit nicht nach irgendeinem Begriffe, sondern nach ihrer Realität zu verstehen und mitzuerleben". Den europäischen Völkern, welche die großen Festlandskriege des neunzehnten Jahrhunderts durchgefochten haben, standen einfältigstem Verstand begreifliche Kampfesursachen und Kampfesziele vor Augen. Um der Welteroberungspläne eines Napoleons willen zu sterben, erschien dem Franzosen ebenso vernünftig und verdienstvoll wie dem Deutschen der Tod um die Befreiung vom Joch des Korsen und später um der Wiederaufrichtung der alten Reichsherrlichkeit willen. Das gegenwärtige Völkerringen zeigt, auf seine Wurzeln hin geprüft, weit mehr den Charakter eines mittelalterlichen Kabinettkrieges als, im Fichteschen Sinn, den eines „wahrhaften Krieges nicht der Herrscherfamilien, sondern des Volkes"; bei allen Aktenprüfungen tritt immer deutlicher die leidige Tatsache ins Licht, wie an Stelle der Brandstifterei höfischer Kamarillen lediglich das nicht minder dunkle und gefährliche Treiben verantwortlicher und unverantwortlicher politischer Drahtzieher mit ihrem Anhang von Spekulanten und Glücksrittern des dicken Geldsacks und der siebenten Großmacht Presse getreten ist. Mit politischer Homiletik war gegen einen solchen Feind am wenigsten etwas anzufangen. Das Wort vom Verteidigungskrieg, den das von allen Seiten überfallene Deutschland führe, um sich seiner Haut zu erwehren, Haus und Hof, Ehre und Unabhängigkeit zu schützen, durfte gewiß zunächst als ein der Lage der Dinge entsprechendes Feldgeschrei gelten, keineswegs aber in seiner rein negativen Art als Dauerspeise für ein herzhaftes Volk, dem Kraft die Losung des Lebens ist und das, je mehr es erkannte, welchen Titanenkampf mit einer Welt voll Haß, Neid und Raubgier es durchzufechten hatte, desto heißeren Verlangens positive Zwecke seiner Aufopferung im Dienst des Vaterlandes vor Augen sehen wollte.

Betrachtet man die Wendung der Dinge am Meilenstein von Litauisch-Brest im Spiegel dieser Erinnerungen, so fällt plötzlich wie durch einen zerreißenden Nebelschleier Sonnenhelle in das Halbdunkel, dessen Zwielicht das deutsche Volk auf seinem Marsch durch die Kriegsnot und Prüfungsjahre so oft täuschte und auf Abwege führte. Im Unmut über diese Irrungen wurde gern auf den Prügelknaben Diplomatie losgeschlagen. Die Masse der Vorwürfe war haltlos. Wenn beispielsweise immer wieder darauf hingewiesen wurde, wie London und New-York mit einem echt angelsächsischen Reklamesystem stets dieselben heuchlerischen Phrasen vom deutschen Hunnentum und vom Kulturkampf des Vielverbands für Völkerfreiheit und -recht den Neutralen einzuhämmern verstanden und wie man von Berlin aus diesem Schwindel nur sehr matt und lahm begegnete, so ist für jeden Nachdenklichen klar, daß Deutschland auch hier mit durchaus ungleichen Waffen stritt; der in der englischen Weltsprache redenden, über den ganzen Erdkreis

verbreiteten englischen Presse und dem in allen politischen Zentren mit Filialen ausgestatteten Harmworthtrust, der allein in den Vereinigten Staaten über achtzehn große Zeitungen zu verfügen sich rühmt, hatten die Mittelmächte nichts Gleichwertiges entgegenzustellen. Wohl aber weist eben diese Tatsache deutlich auf den Ansatzpunkt hin, wo eine zielbewußte deutsche staatsmännische Führung mit Aussicht auf Erfolg den Hebel gegen die verlogene Hetze der Feinde anzusetzen gehabt hätte. Der aufrechte, wirklich vornehme Mann kümmert sich nicht um den Dreck, den ringsum Gemeinheit gegen ihn spritzt. Das Merkmal der Größe ist Einzigkeit und Unvorbildlichkeit, ihr Lebensblut Energie in des Wortes eigentlichster Bedeutung, das heißt Innenkraft, die sich vom Typischen loslöst und zur Eigenart drängt. Sie wirkt so als unruhevoller Gärkeim heißer Reibungen, spitzer Zersetzungen und Krisenbildungen; zugleich aber strebt sie über den Alltagshader hinaus ins Allgemeine, umfaßt das ganze Volk ihres Heimatbodens und strahlt aus dessen Reich über die Kultur, die Lebensgründe aller Welt. Sie ist der Tröster der Menschheit, die sie in leidvollen Zeiten tragischer Schicksalsprüfung durch die ungewöhnlichen Maßstäbe ihres Wesens und Wirkens wieder aufrichtet und sie von den Fesseln des Irdisch-Allzuirdischen unabhängig macht. Einer Wegweisung und Erziehung zu solchen adeligen Zielen hätte das deutsche Volk bedurft. Im feindlichen Lager wurde mit dem Phrasenregister der allein seligmachenden Demokratie hausiert, in deren Zeichen die Ententeheere vorwärts marschierten. Was das Schlagwort in Wirklichkeit besagt, steht heute jedem nüchtern Denkenden klar vor Augen: im Westen die selbstherrliche Gewaltherrschaft von Staatsmännerdemagogen des Schlags Lloyd George und Clemenceau, die Aufhebung der bürgerlichen Freiheitsrechte und das „Moratorium für die Bergpredigt", im Osten das blinde Wüten zügelloser, in tierischen Leidenschaften entflammter Volksmassen. Der Deutsche hat den Schößling des Volksherrschaftsgedankens, soweit er ihn gepflegt hat, niemals in den Sandboden der öden und blöden Gleichmacherei gesetzt. Er war sich stets bewußt, daß, genau wie beim Individuum, die nationale Icherhöhung im Grunde nichts sein kann als freiwillige Selbstunterordnung unter ein höchstes sittliches Gebot und Prinzip, daß das Wesen aller staatlichen Größe Pflichtgebundenheit unter die Gesetze einer gottgewollten Weltordnung und ernster Wille zu deren Erfüllung ist. Es gibt für ihn nicht, wie ihm heute falsche Propheten weismachen wollen, einen Unterschied zwischen „Obrigkeit" und „Volksstaat"; denn die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt und das Volk nicht deren Sklave, sondern umgekehrt die Obrigkeit eine Dienerin wohlverstandener Freiheit: ein Schutz gegen solche Betrüger, welche die Demokratie im Munde führen und ihr meilenweit aus dem Weg gehen, wenn sie verwirklicht werden soll, ein Schirm gegen solche Volksbeglücker, welche die ganze Menschheit in die Schablone ihres Ideenschemas hineinpressen möchten und die eigentlichen Feinde der Ichgestaltung nach eigenem Gesetz und aus eigener Kraft sind.

Dementsprechend bedeutete dem Deutschen von jeher heißeste Vaterlandsliebe nicht Haß, sondern Ehrfurcht gegen andere Völker, und ihm zielte des eigenen Reiches Machtwerdung nicht auf die Schwächung, sondern auf die Miterstarkung anderer Nationen, mit deren Artung, Entwicklung und Zukunft er nach geschichtlichen Gestaltungsgesetzen in der Grundständigkeit und Urkraft des eigenen Ich sich unlöslich und organisch verbunden fühlt. Auch er glaubt, wie jede hochstehende Nation, an eine Auserwählung; aber nicht um, sich abschließend, andere auszuschließen, sondern um mit dem überlegenen Reichtum der Lebenskräfte, die er aus eigenem Ich und aus hingebender Versenkung in den Kulturgeist der Vergangenheit, durch Ausschöpfung und Neubelebung ihrer vornehmsten Werte gewonnen hat, der Erzieher der Menschheit zu werden, seine Beziehungen zu ihr immer mehr zu verdichten, zu erhöhen, zu idealisieren, sein Pflichtenbewußtsein der Verantwortlichkeit für ihr Wohlergehen und ihre Entwicklungsfreiheiten in den Vordergrund zu stellen und so in ritterlicher Dienst- und Opferwilligkeit ihr Vorkämpfer zu immer höheren Stufen der Selbstwertung und Selbstvervollkommnung zu werden. Kurz, gemäß der Grundstimmung seiner ethischen Natur, die aus der Fülle der Einseitigkeiten anderer den Reichtum der ganzen Menschheit in sich darzustellen, das beängstigende Gemenge der Abhängigkeiten und gegensätzlichen Triebkräfte des Weltgeschehens in ein geordnetes System zu bringen strebt, suchte er das demokratische Ideal mit dem aristokratischen zu versöhnen, dem er stets den Vorrang eines innerlich hoheitsvolleren Lebensgesetzes wahrte. Das also sind die Weltanschauungsgrundformen, die es der Hetze des Feindes entgegenzusetzen gegolten hätte. Ob sie in dessen Lager oder bei den Neutralen gewirkt hätten, konnte dabei die geringste Sorge bleiben; es genügte das Vertrauen: magna est vis veritas et praevalebit! Die Hauptsache war, dem deutschen Volk selbst ein seiner Denkart gemäßes Wahrzeichen aufzurichten, daß es geistig und seelisch in der Gesamtheit genau so anzog und auf selbstgebahnten Wegen vorwärtsriß, wie seine waffenfähige Mannschaft bei der Kriegserklärung der Führung des Feldherrnstabs folgte. Von einer solchen Lenkung war und blieb aber bis heute wenig zu spüren. Regierung und Reichstagsmehrheit schlugen in die Kerbe der Ententeimpresarios für „Weltdemokratie" und gaben ihre zum mindesten sehr zweideutigen Erklärungen über den Verständigungsfrieden, den Verzicht auf „gewaltsame" Gebietserwerbung und Kriegskosteneintreibung ab. Ein falscher Anschlag bringt hundert andere Töne gleichen Charakters zum Anklingen. So sahen sich die Geschäftsträger der Mittelmächte schließlich in Litauisch-Brest gezwungen, das Schlagwort vom völkischen Selbstbestimmungsrecht aufzunehmen, und mußten doch notwendig den Begriff in einer Weise ausdehnen, der sich von der Auffassung der Gegner wie Feuer vom Wasser scheidet. Denn im Grunde erscheint es jedem, der nicht willenlos am Narrenseil des Kriegsphrasenschwindels geht, lediglich als ein beschämendes Zeichen der Zeit, der

Folgen der durch die Pressehetze angerichteten allgemeinen Sinnesverwirrung, wenn die Ententestaatsmänner es überhaupt wagen dürfen, mit derlei Flederwischen als heldische Kämpfer für Freiheit und Recht sich ins Schaufenster zu stellen. Wenn jedes Volk, richtiger gesagt jeder Volkssplitter, der nationale Rechte für sich in Anspruch nimmt, frei über seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit bestimmen soll, so handelt es sich offenbar um keine geringere Schildbürgerei, als wenn im einzelnen Staat jeder Bürger die Befugnis haben sollte, über sein Verhältnis zur Staatsordnung nach eigenem Gutdünken zu beschließen. Wird das Selbstbestimmungsprinzip als Gerechtigkeit ausgegeben, so gilt demgegenüber, wenn irgendwo, das Römerwort: summum ius, summa iniuria. Es stellt geradezu eine Prämie für ruchlosen Überfall einer friedliebenden Macht durch böswillige Nachbarn und deren dienstwillige Reisläufer aus; ist der niederträchtig Angegriffene der Sieger, so können sich die Besiegten, statt die gerechte Strafe auf sich zu nehmen, kurzerhand durch Plebiszite für Treulosigkeit, Bundesbruch, Raub und Diebstahl eine Belohnung sichern. In der Lebenswirklichkeit nehmen sich die Dinge freilich ganz anders, aber keineswegs moralischer aus. Die französische Republik hat, Napoleons Anregungen folgend, reichlichen Gebrauch von der römischen Norm des Plebiszits in der äußeren Politik gemacht; aber man braucht nur die Namen der Länder, die es sich auf diesen Wegen einverleibte, zu nennen, nämlich Belgien, Savoyen, Nizza, Avignon, Mainz, Basel, um zu erkennen, wie gerade hier lediglich Raub und nackte Willkür hinter der Kulisse scheinfreiheitlicher Wahlmanöver, die das Vorbild der schmutzigsten Tammanywirtschaft waren, verborgen wurde. In Litauisch-Brest lagen die Dinge so, daß Völker, deren Massen dank ihrer Erziehung unter dem zarischen Regiment überwiegend aus Analphabeten bestehen, durch Plebiszit in der Auseinandersetzung zwischen den Mittelmächten und Rußland Partei ergreifen sollten. Nicht genug damit, sollten die Sieger auch noch vorher die eroberten Gebiete, in denen sie Ordnung geschaffen, räumen, um sie der vollkommenen Verwilderung zu überlassen. Was unter diesen Umständen bei der Abstimmung herausgekommen wäre, läßt sich an den fünf Fingern abzählen. Triumphiert hätte unbedingt diejenige Macht oder Machtgruppe, die sich aufs Handwerk der Pressehetze und verlogenen Anreißerei und Verleumderei am besten versteht, die über die meisten Bestechungsgelder und die wenigsten sittlichen Bedenken bei der großen Stimmentreibjagd verfügte. Daß die Ententebrüderschaft unübertreffliche Meisterin in diesem Handwerk ist, daß der deutsche Michel für derlei Künste ebensowenig Belehrbarkeit besitzt, wie das Schaf für das Apportieren, hat die Gegenwart nur zu deutlich erwiesen. Ein aufrichtiger Vertreter der Menschengattung John Bull hat einmal auf die Eroberungspolitik Großbritanniens und sein Verhältnis zu den unterworfenen Völkern das Motto geprägt:

Their's no reason why,
Their's just to pay and die.

Das ist ein ehrliches und klares Bekenntnis zum Völkerselbstbestimmungsrecht im ungefärbten britischen Weltbetrachtungsspiegel.

Von Bismarck stammt die Mahnung: „Wenn auf irgend einem Gebiete, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Berge versetzt, daß Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhang, sondern identisch sind." Daß der Geist, der aus solchem Heldenwort des eisernen Kanzlers spricht, der unbeirrbar festgehaltene Leitstern der deutschen Politik im Weltkriegswetter gewesen wäre, war leider nicht festzustellen. Der dem zünftigen Diplomaten in gewisser Weise naturgemäße, aber beim leitenden Staatsmann verderbliche Skeptizismus durchsäuerte die ganze politische Führung; das an den höchsten verantwortlichen Stellen aufgebrachte Maß vom Mut der Zuversicht auf durchschlagenden Sieg entsprach nicht deutlich sichtbar der Härte, Dauer und den moralischen Anforderungen der zu dem Ziel führenden Kämpfe. Heute, da aus dem Einkreisungsring das Riesenstück vom Finnischen Busen bis zum Schwarzen Meer ausgebrochen ist, da Deutschland mit freiem Rücken im Osten gegen Westen kämpft, müssen alle, außer denen, die um ererbter Parteimeinungen willen einen vollen Triumph des deutschen Schwertes nicht einmal aufrichtig wünschen, ihn als wahrscheinlich, zum mindesten als möglich voraussetzen. Damit fallen von selbst all die künstlichen, täuschenden Hüllen, mit denen um der demokratischen Ideologien willen das Kriegszielprogramm verkleidet wurde. Ein freier, wenn auch gewiß noch steiniger Weg vorwärts mit Durchblicken zu sonnigen Firnen eröffnet sich. Was früher verabsäumt worden ist, um die Marken dieses Höhenpfades weithin sichtbar zu machen, mag vergessen werden, wenn nur jetzt ein neuer Tag ein neues Geschlecht mit dem wahrheitsliebenden Mut zum Bekenntnis dessen findet, was es nicht theoretisch, sondern praktisch will und wollen muß. Was aus dem einstmals zarischen Reich werden, ob es auf Jahrzehnte oder Jahrhunderte zusammenbrechen wird und welche Umbildungen des gesamten politischen Weltbildes als Fernwirkungen dieser Katastrophe sich ergeben werden, alles das sind Zukunftsmöglichkeiten, über die zu rätseln sich einstweilen im Blick zu den östlichen Problemen erübrigt; mit gutem Recht hat Bismarck vor jenen Politikern gewarnt, die ihre Uhren vorstellen in der Hoffnung, dadurch den Lauf der Zeiten zu beschleunigen, und die ihre Lampe unter die Früchte am Baum halten in der Erwartung, deren Reife dadurch zu befördern. Stephan Graham, der in Charakterfestigkeit und Gesinnungstreue nach dem Kriegsbeginn das Russentum als eine erste Kulturleuchte der Welt pries, hielt ihm früher in seinem Buch „Changing Russia" folgenden Wahrheitsspiegel vor:

„Wenn einst die russische Bevölkerung ganz verderbt sein wird, so wird sie die verräterischste, nichtswürdigste und gefährlichste in ganz Europa sein. Dem verdorbenen Russen ist alles möglich; sein Lieblingsgrundsatz ist, daß alles erlaubt sei, und unter dem „Alles" versteht er jeden Greuel, jede schreckliche und unerhörte Roheit, jede Grausamkeit, Falschheit, Ausschweifung. So selbstsüchtig wie nur

möglich zu sein, grob, plump, häßlich, treulos in der Ehe, unzüchtig, unrein, durchaus unfähig, das Gute und Wahre bei seinem Nachbarn und im Leben zu verstehen: so ist der russische Bourgeois."

Die Mittelmächte sind vor die unweigerliche Aufgabe gestellt, gleichsam einen Pestkordon gegen die Ansteckungsgefahr dieser hier mit schärfsten, übertreibenden, aber im Grunde doch zutreffenden Worten geschilderten russischen Seuche zu ziehen, um Europa weniger vor dem Kosakisch- als vor dem Bolschewikischwerden zu schützen. Die Gegenwart zeigt in erschreckendem Licht, daß sehr viel weniger der vielangefeindete Zarismus das virulente zersetzende Gift im russischen Staatskörper ist, als der der russischen Rasse unveräußerliche tatarische, heute anarchosozialistisch verfärbte Zerstörungstrieb. Er hat das „razněměčenie", die Entdeutschung Rußlands, in einer Vollkommenheit durchgesetzt, wie es die echtrussischen Marktschreier in kühnsten Träumen nur je zu wagen hofften, und die Folge ist die erwartete: der Wahnsinn des Guljat, des „Spazierengehenlassens" jedes gemeinen Gelüstes, die periodisch wie aus einem überhitzten Dampfkessel ausbrechende Wut der Zerstörung alles Erreichbaren feiert im wahrsten Sinn des Wortes „maximalistische" Orgien. Das Wesen der deutschen Kultursendung im Osten und die Aufgabe der deutschen Staatskunst ergibt sich aus diesen Tatsachen von selbst. In Krakau herrschte bis 1500 die deutsche Sprache vor, Kiew hatte jahrhundertelang deutsches Stadtrecht, Riga und das ganze baltische Land zeigen das Gepräge rein deutscher Kultur, Livland, Estland, Finnland waren bis zum achtzehnten Jahrhundert kraftvolle, selbständige Bollwerke des nordischen Protestantismus, zwei Millionen ausgewanderte deutsche Bauern haben für die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands mehr geleistet als irgend ein anderer Gast der zarischen Völkerherberge. Was so die Gliedstaaten Rußlands vom moskowitischen Regiment niemals erwarten konnten und wessen sie doch auf dem Weg zu den höheren Lebenszielen, nach denen sie in der Scheidung von der russischen Gewaltherrschaft hinstreben, unweigerlich bedürfen: den kraftvollen Schutz und die erzieherische Stütze einer großzügig organisierten Völkergemeinschaft, innerhalb deren ihre Selbstbestimmungsfreiheit in gleichem Maße wächst, als sie politisch und kulturell sich mehr und mehr harmonisch dem Ganzen einfügen, bieten ihnen die Mittelmächte in denkbar bester und auf fester geschichtlicher Grundlage ruhender Form. Selbstverständlich aber ist dieses Ziel nicht erreichbar auf dem Fuß einer drehbar-kasuistischen Völkerbestimmungsrechtsformel, sondern nur durch solche Friedensverträge, die entsprechend der unbeugsamen Wahrheit, daß alles Recht aus der Macht und nicht aus voraussetzungslosen Vernunftgründen entstanden ist, den Mittelmächten den vorherrschenden politisch und kulturwirtschaftlich gesicherten Einfluß innerhalb aller fremdvölkischen Randgebiete des russischen nahen Ostens gewährleisten. Ist das geschehen, dann werden sich alsbald innerhalb der also erweiterten mitteleuropäischen Völkergemeinschaft andere natürliche Anziehungskräfte be-

merkbar machen. Vorab die religiösen. Die russische geistliche Orthodoxie hat sich genau so unfähig zu irgendwelchem kraftvollen Widerstand gegen die Umstürzlerei der zuchtlosen proletarischen Massen erwiesen wie der adelige und bürgerliche Tschin; gegen Katholiken, Protestanten und kleinrussische Hugenotten kehrt sich die blinde Verfolgungswut genau so wie gegen Juden und Müslims. Die Entwicklung eines gewissen Gemeinbürgschaftsgefühls der osteuropäischen Christenheit als Rückstoßwirkung gegen diese Hetze und als polarisierendes Element in der Säure der nationalistischen Gegensätze kann nicht ausbleiben und keimt tatsächlich bereits heute; vielleicht ist sogar die Hoffnung nicht ganz unberechtigt, daß hier einmal das Polentum oder wenigstens dessen einflußreicher Klerus die Gebundenheit seiner Schicksale an die Lebensbedingungen der Nachbarvölker in Nord, Süd und West erkennt. Weit verwickelter liegt die Frage der verkehrswirtschaftlichen Einheitlichkeit von Mittel- und Osteuropa. Wenn auch die Behauptungen über die industrielle und handelspolitische Abhängigkeit Polens von Rußland als irrig erwiesen sind, so war doch das einstige Jagellonenreich stets ein Block, der sich quer gegen den deutsch-russischen Güteraustausch mit seinem Trieb der Verkehrsausrichtung nach Norden und Süden, Ostsee und Schwarzem Meer legte. In gleicher Weise gehen die Handelswege der Ukraina von Natur nicht über Land nach Mitteleuropa, sondern durch das „gastliche Meer" nach der Donaumündung und dem Balkan oder durch den Bosporus zum Mittelmeer, während für die baltischen Uferstaaten die Ostsee der gegebene Verkehrsvermittler ist, der ihre Ausfuhr in gleicher Weise wie nach Deutschland nach Schweden und von dort weiter in das britische Machtgebiet zieht[1]). Hier also zeigt sich deutlich, daß das osteuropäische Problem seinen natürlichen Entwicklungsgesetzen und -trieben nach weit über den Schatten der Mittelmächte hinausragt, in den Bereich der Vierbunds- und skandinavischen Machtfragen hineingreift und mit zu deren Entscheidung hindrängt. Wie

[1]) Der Anteil Deutschlands und Englands am Handel Rigas und Revals zeigt in dem dreißigjährigen Zeitraum vor dem Krieg folgende Entwicklung:

	Riga		Reval	
	1882	1912	1882	1912
	in Millionen Rubel			
Einfuhr:				
Aus Deutschland	7,61	53,04	16,29	35,42
„ England	17,34	58,55	16,29	37,58
Ausfuhr:				
Nach Deutschland	6,20	42,98	3,85	3,15
„ England	32,99	81,77	7,54	7,65

Während also England diesen Teil des Ostseehandels früher vollständig beherrschte, hat Deutschland es mit der Zeit immer mehr aus dem Feld geschlagen, ja in Zahl und Tonnengehalt der Schiffe — es handelt sich um russische Statistik, welche den über Holland den Rhein hinauf gehenden Verkehr nicht als deutschen Handel erfaßt — allmählich überflügelt; immerhin bleibt der Umfang der britischen Handelsbelänge bemerkenswert.

aber die geheimen Abmachungen zwischen London und Petersburg über die Aufteilung der Türkei und die Dardanellen alle südöstlichen Mächte eindringlich darüber belehrt haben, was sie von einer britisch-russischen Machtverbrüderung unter Ausschaltung der Vierbundgegengewichte zu erwarten hätten, so sind durch die britischen Landkäufe in Estland, die Inselpachtgeschäfte und die sonstigen Machenschaften Englands zum Zweck, aus der Ostsee ein nordisches, von seiner Dreizackgewalt beherrschtes Mittelmeer zu machen, allen, die sehen wollen, die Augen darüber geöffnet worden, daß die Ententebündelei hier ebenfalls in der Gesamtwirkung lediglich darauf hinausläuft, die Schwächeren in der Völkerfamilie auf die Stufe von Dienstvölkern der Großmächtigen hinabzudrücken. Die Spiellage steht also auch in dieser Richtung grundsätzlich günstig für die Mittelmächte. Zum Hausgerät der gewohnheitsmäßigen Klagen über die Unfähigkeit deutscher Diplomatie gehört der Vorwurf, daß sie überall in der Wahrnehmung der handelswirtschaftlichen Vorteile Deutschlands versagt habe. Selbstverständlich fehlt die gegenteilige Behauptung nicht, daß die deutschen Botschaften, und vorab gerade die Petersburger, zu reinen Handelsagenturen geworden seien und durch einseitigen Druck zugunsten der deutschen Ausfuhrindustrie Öl ins Feuer des Deutschenhasses gegossen hätten. Mit Anklagen solcher Art wird auch jetzt der deutsche Geschäftsträger zu rechnen haben, aber zwischen Scylla und Charybdis beider um so sicherer den Kurs halten können, je mehr die Einsicht obwaltet, daß die wirtschaftliche Organisation zwischen Ost- und Mitteleuropa zunächst, genau wie die politische, nur langsam und systematisch, dem militärischen Stufenbau folgend, auszugestalten sein wird und daß den einstweilen unklaren Entwicklungsmöglichkeiten weit vorgreifende Entschlüsse wie jener, der Polen die Selbständigkeit gab, nur gleich mißliche Folgen haben können: Fußangeln für spätere Handlungsfreiheit zu schaffen.

Die lange Zeitdauer, welche die Entwicklung der russischen Krise bis zur gegenwärtigen Reife bedurfte und die vielleicht durch eine klügere deutsche Kriegspolitik abzukürzen gewesen wäre, hat doch in die Augen springende Vorteile. Ein noch unter zarischem Regiment stehendes, zum Friedensschluß bereites Rußland wäre trotz der schweren Niederlage ein schwer ins Gewicht fallender Machtfaktor geblieben. Weder wäre mit ihm ein Frieden unter gleich vorteilhaften Bedingungen wie heute abzuschließen gewesen noch wäre Deutschland der Arm so völlig frei für den Hieb und Stoß nach dem Westen geworden, wie es jetzt der Fall ist. Das alte, kleingewordene Großrußland mag seinem Schicksal eines in Aschen- und Schlammströmen sich selbst eindeckenden Vulkans ruhig überlassen werden. Bei den vom moskowitischen Stammreich abgelösten, unter das Patronat der Mittelmächte gestellten Randstaaten kann die militärische Deckung eng begrenzt, zum Teil sogar auf deren eigene Schultern abgeschoben werden, während der verwaltungstechnische Aufbau von den untersten Stufen schrittweise voranzubringen und im übrigen

erst in kontradiktorischen Verhandlungen eine juristische Grundlage für die harmonische Zusammenarbeit von Schutzherrn und Schützling zu schaffen ist. Alles Zerstören vollzieht sich in der Natur mit lärmender Kraftverschwendung, alles Wachsen und Werden nach dem Gesetz der geringsten Kraftaufwendung: in dem Bild ist der Schlüssel für unsere neue Ostmarkenpolitik gegeben. England wäre es gewiß sehr erwünscht gewesen, wenn Deutschland sich in möglichst vielen abenteuerlichen und verwickelten Unternehmungen auf dem osteuropäischen Kampfgebiet verstrickt hätte. Das Gegenteil ist heute der Fall. Der Ausblick nach dem Osten ist klar, mögen am russischen Horizont noch so viele schwarze Wolken sich zusammenballen. Das Sturmzentrum des Weltkriegs liegt einseitig im Westen, vorab über Flandern: was von dort aus die Stimme einer großen Schicksalsstunde zu Deutschland spricht, verdeutlicht eine naheliegende geschichtliche Erinnerung. Friedrich List, der seherische Künder und Wegweiser deutsch-nationaler Weltmachtschöpfung, hat in seinen geschichtlichen Betrachtungen mit Recht darauf aufmerksam gemacht, wie unter Karl dem Fünften die Vereinigten Niederlande „einen Komplex von Macht und Kraft bildeten, der ihrem Beherrscher mehr als alle Goldgruben der Erde und alle Gunst der Päpste die Herrschaft der Welt zu Land und See sichern mußte, wofern er nur die Natur dieser Kräfte erkannte und sie zu behandeln und zu benutzen verstand. Als Regent der Vereinigten Niederlande, als deutscher Kaiser und als Haupt der Reformation habe Karl alle materiellen und geistigen Mittel besessen, das mächtigste Industrie- und Handelsreich, die größte See- und Landmacht zu gründen, die je bestanden habe." Tatsächlich aber wußte der deutsche Kaiser diese Kräfte nicht zu nützen: er zersplitterte seine Macht in kirchlichen und legitimistischen Kämpfen, dachte nicht an die Schaffung einer Seemacht, welche „alle Segel von Dünkirchen bis Riga unter einer Flagge vereinigt haben würde", und noch weniger an eine systematisch und weitsichtig in Angriff zu nehmende überseeische Machtpolitik. So zerrieb sich das römische Reich deutscher Nation mangels Wegweisung nach großen äußeren Zielen in inneren Kämpfen; Belgien wurde die Beute der Könige Frankreichs, und als nach deren Sturz die junge Republik auf dem Festland siegreich gekämpft, über See aber fast alle Schutzgebiete verloren hatte, da machte ihr England den scheinbar wohlwollenden Vorschlag eines Austauschgeschäftes, wonach sie Belgien gegen Wiedereinsetzung in ihre Kolonialmacht herausgeben sollte. Frankreich war in einer Klemmlage. Gab es seine Ostmark heraus, so mußte es die Wiederkehr von Zuständen wie im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts fürchten, da England Herr der ganzen Normandie und der Grafschaften Flandern, Vermandois, Champagne war; schlug es das Anerbieten aus, wie es tatsächlich geschah, so war sein Schicksal besiegelt, über See auf die Stufe eines Satelliten Weltbritanniens herabzusinken. Disciti moniti! Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, was nach solchen Lehren der Geschichte die un-

weigerlichen und in männlicher Offenheit und Ehrlichkeit frei vor aller Welt zu verkündenden Aufgaben der deutschen Staatskunst im Westen sind, nachdem England und seine Gefolgschaft jede letzte und allerletzte Mahnung zum Frieden mit der gleichen Überheblichkeit zurückgewiesen haben. Just vor zwanzig Jahren schrieb Fontane in seinen Briefen an Morris: „Die größte Gefahr scheint Rußland; ich glaube, die größte Gefahr ist Amerika." Deutschland erkennt heute die gleiche Schwere beider Bedrohungen. Im Osten der Sozialismus, nach dem Zusammenbruch aller Schranken geschichtlicher Staatsordnung in furchtbarster Verwilderung sich austobend, im Westen sein Halbbruder, der Kapitalismus, der überall seine plumpen Polypenfüße ansetzt, um das Blut aus kräftigen, selbständigen Volkswirtschaften auszusaugen, dem im gegenwärtigen Krieg Heldentum „das gewöhnlichste Ding der Welt, das Großartigste daran und das Ungewöhnlichste die Geschäftsorganisierung ist", der die Welt im Geist der goldenen Internationale zu säkularisieren und sie unter die Aufsicht der Geldsackgewalt zu stellen sich anschickt. Deutschlands hoheitsvolle Aufgabe, das eigene Volk und die ganze Welt vor solchem Helotentum und solcher Zerrüttung der ererbten Gesittungsgrundlagen zu schützen, das ist ein jedem Bauern und jedem nicht von doktrinärem Dunst befangenen Arbeiter einleuchtendes Kriegsziel: in Erkenntnis dieser Wahrheit, in demgemäßem rechten Entschließen und rechter Tat möge rechter Glaube ein wahrer Friedensbringer und Volksbeglücker werden!

Untersuchungen zum Suchomlinow-Prozeß.

Von

Robert Hoeniger.

1. Die Enthüllungen des Suchomlinow-Prozesses.

Von seiten der Ententepresse ist der Vorwurf erhoben worden, das Wolffsche Telegraphenbureau habe sich in seiner Meldung über die Enthüllungen des Suchomlinow-Prozesses einer Fälschung schuldig gemacht. Das Telephongespräch mit Suchomlinow, in dem der Zar die Einstellung der russischen Mobilmachung befohlen habe, sei vom Wolff-Bureau mit falscher Datierung gemeldet, um dadurch die Behauptung zu stützen, „daß die russische Gesamtmobilmachung bereits am 29. Juli angeordnet war und durchgeführt wurde".

Die Möglichkeit der Fälschung habe sich das Wolff-Bureau dadurch verschafft, daß es den Angeklagten Suchomlinow sagen läßt: „In der Nacht zum 30. Juli läutete mich der Exzar an und befahl mir, die Mobilmachung aufzuheben." In Wahrheit sei es nicht die Nacht *zum*, sondern die Nacht *vom* 30. Juli, also nicht die Nacht zwischen dem 29. und 30. gewesen, sondern die zwischen dem 30. und 31. Juli. Durch die bloße Umfälschung des Wörtchens „von" in das Wörtchen „zum" gelange das Wolff Bureau zu einer Vordatierung der ganzen Angelegenheit um vierundzwanzig Stunden.

Der Verfasser des Buches „J'accuse!", der eifrigste literarische Verfechter der Ententelegende von der Schuld der Mittelmächte am Kriege, hat in Anknüpfung an diese angebliche Wolff-Fälschung den Nachweis[1]) versucht, daß die richtig verstandenen Aussagen im Suchomlinow-Prozeß „*nicht ein Jota* an dem Schuldurteil ändern, wie es — rechtskräftig und unerschütterlich — die ganze Welt, außerhalb der deutschen und österreichischen Grenzpfähle, gefällt hat: *Deutschland und Österreich sind und bleiben allein und ausschließlich schuldig, den europäischen Krieg herbeigeführt zu haben*". Das ist ein letzter verzweifelter Versuch, das mühsam aufgerichtete Lügensystem der Entente vor dem Zu-

[1]) Die „Enthüllungen" des Prozesses Suchomlinow vom Verfasser des Buches „J'accuse", Beilage der „Freien Zeitung" in Bern vom 22. September 1917 (Nr. 47).

sammenbruch zu retten. — Der Versuch ist mißglückt. In der Tat liegt eine Fälschung vor. Nur ist sie nicht vom Wolff-Bureau begangen.

Bekanntermaßen geht aus den Aussagen des Kriegsministers Suchomlinow wie des Generalstabschefs Januschkewitsch übereinstimmend hervor, daß der Zar an einem und demselben Tage um einhalbelf Uhr den Kriegsminister, gegen elf Uhr den Generalstabschef angerufen hat, um unter Hinweis auf die Friedensbemühungen des deutschen Kaisers die befohlene Mobilmachung anzuhalten. Nach dem Prozeßbericht der „Nowoje Wremja" verlegt General Januschkewitsch das Telephongespräch auf den Abend des 30. Juli. Andererseits berichtet dasselbe Blatt in der gleichen Nummer vom 13. (26.) August 1917, daß, laut Suchomlinows Aussage, sein Telephongespräch mit dem Zaren am Abend des 29. Juli stattgefunden habe. Es heißt im Text der „Nowoje Wremja": „w notsch na 17 oje Julja". Das ist: „in der Nacht zum 17. Juli", nach neuem Stil: „zum 30. Juli". Der Prozeßbericht der „Nowoje Wremja" nennt also für das Telephongespräch des Zaren mit Suchomlinow die Nacht vom 29. zum 30. Juli, für das Telephongespräch mit Januschkewitsch die Nacht vom 30. zum 31. Juli. Diese beiden miteinander unvereinbaren Daten finden sich ebenso in dem gleichlautenden Prozeßbericht von „Rußkoje Slowo" und „Djenj". Ein Datum ist notwendig falsch.

Die Beantwortung der Frage, welches Datum als unzutreffend auszuschalten ist, erweist sich von entscheidender Wichtigkeit für die richtige Erfassung der bedeutsamsten Enthüllung des Suchomlinow-Prozesses. Sie zwingt zur Aufrollung des ganzen Problems der russischen Mobilmachung und gestaltet sich außerordentlich verwickelt, weil die Datumsänderung, die hier zweifellos an einer Stelle erfolgt sein muß, in einen wahren Rattenkönig von Verdrehungen und Entstellungen hineingewirrt ist.

Zur leichteren Verständlichmachung der zu erörternden Zusammenhänge wird das Ergebnis unserer Untersuchung in der Frage der Datenfälschung hier vorangestellt: Nur die drei genannten Blätter haben das doppelte Datum für die beiden zusammengehörigen Teile des gleichen Vorgangs. Die sonstigen zu Rate gezogenen Zeitungsberichte geben den Abend des 29. Juli für das Telephongespräch an. Es erweisen sich auch die übrigen von General Januschkewitsch im Zusammenhang mit dem Telephongespräch angeführten Tatsachen, die er — wiederum nur nach dem Bericht jener drei Blätter — auf den 30. und 31. Juli verlegt, nach allen durch die Prozeßverhandlung verlautbarten Umständen wie nach urkundlich festliegenden Haltpunkten als um einen Tag vordatiert. Die Zeitansetzung des Wolff-Bureau für den 29. Juli ist also zutreffend, und der „J'accuse"-Verfasser, der für die Zeitansetzung auf den 30. Juli eintritt, ficht für eine Fälschung. Aber es geht um mehr als um ein gefälschtes Datum.

Es scheint, daß anfangs die Prozeßleitung unbefangen in die Ermittelungen eingetreten war, und daß die begreifliche Zurückhaltung der in

der Voruntersuchung vernommenen eingeweihten Militärs und Politiker die ganze Tragweite der bevorstehenden Gerichtsverhandlung nicht voraussehen ließ. Erst bei der am dritten Verhandlungstag beginnenden Zeugenvernehmung stellte sich die Gefahr heraus, daß über die russischen Kriegsvorbereitungen mehr als erwünscht ans Licht kommen könnte. „Der erste große Verhandlungstag", wie in einem Zeitungsbericht die Sitzung vom 12. (25.) August 1917 betitelt wird, spitzt sich in seinem Verlauf auf einen scharfen Gegensatz zwischen dem Zeugen Januschkewitsch, der bei Ausbruch des Krieges Generalstabschef der russischen Armee war, und dem Angeklagten, dem vormaligen Kriegsminister Suchomlinow, zu. Die Verteidigung sah sich veranlaßt, zugunsten ihres Klienten auf die Richtigstellung einiger Angaben des Hauptbelastungszeugen zu drängen. Der Angeklagte ließ sich im Eifer seiner Selbstrechtfertigung zu Offenherzigkeiten hinreißen, die den Schleier lüfteten, der über Umfang und Absicht der russischen Kriegsvorbereitungen gebreitet lag. Mit der Schuld der russischen Kriegspartei kam zugleich das lichtscheue Treiben der Ententepolitik an den Tag. An der Schonung der unter dem alten Regime wirksamen Kräfte hatte die neue revolutionäre Regierung Kerenskis nicht das geringste Interesse. Aber unter allen Umständen mußte die Bloßstellung der verbündeten Mächte verhütet und mußte das Lügensystem gerettet werden, das die Mittelmächte mit der Schuld am Kriege belasten will.

Die Sitzung vom 12. (25.) August 1917 ist die einzige, in der die Frage der russischen Mobilmachung zu eingehender öffentlicher Verhandlung gelangte. Entweder hat man im weiteren Verlauf des bis Anfang Oktober n. St. sich hinziehenden Prozesses die Öffentlichkeit bei dieser Frage ausgeschlossen, oder man ist ihrer tiefergreifenden Erörterung in stillschweigender Übereinkunft ausgewichen. Selbst die abschließenden Plädoyers des Präsidenten, des Staatsanwalts und der Verteidiger, wie das Schlußwort des Angeklagten haben es vermieden, genauer auf den heiklen Punkt einzugehen und ihn höchstens andeutend gestreift.

Der Streit zwischen Januschkewitsch und Suchomlinow dreht sich nicht eigentlich um die Feststellung von Daten und Tatsachen der Mobilmachungsentwicklung, sondern in erster Linie um die Frage, wer von den beiden am eifrigsten zum Kriege gedrängt und den Friedenswillen des Zaren am wirksamsten beiseite geschoben habe. Der Gerichtshof hat auf seinen Austrag kein Gewicht gelegt.

Die Prozeßberichterstattung hinterläßt den Eindruck, als ob auch der für uns bedeutsamere objektive Tatbestand der Mobilmachungsentwicklung im Gerichtssaal völlig ungeklärt geblieben wäre. Das erweist sich bei genauerem Zusehen als irrig. Nicht daß die Verhandlung an sich einen vollen Einblick in die fraglichen Zusammenhänge erschlossen hätte. Aber es wurde doch hinreichend deutlich, daß die nackten Tatsachen der russischen Mobilmachung und

die wichtigsten Stadien ihrer Vorgeschichte mit den Daten der Ententelegende nicht im Einklang standen. In dem Bestreben, eben solche peinlichen Aufklärungen nach Möglichkeit zu verhindern oder zu verdunkeln, haben Prozeßführung und Prozeßberichterstattung sich zusammengefunden. Der Gerichtshof hat es abgelehnt, weitere, von der Verteidigung vorgeschlagene Zeugen vorzuladen. Die Begründung kennen wir nicht. Wir dürfen annehmen, daß die Ablehnung erfolgte, weil man mehr darüber nicht verlauten lassen wollte.

Die Prozeßberichterstattung hat fast ausnahmslos die Aussagen und Angaben, die ein Urteil über die wirkliche „Schuld am Kriege" ermöglichten, unterschlagen oder sinnentstellend umredigiert. Trotzdem hat schon das Wenige, was als Belastung der russischen Kriegspartei aus dem wirren Durcheinander der lückenhaften, verschwommenen und widerspruchsvollen Zeitungsberichte zu entnehmen war, in den Kreisen der Entente starke Beklemmungen verursacht. Als am 26. August 1917 die ersten Petersburger Telegramme etwas über die Gerichtsverhandlung des 25. August verlauten ließen, hat man in Paris und London etliche Tage in hilfloser Verlegenheit geschwiegen. In Frankreich hat man die Nachrichten unterdrückt. In England schrieb die „Morning Post" [1]:

> Die vorzeitigen Veröffentlichungen der Petersburger Telegraphenagentur über den Suchomlinow-Prozeß seien ohne Wissen und ohne Billigung der provisorischen Regierung erfolgt. Eine Untersuchung gegen die schuldigen Beamten der Petersburger Agentur sei eingeleitet. Die bisherigen Veröffentlichungen hätten jedenfalls keinen Anspruch auf Authentizität, und eine amtliche Richtigstellung würde ihnen folgen.

Die von London aus angstvoll erbetene amtliche Petersburger Richtigstellung ist ausgeblieben. Als Ersatz wird im folgenden eine Erörterung geboten, die im Dienst der Wissenschaft der Wahrheit näherzukommen sucht.

Die Prozeßberichterstattung.

Ein zuverlässiges amtliches Protokoll über die Gerichtsverhandlung liegt nicht vor. Wir sind auf Zeitungsberichte angewiesen, die in den größeren Blättern schon am folgenden Tage standen. Flüchtigkeiten und Mißverständnisse sind bei der Hast des Pressedienstes eine unvermeidliche Beigabe. Schlimmer als solche unabsichtlichen und meist leicht erkennbaren Unstimmigkeiten macht sich die Rücksichtnahme der Berichterstattung auf vermeintlich gefährdete öffentliche oder Parteiinteressen bemerkbar, um derentwillen manches verschwiegen oder umgebogen zu werden pflegt. Solche Trübungen treten in unserem Fall besonders kraß hervor.

[1] Nach Meldung der „Vossischen Zeitung" vom 9. Oktober 1917.

Es kennzeichnet die Sachlage, daß die der Entente dienstpflichtige russische Presse in der Unterdrückung der unbequemen Äußerungen oder in ihrer Umdeutung das Stärkste leistet. An der Spitze dieser Blätter marschiert „Nowoje Wremja". Das Blatt, von jeher chauvinistisch, gehört der Northcliffe-Presse an, ist also schlechthin der Entente verschrieben. Daneben ist „Rußkoje Slowo" zu nennen. Das Moskauer Blatt stand unter dem alten Regime in nahen Beziehungen zu Sazonow und hatte auch weiterhin seine Verbindung mit dem russischen Ministerium des Äußeren aufrecht erhalten. Von Hause aus Organ der liberalen Kaufmannschaft, war es stets auffallend englandfreundlich. Seit dem Kriege stützt es mit wirtschaftlicher Begründung eine entschieden deutschfeindliche Politik und gibt in diesem Zusammenhang einer scharf nationalistischen Stimmungsmache Raum. Nach der ganzen Stellungnahme des ersten russischen Diktators überrascht es nicht, daß als drittes Blatt der radikal fortschrittliche „Djenj" dieser Gruppe angehört. Das Blatt war als Organ Kerenskis in die Ententegefolgschaft gezwungen.

Den genannten drei Blättern stand unverkennbar ein einheitlich bearbeiteter Originalbericht zur Verfügung, den sie durch Streichungen und Änderungen variierten. Hätten wir lediglich die Berichte dieser Zeitungsgruppe zur Verfügung, so wäre der Ertrag der Gerichtsverhandlung für die Vorgeschichte des Krieges außerordentlich mager. Sicherlich brächte er mehr Verwirrung als Klärung.

Auch die Mehrzahl der nicht völlig im Dienste der Entente stehenden Organe tragen zum mindesten Scheu, Vorgänge aufzudecken, die für Rußland schwer kompromittierend waren. Auch sie vertuschen und übertuschen. Aber sie bewegen sich in ihrer Berichterstattung doch freier als die an strenge Weisung gebundene Ententepresse und lassen dadurch — oft genug unabsichtlich — etwas mehr von der Wahrheit durchschimmern. Am ausführlichsten referiert das Petersburger Finanzblatt, „Birshewija Wjedomosti", das in den Glanztagen Suchomlinows mit dem russischen Kriegsministerium in enger Verbindung stand. „Utro Rossij", Organ der russischen Großindustrie, „Rjetsch", das Hauptblatt der Kadettenpartei, „Nowoja Shisnj", das revolutionäre Blatt Maxim Gorkis, und „Djelo Naroda", das Blatt der unter Tschernows Leitung stehenden sozialrevolutionären Bauernbündler, bringen kürzere Berichte. Die liberale „Rußkaja Wolja" bietet eine Reihe lebendiger, das Verständnis unterstützender Stimmungsbilder aus dem Gerichtssaal. Als verhältnismäßig am zuverlässigsten erweist sich der Bericht des Moskauer Professorenblattes „Rußkija Wjedomosti". Es war vor dem Kriege die objektivste russische Zeitung, materiell unabhängig, vornehm im Ton, fast unpolitisches Kulturorgan. In dem Bericht läßt sich, abgesehen von einem Fall, der tatsächlich verschleiernd wirkt, aber der als ein unbeabsichtigtes Redaktionsversehen erklärt werden könnte, keine unmittelbare Entstellung der Aussagen erkennen. Das Blatt hilft sich lieber durch große Lücken in der Bericht-

erstattung über peinliche Momente hinweg. An einigen entscheidend wichtigen Stellen bietet gerade dieses Blatt die Aussagen in unverkennbar treuer Fassung und leistet damit der Wahrheit einen wirklichen Dienst.

Der dritte Verhandlungstag des Suchomlinow-Prozesses.

In der Gerichtssitzung vom 25. August 1917[1]), in der der ehemalige Generalstabschef Januschkewitsch als Zeuge gegen den Angeklagten, den ehemaligen Kriegsminister Suchomlinow, auftrat, ist mehrfach ein Anlauf zur Klarstellung der Umstände genommen worden, unter denen sich die russische Mobilmachung vollzog.

Das Gericht beginnt nach zeitraubender Erledigung einiger prozessualgerichtlicher Vorfragen mit der Zeugenvernehmung. Nach dem Bericht des „Rußkoje Slowo" leitet General Januschkewitsch seine Aussage mit der Erklärung ein, daß er seine in der Voruntersuchung gemachten Angaben vollinhaltlich aufrecht erhalte, obgleich er gegenwärtig nach so langer Zeit manches schon vergessen habe. Auf die erste Frage des Präsidenten über die Bewaffnung der Armee bei Kriegsbeginn lautet seine Antwort:

> „Ich weiß nicht, wie weit ich hierüber heute schon öffentlich aussagen darf."
> Präsident: „Sie dürfen alles sagen."
> General Januschkewitsch beginnt eine fließende, zusammenhängende und überzeugende Erzählung. („Rußkoje Slowo.")

Wie in einer Ouvertüre die Motive angeschlagen werden, die in dem Musikwerk zu vollem Ausklang gelangen, so klingen in dieser ersten Zeugenvernehmung alle Fragen an, deren Erörterung sich durch den ganzen Prozeß hinzieht: unzulängliche Versorgung der Armee namentlich in bezug auf Artilleriemunition und Gewehre, Beziehungen des Angeklagten zu verdächtigen Persönlichkeiten, daneben Andeutungen über den Gang der Mobilmachung und über Operationspläne. Von den wenig erquicklichen Klatschgeschichten, die sich im weiteren Verlauf des Prozesses breit vordrängen, ist an diesem Verhandlungstage noch nicht die Rede. Wir wären unsererseits vollauf befriedigt, wenn die Wiedergabe der Aussagen unzweideutig erkennen ließe, was über die erwähnten großen Fragen gesagt, was nur gestreift oder ganz übergangen wurde. Aber solche Kenntnis wird uns nur sehr kümmerlich zuteil.

Die Vorgeschichte der Mobilmachung.

Die Vernehmung des Generals Januschkewitsch nimmt zwei Stunden in Anspruch. „Nowoje Wremja" äußert sich mit wenigen Worten über das persönliche Auftreten des Zeugen:

[1]) Die Daten sind, wo ein Vermerk fehlt, nach neuem Stil angegeben. Die angeführten Zeitungsstellen sind, wo ein anders lautender Hinweis fehlt, den Nummern vom 26. August 1917 entnommen.

Seine Aussagen sind außerordentlich fließend; er ist sichtlich ein geübter Redner, der in jeder Lage zu sprechen versteht.

Aus der „Rjetsch" erfahren wir, daß seine Rede „klar und ausdrucksvoll" gewesen ist; „er ist Professor an der Akademie des Generalstabs". Weniger liebenswürdig wird Januschkewitsch vom „Utro Rossij" als „der listenreiche Odysseus der Infanterie" bezeichnet.

Mehrfach greift der Oberstaatsanwalt in den Gang der Verhandlung ein. Eine seiner Fragen berührt den Kernpunkt der Fragen, auf die unser Augenmerk gerichtet ist. Sie wird uns in vollem Wortlaut nur aus dem Bericht der „Birshewija Wjedomosti" bekannt:

Der Oberstaatsanwalt wendet sich an den Zeugen mit der Frage: „Können Sie erklären, warum die Frage der allgemeinen Mobilmachung gerade in einem Augenblick verzögert wurde, als die Kriegsgefahr bereits klar feststand, und warum nur eine Teilmobilmachung durchgeführt wurde? Können Sie ferner erklären, welche Rolle in dieser Beziehung der Kriegsminister Suchomlinow und das Ministerium des Äußern gespielt haben?"

Wir erfahren aus verschiedenen Blättern sensationelle Einzelheiten aus den Anfangsstadien der Vernehmung, namentlich über die peinlichen Verlegenheiten, in die die kämpfende Truppe durch den Mangel an Artilleriemunition und Gewehren geraten ist. Wie weit der Zeuge auf die Frage des Oberstaatsanwalts eingegangen ist, bleibt im Dunkeln. Was „Birshewija Wjedomosti" als Antwort geben, ist von Januschkewitsch im zweiten Teil der Sitzung ausgesagt, als Antwort auf eine im Verlauf des Verhörs von der Verteidigung gestellte Frage. Ebenso schweigsam sind die anderen Zeitungsberichte, die sämtlich bis auf „Rjetsch" nicht einmal das Eingreifen des Oberstaatsanwalts erwähnen. „Rjetsch" streift den Vorgang. Wir erfahren, daß als erste Verfügung zur Verstärkung der Rüstung vor dem Kriege am 25. Juli die „vorbereitende Mobilmachung" erklärt worden sein soll. Das ist alles, was über die unmittelbare Antwort des Zeugen durchsickert.

Dem „Djenj" entnehmen wir, daß auf die Vernehmung des Generals Januschkewitsch die Mittagspause folgte. Nach Wiederaufnahme der Verhandlungen wird seitens der Verteidigung die Mobilmachungsfrage erneut angeschnitten. Die anschließende Erörterung füllt den ganzen Rest der Sitzung. „Nowoje Wremja", „Rußkoje Slowo" und „Djenj" berichten wie folgt:

Rechtsanwalt Sacharjin fragt den Zeugen, ob ihn nicht am Tage der Mobilmachung der Exzar telephonisch angerufen und ihm gesagt habe, daß die Mobilmachung entweder verschoben oder aufgehoben werden müsse?

Der Zeuge antwortet, daß ein solcher telephonischer Anruf erfolgt sei, daß die Unterredung sich aber nicht um Aufhebung der Mobilmachung, sondern nur um die Ersetzung der allgemeinen Mobilisierung durch eine teilweise — der vier südwestlichen Militärbezirke — drehte.

Auf Verlangen der Verteidigung, über sein Telephongespräch mit dem Exzaren genauer zu berichten, erzählt der Zeuge die Vorgänge, die der Kriegserklärung vorausgingen: „Anfänglich war beschlossen worden, nur eine Teilmobilmachung — der vier Bezirke — zur Abschreckung Österreich-Ungarns zu erklären, dann aber wurde diese Frage anders entschieden, und am 30. Juli, nach meinem Vortrage bei dem Exzaren, wurde von diesem der Ukas an den Senat, betreffend die allgemeine Mobilmachung, unterschrieben. Indem ich auf der allgemeinen Mobilmachung bestand, erklärte ich damals, daß es unerläßlich sei, Rußlands Haltung nicht nur Österreich-Ungarn gegenüber, sondern auch gegenüber dem hinter seinem Rücken stehenden Deutschland zu zeigen."

Soweit stimmen die drei Ententeblätter überein. In dem folgenden Satz nennt „Nowoje Wremja" in sachlich bemerkenswerter Abweichung für die Durchführung des „militärischen Kampfprogramms" das Jahr 1915, während „Rußkoje Slowo" und „Djenj" das Jahr 1918 angeben. Im übrigen ist der Passus durch ungeschickte Setzerarbeit oder durch einen verunglückten Korrekturversuch zum Teil verballhornt. Wir geben die Fortsetzung nach dem Wortlaut von „Rußkoje Slowo" und „Djenj":

„Wir wußten genau, daß Deutschland den Krieg wollte und daß es nicht von ihm abstehen konnte, da es wußte, daß unser großes Militärprogramm im Jahre 1918 fertig sein würde, und es die Zeit bis zur Durchführung dieses Programms ausnutzen mußte."

Der Schlußsatz lautet in allen drei Blättern:

„Von Peterhof begab ich mich in die Sitzung des Ministerrats und überbrachte („Rußkoje Slowo" schreibt statt ‚überbrachte' ‚verlas'. d. Verf.) den vom Kaiser unterschriebenen Ukas über die Mobilmachung."

Die Berichte der anderen Blätter rücken die Aussage des Generals Januschkewitsch in eine wesentlich andere Beleuchtung, und auch das Tatsächliche des Vorganges der Umwandlung von Teilmobilmachung in Gesamtmobilmachung weicht von den Angaben der drei Ententeblätter in bemerkenswerter Weise ab.

„Rußkaja Wolja" verweilt bei der persönlichen Haltung des Zeugen auf die Frage, was der Zar in seinem Telephongespräch befohlen habe:

General Januschkewitsch schweigt und blickt mit verhaltener Erregung auf den Vorsitzenden. Der ganze Saal horcht auf. Das Publikum hält den Atem an und geht leise, auf den Fußspitzen, näher an die Estrade heran. Die Geschworenen recken die Hälse. Nach einigen Augenblicken erregten Schweigens beginnt Januschkewitsch, der bisher laut, deutlich und mit vielem Ausdruck gesprochen hatte, leise und vorsichtig zu erzählen, wie wenn er sich erst in seine Worte hineindenke, selbst sich alles ins Gedächtnis rufe. Die herzbeklemmende Erzählung fließt langsam, Wort für Wort.

„Ich habe die Ehre, dem Senat zu berichten, daß, wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stiche läßt, ich einen derartigen Befehl tatsächlich empfangen habe. Ich muß aber sagen, daß nicht die Rede davon war, die Mobilisation überhaupt rückgängig zu machen, sondern nur die Gesamtmobilisation anzuhalten,

das heißt, wir sollten nach dem Sinne dieses Befehls nur die Teilmobilisation vornehmen."

Der General hält von neuem einen Augenblick inne.

„Die Sache lag so," spricht er weiter, „daß durch eine Teilmobilisation wir nur Österreich bedrohen konnten —; wir entschlossen uns damals dazu, indem wir Serbien unter unseren Schutz nahmen. Wir wußten aber, wie ich bereits die Ehre hatte, zu berichten, daß Deutschland der Verbündete Österreichs ist, und daß die Mobilisation gegen Österreich auch die Mobilisation gegen Deutschland bedeutet. Außerdem wußten wir genau, daß Deutschland nach dem Kriege gerade jetzt dürstete, zu einer Zeit, da unser großes Rüstungsprogramm noch nicht vollendet war — dasselbe sollte erst im Jahre 1917 fertig sein —, da unsere Kriegsmacht nicht auf jener Höhe stand, auf welcher sie, den Mitteln des Landes entsprechend, stehen konnte. Wir wußten, daß der Krieg unvermeidlich sei, nicht nur mit Österreich, sondern auch mit Deutschland. Deshalb wäre eine Teilmobilisation nur gegen Österreich, die unsere Front gegen Deutschland offen gelassen hätte, unzweckmäßig gewesen. Das hätte ein Unglück hervorrufen können. Das ist selbst jedem Nichtmilitär verständlich."

Aus der hier gegebenen Fassung der Aussage ist die Behauptung hervorzuheben, daß Rußland die Teilmobilmachung gegen Österreich zum Schutze Serbiens ins Auge gefaßt habe. Ferner ist zu unterstreichen, daß die Wendung: „die Mobilisation gegen Österreich bedeute die Mobilisation gegen Deutschland" genau der schroffen Weisung des Geheimerlasses vom 30. September 1912 für die Mobilisation des VI. Armeekorps entspricht, endlich, daß die Durchführung des großen Rüstungsprogramms für das Jahr 1917 angegeben wird. Das ist verhältnismäßig viel an greifbar Tatsächlichem. Um so mehr vermissen wir jede klare Auskunft über die bedeutsame Entschließung, die die volle Mobilmachung an Stelle der teilweisen setzte. Wir gewinnen aus dem anschaulichen Szenenbild nur den Eindruck, daß die von „Nowoje Wremja" so nachdrücklich betonte sichere Haltung des Zeugen zeitweilig ins Wanken geriet.

Auf festeren Boden gelangt die Untersuchung erst durch den Bericht der „Birshewija Wjedomosti". Schon oben (S. 21) ist bemerkt, daß das Blatt die am Nachmittag durch die Verteidigung veranlaßten Ausführungen des Generals Januschkewitsch als Antwort auf eine Frage des Oberstaatsanwalts in der Vormittagssitzung erscheinen läßt. Was Januschkewitsch in der Vormittagssitzung dem Oberstaatsanwalt erwidert, was er sonst in dem zweistündigen Verhör gesagt hat, ist, einschließlich der in der Nachmittagssitzung von der Verteidigung gestellten Frage, mit einem Zuge gestrichen. Erst die Antwort auf die Frage der Verteidigung ist stehen geblieben:

Januschkewitsch: „Als sich herausgestellt hatte, daß der Krieg unvermeidlich war, bestand ich auf der Forderung einer allgemeinen Mobilmachung, da es für mich klar war, daß die Anstifter nur vorgeschobene Leute in dem fremden Spiele waren. Gleichzeitig war es für mich klar, daß die Anordnung einer Mobilmachung die Kriegserklärung seitens Deutschlands hervorzurufen drohte.

Da aber die Stellung Deutschlands keinerlei Zweifel zuließ, so bestand ich dem Exzaren gegenüber auf der Anordnung einer allgemeinen Mobilmachung und fuhr am 27. Juli in den Ministerrat, wo ich mir die Unterschriften der drei Minister (des Krieges, der Marine und des Äußeren[1]) sicherte, die für die Erklärung einer allgemeinen Mobilmachung erforderlich sind. Danach traf ich sofort die entsprechenden Anordnungen und erteilte die entsprechenden Instruktionen."

„Rjetsch" und „Nowoja Shisnj" melden die Aussage mit dem gleichen Anfangssatz:

„Als sich herausgestellt hatte, daß der Krieg unvermeidlich war . . ."

aber während nach „Birshewija Wjedomosti" Januschkewitsch die Überzeugung gewonnen hat, daß die Anordnung einer Mobilmachung die Kriegserklärung Deutschlands hervorzurufen drohe, ist es nach „Rjetsch" und „Nowoja Shisnj" der Zar, der gegen die von Januschkewitsch geforderte Gesamtmobilmachung den Einwand erhebt,

daß die allgemeine Mobilmachung den Krieg nicht nur mit Österreich, sondern auch mit Deutschland hervorzurufen drohe.

Die Einholung der Unterschriften der drei Minister wird von beiden Blättern auf den 29. Juli angegeben.

„Utro Rossij" berichtet, ohne Zeitangabe und ohne Erwähnung begleitender Umstände, daß der Zar sich gegen die Forderung der allgemeinen Mobilmachung gesträubt habe. — In keinem dieser Blätter wird eine ausdrückliche Zustimmung des Zaren oder gar seine Unterschrift für die allgemeine Mobilmachung erwähnt, wie es seitens der Ententepresse geschieht. Noch schroffer stellt sich der Abstand in der kurzen Meldung von „Djelo Naroda" dar:

„Am 27. Juli erhielt ich (es spricht der General Januschkewitsch) den Befehl, die volle Mobilmachung anzuordnen, und abends, nachdem ich alle Verfügungen getroffen hatte, fuhr ich in den Ministerrat, wo ich auch die Unterschriften dreier Minister erhielt, die zur Verkündigung des Manifestes notwendig sind."

Hier taucht in der Aussage des Januschkewitsch wiederum das Datum des 27. Juli als Zeitpunkt für die ministerielle Anordnung der allgemeinen Mobilmachung auf. Der Zar wird überhaupt nicht genannt. Es bleibt ungesagt, wer den Befehl zur Verkündigung der allgemeinen Mobilmachung am 27. Juli erteilt hat.

So schimmert durchweg in den Blättern, die nicht bedingungslos der Entente dienstbar sind, etwas davon durch, daß der Zar den Widerspruch gegen die allgemeine Mobilmachung zäh festgehalten hat. Von einem Ukas des

[1]) Irrig. Richtig: des Innern. Wohl nur ein Versehen der Berichterstattung.

Zaren und dessen Bekanntgabe an den Ministerrat ist überhaupt nicht die Rede. Nur die nach Angabe des Generals Januschkewitsch zuständigen drei Minister haben für den Erlaß der Gesamtmobilmachung am 27. (oder am 29.) Juli ihre Unterschrift geleistet, die selbstverständlich der allerhöchsten Bestätigung bedurfte, um Rechtskraft zu erlangen.

Der Befehl des Zaren zur Anhaltung der Mobilmachung.

Die seltsamen Widersprüche der Berichterstattung schleppen sich zunächst in der Datierung weiter. Nach der Ententepresse hatte Januschkewitsch die Unterzeichnung des Gesamtmobilmachungsbefehls durch den Zaren am 30. Juli erreicht. Die Fortsetzung seiner Aussage lautet in dieser Blättergruppe:

„Am selben Tage aber gegen elf Uhr abends wurde ich vom Zaren telephonisch angerufen. Mir wurde die Frage vorgelegt: Wie steht es mit der Mobilmachung? Ich antwortete, daß die Sache bereits im Gange sei. Mir wurde eine neue Frage vorgelegt: Ginge es nicht, die allgemeine Mobilmachung nicht bekannt zu geben, könnte man sie nicht durch eine Teilmobilmachung ausschließlich gegen Österreich-Ungarn ersetzen? Ich antwortete, daß das außerordentlich schwierig sei, daß es eine Katastrophe nach sich zu ziehen drohe, daß die Mobilmachung bereits begonnen habe, daß schon vierhunderttausend Reservisten zu den Waffen gerufen seien. Darauf wurde mir vom Zaren rückhaltlos erklärt, daß er von Wilhelm ein Telegramm erhalten habe, in dem dieser sich mit seinem Ehrenwort verbürge, daß, wenn die allgemeine Mobilmachung nicht erklärt werden wird, die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland wie bisher freundschaftlich bleiben würden.

Unter anderem erzählt General Januschkewitsch, daß der Inhalt aller seiner Unterredungen, darunter auch die Unterredung mit dem Zaren, dem deutschen Generalstabe gut bekannt waren. Jedesmal, wenn er in jenen Tagen mit irgend jemandem verbunden wurde, hörte er am Telephon das charakteristische Geräusch einer Verbindung mit einer dritten Person. Nach einigen Tagen ließ sich General Januschkewitsch einen direkten Draht legen.

Soweit stimmen „Nowoje Wremja", „Rußkoje Slowo" und „Djeni" überein. „Rußkoje Slowo" vervollständigt den letzten Satz durch die Bemerkung, daß der Zeuge sich die direkte Telephonleitung nach Peterhof legen ließ. Das Blatt ergänzt ferner:

Auf weitere Fragen zu diesem Gegenstand erklärt Januschkewitsch: „Ich wagte, dem früheren Kaiser vorzustellen, daß ich mir erlaubte, dem Ehrenwort Wilhelms nicht zu glauben, und daß Deutschland, wie mir bestimmt bekannt, schon mobilisierte. Tatsächlich hatte ich in diesem Augenblick genügend zuverlässige Nachrichten, daß Deutschland schon mobilisierte. Die Sache lag daran, daß die Mobilisierung in Deutschland sich anders als bei uns vollzieht. In Deutschland führt die Mobilisierung der Kriegsminister aus, aber bei uns geschieht dies durch Veröffentlichung eines Ukas durch den Senat."

Daß der Zar gleichwohl ausdrücklich auf seinem Befehl beharrt, bleibt ebenso wie die nachfolgende telephonische Verständigung des Januschkewitsch mit Suchomlinow in den drei Ententeblättern unerwähnt.

Alle sonst für unsere Untersuchung herangezogenen Blätter, die im Gegensatz zu den Ententeblättern durchweg statt der Unterzeichnung des Gesamtmobilmachungsbefehls durch den Zaren nur die Unterschrift der drei Minister erwähnen, melden das Telephongespräch des Zaren mit Januschkewitsch für den 29. Juli[1]).

Die „Birshewija Wjedomosti" schreiben:

„Am Abend des 29. Juli wurde ich telephonisch angerufen (der Zeuge gibt nicht an, wer ihn angerufen hat; aus seinen Aussagen geht aber hervor, daß es von seiten des Zaren aus Zarskoje Selo erfolgte) und gefragt, wie es mit der Mobilmachung stände. Ich antwortete, daß der Chef der Mobilisationsabteilung bereits die Telegramme wegschickte. Darauf wurde mir mitgeteilt, daß ein Telegramm Kaiser Wilhelms eingetroffen sei, in dem er auf sein Herrscherehrenwort versicherte, daß Deutschland nicht gegen Rußland auftreten würde, wenn Rußland die Mobilmachung rückgängig machen würde[2])." ... „Ich bat aufs inständigste, den Befehl der allgemeinen Mobilmachung nicht rückgängig zu machen, aber das Ehrenwort Kaiser Wilhelms siegte, und ich erhielt den Befehl, nur eine Teilmobilmachung anzuordnen."

Von „Rußkaja Wolja" wird mit besonderem Nachdruck wiederholt hervorgehoben, wie General Januschkewitsch seine Angaben nur zögernd und erst auf beharrlich erneute Fragen der Verteidigung herausbringt:

Die Verteidigung ersucht den General beharrlich, auf die Frage zu antworten, ob er etwas über das telephonische Gespräch des Zaren mit Suchomlinow am 29. Juli weiß, ob endlich der frühere Zar an demselben Tage telephonisch aus Zarskoje Selo mit ihm selbst, dem General Januschkewitsch, gesprochen habe? Wovon dieses Gespräch handelte? Hat der Zar dem General Januschkewitsch nicht befohlen, die Mobilmachung gänzlich einzustellen, nicht nur die volle, sondern auch die Teilmobilisation?

[1]) Eine scheinbare Ausnahme macht nur „Djelo Naroda". Das Blatt, das die Daten besonders willkürlich durcheinanderwirft, knüpft an die von Januschkewitsch für den 27. Juli angegebene Einholung der Ministerunterschriften den Satz:

„Als ich zurückkehrte, klingelte man mich telephonisch aus Zarskoje Selo an" (es folgt das Telephongespräch mit dem Zaren. d. Verf.)

Danach hätte das Telephongespräch des Zaren am 27. Juli stattgefunden. Aber die nachfolgende Zeitansetzung des Sazonowschen Vortrages beim Zaren wie der erneuten Beratung der Mobilmachung auf den 30. Juli erweist, daß die ganz aus dem Rahmen fallende Datierung des Telephongespräches sich lediglich durch Einflickung des angeführten lückenbüßenden Satzes eingeschlichen hat, der an Stelle einer redaktionellen Streichung getreten ist.

[2]) Es folgt eine Abschweifung, in der der Zeuge behauptet, daß man in Berlin über „die allergeheimsten Berichte, die amtlichen Beratungen und die privaten Besprechungen" auf das genaueste unterrichtet war. Er will das auf Abhorchen der telephonischen Gespräche durch Einschalten einer dritten Person zurückführen. Das habe ihn zur Anlage einer direkten Fernsprechleitung von seinem Dienstkabinett nach Zarskoje Selo veranlaßt.

Weiter ergeht er sich in einer Auseinandersetzung über den Unterschied der Mobilmachungsvorschriften in Rußland und Deutschland, auf die wir im dritten Abschnitt zurückkommen.

„Wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stiche läßt, so ist in dem Gespräch per Telephon, das eine halbe Stunde gedauert hat, mir geradezu der Befehl erteilt worden, nur die Gesamtmobilmachung abzustellen. Mir wurde mitgeteilt, daß der frühere Zar ein Telegramm Kaiser Wilhelms erhalten habe, und in diesem Telegramm habe Wilhelm mit seinem Ehrenwort versichert, daß Deutschland nicht zu kämpfen gedenke, daß somit Rußland keine volle Mobilmachung vorzunehmen brauche."

Auf die wiederholte Frage des Verteidigers erklärt Januschkewitsch, daß, als er dies Suchomlinow erzählt habe, dieser ihm befohlen habe, die Frage dem früheren Zaren „noch einmal vorzutragen". Gleichzeitig riet Suchomlinow ihm, Sazonow aufzusuchen und ihn zu bitten, seinen ganzen Einfluß aufzuwenden, daß der Zar das Land nicht in das Unglück einer Teilmobilmachung stürze.

„Rußkija Wjedomosti", die bis dahin einen ganz knappen und farblosen Bericht geben, dem wir keinen wesentlichen Zug entlehnen konnten, fügen hinzu, daß Suchomlinow nach Angabe des Januschkewitsch erklärt habe:

Er (Januschkewitsch) werde als Chef des Stabes des künftigen Höchstkommandierenden die Verantwortung für diese oder jene Entscheidung selbst tragen müssen, und daß er deswegen unmittelbar dem Zaren Vortrag halten müsse.

Endgültige Entschließung über die allgemeine Mobilmachung.

Der Rest der Aussage des Generalstabschefs ist in den der Entente dienstpflichtigen Blättern in knappster Fassung gegeben.

„Nowoje Wremja", „Rußkoje Slowo", „Djenj":

„Nach dieser Unterredung mit dem Zaren" — fährt der Zeuge fort — „fuhr ich (‚Rußkoje Slowo' schreibt: ‚stürzte ich'. d. Verf.) zum Minister des Auswärtigen Sazonow und überzeugte ihn davon, daß ein Widerruf der allgemeinen Mobilmachung im Augenblick unmöglich sei. Es wurde beschlossen, daß er am nächsten Morgen (31. Juli) dem Zaren neuen Vortrag halten solle. Er hielt diesen Vortrag wirklich, und am folgenden Tage um viereinhalb Uhr fand eine Sitzung im Schloß statt, an der der Minister des Auswärtigen, der Kriegsminister und ich teilnahmen. In zehn Minuten beschlossen wir, daß eine Zurücknahme der allgemeinen Mobilmachung unmöglich sei, und daß diese Zurücknahme für Rußland katastrophal sein würde."

„Nowoje Wremja" und „Djenj" brechen mit diesem Satze den Bericht ab. „Rußkoje Slowo" fährt allein fort:

„und in diesem Sinne wurde dem Kaiser durch den Minister des Auswärtigen Vortrag gehalten. Um fünf Uhr abends wurde die Frage der allgemeinen Mobilmachung in endgültiger Form entschieden."

Die übrigen Blätter berichten die Vorgänge in gleicher Abfolge, aber für den 30., nicht für den 31. Juli, und sie nennen als Aufenthaltsort des Zaren Zarskoje Selo, nicht Peterhof.

Der kurze Bericht der „Djelo Naroda" möge im Wortlaut folgen:

Am 30. Juli fuhr Sazonow nach Zarskoje Selo und kehrte von dort mit dem Befehl zurück, die Frage der Mobilmachung nochmals einer prüfenden Erwägung zu unterziehen. Es wurde eine Beratung veranstaltet unter Teilnahme des Zeugen und der Minister des Auswärtigen und des Krieges. Die Beratung dauerte fünf Minuten; alle erklärten sich für die volle Mobilmachung. General Januschkewitsch rief den ehemaligen Zaren telephonisch an und machte ihm vom Beschluß Mitteilung. Der Zar befahl, den Hörer Sazonow zu übergeben; nach Rücksprache mit diesem wurde die Bewilligung erteilt, die allgemeine Mobilmachung des ganzen Heeres zu vollziehen.

Dank allen diesen Besprechungen und Schwankungen verloren wir für uns äußerst wichtige drei Tage.

Durchweg, auch in den Ententeblättern, wird lediglich die telephonische Zustimmung des Zaren erwähnt. Nur in der „Rjetsch" findet sich ein weiterer Zusatz. Das Blatt schließt die Januschkewitsch-Aussage:

Die allgemeine Mobilmachung war entschieden, worüber auch ein Ukas erfolgte.

Wir stehen verwundert vor der verschiedenartigen Fassung der Darlegungen des Generalstabschefs. Januschkewitsch spricht über die Entwicklung der russischen Mobilmachung. Den Ausgangspunkt nimmt er nach allen Berichten von der anfänglich gegen Österreich beschlossenen Teilmobilmachung. Er erzählt, wie der Zar gedrängt wird, in die allgemeine Mobilmachung zu willigen. Von da geht die Berichterstattung auseinander. Nach der Version der Ententeblätter läßt sich der Zar von der Notwendigkeit der allgemeinen Mobilisation überzeugen. Er unterzeichnet am 30. Juli in Peterhof eigenhändig den Gesamtmobilmachungsbefehl. Von Peterhof bringt der Generalstabschef den Ukas in den Ministerrat. Die Durchführung der Gesamtmobilmachung wird noch an demselben Tage in die Wege geleitet. — Nach der zweiten Version, die am ausführlichsten von den „Birshewija Wjedomosti" gegeben wird, und die in den übrigen Blättern mancherlei Umgestaltung im einzelnen erfährt, scheint es, als ob der Zar den Widerstand gegen die allgemeine Mobilisation nicht aufgegeben hat. Der Generalstabschef erlangt bereits am 27. Juli im Ministerrat „die Unterschriften der drei Minister, die für die Erklärung einer allgemeinen Mobilmachung erforderlich sind," und trifft daraufhin seine Anordnungen und Instruktionen. Aus den telephonischen Verhandlungen in der Nacht vom 29. zum 30. Juli ergibt sich, daß die Gesamtmobilmachung glänzend im Gange ist.

Im Fortgang der Ereignisse gestalten sich die Berichte der beiden Blättergruppen wieder einheitlicher. Nur daß entsprechend den auseinandergehenden Versionen, die den telephonischen Befehl des Zaren zur Anhaltung der Mobilmachung für den Abend des 30. Juli von Peterhof aus, beziehungsweise für den Abend des 29. Juli von Zarskoje Selo aus berichten, auch die vom Zaren am nächsten Tag telephonisch erteilte endgültige Genehmigung der Ge-

samtmobilmachung nach Ort und Zeit differiert. Nach den Ententeblättern erfolgte sie am 31. Juli von Peterhof aus, nach den übrigen Zeitungen am 30. Juli von Zarskoje Selo aus.

Die Erklärungen Suchomlinows.

Gegen die Aussage des Generals Januschkewitsch erhebt der Angeklagte Suchomlinow Einspruch. Seine leidenschaftlich vorgetragenen Ausführungen wachsen sich zu einer Rede von beinahe einstündiger Dauer aus. Sie zielen auf die Abwehr der in der Anklage gegen ihn erhobenen Beschuldigungen: pflichtwidrige Vernachlässigung der ihm anvertrauten Sorge für die Armee und hochverräterische Verbindungen mit feindlichen Spionen. Bezüglich des ersten Punktes legt der Angeklagte das Hauptgewicht auf die durch seine Maßnahmen erzielte Beschleunigung der Mobilmachung. Zur Widerlegung der auf Hochverrat lautenden Bezichtigung spielt er den Trumpf aus, daß er gegen den Willen des Zaren die Durchführung der Mobilmachung und damit den Krieg erzwungen habe.

Die Berichterstattung über die Erklärungen Suchomlinows verweilt mit sichtlichem Behagen bei dem unmittelbar Sensationellen dieser Bekenntnisse. Über die Beschleunigung von Mobilmachung und Aufmarsch, an der Suchomlinow in der Tat einen erheblichen Anteil hatte, verlautet an keiner Stelle etwas Greifbares. Im übrigen bekommen wir von der Aussage Suchomlinows ein ebenso wirres und widerspruchsvolles Bild wie von der des Januschkewitsch. Aber in diesem Falle bietet sich ein zuverlässiges Hilfsmittel für die Erfassung ihres sachlichen Inhalts. Die Verteidigung hat, um die Stichhaltigkeit der Erklärungen Suchomlinows zu erhärten, die Verlesung seiner einschlägigen Tagebuchaufzeichnungen veranlaßt. Der Bericht des „Rußkoje Slowo" bestätigt in einer kurzen Notiz ausdrücklich die Übereinstimmung von Aussage und Tagebuch. Diese bedeutsame Feststellung gewinnt ihren vollen Wert naturgemäß erst für den, der die Aufzeichnungen des Tagebuchs kennen lernt. Aber gerade darüber schweigt die gesamte Berichterstattung des dritten Verhandlungstages sich aus. Das ist ein neuer Beleg für die Absicht der Verschleierung, die hier vorwaltet. Erst in einem vierzehn Tage später erschienenen Prozeßbericht der „Birshewija Wjedomosti" über den sechzehnten Verhandlungstag, an dem das Tagebuch vollständig zur Verlesung kam, werden uns vorsichtig ausgewählte Bruchstücke des Tagebuchs bekannt. Die mitgeteilten Auszüge ergeben für die Aussage Suchomlinows über die zwischen ihm und Januschkewitsch strittigen Punkte folgendes:

16. (29.) Juli Erklärung der Teilmobilisation gegen Österreich in den vier Militärbezirken Kiew, Moskau, Kasan und Odessa.

In der Nacht vom 16. (29.) zum 17. (30.) Juli telephonischer Befehl des Zaren zur Anhaltung der Mobilisation in diesen vier Militärbezirken, veranlaßt durch ein beruhigendes Telegramm des deutschen Kaisers. — Einspruch

Suchomlinows aus technischen Gründen, Bitte an den Zaren, das Urteil des Generalstabschefs einzuholen; der Zar entspricht der Bitte, aber beharrt auf seinem Befehl. — Suchomlinow weist den Generalstabschef an, bis zum nächsten Morgen nichts zu tun.

17. (30.) Juli. Der Befehl des Zaren bleibt wirkungslos. — Ein Uhr mittags. Eintreffen einer Depesche des russischen Botschafters über deutsche Mobilisation. Russische Gesamtmobilmachung erklärt.

18. (31.) Juli. Erster Tag der Gesamtmobilisation.

Was Suchomlinow über die Erklärung der Teilmobilisation, über die beabsichtigte Anhaltung dieser Teilmobilmachung durch den Zaren und die nachfolgende Zulassung der Gesamtmobilisation gesagt hat, ist damit sichergestellt. Nach diesen Daten sind die Zeitungen zu berichtigen, die insbesondere den von Suchomlinow unzweideutig klargestellten Sinn des Zarenbefehls verdunkelt oder gefälscht haben. Das einzige Blatt, das die Aussage Suchomlinows ohne sinnstörende Umänderung widergibt, sind die „Rußkija Wjedomosti".

Nur dieses Blatt bringt den Zarenbefehl in der unzweideutigen Fassung: die Mobilmachung in vier Militärbezirken abzubrechen. Was dann trotzdem eine Zweideutigkeit auch in diesen Bericht hineinträgt, ist die Notiz über den angeblichen nächtlichen Besuch des deutschen Militärattachés. Die Notiz gehört in den Zusammenhang der Aussage Suchomlinows nicht hinein. Sie erweist sich als ein Bruchstück aus der Unterredung Januschkewitsch-Eggeling, das aus der letzten Vernehmung des Generalstabschefs in die Aussage Suchomlinows herübergenommen ist. Es kann ein bloßes Versehen sein; wo nicht, so läge auch bei den „Rußkija Wjedomosti" die Absicht einer Verschleierung vor. Im übrigen bleibt zu erwähnen, daß von allen Blättern der zweiten Gruppe, die durchgängig Zarskoje Selo als Aufenthaltsort des Zaren am 29. und 30. Juli nennen, dieses Blatt eine Ausnahme macht, und von allen Zeitungen allein dieses Blatt nicht von einem „Ehrenwort" in dem Telegramm des deutschen Kaisers an den Zaren spricht. Eine solche Wendung ist auch in dem Tagebuch Suchomlinows nicht verzeichnet. Tatsächlich fehlt sie in dem Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Zar. Wie die Hyperbel in den Prozeßbericht hereingekommen ist, ob der Zar, der Zeuge, oder die Reporterſprache sich russischen Gepflogenheiten anbequemt hat, läßt sich nicht entscheiden.

Nochmalige Vernehmung des Generals Januschkewitsch.

Über den Schlußakt des Verhandlungstages, in dem General Januschkewitsch noch einmal auftritt, berichtet außer den drei Ententeblättern nur „Rußkaja Wolja".

Januschkewitsch war von der Verteidigung schon mehrfach hart ins Gedränge gebracht worden. Nach der erregten Erklärung Suchomlinows fordert sie noch einmal Aufschluß vornehmlich über zwei Punkte: erstens über den

Inhalt des telephonischen Zarenbefehls, ob Abstellung der Mobilmachung überhaupt oder Ersetzung der vollen Mobilmachung durch eine Teilmobilmachung, zweitens ob Suchomlinow die Verantwortung für die Nichtbeachtung des Zarenbefehls auf sich genommen oder von sich abgewälzt hätte. Diesmal erschwerte sie ihm ein Ausweichen durch die in seiner Gegenwart vorgenommene Verlesung der Tagebuchnotizen des Kriegsministers.

„Rußkaja Wolja" schreibt:

> Von neuem wird General Januschkewitsch vorgerufen, und von neuem stellt man ihm eine Reihe von Fragen. Die Verteidigung macht alle Anstrengungen, um den Widerspruch zwischen den Aussagen Suchomlinows und Januschkewitschs aufzuhellen, und zwar zugunsten der Version ihres Klienten. In Gegenwart des Generals Januschkewitsch wird auf Ansuchen der Verteidigung die betreffende Stelle aus dem Tagebuch Suchomlinows mit der Erzählung von diesen peinlichen Besprechungen mit Zarskoje Selo vorgelesen. Dem General wird erneut die Frage vorgelegt, ob er sich erinnere, wovon eigentlich die Rede war: die Mobilisation überhaupt einzustellen oder nur die volle Mobilisation?
>
> General Januschkewitsch antwortet, daß ihn vielleicht sein Gedächtnis im Stich lasse. Es sei sehr möglich, daß er sich irre, aber daß, soweit er sich erinnere, die Rede nur von Einstellung der vollen Mobilisation war.

Nach der bereits an früherer Stelle des Berichtes (S. 23) von Januschkewitsch gegebenen Interpretation seiner auf die gleiche Frage erteilten Antwort sollte das heißen: Ersetzung der Gesamtmobilisation durch Teilmobilisation. Das Blatt bemerkt diesmal in einer erläuternden Einschaltung:

> Nach der Aussage Januschkewitschs also hatte der frühere Zar sonderbarerweise die Absicht, mit Österreich Krieg zu führen, ohne Deutschland hineinzuziehen. Nach der Aussage Suchomlinows hatte der frühere Zar die Absicht, überhaupt keinen Krieg zu führen, sondern sich damit zu begnügen, in Rußland einen katastrophalen Brei anzurichten.

Der Satz wägt den verschiedenen Gehalt der vom Zaren kundgegebenen Absicht nach den beiden einander entgegenstehenden Aussagen ab. Er beweist, daß man im Gerichtssaal den Einspruch Suchomlinows klar begriffen hat. Nach Januschkewitsch: Aufrechterhaltung der Teilmobilmachung gegen Österreich, nach Suchomlinow: ausgesprochene Friedensneigung des Zaren, darum Einstellung der Kriegsvorbereitungen überhaupt. Zugleich zeigt das Urteil des zur Sache der Revolution übergetretenen liberalen Blattes deutlich die Parteinahme gegen den Zaren und für das angeblich von Deutschland bedrohte Vaterland. — Soweit bezieht sich der Bericht des Blattes auf die Punkte der neuen Vernehmung, die die voraufgegangene Aussage des Zeugen ergänzen und berichtigen sollen.

Der einschlägige Bericht der Ententeblätter weist eine charakteristische Abweichung auf.

„Nowoje Wremja", „Rußkoje Slowo" und „Djenj" in genauer Übereinstimmung:

Aufs neue wird General Januschkewitsch aufgerufen. Zwischen der Verteidigung und dem Ankläger entspinnt sich eine Erörterung darüber, welche Lesart richtiger ist: Hat der Zar befohlen, die Mobilmachung vollständig aufzuheben, oder drehte sich die Unterredung nur um die Ersetzung der allgemeinen Mobilmachung durch eine teilweise? Januschkewitsch bleibt bei seiner Behauptung, erklärt aber, daß er die Einzelheiten seines Gesprächs mit Suchomlinow nicht genau im Gedächtnis hat. Dafür erinnert er sich aber genau, daß er mit dem Zaren nur über die Ersetzung der allgemeinen Mobilmachung durch eine teilweise gesprochen hat.

Das schwache Gedächtnis wird hier vom Zeugen hinsichtlich der Auseinandersetzung mit Suchomlinow zur Geltung gebracht. Die Ententepresse läßt nicht erkennen, daß bezüglich der Haltung des Zaren gegen Österreich ein Schwanken des Zeugen überhaupt zu bemerken gewesen wäre.

Die Episode Januschkewitsch-Eggeling.

General Januschkewitsch hat bei seiner erneuten Vernehmung noch mehr bekannt gegeben. Offenbar war die Verteidigung von dem erzielten halben Ergebnis nicht befriedigt, und der Zeuge ist der fortgesetzten Fragerei gegenüber zu einer mehrfach schon vorher von ihm angewandten Taktik übergegangen. In der Frage des Zarenbefehls zur Anhaltung der Mobilmachung hatte er sich die etwas lahme Behauptung seines sichtlich stark erschütterten Standpunktes durch Berufung auf sein schlechtes Gedächtnis ermöglicht. Hinsichtlich seines Telephongespräches mit Suchomlinow wählte er den Ausweg der Abschweifung.

Der oben (S. 31) abgebrochene Bericht der „Rußkaja Wolja" fährt fort:

Ein äußerst interessantes Detail erzählt General Januschkewitsch in Beantwortung wiederholter Fragen.

Er erhielt in Zarskoje Selo den unterschriebenen Mobilisationsukas und gleichzeitig damit den Befehl, den deutschen Botschafter davon zu überzeugen, daß die russische Mobilisation nicht gegen Deutschland gerichtet sei.

„Mit diesem Ukas im Portefeuille kam ich in den Generalstab. Alsdann beschloß ich auf Anraten Sazonows, nicht mit dem deutschen Botschafter Pourtalès zu verhandeln, der nach den Worten Sazonows überhaupt schwierig von irgend etwas zu überzeugen war, sondern mit dem deutschen Militärattaché. Ich lud ihn zu mir in den Generalstab. Früher besuchte er mich im Generalstab immer in Uniform und sprach mit mir russisch. Diesmal kam er zu mir in Zivil und sprach französisch. Daraus wurde mir verschiedenes verständlich. Ich wies darauf hin, daß unsere Mobilisation noch nicht begonnen habe, und daß, wenn sie durchgeführt werden sollte, sie nicht gegen Deutschland gerichtet sei. Der deutsche Militärattaché antwortete mir, ihm sei es gut bekannt, daß die Mobilisation bereits begonnen habe. Indessen lag der Mobilisationsukas noch bei mir im Portefeuille. Ich hatte ihn selbst eben erst gebracht, und niemand außer mir hatte ihn bisher gesehen. In meiner Eigenschaft als Stabs-

chef versuchte ich von neuem, den Attaché endgültig davon zu überzeugen, daß die Mobilisation nicht begonnen habe — aber ohne Erfolg."

Damit schließt der Bericht des Blattes. Der Rest der Aussage des Generalstabschefs ist gestrichen. Wir lernen ihn aus der Ententepresse kennen. Die drei Blätter, die wir unter dieser Bezeichnung zusammenfassen, lassen den Bericht über die Episode Januschkewitsch-Eggeling ohne jeden Versuch einer vermittelnden Anknüpfung folgen:

Außerdem aber teilt er sehr interessante Einzelheiten von historischem Werte über den Tag mit, der dem Ausspruch der Mobilmachung voraufging. „Am 29. Juli, als die Entscheidung über die Mobilmachung stattfand, sie aber noch nicht bekannt gegeben war, beauftragte mich der Zar, dem deutschen Botschafter zu sagen, daß die Mobilmachung Rußlands kein feindlicher Akt Deutschland gegenüber sei, und trug mir auf, dem deutschen Botschafter zu versichern, daß Rußland gewillt sei, freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland zu wahren. Ich machte von diesem Auftrage Sazonow Mitteilung. Der Minister hatte eine sehr geringe Meinung von dem ehemaligen deutschen Botschafter. Er sagte mir, daß Graf Pourtalès das in seiner Weise auslegen werde, und riet mir, lieber mit dem deutschen Militärattaché zu sprechen, der diese Fragen besser verstehe. Der Militärattaché erschien auf meinen Anruf im Generalstab. Früher kam er immer in Uniform zur genau bestimmten Stunde und sprach nur russisch. An diesem Tage ließ er mich eine ganze Stunde warten, war in Zivil und sprach nur französisch. Ich erklärte, daß Rußland keine aggressiven Absichten Deutschland gegenüber habe. Der Major antwortete, daß leider die Mobilmachung in Rußland begonnen habe. Als der Militärattaché mit außerordentlicher Bestimmtheit erklärte, daß er hierüber genauere Nachrichten habe, gab ich ihm das Ehrenwort des Generalstabschefs, daß in diesem Augenblick, genau um drei Uhr am 29. Juli, die Mobilmachung noch nicht erklärt war. Ich erinnere mich an diesen wichtigen Augenblick in allen Einzelheiten. Der Major glaubte mir nicht. Ich schlug vor, ihm dies schriftlich zu geben. Er lehnte höflich ab. Ich hielt mich für berechtigt, ihm eine solche schriftliche Erklärung zu geben, weil in diesem Augenblick es tatsächlich noch keine Mobilmachung gab. Den Ukas hatte ich noch in der Tasche."

Der Bericht der „Nowoje Wremja" bricht an dieser Stelle ab. „Rußkoje Slowo" und „Djenj" melden noch:

„Aus dem Verhalten des Militärattachés an jenem Tage begriff ich, daß Deutschland schon zum Kriege mit uns entschlossen war („Djenj" schreibt: diesen Krieg bereits vorentschieden habe. d. Verf.), und daß diesen Krieg zu vermeiden nicht möglich war. Ich begriff und habe später auch mit Sicherheit erfahren, daß in diesem Augenblick Deutschland bereits mobilisierte, daß es aber verstand, dies geheim zu halten, und die deutsche Presse versicherte hinterdrein, daß in Deutschland zu jener Zeit noch keine Mobilisierung stattfand, als Rußland sie bereits begonnen gehabt hätte. Demgegenüber behaupte ich bestimmt, daß man als ersten Tag der Mobilmachung in Rußland den 30. Juli rechnen muß."

Damit sind wir am Schluß der Verhandlung und der Berichterstattung angelangt. Die Blätter melden nur noch kurz die von uns schon erwähnte Ablehnung zweier von der Verteidigung vorgeschlagenen Zeugen.

Zusammenfassung der Aussage des Generals Januschkewitsch.

Nunmehr übersehen wir erst ganz die schillernde Fülle dessen, was die verschiedenen Blätter dem General Januschkewitsch über die Entwicklung der russischen Mobilmachung in den Mund legen. Wir versuchen festzustellen, was er darüber im Laufe des Verhandlungstages wirklich gesagt hat. Dabei handelt es sich noch nicht um die Stichhaltigkeit, sondern vorerst nur um den Wortlaut oder doch den Sinn seiner Aussage.

Nach den Zeitungsberichten liegt die von dem ehemaligen Generalstabschef bei seiner ersten Vernehmung gegebene Darstellung in zwei verschiedenen miteinander unvereinbaren Fassungen vor, so daß es auf den ersten Blick ausgeschlossen erscheint, daß beide Fassungen von ihm herrühren könnten.

Ist es denkbar, daß eine der beiden Versionen auf freie Erfindung der Berichterstattung zurückgeht? Ein solches Verfahren gehört nicht in den Bereich der gemeinüblichen Pressesünden. Die Tagespresse, die Verhandlungsberichte nur ausnahmsweise in ungekürztem Wortlaut bringen kann, streicht nicht nur Unwesentliches, sondern unter Umständen sehr Wesentliches. Es kommt vor, daß sie durch Verschweigen fälscht. Sie gestaltet auch Worte oder Satzteile um und fälscht, indem sie dadurch abschwächt oder verschärft; aber sie erdichtet nicht etwas völlig Neues, wofür der Berichtsstoff keinen Anhalt bietet. Wir suchen nach diesen Erfahrungssätzen die Erklärung für die in den Prozeßberichten vorliegenden Widersprüche in erster Linie bei dem Zeugen selbst.

Der Generalstabschef kommt wohlvorbereitet in die Gerichtssitzung. Er äußert sich im Anfang des Verhörs in gewandter, fließender Rede. Auf Veranlassung des Oberstaatsanwalts zeichnet er die Vorgeschichte der Mobilmachung. Es ist eine geradlinige Entwicklung, die nirgends mit der von der Ententediplomatie vertretenen Auffassung in Widerspruch gerät. Die am 29. Juli vom Zaren befohlene Teilmobilmachung gegen Österreich sowie das den glatten Verlauf empfindlich störende Intermezzo des Telephongesprächs, in dem der Zar die Teilmobilmachung anzuhalten befiehlt, werden dabei mit Stillschweigen übergangen. Januschkewitsch erwähnt nur, daß der Zar, der eine Weile der Gesamtmobilmachung widerstrebt hat, schließlich selbst am 30. Juli als Herrscher die Gesamtmobilmachung anordnet.

Das ist der Hergang, wie ihn „Nowoje Wremja", „Rußkoje Slowo" und „Djenj" berichten. In diese Darstellung hat Januschkewitsch noch einige weitere Züge eingeflochten. Es gehörte in das Programm der Ententelegende, daß Rußland wie die übrigen Ententemächte „unvorbereitet" war, daß die Mittelmächte einen sorglich geplanten Überfall vollführten. In diesem Sinne äußert sich der Zeuge. Im übrigen stellt er sich ganz auf den Boden der Anklage. Der Angeklagte Suchomlinow, der als Sündenbock für den Niederbruch Rußlands herhalten sollte, kam dabei schlecht weg. Das

ruft die Verteidigung auf den Plan. Die Verteidigung setzt bei dem Punkt ein, der dem Angeklagten Gelegenheit bot, seinen maßgebenden Anteil an dem Scheitern der Friedenswünsche des Zaren zu betonen. Der Zeuge sieht sich in die Zwangslage versetzt, auf immer erneute Fragen über die Vorgeschichte der Mobilmachung genauer Rede und Antwort zu stehen. Wir gewinnen aus den Berichten der übrigen Blätter eine lebendige Vorstellung davon, wie der Zeuge, der vorher mit ruhiger Sicherheit aufgetreten war, von der Verteidigung in die Enge getrieben wird, wie zum mindesten seine zuversichtliche Bestimmtheit ins Wanken gerät. Er bequemt sich dazu, das von ihm unterschlagene Eingreifen des Zaren nachträglich zuzugestehen. Es werden ihm in diesem Zusammenhange noch weitere Angaben über die Begleitumstände abgenötigt, unter denen die Gesamtmobilmachung durchgesetzt wird. Er verheddert sich schließlich soweit, daß er in unzweideutiger Abweichung von der Ententelegende den 30. Juli als ersten Tag der Mobilmachung bekennt. Nur in einem Punkt läßt sich der Zeuge von seiner ersten Behauptung nicht abdrängen. Er beharrt dabei, daß der Zar in seinem vielberufenen Telephongespräch lediglich die Zurückschraubung der Gesamtmobilmachung auf die Teilmobilmachung gefordert habe.

Ein Niederschlag dessen, was er so, stockend und unsicher, vorgebracht, liegt in den Berichten der Zeitungen vor, die *nicht* den streng im Sinne der Ententepropaganda zugestutzten Bericht abgedruckt haben. Es ist die zweite, infolge des Eingreifens der Verteidigung *berichtigte* Fassung seiner Aussage. Die Mehrzahl der Zeitungen hat dieser zweiten Fassung den Vorzug gegeben und damit stillschweigend die erste Fassung verworfen. Daß dabei in einzelnen Blättern noch eine besondere Note begegnet, ist nebensächlich. Es sind Variationen, die das Grundthema nicht umstimmen. Entscheidend ist, daß alle diese Blätter die — durch die erzwungenen Berichtigungen überholte — *erste* Fassung gestrichen haben. In dem Bericht der „Birshewija Wjedomosti" wird das redaktionelle Verfahren am deutlichsten erkennbar. Dort erscheint unter Ausschaltung der von der Verteidigung angestellten Bemühungen die zweite Version unmittelbar als Antwort auf die Frage des Oberstaatsanwalts. Der Bericht der russischen Ententeblätter wählt das umgekehrte Verfahren. Er schaltet die Frage des Oberstaatsanwalts aus und schiebt die erste Fassung der Aussage an die Stelle der von der Verteidigung herbeigeführten Äußerungen. Das Telephongespräch mit dem Zaren, das nicht völlig übergangen werden konnte, wird unter möglichster Abschwächung seines verfänglichen Inhalts eingeflochten.

Die nochmalige Vernehmung trägt in den Komplex der Zeugenaussage eine letzte Unstimmigkeit hinein. — Die Ententeblätter ließen den Zeugen in der ersten Vernehmung erklären, daß er am 30. Juli den vom Zaren unterschriebenen Gesamtmobilmachungsbefehl von Peterhof in den Ministerrat

gebracht und die sofortige Durchführung der Gesamtmobilmachung in die Wege geleitet habe. Bei seiner nochmaligen Vernehmung nennt er nach denselben Blättern den 29. Juli als den Tag, „der dem Ausspruch der Mobilmachung voraufging". Das stimmt noch mit der ersten Erklärung. Aber die Fortsetzung, daß der Zeuge an diesem Tage mit dem vom Zaren unterschriebenen Mobilmachungsukas in der Tasche in den Generalstab fährt, daß er von der Durchführung der Mobilmachung an diesem Tage nichts erwähnt, dagegen mit großem Nachdruck den 30. Juli als ersten Mobilmachungstag bezeichnet, stellt uns vor ein Rätsel. Es bleibt anzumerken, daß in der nochmaligen Vernehmung der Aufenthaltsort des Zaren bei Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls von den Ententeblättern nicht genannt wird und daß eine Angabe darüber fehlt, ob es sich um Gesamtmobilmachung oder Teilmobilmachung handelt. Nur der gleichzeitig erteilte Auftrag, „dem deutschen Botschafter zu sagen, daß die Mobilmachung Rußlands kein feindlicher Akt gegen Deutschland sei", läßt auf Teilmobilmachung gegen Österreich schließen.

In den Berichten der zweiten Blättergruppe erscheint der Abstand zwischen der Aussage des Januschkewitsch in der ersten und in der nochmaligen Vernehmung nicht ganz so erheblich. Nach diesen Blättern hatte der Zeuge bereits in der ersten Vernehmung Zarskoje Selo als Aufenthaltsort des Zaren am 29. und 30. Juli angegeben. Von der eigenhändigen Unterzeichnung eines Mobilmachungsbefehls durch den Zaren und der Präsentation des Ukases im Ministerrat war überhaupt nichts verlautbart. In der nochmaligen Vernehmung, über die von der zweiten Blättergruppe nur „Rußkaja Wolja" berichtet, empfängt der Zeuge in Zarskoje Selo zugleich mit dem Auftrag für den deutschen Botschafter den vom Zaren unterschriebenen Mobilmachungsukas und bringt ihn von dort in den Generalstab.

Kombiniert man bezüglich der nochmaligen Vernehmung den Bericht der „Rußkaja Wolja" mit dem der Ententeblätter, so ergibt sich für den 29. Juli: Unterzeichnung des Teilmobilmachungsbefehls durch den Zaren in Zarskoje Selo. Mit dem Befehl in der Tasche fährt Januschkewitsch in den Generalstab. Dem stände, nach dem Bericht der Ententeblätter, in der ersten Vernehmung gegenüber: am 30. Juli Überbringung des in Peterhof vom Zaren unterzeichneten Gesamtmobilmachungsbefehls durch den Generalstabschef in den Ministerrat. Da hätten wir es mit zwei deutlich getrennten Vorgängen zu tun.

So gekünstelt die Aufstellung dieser Möglichkeit erscheint, sie darf nicht unberücksichtigt bleiben, wenn wir die Beweisführung gegen jede Anfechtung sichern wollen. Mindestens fänden die literarischen Verfechter der Ententelegende eine Handhabe, unsere textkritischen Ergebnisse mit einem non liquet abzutun. Zweifellos böte der fragwürdige Quellenwert der Zeitungsberichte für solche Spiegelfechterei eine Stütze.

Wir stellen demgegenüber einfach fest: Der Zar hat am 29. Juli den Teilmobilmachungsbefehl unterschrieben. Der im Wortlaut veröffentlichte „Allerhöchste Befehl an den dirigierenden Senat" ist unterfertigt: „eigenhändig von Sr. Majestät dem Kaiser unterschrieben: Nikolaus (gegeben:) Peterhof, den 16. (29.) Juli 1914." Diesen Teilmobilmachungsbefehl hat Januschkewitsch in seiner ersten Vernehmung als Gesamtmobilmachungsbefehl ausgegeben. Er hat zu dem Zweck die Unterzeichnung des Ukases durch den Zaren auf den 30. Juli verlegt. Aber der am 30. Juli verkündete Gesamtmobilmachungsbefehl ist nicht mit der Unterschrift des Zaren, sondern mit den Unterschriften der Minister des Krieges, der Marine und des Inneren veröffentlicht worden. Das Märchen, daß der Generalstabschef den Ukas von Peterhof geradenwegs in den Ministerrat gebracht habe, ist von ihm frei erfunden. Als ihn hinterdrein die Verteidigung zwang, den telephonischen Einspruch des Zaren gegen die Mobilmachung zuzugeben, trat es offen zutage, daß sowohl dieses Telephongespräch wie die am nächsten Tage sich abspielenden Vorgänge von ihm um vierundzwanzig Stunden vordatiert waren. Das ist die Datenfälschung, die von der Ententepropaganda dem Wolffbureau zugeschoben werden sollte. Ihr erster Urheber ist Januschkewitsch. Ob er den Vorhaltungen der Verteidigung gegenüber die falsche Datierung aufrechterhalten hat, wird nicht klar ersichtlich. Bei seiner letzten Vernehmung hat er, wohl unter dem Druck der aus dem Tagebuch Suchomlinows vorgeführten Daten, die Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls durch den Zaren für den 29. Juli eingeräumt, aber er hat es offen gelassen, ob es sich um Teilmobilmachung oder Gesamtmobilmachung handelte, und die Berichterstattung hat bei der planmäßigen Verschleierung so erfolgreich mitgeholfen, daß der Anschein zweier getrennter Vorgänge sich herausstellen konnte, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben. Da Januschkewitsch den am 29. Juli vom Zaren unterschriebenen Ukas in unmittelbare Verbindung mit der Episode seiner Ehrenwortabgabe an den deutschen Militärattaché setzt, und der amtliche Bericht des Majors v. Eggeling das Datum der Unterredung für den 29. Juli bestätigt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß nur der Ukas über die Teilmobilmachung vom 29. Juli in Frage kommen kann. An diesem Tage aber ist die Unterzeichnung eines zweiten Ukases, der die Gesamtmobilmachung befahl, ausgeschlossen, weil sonst der gegen die Teilmobilmachung gerichtete Einspruch des Zaren sinnlos gewesen wäre. Zum Überfluß erhärtet die von Suchomlinow vorgebrachte Behauptung, daß der Zar am „nächsten" Tage durch das Telegramm des Berliner russischen Botschafters umgestimmt worden wäre, die Tatsache der Datenverschiebung. Die telegraphische Meldung über das Extrablatt des Lokalanzeigers ist am 30. Juli erfolgt.

Der Datumzwiespalt ist damit behoben. Es bleibt festzustellen, an welchem Ort der Zar in den fraglichen Tagen weilte. Er hat am 29. Juli in Peter-

hof den Teilmobilmachungsukas unterzeichnet, und von Peterhof sind am 29. um 1 Uhr und um 8^{20} p. m., am 30. um 1^{20} p. m., am 31. um 2 Uhr p. m. Telegramme des Zaren an den deutschen Kaiser abgefertigt worden. Sein Aufenthalt in Peterhof ist also urkundlich bezeugt. Nach den Lebensgewohnheiten des einem raschen Ortswechsel abholden Zaren muß es als ausgeschlossen gelten, daß er zwischendurch am späten Abend des 29., am Vormittag und am Nachmittag des 30. Juli in Zarskoje Selo gewesen sein könnte. Man wird also in diesem Falle dem Bericht der Ententeblätter den Vorzug geben müssen. Bei der nur vermutungsweise zu beantwortenden Frage, auf welche Umstände die irrige Ortsangabe der zweiten Blättergruppe zurückzuführen ist, brauchen wir uns nicht aufzuhalten.

Was hat die Gerichtsverhandlung ans Licht gebracht?

Es sind bescheidene Ergebnisse, die wir aus den Zeitungsberichten herausholen konnten. Wir übersehen nicht entfernt, was an dem „großen Verhandlungstag" im Gerichtssaal zu Gehör gekommen ist. Aber wir erkennen doch, daß die auf unserer Seite gezogenen Schlußfolgerungen auf halbem Wege stehen geblieben sind. Unsere aus den Prozeßberichten geschöpfte Annahme ging bisher dahin, daß die allgemeine Mobilmachung am 29. Juli schon befohlen war und durchgeführt wurde, und daß der am Abend desselben Tages unternommene Versuch des Zaren, sie anzuhalten, an der Gehorsamsverweigerung und der wissentlichen Hintergehung gescheitert wäre, deren sich der Kriegsminister Suchomlinow und der Generalstabschef Januschkewitsch unter Mitwirkung des Außenministers Sazonow schuldig gemacht haben. Der Verfasser des „J'accuse"-Buches hat die wirklichen Irrtümer, die in diesen Folgerungen einbeschlossen sind, nicht bemerkt oder nicht bemerken wollen. Erst ihre Berichtigung läßt erkennen, was der Suchomlinow-Prozeß an den Tag gebracht hat und was man der Welt bisher zu verschleiern wußte.

Schärfer, als es bisher zu ersehen war, scheiden sich die Absichten der Kriegspartei und des Zaren. Der Zar hat der Gesamtmobilmachung hartnäckig widerstrebt. Hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen ist von der russischen Kriegspartei die Durchführung der allgemeinen Mobilmachung in die Wege geleitet worden, bevor der Zar auch nur die Teilmobilmachung gegen Österreich sich abringen ließ. Am 29. Juli hat der Zar die Teilmobilmachung gegen Österreich endlich unterzeichnet. An demselben Abend aber hat er sich durch das Eingreifen des deutschen Kaisers veranlaßt gesehen, die eben angeordnete Teilmobilmachung zu vertagen, um einer friedlichen Verständigung Raum zu geben. Der Friedensgedanke zerbrach an den Machenschaften der Kriegspartei. Unter welchen Umständen am folgenden Tag der Widerstand des Zaren gegen die allgemeine Mobilmachung erstarb, wird

aus der Verhandlung nicht endgültig klar. Wohl aber erhellt, daß Gehorsamsverweigerung und Hintergehung dem Zaren gegenüber nicht erst in der Nacht vom 29. zum 30. Juli einsetzen. Es sind weit zurückreichende Machenschaften, die die Politik des Zarenreiches eigenmächtig umgelenkt haben. Wie weit die verschwommen angedeuteten, geheim betriebenen Mobilmachungs-„Vorbereitungen", die jene nie dagewesene Beschleunigung der Mobilmachung erzielten, deren Suchomlinow sich rühmt, in diesen Zusammenhang hinein gehören, bleibt zunächst noch dunkel. Erst wenn diese Momente auf Grund eines ergiebigeren Quellenmaterials, als die Prozeßverhandlung es bietet, klargestellt sind, läßt sich ein sicherer Schluß ziehen.

2. „Kriegsvorbereitungsperiode".

Im Suchomlinow-Prozeß hat der Generalstabschef Januschkewitsch als Zeuge einige nebelhaft verschwommene Andeutungen über geheime Mobilmachungsvorbereitungen in Rußland gemacht. Ausführlicher scheint der Angeklagte Suchomlinow sich über diese Vorstadien der offiziellen Mobilmachung geäußert zu haben. Es ist schon oben (S. 29) bemerkt worden, daß, was er in dieser Richtung zur Verteidigung seiner kriegsministeriellen Tätigkeit vorbrachte, was er insbesondere über die von ihm bewirkte Beschleunigung der Mobilmachung kundzugeben für gut fand, uns von der Prozeßberichterstattung vorenthalten wird. Sicherlich ist er redseliger gewesen als General Januschkewitsch, der von der freimütigen Aufforderung des Präsidenten „Sie dürfen alles sagen" einen sehr vorsichtigen Gebrauch gemacht hat. Aber die volle Wahrheit hat offenbar auch Suchomlinow über diesen Punkt nicht gesagt. Das zeigen ebenso die wenigen Stichworte, die uns aus seinen Aussagen vor Gericht bekannt werden, wie die Auszüge aus seinem Tagebuch. Über das Ziel, auf das er als Kriegsminister lossteuerte, hat er sich immerhin deutlich genug ausgedrückt:

> „Ich habe über die Maßnahmen berichtet, die ich getroffen habe und die es ermöglichten, diese Mobilmachung mit solcher Beschleunigung durchzuführen, wie sie noch niemals durchgeführt worden war." („Ruskija Wjedomosti.")

Von den einschlägigen Maßnahmen war die am tiefsten greifende die Einführung einer „Kriegsvorbereitungsperiode". Am 17. Februar (2. März) 1913 hat der Zar die Verordnung bestätigt. Sie war streng geheim. Die Bekanntgabe ihres vollen Wortlauts blieb allem Anschein nach auf die höchsten Ressortchefs beschränkt. Die nachgeordneten Stellen erhielten nur einen „Auszug", der ihren besonderen, nach unten enger werdenden Pflichtenkreis betraf. Drei derartige „Auszüge", für den Militärbezirk Warschau, für die 8. Infanterie-Division und für die Truppen eines selbständigen Korps der

Grenzwache, sind uns als Kriegsbeute in die Hände gefallen. Aus Einzelbefehlen werden uns noch etliche Bestimmungen bekannt, die in den erwähnten Auszügen fehlen. Alles in allem nur Teile und Bruchstücke. Von den für die Flotte gegebenen Weisungen fehlt uns jede Kenntnis; für die Festungen, für die Eisenbahnen, für die Zivilbehörden liegen nur ganz dürftige Anhaltspunkte vor. Gleichwohl wird Plan und Zweck der „Kriegsvorbereitungsperiode" ausreichend klar. Das Wesentlichste ist in den einleitenden Sätzen der Verordnung unter dem Titel „Allgemeines" zusammengefaßt:

1. „Kriegsvorbereitungsperiode" nennt man die der Eröffnung der Feindseligkeiten vorausgehende Periode diplomatischer Verwicklungen, in deren Verlauf alle Behörden die notwendigen Maßregeln treffen müssen für Vorbereitung und Sicherstellung des Erfolges bei der Mobilmachung des Heeres, der Flotte und der Festungen, sowie für den Aufmarsch der Armee an der bedrohten Grenze.

2. Der Anfang der „Kriegsvorbereitungsperiode" wird, abhängig von dem Gange der diplomatischen Verhandlungen, durch Allerhöchst zu bestätigenden Erlaß des Ministerrats bestimmt.

3. Die Maßnahmen, die für den in Ziffer 1 genannten Zweck in der Kriegsvorbereitungsperiode durchzuführen sind, zerfallen in zwei Kategorien.

Zur ersten Kategorie gehören die Maßnahmen, deren Durchführung auf Rechnung der gewöhnlichen Voranschläge der betreffenden Behörden vorzunehmen ist (Übersicht 1).

Zur zweiten Kategorie gehören diejenigen Maßnahmen, die auf Rechnung von außerordentlichen Krediten durchgeführt werden sollen. Ferner von den eventuell auf Rechnung der gewöhnlichen Voranschläge durchzuführenden Maßnahmen diejenigen, deren Durchführung in der ersten Kategorie aus irgendeinem Grunde nicht erwünscht erscheint (Übersicht 2).

4. Nachdem der Erlaß des Ministerrats über „das Inkrafttreten der Kriegsvorbereitungsperiode" Allerhöchst bestätigt worden ist, werden die in der Übersicht 1 aufgeführten Maßnahmen der Zivilbehörden von den obersten Chefs dieser Behörden nach den Angaben des Kriegs- und Marineministers zur Durchführung gebracht. Letzteren wird sowohl die allgemeine Leitung der genannten Maßnahmen übertragen, wie auch die Bestimmung darüber, ob, je nach dem wahrscheinlichen Gegner und dem zu erwartenden Kriegsschauplatz, diese Maßnahmen im ganzen Reichsgebiet oder nur in einem bestimmten Teil desselben durchgeführt werden sollen, und in welcher Art dies zu geschehen hat.

5. Das Inkrafttreten der Maßnahmen der zweiten Kategorie (Übersicht 2) wird, je nach dem Gange der diplomatischen Verhandlungen, vom Ministerrat bestimmt unter Angabe der Gebiete des Reiches, in denen die betreffenden Maßnahmen durchgeführt werden müssen.

6. Vom Ministerrat wird ferner die Frage entschieden, ob außer den in den Übersichten vorgesehenen Maßnahmen noch irgend welche anderen in der Kriegsvorbereitungsperiode durchzuführen sind, und ob einige Maßnahmen der zweiten Kategorie, die in der Übersicht 2 vermerkt sind, unterbleiben können.

7. Alle Anordnungen über Maßnahmen, die in der Vorbereitungsperiode durchzuführen sind, werden durch Chiffretelegramme mit der Unterschrift des betreffenden obersten Chefs der Behörde übermittelt.

Es fällt auf, wie weitgehend in dieser Verordnung der Einfluß des Zaren auf den Gang der militärischen Maßnahmen ausgeschaltet ist. Nur für den Anfang der Kriegsvorbereitungsperiode und damit scheinbar für das Inkrafttreten der Maßnahmen erster Kategorie ist die Allerhöchste Bestätigung vorgesehen. Ist diese Bestätigung erfolgt, so vollzieht sich alles weitere ohne Mitwirkung des Zaren. Das Inkrafttreten der Maßnahmen zweiter Kategorie wird durch den Beschluß des Ministerrates bewirkt. Für beide Kategorien aber bleibt der Zeitpunkt der Inkraftsetzung „vom Gang der diplomatischen Verhandlungen abhängig", das heißt von der Entscheidung des Ministers des Äußern. Die Durchführung erfolgt unter Leitung der Minister des Krieges und der Marine, denen in bezug auf die Maßnahmen erster Kategorie auch die Bestimmung ihrer räumlichen Ausdehnung zusteht, während über die räumliche Erstreckung der Maßnahmen zweiter Kategorie der Ministerrat entscheidet. Endlich ist der Ministerrat befugt, Verschiebungen innerhalb der beiden Kategorien sowie Ergänzungen und Einschränkungen nach seinem Ermessen anzuordnen.

Die in der Kriegsvorbereitungsperiode zu bewältigenden Aufgaben sind nach Maßgabe der finanziellen Deckung zeitlich geschieden. Die aus laufenden Etatsmitteln zu bestreitenden Arbeiten erster Kategorie reichen von vorbereitenden Anfängen bis zu weit vorgeschrittenen Rüstungsmaßnahmen. Die zweite Kategorie umfaßt nur wenige unverkennbar letzte Mobilmachungsverrichtungen. — Durchweg ist nicht nur die Mobilmachung, sondern auch der Aufmarsch ins Auge gefaßt.

Militärisch wesentlich klarer ist eine zweite Scheidung, die in den Einzelbestimmungen der Verordnung hervortritt. Es werden getrennte Anweisungen gegeben: erstens für Maßnahmen, die in allen Militärbezirken zu treffen sind, zweitens für Maßnahmen, die nur in den Grenzbezirken der bedrohten Front durchgeführt werden. Zu ersteren zählen Maßnahmen, deren zweckdienliche Wirkung von ihrer frühzeitigen Inangriffnahme abhing, wie Kriegszensur, Nachprüfung der Transportpläne und der Aufstellungen für Aushebungszwecke, Revision von Beständen an Kriegsbedarf, Erlasse von Ausfuhrbeschränkungen; ferner Maßnahmen, deren Durchführung eines längeren Zeitraumes bedurfte, wie Vorsorge zur Hebung der Leistungsfähigkeit technischer Betriebe sowie für deren Sicherung, umfassende Bereitstellung von Munitionsbedarf, Auffüllung der Verpflegungsbestände, verschärfte Kriegsausbildung der Truppe, insbesondere der Angehörigen des Beurlaubtenstandes u. dgl. mehr. Mit Inkrafttreten der Maßnahmen zweiter Kategorie ist in allen Militärbezirken der Bahnschutz einzurichten, der für den glatten Abtransport der Truppen zur Front von größter Bedeutung ist; ferner ist die Überführung der Verpflegungsbestände an ihren Bestimmungsort zu bewerkstelligen.

Für die inneren Korps bleiben also noch erhebliche Teile der eigentlichen Mobilmachung zu erledigen. Dagegen ist für die Bezirke an der bedrohten Front der „Kriegsvorbereitungsperiode" sehr viel mehr zugeschoben. Wir heben aus der Fülle von Einzelbestimmungen einige besonders kennzeichnende hervor. Aus Übersicht 1: Militärische Grenzsicherung, kriegsgemäße Ausgestaltung von Nachrichtendienst und Spionageabwehr, Vorbereitung des Abtransportes von Wertgegenständen aus dem Grenzgebiet und verstärkter Bahnschutz; bei der Truppe: Einstellung der Entlassung von Offizieren, Beamten und niederen Dienstgraden zur Reserve, ihre telegraphische Rückberufung von Urlaub und Abkommandierung; feldmarschmäßige Einkleidung und Ausrüstung der Truppe sowie neuer Hufbeschlag der Pferde; Pässe für Grenzüberschreitung werden an Militärpflichtige nicht mehr ausgegeben. In Übersicht 2 treten hinzu: Ansammlung von Verpflegung und sonstigen Reservebeständen im Aufmarschgebiet und in den Festungen, Rückverlegung von Lazaretten, letzte Zurüstungen zur Abschiebung der Familien von Offizieren und Beamten ins Innere des Reiches und zu der bei Kriegsausbruch[1]) vorgesehenen Zerstörung von Bahnstrecken; endlich Ausgabe der topographischen Kriegskarten an die Truppenteile.

In naiver Weise bringt die Vorschrift selbst es zum Ausdruck, daß es sich nicht nur um vorbereitende, sondern um eigentliche Mobilmachungsmaßnahmen handelt, die vorschriftsgemäß bisher als solche galten, zum Beispiel:

> Auf Befehl der Truppenkommandeure, Verwaltungen und Anstalten: ... werden diejenigen Gegenstände beschafft, die bei der Mobilmachung angeschafft werden müssen, deren Beschaffung aber an Ort und Stelle nicht möglich ist.
>
> Aus den laufenden Kantinenmitteln werden diejenigen Mengen „Zukost" gekauft, die für die Zeit der Mobilmachung und zur vorschriftsmäßigen Beladung der Bagagen erforderlich sind.
>
> Aus den Verpflegungsmagazinen werden die für die Mobilmachungszeit und die vorschriftsmäßige Beladung der Fahrzeuge erforderlichen Mengen von Mehl, Graupen und Futter empfangen.
>
> Die durch den Mobilmachungsplan vorgesehenen technischen Arbeiten werden ausgeführt. Gebäude werden dabei nicht abgetragen. Wälder und Gärten nicht niedergelegt. Die Höhe der Entschädigungen wird gemäß Artikel 670 und 671 der Gesetzsammlung Band IV bestimmt.
>
> Die zur Zerstörung der Bahnstrecken bestimmten Kommandos werden mit Sprengmaterial in die Bahnabschnitte entsandt, wo gemäß dem vorher ausgearbeiteten Plan bei Ausspruch der Mobilmachung[2]) irgend welche Anlagen zerstört werden müssen.
>
> Auf Befehl der Militärbezirke: Die Familien der im Grenzbezirk befindlichen Militärpersonen erhalten das Recht, auf Staatskosten in das Innere des Reiches

[1]) Vgl. die folgende Anmerkung.

[2]) Die Zerstörung erfolgt selbstverständlich erst mit Kriegsausbruch. Der schiefe Ausdruck soll den Schein einer Auseinanderhaltung von Kriegsvorbereitungsperiode und Mobilmachung wahren.

abzureisen, nach denselben Grundsätzen, wie sie für den Mobilmachungsbefehl aufgestellt sind.

Auf Anweisung des Kriegsministeriums wird die Versorgung der Kassen des Finanzministeriums im Grenzgebiet mit den Mobilisationsfonds und mit den Summen, die in Bargeld zur Auszahlung von Einlagen bestimmt sind, durchgeführt.

In der Verordnung bleibt nur die einheitlich befohlene Einziehung von Reservisten und Reichswehrleuten und die Aushebung von Pferden aus privatem Besitz unerwähnt. Man muß sich gegenwärtig halten, daß alle Maßnahmen der Kriegsvorbereitungsperiode im geheimen durchzuführen waren. Die allgemeine Anordnung und gleichzeitige Durchführung von Mannschaftseinziehung und Pferdeaushebung hätte jeder Geheimhaltung gespottet.

Der Gesamtmobilmachungsbefehl vom 30. Juli besagt dementsprechend:

„Es ist Allerhöchst befohlen, die Armee und Flotte in Kriegszustand zu setzen und zu diesem Zweck die Reservisten einzuziehen und die Pferde zu gestellen."

Das also blieb der offiziellen Mobilmachung vorbehalten. Für die Mehrzahl der inneren Korps und der Reserveformationen traf das in der Tat zu, für die Grenzkorps nicht! Für die Grenzbezirke war schon nach Übersicht I vorgesehen:

Auf Befehl des Kriegsministeriums: Mannschaften der Reserve und der Reichswehr werden zu Reserveübungen einberufen, wobei die Mannschaften der Reserve unter möglichster Anlehnung an die in Kraft befindliche Mobilmachungsvorschrift auf die Abschnitte der Grenzkorps verteilt werden.

Aus den Reichswehrleuten werden Kommandos zur Sicherung der Grenze, der Verkehrswege, Telegraphenlinien und Anlagen von militärischer Bedeutung gebildet. Die Einberufung erfolgt auf Allerhöchste Entschließung durch Befehl des Kriegsministers. Die entstehenden Kosten werden auf Rechnung der für Reservistenübungen und Probemobilmachungen genehmigten Mittel überschrieben.

Auf Befehl des Militärbezirks: Die Kavallerie und die im Grenzgebiet verteilten Infanterietruppenteile nehmen unter dem Deckmantel von militärischen Übungen die zum Schutz der Mobilisation und des Aufmarsches vorgesehene Stellung ein[1]).

Laut Übersicht 2, also mit Inkrafttreten der Maßnahmen zweiter Kategorie, erfolgt für die Truppen erster Linie die letzte Auffüllung der Kadres:

Auf Befehl des Kriegsministeriums: Die Einberufung der Reserve- und Reichswehrmannschaften zu Übungen erfolgt in einem Umfange, der die für derartige Übungen angesetzten Kredite des laufenden Jahres übersteigt.

[1]) Man vergleiche damit den Mobilmachungsbefehl vom 30. Sept. 1912 für das VI. Armeekorps: Die Aufgabe der zweiten Armee (der das VI. Armeekorps zugeteilt war) ist: „Verdeckung der Mobilisation und der allgemeinen Konzentrierung."

Hier ist jeder Zweifel ausgeschlossen. *Für die Grenzkorps* zielt die Vorschrift der Kriegsvorbereitungsperiode unter irreführendem Decknamen auf *volle Durchführung der Mobilmachung einschließlich weitgehender Förderung des Aufmarsches*; und das alles *heimlich*, unter Täuschung nicht nur des Feindes, sondern auch des eigenen Volkes.

So die Vorschrift. — Wir wenden uns der praktischen Anwendung zu, die sie 1914 erfahren hat. Im Suchomlinow-Prozeß hat General Januschkewitsch auf die Frage des Oberstaatsanwalts, ob er irgendwelche Verfügungen über eine Verstärkung der Rüstung unmittelbar vor dem Kriege getroffen habe, geantwortet:

daß eine Verfügung erst am 25. Juli getroffen wurde, als „die vorbereitende Mobilmachung" erklärt worden war. („Rjetsch.")

Was ist damit gemeint? — Am 25. Juli hat in Krasnoje Selo ein Kronrat getagt. Die Welt war über seine Beschlüsse bisher nur durch die Ententediplomatie und durch eine nachträgliche Äußerung des Zaren unterrichtet. Am 26. Juli hat der stellvertretende französische Minister des Äußeren in einer Zirkulardepesche an den abwesenden Ministerpräsidenten und an die französischen Botschafter in London, Petersburg, Berlin, Wien und Rom über die Beschlüsse dieses Kronrats folgendes mitgeteilt:

Aus Petersburg erfahren wir, daß Herr Sazonow Serbien geraten hat, um Englands Vermittlung zu ersuchen. *Im Ministerrat vom 25., der unter dem Vorsitz des Kaisers abgehalten wurde*, ist die Mobilmachung der dreizehn gegebenenfalls gegen Österreich operierenden Armeekorps *ins Auge gefaßt worden*. Diese Mobilmachung würde aber nur zu einer effektiven, wenn Österreich Serbien mit Waffengewalt zwingt, und *nur nach Angabe des Ministers des Äußeren, dem es anheim gestellt wird, das Datum festzusetzen*, da ihm die Freiheit gelassen wurde, die Verhandlungen fortzusetzen, selbst wenn Belgrad besetzt wird.

Der Zar äußert sich am 30. Juli in einer Depesche an den deutschen Kaiser. Es war am Tage nach Ausspruch der russischen Teilmobilmachung gegen Österreich. Der Zar erklärt, daß „die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen schon vor fünf Tagen beschlossen" worden wären. Danach hat der Kronrat vom 25. Juli die Teilmobilmachung gegen Österreich beschlossen, ihre Durchführung aber von dem Gang der diplomatischen Verhandlungen und selbstverständlich von der durch den Zaren zu vollziehenden Mobilmachungserklärung abhängig gemacht. Zugleich aber ist, wie die nachstehenden Geschehnisse erweisen, der Anfang der „Kriegsvorbereitungsperiode" vom Ministerrat unter dem Vorsitz des Zaren bestimmt worden. Vorschriftsgemäß war auch das Inkrafttreten der Maßnahmen erster wie zweiter Kategorie der Kriegsvorbereitungsperiode nach dem Gang der diplomatischen Verhandlungen festzusetzen. Offenbar ist die dem Minister des Äußeren erteilte

Generalvollmacht gemäß Absatz 2 und 5 der Kriegsvorbereitungsperiodeverordnung auf diesen Punkt und nicht auf die Inkraftsetzung der offiziellen Mobilmachung selbst zu beziehen. Tatsächlich ist der Beginn der Kriegsvorbereitungsperiode erst am 26. für den 27. Juli angeordnet, und die offizielle Teilmobilmachung durch einen eigenhändig unterschriebenen Ukas an den dirigierenden Senat am 29. Juli vom Zaren verfügt worden. Aber schon am 25. wurde im Übungslager von Krasnoje Selo vom Zaren, oder doch in seiner Gegenwart, die Abberufung der Truppen aus den Sommerlagern und die vorzeitige Beförderung der Junker zu Offizieren verkündet. Beide Maßnahmen waren nicht auf den Militärbezirk Petersburg beschränkt, sondern allgemein. Bezüglich der Offizierbeförderung der Junker liegen gleichartige Einzelnachrichten von anderen Militärschulen vor, und für den Abbruch der Sommerübungen besitzen wir den Wortlaut des bezüglichen Befehls, der am 25. Juli dem Militärbezirk Warschau zuging. Der Befehl und die Meldungen der dem Militärbezirk unterstellten Truppen über die Ausführung des Befehls (sechsundsechzig Telegramme und Telephonogramme) sind im Archiv des Warschauer Militärbezirks auf Fort Wladimir der Warschauer Zitadelle aufgefunden worden.

Der Petersburger Befehl lautet:

Telegramm.

St. Petersburg, 12. (25.) Juli 1914. Nr. 1557.

Dringend. Warschau, Chef des Stabes des Militärbezirks.

Allerhöchst wurde befohlen, daß die Truppen mit Eingang dieses von ihren Lagern nach den Standorten zurückkehren. Macht die gleichzeitige Rückkehr Schwierigkeiten, so haben Stäbe und Verwaltung der Korps, Divisionen und selbständigen Formationen den Vorrang. Die nahe bei ihren Standorten im Lager befindlichen Truppenteile können dort bleiben, brauchen nicht in die Winterquartiere zurückzukehren.

1557 gez. Bjölajew. Beglaubigt: Älterer Adjutant.

Auf dem Telegramm steht der handschriftliche Vermerk: „abgegeben an die Mobilmachungsabteilung".

Die Sommerlager sind in Rußland für die Ausbildung der Truppe von weiterreichender Wichtigkeit als die Truppenübungsplätze anderer Staaten. Bei den unzulänglichen Unterkunftsverhältnissen und Garnisoneinrichtungen in den Friedensstandorten der russischen Armee, die meist nur die Detailausbildung gestatten, ist die gesamte Sommerausbildung in die vom Mai bis zum Beginn der Herbstmanöver währende Lagerperiode verlegt. Der Abmarsch aus den Sommerlagern bedeutete demnach den durchgängigen Abbruch der Truppenausbildung. Ein solcher Eingriff war nur bei Eintritt der Mobilmachung denkbar. Er war zugleich nach Lage der Dinge in jenem Augenblick eine unabweisbare Notwendigkeit; denn die ordnungsmäßige Ab-

wicklung des Bahnabtransportes der Truppen in ihre für den Aufmarsch befohlenen Stellungen rechnete naturgemäß als Ausgangspunkt für jeden Truppenteil mit seinem Friedensstandort. Das Wort „Mobilmachung" ist weder in dem ersten Befehl noch in den anschließenden Meldungen genannt. Er kommt nur in zwei handschriftlichen Vermerken auf den Schriftstücken vor: auf dem Petersburger Befehl, wie soeben erwähnt, und auf einer der anschließenden telegraphischen Meldungen:

Lublin, 27. Juli 1914.

An den Generalquartiermeister beim Stabe des Warschauer Militärbezirks.

Sechste Batterie der achtzehnten Brigade hat Nowo-Alexandria erreicht. Geheimes Paket unter Nr. 2322 hat der kommandierende General erhalten.

Oberst Sütin.

Für die Richtigkeit:

Der Ältere Adjutant, Oberleutnant (Unterschrift unleserlich).

Hier lautet der Vermerk: „Dieses Telegramm wurde an die Mobilmachungsabteilung abgegeben." Was mit dem Telegramm gemeint war, wird aus folgender Bestimmung der Kriegsvorbereitungsperiode-Vorschrift ersichtlich:

Auf Befehl der Stäbe der Militärbezirke: Die Transportpläne für den Aufmarsch werden an die Truppenteile, Stäbe, Verwaltungen und Anstalten versandt, in versiegelten geheimen Paketen, die erst bei Ausspruch der Mobilmachung geöffnet werden dürfen.

Aus anderen der vorliegenden Meldungen ist zu ersehen, daß mit dem Abtransport der Truppen aus den Lagern zugleich die Anordnungen für Grenzschutz und Bahnsicherung in die Wege geleitet wurden. Einzelne vorher bestimmte Truppenteile erstatten Meldungen, die die Ausführung entsprechender Aufgaben erkennen lassen.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Truppenteile des VI. Armeekorps durchweg rapportieren, daß sie „mit vollem Etat" in ihre Garnisonen einrücken. Daß dieses Verhältnis nicht auf das VI. Armeekorps beschränkt ist, wird durch das „Mobilmachungsmarschtableau des XIV. Armeekorps (gleichfalls zum Militärbezirk Warschau gehörig) für die Lagerperiode 1914" klar. Die umfangreichen Bestimmungen, die sich lediglich auf den Abtransport aus den Sommerlagern in die Friedensstandorte beziehen, sind vom 23. April (6. Mai) 1914 datiert. Den Truppen sind sie am 23. Mai (4. Juni) 1914 zugesandt worden. Darin wird in Absatz 2 verfügt, daß — mit Ausnahme einiger Formationen, die vom Platz weg zum Grenz- und Bahnschutz abzurücken haben — die Kommandos und Truppen:

am ersten Mobilmachungstage aus den Lagern mit Bahntransport in ihre Friedensquartiere verlegt werden, wo sie spätestens am zweiten Mobilmachungstage eintreffen und scheinbar dort mobilisieren.

Hier liegt zunächst eine Unstimmigkeit im Ausdruck vor. Es ist leichtfertigerweise „Mobilmachung" mit „Kriegsvorbereitungsperiode" gleichgestellt. Das

entsprach für die Grenztruppen den Tatsachen. Nur im Hinblick auf die bewußte Täuschungsabsicht der Verordnung ist die Wendung ungeschickt gewählt; sie bedeutete ein Herausfallen aus der Rolle. Die unfreiwillige Bloßstellung steigert sich bis ins Grotesk-Possenhafte mit der Anweisung, „scheinbar" zu mobilisieren. Ungewollt wird damit verraten, daß selbst das, was man noch als Mobilmachung anzusehen beliebte, nämlich Einstellung von Reservisten und Aushebung von Pferden, für die Grenztruppen tatsächlich erledigt war.

Daß die hier vertretene Auffassung den Tatsachen entspricht, ist urkundlich bezeugt. — Unter den Bruchstücken der Mobilisationsakten der 4. Inf.-Division, der die 4. Artl.-Brigade angehörte, findet sich der Mobilmachungskalender der Verwaltung der ersten Abteilung dieser Brigade. Er umfaßt nur vier Tage.

Am ersten Tage werden die Kammerbestände der Abteilung geordnet, die stumpfen Säbel ihrer Angehörigen werden geschliffen, die Kriegsmonturen empfangen und die alten Monturen abgegeben.

Am zweiten Tage wird das ins Feld mitzunehmende Kanzleiinventar verladen. Die zurückbleibenden Akten werden verpackt und abgegeben. Es treffen drei Mann und ein Zugpferd ein.

Am dritten Tage wird das zurückbleibende Inventar abgegeben, das verauktioniert werden soll.

Am vierten Tage treffen sechs Zugpferde und sieben Mann ein. Es wird die Pferdeliste der Verwaltung dem Brigadekommandeur eingereicht. Revolver und Seitengewehre für alle Mannschaften der Abteilungsverwaltung werden empfangen und Patronen an alle Mannschaften der Divisionsverwaltung ausgegeben.

Am Schluß des vierten Tages ist die Verwaltung mit der Mobilisation fertig. Da die Artilleriebrigade nicht allein und ihre Intendantur nicht an ihrer Spitze abrückt, so darf man mit voller Sicherheit schließen, daß die ganze Division marschbereit ist.

Für die Truppen des X. Armeekorps (Militärbezirk Kiew) werden mit der Bekanntgabe des Mobilmachungsbefehls Anordnungen erteilt, die sich unmittelbar auf den Bahnabtransport der Truppen und ihr Verhalten an der Zielstation beziehen. Das Korps ist also marschbereit. Eigentliche Mobilisationsarbeiten bleiben auf die 60. und 69. Inf.-Division und auf die neu aufzustellenden Formationen für Hilfszwecke beschränkt. Es sind 30 mobile Formationen des X. Armeekorps, darunter 8 Ersatzbataillone.

Nach Vorstehendem wird uns der Bericht eines Augenzeugen über die Vorgänge des 25. Juli in Krasnoje Selo erst in vollem Umfange verständlich. Der deutsche Militärattaché in Petersburg, Major v. Eggeling, hat nach Bekanntwerden der ersten Verhandlungen des Suchomlinow-Prozesses seine persönlichen Erinnerungen[1]) wie folgt zusammengefaßt:

[1]) Abgedruckt in der „Nordd. Allg. Zeitung" Nr. 261 vom 21 Okt. 1917.

Am 25. Juli 1914, dem Tage nach der Veröffentlichung des österreichischen Ultimatums an Serbien, befanden sich die fremden Militärattachés im Übungslager in Krasnoje Selo zu Truppenübungen im Beisein des Zaren Nikolaus. Für den Nachmittag war eine Besichtigung angesetzt, die sich wegen eines unter dem Vorsitz des Kaisers abgehaltenen Kronrats um mehr als eine Stunde verzögerte. Nachdem sie in abgekürzter Form stattgefunden hatte, wurde bekanntgegeben, daß die Lagerübungen hier und im ganzen Reich abgebrochen würden, die Truppen in die Standorte zurückkehren sollten. Dieser Befehl löste unter den russischen Offizieren helle Begeisterung aus. Konnte diese Maßregel für sie doch nur bedeuten: Mobilmachung, Krieg! Die in unmittelbarem Anschluß an die Besichtigung durch den Kaiser vollzogene vorzeitige Ernennung der Zöglinge der Petersburger Militärschule zu Offizieren steigerte die Stimmung. Diese Begeisterung kam bei dem der Besichtigung folgenden Diner auch mir gegenüber in naiver Form unverhohlen zum Ausdruck. Junge Offiziere sprachen mir ihre Freude aus, daß es nun endlich „gegen Österreich" losgehe. Andere machten ihrer Wut gegen die „österreichische Anmaßung" Luft. Auch der gerade anwesende Prinz Peter von Montenegro glaubte mir versichern zu müssen, daß in seinem Lande helle Kriegsbegeisterung herrsche, die Mobilmachung in vollem Gange sei. Kein Mensch schien sich mehr zu entsinnen, daß wir mit Österreich im Bündnis standen!

Nach der Tafel verabschiedete sich der Zar von den einzelnen Militärattachés und sagte auch mir in gnädigster Form „auf Wiedersehen"! Mein österreichischer Kollege war nicht anwesend.

An diese Tafel schloß sich eine Theatervorstellung, der ich nicht beiwohnen konnte, da ich zur Erledigung dringender Telegramme nach Petersburg zurückfuhr. Später wurde mir erzählt, daß die Vorstellung zu einer wilden Kriegsdemonstration unter Leitung des Großfürsten Nikolai benutzt wurde.

Unter den Militärattachés waren schon am Nachmittag Nachrichten verschiedener Fassung über angeblich bereits begonnene Mobilmachung laut geworden. Der seltsame Begriff einer Teilmobilmachung tauchte schon damals auf. Etwas Bestimmtes erfuhr man naturgemäß vorerst nicht.

Die lebendige Vorstellung, die wir hier gewinnen, wird durch Gerüchte vervollständigt, die in den Kreisen des Petersburger diplomatischen Korps umliefen. Im Kronrat vom 25. Juli soll es zu einem harten Zusammenstoß zwischen Sazonow und Suchomlinow gekommen sein. Über den Gegenstand des Streites ist nichts bekannt geworden. Es muß sich um militärische Fragen gehandelt haben. Wahrscheinlich hat Suchomlinow sich draufgängerisch, Sazonow zügelnd geäußert. In bezug auf das Ziel gab es zwischen den beiden keine Meinungsverschiedenheit. Aber Sazonow, der in engster Fühlungnahme mit dem englischen Botschafter stand, dürfte Zurückhaltung empfohlen haben, um im englischen Parlament nichts zu verderben. Formell hat er zweifellos obgesiegt. Praktisch erledigte sich der Streitfall sehr einfach. Der Diplomat zögerte mit der Anordnung des Beginns der „Kriegsvorbereitungsperiode" bis zum folgenden Tage. Die Militärs haben sich in dem, was ihnen geboten schien, nicht allzuviel stören lassen. Sie hatten, wie noch zu zeigen sein wird, schon vorher freie Hand. Am 26. Juli erging, selbstverständlich streng geheim, der Befehl:

„Den 14. (27.) Juli als Beginn der Kriegsvorbereitungsperiode im ganzen Gebiet des europäischen Rußland zu rechnen."

Der Befehl liegt in zwei Ausfertigungen vor, seitens der Korpskommandeurs des VI. und des XV. Armeekorps für die den Korps unterstellten 4. und 8. Inf.-Division. Für letztere ist die Abschrift des zugehörigen telephonischen Korpsbefehls erhalten:

„Alle Maßnahmen sind in geziemender Ruhe, ohne Aufregung und ohne überflüssige Verlautbarungen zur Ausführung zu bringen."

Als weitere Folgewirkungen sind die Kriegszustandserklärungen für die Festungen Kowno und Dünamünde zu verzeichnen, ferner Anweisungen des Ministeriums des Innern an den Chef der livländischen Gendarmerieverwaltung und die Erklärung des außerordentlichen Schutzes für die Weichselstaatseisenbahnen, endlich Anordnungen von Einzelmaßnahmen der Verordnung über die Kriegsvorbereitungsperiode.

In dem Befehl für die 4. Inf.-Division ist ausdrücklich auf die am 17. Februar (2. März) 1913 bestätigte Verordnung über die Kriegsvorbereitungsperiode verwiesen. Sie stand also im Juli 1914 noch unverändert in Kraft. Aber aus den tatsächlich verfügten Maßnahmen ergibt sich zwingend, daß sie inzwischen eine tiefgreifende Umgestaltung erfahren haben muß. Durchweg werden nur letzte, rasch zu bewältigende Anordnungen erteilt. Alles ist sichtlich auf den unmittelbar bevorstehenden Eintritt der offiziellen Mobilmachung zugeschnitten. Von den langfristigen oder von langer Hand her vorzubereitenden Maßnahmen erster Kategorie der Kriegsvorbereitungsvorschrift ist mit keinem Wort die Rede. Dagegen haben wir zuverlässige Kenntnis davon, daß solche Maßnahmen monatelang vorher angeordnet und tatsächlich durchgeführt worden sind.

General Januschkewitsch hat als Zeuge im Suchomlinow-Prozeß in einer seiner Abschweifungen, die sich gemeinhin für unsere Untersuchung als besonders wertvoll erweisen, durchblicken lassen, wie die geheim betriebenen russischen Rüstungen zeitlich weit zurückreichen. Im Zusammenhang seiner Ausführungen betreffs des Telephongesprächs mit dem Zaren über die Anhaltung der Mobilmachung äußerte er:

„In Deutschland war man vortrefflich unterrichtet. Man erfuhr von den allergeheimsten militärischen Maßnahmen. Als der Zar das Telegramm Wilhelms erwähnte, verstand ich, daß man in Deutschland von unseren Mobilmachungsvorbereitungen trotz all ihrer Geheimhaltung schon Kenntnis hatte. („Rjetsch.")

In den Worten liegt ein unfreiwilliges Eingeständnis der Tatsache geheimer und geheimster Vorbereitungen und ihrer nicht erst von gestern auf heute erfolgten Inangriffnahme, nicht minder ein Ausdruck der Besorgnis,

bei dem lichtscheuen Treiben ertappt zu sein. In Wahrheit hat man in Deutschland zu wenig Zuverlässiges von dem, was in Rußland wirklich geschah, erfahren. Die unzusammenhängenden und widerspruchsvollen Einzelnachrichten, die von dort herübergelangten, konnten erst nachträglich auf Grund der Kenntnisse richtig bewertet werden, die wir aus neuerdings erschlossenen Quellen schöpfen: aus erbeuteten russischen Akten, aus Aussagen russischer Kriegsgefangener, aus protokollarischen Vernehmungen im besetzten Gebiet und aus Bekundungen Reichsdeutscher und Neutraler, die vor dem Kriege in Rußland weilten. Heute liegt ein erdrückendes, nahezu lückenloses Beweismaterial über die damaligen bedrohlichen Kriegsrüstungen und über die wachsende Kriegsstimmung des östlichen Nachbarreiches vor. Aus der unendlichen Fülle des Stoffs sollen an dieser Stelle nur einige wenige hervorstechende Momente herausgehoben werden.

Als ein bemerkenswerter Abschnitt in der Entwicklung der mehr und mehr sich steigernden Anspannung auf allen Gebieten der Heerestätigkeit darf die Anfang 1914 verfügte Einschnürung der Pressefreiheit gelten. In dem Bestreben, die ungewöhnlich verstärkte militärische Tätigkeit möglichst geheimzuhalten, ist damals auf Grund des Spionagegesetzes von 1912 durch den Ministerrat von neuem und mit erheblichen Verschärfungen festgesetzt worden, welche militärischen Nachrichten *nicht* in der Presse veröffentlicht werden dürften. Das Verbot erstreckt sich auf:

1. Geplante und einzuführende Änderungen in der Bewaffnung von Armee und Flotte,
2. Formierung neuer Truppenteile und Einrichtungen der Armee und Flotte und auf Änderungen im numerischen Bestand der bestehenden,
3. Armierung der im Bau begriffenen oder geplanten Kriegsschiffe,
4. Renovierungsarbeiten auf den Kriegsschiffen, welche zeitweilig deren Kampffertigkeit stören,
5. den Umfang von Kriegs- und anderen Vorräten für die Bedürfnisse der Kriegszeit bei den Truppen, in befestigten Plätzen, Häfen und Kriegsschiffen,
6. den derzeitigen militärischen Zustand von Festungen, Befestigungen, Kriegshäfen und militärischen Basen und deren Bedeutung für die Kriegszeit, auf Arbeiten in ihnen zu ihrer Verstärkung, auf Pläne, neue Befestigungen und Basen,
7. Kriegsmanöver oder Schießübungen in der Flotte,
8. Gang und Resultate von Probemobilisationen in Armee und Flotte,
9. Gang von Manövern und Truppenbewegungen in den Grenzgouvernements und -Gebieten,
10. Unterbrechung des Urlaubs von Militärpersonen und Rückberufung der auf Urlaub und in der Reserve befindlichen zu ihren Truppen, auf Verzögerung der Entlassung der Militärpersonen zur Reserve, Überführung der Truppen an die Grenzen, auf Befrachtung und Zusammenziehung von Handelsschiffen in Häfen.

Die lange Liste gibt zugleich einen annähernden Überblick der weitausgreifenden Kriegsvorbereitungen, die man verschleiert wissen wollte, und die

doch selbst dem militärisch Ungeschulten in unzähligen Spuren sich bemerkbar machen mußten. — Im übrigen war die Ablehnung einer unmittelbaren Kriegsvorbereitung nicht nur durch außerpolitische, sondern auch durch innerpolitische Rücksichten geboten, denn abgesehen von der Kriegsgegnerschaft der Revolutionärgesinnten war ein starkes Anschwellen der Dienstentziehung durch Auswanderung und Desertion zu besorgen. Als in den letzten Tagen vor der offiziellen Mobilmachungserklärung auch dem blödesten Auge die unmittelbare Kriegsgefahr sich aufdrängte, hat die Desertion russischer Heerespflichtiger wie Heeresangehöriger einen recht ansehnlichen Umfang angenommen. Einzeln und gruppenweise schlichen sie über die Grenze. Sie baten um Arbeit. In einer oberschlesischen Grenzstadt erklärte ein Überläufer, wenn die Deutschen gute Löhne zahlten, würde ein halbes Armeekorps nachkommen.

Hinsichtlich der Flotte versagt das uns zur Verfügung stehende Akten- und Nachrichtenmaterial. Über das Heer wird uns genug und übergenug bekannt. In den ersten Monaten des Jahres 1914 setzte eine verstärkte Tätigkeit der für Heeresbedarf arbeitenden technischen Staatsbetriebe ein. Zeitlich gleichlaufend bewilligt die Duma in geheimer Sitzung eine Heeresvorlage nach der anderen: Verlängerung der Dienstzeit durch gesetzlich festgestellte Zurückhaltung des ausgedienten Jahrgangs, Erhöhung des Rekrutenkontingents und Aufstellung neuer Formationen, ungewöhnliche Aufwendungen für vermehrte Übungen des Beurlaubtenstandes und für Probemobilmachungen, gesteigerte Mittel für Materialbeschaffung. Immer handgreiflicher tritt dabei zutage, daß man für den nahen Ernstfall sorgt. Es werden schließlich Neuformationen gebildet, ohne daß gleichzeitig ausreichende Kasernenneubauten auch nur angefordert werden, die bei den allgemein jämmerlichen Garnisonunterkunftsverhältnissen der Truppen eine gebieterische Notwendigkeit gewesen wären. Endlich wird der freie Barbestand von 500 Millionen Rubel für Heereszwecke ausgeschüttet, den der Ministerpräsident und Finanzminister, Graf Kokowzow, noch bei der Etatberatung für 1914 als einen „unversehrten Schatz für den Kriegsfall" bezeichnet hatte.

Seit dem Frühjahr 1914 erfährt die kriegsgemäße Ausbildung der Truppe und die Masseneinziehung von Reservisten und Reichswehrleuten zu längeren Übungen eine plötzliche, fast gewaltsame Steigerung. Die zu Übungen Eingezogenen werden in den Grenzbezirken nach Ablauf der Übungszeit nicht mehr entlassen, sondern unter dem Vorwand des Bevorstehens großer Manöver oder einer Probe- bzw. Kontrollmobilmachung bis Kriegsausbruch zurückbehalten. Geschäftsleute, die als russische Heereslieferanten tätig waren, bezeugen Massenankäufe der Heeresverwaltung an Pferden, Getreide, Fourage, Auffüllung der Verpflegungsbestände, Anhäufung von Kriegsmaterial aller Art. Mit größter Hast wird die Anlage telephonischer Verbindungen in allen Truppenstandorten ohne Telegraphenstation bis in die letzten russischen Grenzwachhäuser betrieben, dazu gehäufte Revisionen der Kammerbestände bei der

Truppe, Nachprüfung der den Zivilbehörden zugewiesenen Mobilmachungsarbeiten für das Aushebungsgeschäft u. dgl. m. — Was hier im Werke ist, erhellt aus der Tatsache, daß es sich zum weitaus größten Teil bei dem, was für die Truppe und bei der Truppe geschieht, um vorschriftsgemäße Maßnahmen erster Kategorie der Kriegsvorbereitungsperiode handelt, und zwar durchweg um langfristige oder von langer Hand her vorzubereitende. Gegen Mitte Mai (n. St.) weisen eine ganze Reihe neu einsetzender Anordnungen und Verrichtungen auf ein plötzliches gleichmäßiges Anschwellen der Rüstungsarbeit. Die auffallende Erscheinung bedarf keines Nachweises im einzelnen, da sie durch die nachstehend mitgeteilte Urkunde bestätigt und erklärt wird.

Kommandeur der Lokalbrigade Minsk. Geheim.
29. April (12. Mai) 1914, Nr. 3487, Stadt Minsk.

An den Kommandeur des Bezirkskommandos Slonim.

Gemäß dem Allerhöchsten Befehl vom 23. April (6. Mai) dieses Jahres 1914 unter Nr. 80 befehle ich den Bezirkskommandeuren, unverzüglich zur Ausführung der Mobilmachungsarbeiten zu schreiten, und zwar: 1. Die Feuerwaffen der Reservemannschaften gründlich zu besichtigen, die in keinem guten Zustand zu sein scheinen, mir alsbald zu melden zur Anforderung eines Waffenmeisters für die Instandsetzung derselben, 2. ebenso im Falle eines Mangels am Bestand unverzüglich zur Ergänzung desselben aus Wirtschaftsgeldern des Kommandos zu schreiten, nach der Zahl der Reservemannschaften am Tage der Mobilmachung, und

3. vom 23. April 1914 unter Nr. 81, die Erteilung von Auslandsurlaub an Reservemannschaften einzustellen, 4. sofort nach Empfang dieses eine gründliche Prüfung der Präsenzstärke der Reservemannschaften vorzunehmen und mir darüber zu melden, wieviel die Präsenzstärke der Reservemannschaften am Tage der Mobilmachung beträgt, welche Zahl sich auf Auslandsurlaub befindet und unter welchen Umständen dieser erteilt worden ist, 5. alsbald zu Teilmobilmachungen der Reservisten zu schreiten, diese mehrfach gründlich und genau zu wiederholen, die Kommandos zu bilden und ihnen die Bestimmungen über ihre Tätigkeit in Kriegszeit vorzulesen.

Für den Kommandeur der Lokalbrigade Minsk:
Oberstleutnant Kaschinski.

Bezirkskommandeur:
Oberstleutnant Gamrat-Kurek.

Um Mobilmachung im vollen Sinne mit allgemein angeordneter und gleichzeitig durchgeführter Mannschaftseinziehung und Pferdeaushebung handelt es sich hier noch nicht, sondern um Mobilmachungsvorbereitung. Das wird vor allem durch die befohlene Veranstaltung von Teilmobilmachungen der Reservisten deutlich. Die geforderte Revision der Handfeuerwaffen und ihre Instandsetzung und Ergänzung aus laufenden Etatsmitteln entsprechen ebenso wie die Einstellung von Auslandsurlaub für Reservemannschaften und ihre verschärfte Kontrolle den Anweisungen erster Ordnung der Kriegsvorbereitungsperiode. — Danach ist in Wirklichkeit mit der ersten Stufe der Kriegsvorbereitungsperiode am 23. April (6. Mai)

1914 begonnen worden. Es ist schwerlich ein zufälliges Zusammentreffen, daß das „Mobilmachungsmarschtableau des XIV. Armeekorps für die Lagerperiode 1914" (oben S. 46) von demselben Tage datiert ist.

Von der dem Ministerrat zugewiesenen Befugnis, eine Verschiebung der in den beiden Übersichten vorgeschriebenen Maßnahmen vorzunehmen, ist also in der Richtung Gebrauch gemacht worden, daß die im eigentlichen Sinne vorbereitenden Aufgaben in einen der Kriegsvorbereitungsperiode voraufgehenden Zeitraum verlegt worden sind und die „Kriegsvorbereitungsperiode" mit dem, was für sie noch übrig blieb, in sehr viel schärferem Maße einen unmittelbar zum Kriege drängenden Sinn bekam. Nach den geltenden Bestimmungen war diese Umgestaltung ohne Mitwirkung und ohne Wissen des Zaren möglich. Das ist für die Vorgeschichte des Krieges insofern von wesentlichem Belang, als der Zar, unter dessen Vorsitz am 25. Juli der Anfang der Kriegsvorbereitungsperiode beschlossen wurde, glauben konnte, es handele sich um eine interne Angelegenheit der Armee, die nicht in kürzester Frist den unmittelbaren Abschluß der Kriegsbereitschaft herbeiführe, um ein weitausblickendes Unternehmen, neben dem noch Raum für diplomatische Verhandlungen bleibe.

Es ist nicht die einzige Täuschung, der der Zar unterlag. Die russische Kriegspartei hatte dafür gesorgt, daß der Zar in weitgehender Unkenntnis wie über die wahren Absichten der von Sazonow geleiteten Politik, so über die Vorgänge im Bereich der russischen Waffenmacht gehalten wurde, als deren oberster Kriegsherr er galt.

3. Der Ausspruch der russischen Mobilmachung.

General Januschkewitsch hat im Suchomlinow-Prozeß erklärt:

> In Deutschland könne die Mobilmachung heimlich, auf dem Wege eines einfachen Befehls ausgeführt werden, nach den russischen Gesetzen müsse die Mobilmachung durch ein Manifest angeordnet werden, so daß alle Welt davon Kenntnis erhält. („Birshewija Wjedomosti.")
>
> In Deutschland führt der Kriegsminister die Mobilmachung durch, aber bei uns geschieht dies durch Veröffentlichung eines Ukas durch den Senat. („Rußkoje Slowo".)

Vergegenwärtigen wir uns unter Beiseitesetzung dessen, was schon vorher für die Mobilisation getan war, in welcher Weise „alle Welt" von der offiziellen russischen Mobilmachung „Kenntnis erhielt".

Am 29. Juli ist die russische Teilmobilmachung der Südwestbezirke den Mächten notifiziert worden. In Rußland erfolgte ihre Veröffentlichung in der Morgendämmerstunde des 30. Juli. Die gewaltigen Zurüstungen aber, die im ganzen Reiche betrieben wurden und die schlechterdings nicht mehr zu

verbergen waren, deuteten auf Gesamtmobilmachung. Die russischen Zeitungen schwiegen gezwungenermaßen. Die telegraphischen Meldungen französischer und englischer Korrespondenten lauteten hochgradig besorgniserregend und orakelhaft zugleich. Klar sah niemand. Ein Bericht des belgischen Geschäftsträgers vom 30. Juli spiegelt die Ungewißheit selbst der Kreise wider, die manches zu erlauschen in der Lage waren:

„Der gestrige und vorgestrige Tag (28. und 29. Juli) verging in der Erwartung von Ereignissen, die der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien (28. Juli) folgen mußten. Die widersprechendsten Nachrichten wurden verbreitet, ohne daß es möglich gewesen wäre, bezüglich der Absichten der Kaiserlichen (Russischen) Regierung Wahres von Falschem genau zu unterscheiden. Unbestreitbar bleibt nur, daß Deutschland sich hier ebenso wie in Wien bemüht hat, irgendein Mittel zu finden, um einen allgemeinen Konflikt zu vermeiden ... Herr Sazonow hat erklärt, daß es für Rußland unmöglich sei, sich nicht bereit zu halten und nicht zu mobilisieren, daß aber diese Vorbereitungen nicht gegen Deutschland gerichtet seien. Heute morgen (30. Juli) kündet ein offizielles Communiqué an die Zeitungen an, daß die Reservisten in einer bestimmten Anzahl von Gouvernements zu den Fahnen gerufen worden sind." Wer die Zurückhaltung der russischen offiziellen Communiqués kennt, kann ruhig behaupten, daß überall mobil gemacht wird... Die russische Regierung hat in den letzten Tagen allen serbenfreundlichen und österreichfeindlichen Kundgebungen freien Lauf gelassen und hat in keiner Weise versucht, sie zu ersticken. In dem Ministerrat, der gestern früh (29. Juli) stattfand, machten sich noch Meinungsverschiedenheiten geltend; die Bekanntgabe der Mobilisierung wurde verschoben; aber seitdem ist ein Umschwung eingetreten, die Kriegspartei hat die Oberhand gewonnen, und heute früh um vier Uhr wurde die Mobilmachung bekanntgegeben.

Das war die Teilmobilmachung, die am 30. Juli in den Morgenzeitungen stand. — Wir begreifen nach dem, was wir heute wissen, daß der belgische Diplomat sich tagelang kein klares Bild zu machen vermochte. Was er vernahm, war zunächst: Ausbleiben jeder offiziellen Kundgebung über die Stellungnahme zu der Kriegserklärung Österreichs an Serbien, dann: Zwiespalt im Ministerrat und Verzögerung des Mobilmachungsausspruchs, endlich: bei unverkennbar zunehmendem Übergewicht der Aktionspartei Bekanntgabe der Teilmobilmachung, während augenscheinlich die volle Mobilisation im Gange war. Der Beobachter durchschaute soweit, was in Rußland vorging, daß er vorbehaltlos die Durchführung der Gesamtmobilmachung nach Brüssel meldet. Im übrigen aber tappt er im Dunkeln. Er wußte nicht, daß die Aktionspartei über den Zaren hinweg das Schicksal Rußlands bestimmte. Die von ihm angedeuteten Meinungsverschiedenheiten im Ministerrat dürften sich schwerlich in erster Linie auf den Zeitpunkt der Bekanntgabe des Teilmobilmachungsbefehls, sondern des Gesamtmobilmachungsbefehls bezogen haben, der von den Ministern des Krieges, der Marine und des Innern seit dem 27. Juli unterzeichnet war. Gerade die Verzögerung des Ausspruchs mochte den nicht völlig Eingeweihten am be-

fremdlichsten erschienen sein. War die Mobilmachung einmal beschlossen, so war es unverständlich, warum man sich den militärischen Vorteil ihrer offenen und damit ungehemmten Durchführung entgehen ließ. Erst ein Blick hinter die Kulissen gibt die Erklärung: durch heimliche Mobilisationsvorbereitung, durch die geheime Kriegsvorbereitungsperiode war in Rußland dafür gesorgt, daß man mit der Zurückhaltung der Bekanntgabe militärisch nichts versäumte, sondern lediglich den erschlichenen Vorsprung noch weiter zu erstrecken begehrte. — Angesichts dieses Tatbestandes tritt die oben angeführte Aussage des Generals Januschkewitsch erst in das rechte Licht.

Januschkewitsch ist in der Gerichtsverhandlung auf die Gegenüberstellung der verfassungsgemäß notwendig offenen Mobilmachung Rußlands und der angeblich versteckten Kriegsrüstungen Deutschlands noch mehrfach zurückgekommen. Bezüglich der in Rußland geltenden verfassungsrechtlichen Ordnung erklärt er die Unterschriften dreier Minister für die Verkündigung der allgemeinen Mobilmachung für erforderlich. Der buchstäblich genaue Wortlaut seiner Aussage ist nicht unbedingt verbürgt. Aber etwas dem Sinn Nahekommendes muß der Zeuge gesagt haben. Und unter allen Umständen haben wir vor Augen, was die russische Presse ihre Leser glauben machen wollte.

Die aufgestellten Behauptungen sind eine grobe Irreführung. Nach der russischen Verfassung (Artikel 14) ist für die Erklärung der Mobilmachung allein der Zar als oberster Kriegsherr zuständig. Das Gleiche gilt nach Artikel 61 der Verfassung des Deutschen Reiches für den Deutschen Kaiser. Aber während dem Zaren laut Artikel 4 der russischen Staatsgrundgesetze (Ausgabe von 1906) „die höchste selbstherrliche Gewalt" zusteht, ist die monarchische Gewalt des Deutschen Kaisers konstitutionell stärker gebunden.

Die uns bekannt gewordenen russischen Mobilmachungsurkunden und das Kriegsmanifest des Zaren zeigen den im Verfassungsrecht begründeten Unterschied zwischen dem auch nach der Revolution von 1905 noch einem Selbstherrscher unterstellten Rußland und dem konstitutionellen Deutschen Reich. Der am 29. Juli erlassene Teilmobilmachungsbefehl ist vom Zaren allein unterschrieben. Ebenso erklärt der Zar in einem Rückblick des gleichfalls von ihm allein unterzeichneten Kriegsmanifestes vom 2. August: „. . . haben Wir befohlen, die Armee und Flotte in Kriegszustand zu setzen". Endlich stellt sich ein Rundschreiben des Warschauer Gouvernements vom 23. September 1914 schon durch den Titel, den es seinem auf den offiziellen Mobilmachungsbefehl zurückweisenden Erlaß gibt: „Befehl Sr. Majestät des Allrussischen Selbstherrschers" unzweideutig auf den Boden des geltenden Verfassungsrechtes. Dagegen weisen die Urkunden des vom Deutschen Kaiser am 31. Juli, beziehungsweise am 1. August unterschriebenen Kriegszustands- und Mobilmachungsbefehls die Gegenzeichnung des Reichskanzlers auf.

Sehr viel tiefergreifend ist der Unterschied, der aus der Handhabung des Verfassungsrechts der beiden Staaten herausspringt. Im Deutschen

Reich gilt das geschriebene Recht. Eine geheime Kriegsvorbereitungsperiode gibt es nicht. Kriegszustand und Mobilmachung sind am Tage ihrer Erklärung ohne jeden Verzug verkündet worden. Was die Ententediplomatie über angebliche deutsche Schleicharbeit auf dem Gebiete der Kriegsrüstung kundgegeben hat, ist frei erfunden, unbewiesen und unbeweisbar. Auch General Januschkewitsch hat nicht den Schimmer eines Beweises für seine dreist erhobenen Bezichtigungen beigebracht. — In Rußland wird durch das Gesetz nichts verbürgt. Der den auswärtigen Mächten am 29. Juli notifizierte und in Rußland am 30. Juli in den Zeitungen publizierte legale Teilmobilmachungsbefehl vom 29. Juli ist auf dem Dienstwege den Truppen und Behörden überhaupt nicht zugegangen. Im Bereich des Militärbezirks Kiew verkündet ein Korpsbefehl des X. Armeekorps am 30. Juli um 10^{45} vormittags die allgemeine Mobilmachung. Vorher mußte von Petersburg aus die Mitteilung an den Militärbezirk Kiew und von dort an das Korpskommando in Charkow gelangt sein. Das war sicherlich zu einer Stunde geschehen, da der Zar noch wähnte, daß auf seinen Befehl hin die Teilmobilmachung abgebrochen war, und eine Gesamtmobilmachung noch ganz außerhalb seines Gesichtskreises lag. Diese erste offizielle Ankündigung der vollen Mobilmachung ist unzweifelhaft ohne Wissen und gegen den Willen des Zaren und also illegal erfolgt. Den Truppen und den kommunalen Wehrpflichtbehörden des Nordwestbezirkes ist derselbe Befehl erst am Nachmittag des 30. Juli zugegangen. Es ist möglich, daß die Telegramme aus Petersburg erst nach fünf Uhr nachmittags versendet wurden. In diesem Augenblick soll der Zar die allgemeine Mobilmachung telephonisch gebilligt haben. Eine eigenhändige Unterschrift aber war auf diesem Wege nicht zu leisten. — Ist sie rechtzeitig überhaupt geleistet worden? Von den uns vorliegenden Ausfertigungen des Gesamtmobilmachungsbefehls hat keine einzige eine solche Unterschrift. In zwei dieser Ausfertigungen werden als Unterzeichner mit Namen genannt:

der Kriegsminister Suchomlinow,
der Marineminister Grigorowitsch,
der Minister des Innern Maklakow.

Es sind die drei Ressortchefs, deren Unterschriften für die allgemeine Mobilmachung Januschkewitsch, nach seiner Bekundung vor Gericht, im Ministerrat vom 27. Juli 1914 erlangt hat.

Von einer Änderung des russischen Verfassungsartikels über die Mobilmachung verlautet nichts. Zum Überfluß beweisen die oben verzeichneten Angaben seine volle Geltung bei Ausbruch des Krieges. Warum fehlt trotzdem bei allen Ausfertigungen des Mobilmachungsausspruchs der Hinweis auf die eigenhändige Unterschrift des Zaren? — Die Wendung „Allerhöchst befohlen" bietet keinen zureichenden Ersatz. Wir haben bereits festgestellt, daß sie am Vormittag des 30. Juli in dem Gesamtmobilmachungsbefehl für

die Truppen des X. Armeekorps ohne Berechtigung gebraucht ist. Es hat ganz den Anschein, daß der Zar die illegal erfolgte Verkündigung der Mobilmachung erst durch das Kriegsmanifest vom 2. August vollgültig legitimiert hat.

Der Eindruck einer Überrumpelung des Zaren wird noch wesentlich durch die Winkelzüge verstärkt, mit denen man hinterdrein die Nachwirkung des Verfahrens fortzutäuschen bemüht war. In der Ausfertigung des Gesamtmobilmachungsbefehls für die Truppen des X. Armeekorps ist der dreißigste Juli als erster Mobilmachungstag angesetzt. In allen Ausfertigungen für den Nordwestbezirk ist der einunddreißigste Juli als erster Mobilmachungstag befohlen. Der letztgenannte Termin, für den man am Nachmittag des 30. Juli dem Zaren eine halbe Zustimmung abgepreßt hatte, ist von der Diplomatie der Entente und von der russischen Obersten Heeresleistung als erster Mobilmachungstag rezipiert worden. Eine dementsprechende Berichtigung ist bereits am 31. Juli auch für das X. Armeekorps erfolgt. Der kommandierende General befiehlt auf Grund eines eingegangenen erläuternden Telegrammes des Kommandierenden des Militärbezirks, nicht den 17. (30.), sondern den achtzehnten (31.) Juli als ersten Mobilmachungstag zu rechnen. Der Wahrheit entspricht das ebensowenig, wie der 30. Juli als erster Mobilmachungstag, auf den Januschkewitsch sich in seiner Verwirrung als Zeuge letztlich festgelegt hat.

Noch sehr viel belastender aber erscheint ein anderes Dokument, das wir in der Reihe der russischen Mobilmachungsurkunden kennen lernen. Es ist einem Aktenheft der Landgemeinde Lukowiecz (Kreis Nowo-Minsk) entnommen und lautet:

Abschrift.

Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät des Allrussischen Selbstherrschers.

Aus der Warschauer Gouvernementsverwaltung an den Kreischef in Nowo-Minsk.

Gemäß Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät hat die Gouvernementsverwaltung vernommen: „Der dirigierende Senat hat durch seinen Befehl vom 24. Juli (6. August) 1914 — J. Nr. 9136 — dem Gouverneur von Warschau zu wissen gegeben, daß durch Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät an den dirigierenden Senat, gegeben in Peterhof am 20. Juli (2. August) 1914 unter eigenhändiger Unterschrift Seiner Majestät, in welchem bekannt gegeben wird: ‚Durch Unseren Allerhöchsten Befehl, gegeben den 17. (30.) Juli dieses Jahres an den dirigierenden Senat, haben Wir es als notwendig anerkannt, die Armee und Flotte in Kriegszustand zu setzen.'" — Dementsprechend und zum Zweck der vollkommenen Sicherung der Durchführung jener Maßnahmen wird unter anderem befohlen: das Gouvernement Warschau in Kriegszustand zu erklären, unter Unterstellung der gesamten Zivilverwaltung des gesamten Gouvernements unter den Hauptchef des entsprechenden Militärdistrikts. Gesetz § 276 Band II der Gesetzsammlung des Reiches, Ausgabe 1892.

Im Hinblick auf das oben Dargelegte ordnet die Warschauer Gouvernementsverwaltung an: Von diesem Befehl des dirigierenden Senats den Kreischefs des Warschauer Gouvernements Kenntnis zu geben und ihn in gehöriger Form in den Warschauer Gouvernementsnachrichten abzudrucken.

Stadt Warschau, den 10. (23.) September 1914.

Original mit gehörigen Unterschriften.

Sekretär (Unterschrift unleserlich).

Vorstehende Abschrift sende ich dem Chef der Semstwopolizei, dem Reserveoffizier der Semstwopolizei des Nowo-Minsker-Kreises, den Bürgermeistern der Städte und den Gemeindevorstehern zur Kenntnisnahme.

Stadt Nowo-Minsk, 18. September (1. Oktober) 1914.

Kreischef: (Unterschrift unleserlich).
Sekretär: (Unterschrift unleserlich).

Eingangsstempel der Gemeinde Lukowiecz: „19. Sept. (2. Okt.), J. Nr. 3879."
(Von den üblichen Kanzleivermerken fehlt die J. Nr. der Warschauer Gouvernementsverwaltung.)

Danach wäre dem Senat am 30. Juli der Gesamtmobilmachungsbefehl des Zaren zugegangen. Unsere Annahme, daß der Zar an diesem Tage die Unterschrift *nicht* geleistet hat, bräche damit zusammen. Aber wenn dieser Ukas existierte, so wäre es noch rätselhafter, warum keine der am 30. Juli herausgegangenen Ausfertigungen des Mobilmachungsausspruchs auf die eigenhändige Unterzeichnung des Zaren hinweist. Seltsamerweise wird in dem Senatsbefehl nicht unmittelbar der Wortlaut des Ukases vom 30. Juli angeführt, sondern eine Bezugnahme auf ihn in einem zweiten Ukas vom 2. August. Dieser zweite Ukas erscheint, soweit wir von seinem Inhalt Kenntnis erlangen, als völlig überflüssige Wiederholung, falls er nicht eine ergänzende Weisung enthielt, wie sie in der mit Erklärung des Kriegszustandes eintretenden Unterstellung der Zivilbehörden unter militärischen Befehl vermutet werden könnte. Korrekterweise wäre dann seitens des Senats zu sagen gewesen: „Ein Ukas vom 30. Juli hat die Mobilmachung befohlen, ein zweiter Ukas vom 2. August hat ergänzend befohlen, daß usw." Aber die in Betracht kommende Anordnung stellt sich als eine gesetzlich gebotene Folgewirkung der Mobilmachungserklärung dar. Es ist eine Ausführungsbestimmung, die eines besonderen Allerhöchsten Befehls nicht bedurfte. Der etwaige diesbezügliche Inhalt des zweiten Ukases an den Senat fällt aus dem Rahmen der in eigener Person vom Zaren ausgeübten Herrschertätigkeit heraus. Die Anerkenntnis der Mobilmachung aber hat der Zar am 2. August in seinem Kriegsmanifest feierlich ausgesprochen. Es wird schlechterdings nicht verständlich, welche Veranlassung vorlag, genau dasselbe, was im Kriegsmanifest der breitesten Öffentlichkeit kundgegeben wurde, am gleichen Tage dem Senat erneut einzuschärfen, wenn es drei Tage vorher der hohen Behörde durch einen Ukas bereits eröffnet war. Endlich unterscheidet ein ganz äußerlicher Umstand die beiden Dokumente. Das Kriegsmanifest des Zaren ist aus

Petersburg datiert, der Ukas an den Senat aus Peterhof. Am 2. August befand sich der Zar nachweislich in Petersburg. Es war ein Sonntag. Der Zar hat an dem Tage mit seiner Familie in der Hauptstadt dem Gottesdienst beigewohnt und im Winterpalais an eine Abordnung der Armee und Flotte eine Ansprache gehalten. Bei der geringen Entfernung kann die Hin- und Rückfahrt an demselben Tage erfolgt sein. Dann hätte die Hinfahrt von Peterhof nach Petersburg am Morgen des 2. August stattgefunden. Die Erledigung von Regierungsgeschäften durch den Zaren dürfte in diesem Falle bis zu seiner Ankunft in der Hauptstadt verschoben worden sein. Zumal, wo es sich um zwei sachlich so eng zusammengehörige Äußerungen des Herrschers handelte, begreift man nicht, in welcher Weise ihre an zwei verschiedenen Orten erfolgte Ausfertigung kanzleimäßig zustande gekommen sein soll.

Nach alledem erheben sich sehr begründete Zweifel an der Echtheit des Ukases vom 2. August an den Senat wie an der Existenz des in demselben angezogenen voraufgehenden Ukases vom 30. Juli. Auch die Urkunde des Senats wird hochgradig verdächtig, wenn wir hinzufügen, daß die von der Warschauer Gouvernementsverwaltung angeordnete Veröffentlichung des Senatsbefehls in den Warschauer Gouvernementsnachrichten unterblieben ist, daß dagegen der Warschauer Gouverneur Baron Korff schon in Nr. 58 vom 22. Juli (4. August) 1914 dieses offiziellen Organs ohne Berufung auf einen Ukas des Zaren bekanntgibt:

„Infolge der Mobilisation der Armee ist das Gouvernement Warschau unter dem 18. (31.) Juli in Kriegszustand erklärt worden."

Andererseits aber lag für die mächtige Partei, die gegen den Willen des Zaren die volle Mobilmachung durchgesetzt hatte, alle Veranlassung vor, den wirklichen Tatbestand zu verschleiern. Man vergegenwärtige sich, was an beglaubigten Zeugnissen vorlag. Am 30. Juli: Ausspruch der offiziellen Gesamtmobilmachung ohne klare Betonung der verfassungsgemäß unentbehrlichen eigenhändigen Unterschrift des Zaren; am 2. August: nachträgliche Anerkenntnis der Mobilmachung durch das vom Zaren eigenhändig unterzeichnete Kriegsmanifest. Deutlich mußte jeder Unbefangene fühlen, daß dazwischen etwas fehlt. Der Senatsbefehl vom 24. Juli (6. August) schließt die Lücke. Sein Hinweis auf den Ukas, der den Mobilmachungsausspruch vom 30. Juli als Ausfluß der zarischen Herrschergewalt erscheinen läßt, war geeignet, die Verdachtsmomente hinsichtlich eines illegalen Verfahrens bei Ausspruch der Mobilmachung zu beseitigen. Der Befehl des dirigierenden Senats, dessen Stellung im russischen Verfassungsleben der des französischen „Parlaments" im Ancien Régime entsprach, drang, wie wir sehen, bis in die letzten Verästelungen der Verwaltungsorganisation. Es war zweckentsprechend, an dieser Stelle mit einer Kundgebung einzusetzen. Für den vorgeschobenen Zweck (Bekanntgabe des Kriegszustandes und Unterstellung der Zivilverwaltung unter Militärbefehl)

kam die Verfügung jedenfalls reichlich spät an ihre Adresse. Man könnte fast glauben, daß es darauf abgesehen war, die durch umlaufende Gerüchte über eine Vergewaltigung des Zaren bis in die Landbevölkerung gedrungene Erregung zu beschwichtigen.

Wir haben hier nach den einfachsten Lehren der Diplomatik geradezu ein Schulbeispiel einer Urkundenfälschung vor uns. Die Fälscherarbeit gibt sich ungewollt durch eine Textabweichung zwischen Kriegsmanifest und Zarenukas vom 2. August an den Senat zu erkennen. Das Kriegsmanifest vom selben Tage erklärt ohne Datumsangabe: „haben Wir befohlen, die Armee und Flotte in Kriegszustand zu setzen". Der dirigierende Senat zitiert aus dem angeblich ihm zugegangenen Zarenukas vom 2. August: „durch Unsern Allerhöchsten Befehl, gegeben den 30. Juli . . . haben Wir als notwendig anerkannt". Das ist nicht die Sprache, die dem „Allrussischen Selbstherrscher" in den Mund zu legen war. Diese Sprache verrät unmittelbar den Zweck, dem der fingierte Ukas zu dienen bestimmt war: die Anerkenntnis des Mobilmachungsausspruchs durch den Zaren als rechtzeitig erfolgt hinzustellen.

Im Suchomlinow-Prozeß hat sich bei der Erörterung der Mobilmachungsfrage der Zweifel an der Legalität des Verfahrens unvermeidlich von neuem herausgestellt. Das brachte die Ententelegende in Gefahr. Am einfachsten hat General Januschkewitsch die Gefahr beseitigt. Er hat vor Gericht erklärt, daß die eigenhändige Unterzeichnung des Gesamtmobilmachungsbefehls durch den Zaren am 30. Juli erfolgt sei. Die der Entente dienstpflichtigen russischen Zeitungen haben trotz des nachträglichen Schwankens des Zeugen die offensichtlich wahrheitswidrige Behauptung festgehalten. Die übrigen Blätter lassen mehr oder weniger durchschimmern, daß die Gesamtmobilmachung gegen den Willen des Zaren erfolgt sei. Nur die besonders eifrig Entente-dienstwillig gewordene „Rjetsch" hat durch eine Einschiebung im Prozeßbericht den fehlenden Ukas erfunden. Es mutet etwas gezwungener an, wie in dem Senatsbefehl der zweite Zarenukas sich auf einen voraufgehenden ersten beruft. Ob das auf die Dorfschulzen berechnete Diplomatie war, die die Darlegung etwas undurchsichtig gestalten sollte, oder Ungeschick des Fälschers, steht dahin. Für uns genügt der Nachweis, daß wir in dem Senatsbefehl vom 6. August ein Falschstück vor uns haben, und daß die beiden in ihm angezogenen Ukase des Zaren fingiert sind.

Der Zweck der Fälschung ist klar. Die Tatsache der Fälschung zeigt von einer neuen Seite, daß eine rechtzeitige, verfassungsgemäße Unterschrift des Zaren für den Ausspruch der Gesamtmobilmachung nicht aufzuweisen war.

4. „Mobilmachungsvorschrift Nr. 20."

Die am 29. Juli 1914 durch den Ukas an den dirigierenden Senat befohlene legale Teilmobilmachung war gemäß der Mobilmachungsvorschrift vom Jahre 1910 durchzuführen. Es ist hinlänglich bekannt, daß der Mobilmachungsplan von 1910 einen Defensivaufmarsch vorsah. Das entsprach der Neigung des Zaren zu halben Entschlüssen. Aber es entsprach nicht dem, was nach dem Intermezzo der Potsdamer Zusammenkunft zwischen den Generalstäben Frankreichs und Rußlands festgelegt und für den englischen Generalstab schwerlich ein undurchdringliches Geheimnis geblieben war. Seltsamerweise enthält der am 30. Juli bekanntgegebene illegale Mobilmachungsbefehl den gleichen Hinweis auf die Mobilmachungsvorschrift von 1910 und setzt sich damit in Widerspruch zu den eingestandenen operativen Absichten wie zu den tatsächlich durchgeführten Operationen.

Über die Operationspläne hat der ehemalige Generalstabschef im Suchomlinow-Prozeß ausgesagt:

> „Nach dem allgemeinen Plane der Verbündeten fiel Rußland die Aufgabe zu, die Aufmerksamkeit Deutschlands von Frankreich abzulenken." („Rußkoje Slowo.")

Und über das Ziel der russischen Operationen läßt sich erst nicht streiten. Der russische Einbruch in Ostpreußen, wie sein Scheitern bei Tannenberg und an den masurischen Seen sind geschichtliche Tatsachen, die eine unzweideutige Sprache reden.

Plan und Ausführung verlangten einen russischen Offensivaufmarsch gegen Deutschland und damit eine andere Richtschnur für die Mobilmachung, als sie die Mobilmachungsvorschrift vom Jahre 1910 gab. Daß das angestrebte Ziel erreicht worden ist, liegt klar zutage. Die Schleichwege, auf denen man dahin gelangte, sind nicht in allen ihren verschlungenen Windungen zu erkennen. Aber wir ersehen doch soviel, daß die erforderlichen Vorkehrungen von langer Hand her im geheimen vereinbart und im geheimen durchgeführt worden sind. Der bei Abschluß der russischen Mobilmachung von 1914 ergangene Befehl, alle einschlägigen Geheimakten zu vernichten, beweist die Absicht, jede Spur des eingeschlagenen Verfahrens auszutilgen. Aber ganz sind die Spuren nicht verwischt.

Wir haben den Inhalt der „Verordnung über die Kriegsvorbereitungsperiode", ihren Zweck und ihre praktische Anwendung für die Mobilmachung 1914 kennen gelernt und dabei gesehen, daß man nicht nur den Feind täuschte, sondern unbedenklich auch die breite russische Öffentlichkeit planmäßig irreführte und selbst den obersten Kriegsherrn hinterging. Wir wissen weiter, daß die Spitzen der Staats- und Heeresleitung keinen Anstand nahmen, über die von ihnen verfügten Maßnahmen den diplomatischen Vertretern Deutschlands unter Verpfändung ihres Ehrenwortes offizielle Erklärungen abzugeben,

die der Wahrheit Hohn sprachen. Endlich haben wir den Nachweis erbracht, daß in den amtlichen Verkehr angeblich vom Zaren erlassene Befehle eingeschmuggelt worden sind, von denen der Herrscher keine Kenntnis hatte. Das alles geschah, um Staatsakte ersten Ranges nach dem Willen der Kriegspartei durchzusetzen. Diese Häufung absonderlicher Vorgänge beweist, daß in Rußland das Unwahrscheinlichste Ereignis werden konnte, und macht, was nachstehend aus russischen Akten berichtet wird, verständlich und glaubhaft.

Von den befehlsgemäß zu vernichtenden Mobilmachungsakten sind in den Kanzleien kommunaler Wehrpflichtbehörden des besetzten Gebietes hie und da Reste aufgestöbert worden, meist auf losen Blättern, deren ordnungsmäßige Einheftung übersehen war, und die dadurch gerettet wurden. An einigen wenigen Stellen sind ganze Aktenhefte unversehrt geblieben. Insbesondere ist ein Aktenfaszikel der städtischen Wehrpflichtbehörde Riga zu erwähnen, dem in der Hauptsache die nachfolgenden Angaben entstammen. Einige Ergänzungen konnten aus anderweitem russischen Material beigebracht werden.

Anfang Mai 1912 ergeht von der Hauptverwaltung des Generalstabes und vom Ministerium des Innern die Ankündigung, daß mit dem 1. (14.) März 1914 eine neue Mobilmachungsvorschrift, die die Bezeichnung Nr. 20 tragen wird, an Stelle der Mobilmachungsvorschrift vom Jahre 1910 treten soll. Mit einer Verspätung von wenigen Tagen ist die neue Vorschrift fertiggestellt worden. Am 4. (27.) Februar 1914 erhalten die Gouverneure die Mitteilung, daß demnächst die Versendung der Listenformulare für die neuen Aufstellungen erfolgen werde. Mit den Arbeiten soll im April begonnen und ihr Abschluß spätestens am 1. (14) Juli erreicht werden, um sofort nach erfolgter Durchsicht etwa notwendig werdende Berichtigungen und Ergänzungen vorzunehmen. Spätestens zum 1. (14.) November wird Neueinreichung befohlen, so daß der Gesamtabschluß am 15. (28.) November fertig wird. Als Endfrist für das Inkrafttreten der Vorschrift Nr. 20 wird in einem späteren Rundschreiben vom 22. März (4. April) 1914 der 1. (14.) Dezember 1914 bestimmt. Es fällt auf, daß für die Aufstellung der Listen ein wesentlich kürzerer Zeitraum gewährt wird, als für ihre Durchsicht und etwaige Richtigstellung.

Im März war der Druck der neuen Vorschrift beendet. Von ihrem Inhalt erlangen wir nur spärliche Kenntnis. Die Anweisungen, die im Laufe des März 1914 den kommunalen Wehrpflichtbehörden zugehen, beziehen sich lediglich auf deren Obliegenheiten beim Aushebungsgeschäft. In dem bereits erwähnten Rundschreiben vom 22. März (4. April) 1914 wird seitens des Ministeriums des Innern eine ausführliche Erläuterung der erteilten Anweisungen gegeben. Danach legt die neue Vorschrift den Hauptnachdruck darauf, daß das gesamte Aushebungsgeschäft entsprechend den An-

forderungen der Gesamtmobilmachung erledigt wird. Es sind drei Möglichkeiten vorzusehen:

1. Teilmobilmachung gewisser Heeresteile, -Behörden und -Anstalten unter Einberufung der Reserve ersten Aufgebots (die sieben jüngsten Jahrgänge) oder bestimmter Jahrgänge desselben und begrenzter Gestellung von Pferden, Wagen und Geschirren.
2. Ergänzende Mobilmachung durch nachträgliche Einberufung der nicht eingezogenen Reserve und Reichswehr und durch volle Ausnutzung des kriegsbrauchbaren Pferdematerials wie der verfügbaren Beförderungsmittel.
3. Sofortige Gesamtmobilmachung unter sofortiger Aufbietung aller vorhandenen Kräfte und Mittel.

Für alle drei Möglichkeiten ist in der Weise Vorsorge zu treffen, daß eine vollständige Übersicht dessen, was jeder Kreis aufzubringen vermag, aus den aufgestellten Listen zu ersehen ist. Neben den Gesamtziffern sind die Zahlen für Teilmobilmachung und für ergänzende Mobilmachung zu vermerken. Die Teilmobilmachung erscheint als ein Ausschnitt der Gesamtmobilmachung, für welch letztere alle Vorarbeiten der Zivilbehörden abschließend fertigzustellen sind. Abgesehen von diesem komplizierteren Registrierungsverfahren liegt der Unterschied gegenüber der Vorschrift von 1910 in wesentlich verschärfter Heranholung, um durchweg erhöhte Leistungen zu erzielen.

Ohne daß eine Allerhöchste Bestätigung der neuen Vorschrift erwähnt wird, setzt im April die Ausführung der Arbeiten unter Hochdruck ein. Aus Bendzin (Gouv. Lublin) wird gemeldet, daß im April 1914 mit Aufstellung der Listen der ungedienten Ersatzreserve und Reichswehr sowie Anfertigung der Gestellungsbefehle begonnen wurde, was in früheren Jahren nicht geschehen sei. „Es wurde Tag und Nacht an diesen Listen fieberhaft gearbeitet." Aus Lukow (Gouv. Kielce) hören wir, daß die Wojts und Dorfschulzen durch fortwährende Revision der von ihnen zu führenden Aushebungslisten dermaßen „gepeinigt" wurden, und zwar ausschließlich im Frühjahr 1914, daß ihnen „die endgültige Mobilmachung wie eine Erlösung erschien". Die städtische Wehrpflichtbehörde Rigas war Ende März 1914 angewiesen worden, unverzüglich die Aufstellung der Listen nach der neuen Vorschrift beschleunigt durchzuführen. Es folgen in den nächsten Wochen weitere Anweisungen betreffs Vorsorge für die ärztliche Untersuchung der Gestellungspflichtigen, ihre Unterbringung und ihren Abtransport sowie für das Verbot des Schnapshandels während der Dauer der Mobilmachung. Die befohlenen Arbeiten sind vor der angesetzten Endfrist fertig geworden. Die Listen gehen nach Kreisen zusammengefaßt an die kontrollierende Zentralstelle des Ministeriums des Innern so frühzeitig ab, daß die Wehrpflichtabteilung des Ministeriums bereits am 24. Juni (7. Juli) 1914 in einer Rundverfügung an die Gouverneure darauf hinweisen kann, daß die eingereichten Aufstellungen einiger Kreise in ihrer äußeren Anordnung nicht

durchweg den Forderungen der neuen Vorschrift entsprächen. Seitens einiger Stellen seien die Berechnungen und Verzeichnisse in gesonderten Aufstellungen abgefaßt, in denen die Teilmobilmachung nicht als Teil der Gesamtmobilmachung, sondern vorschriftswidrig als selbständige Aufstellung bearbeitet wäre. Es wird darauf hingewiesen, daß bei Eintritt der Mobilmachung „in den in Verfolg des Allerhöchsten Befehls abzusendenden Telegrammen" keine Spezialanweisung bezüglich der Ausdehnung der Mobilisation enthalten sein werde, daß die Sonderbearbeitung von Teilmobilmachungslisten „unerwünschte Verwirrung unter den Ausführenden herbeiführen könne" und daß sie deswegen zu unterbleiben habe.

Alles deutet darauf hin, daß die am 17. (30.) Juli 1914 befohlene Gesamtmobilmachung auf Grund der nach Mobilmachungsvorschrift Nr. 20 bearbeiteten Aufstellungen für das Aushebungsgeschäft durchgeführt worden ist. Da ergeht am 30. Juli (12. August) 1914 seitens des Ministeriums des Innern „an die Gouverneure" ein Rundschreiben des Inhalts: es habe das Ministerium „in Anbetracht der Kriegszeit, im Einverständnis mit dem Kriegsministerium, es als notwendig erachtet, die weiteren Arbeiten nach Mobilmachungsvorschrift Nr. 20 vorläufig einzustellen".

Welchen Sinn hatte es im März/April 1914 gehabt, mitten in den fieberhaft betriebenen Zurüstungen für den bevorstehenden Ernstfall das Inkrafttreten der neuen Vorschrift auf einen Termin hinauszuschieben, an dem sie für das geplante Vorhaben zu spät wirksam geworden wäre? Aber war das die Absicht gewesen? — Wir sehen, daß das Aushebungsgeschäft nach der neuen Vorschrift vorbereitet wird. Die Aufstellungen gehen auf dem Dienstwege der Zentralstelle zu und kommen von dort mit Korrekturvermerken an die unteren Instanzen zurück. Praktisch wird alles bis aufs Letzte nach dem neuen Schema geregelt. Und nun erst, nachdem die Arbeit getan, hinkt der zweite, noch auffallendere Befehl nach, die Arbeiten einzustellen, deren Durchführung erledigt ist. Das Rundschreiben vom 30. Juli (12. August) ist am 6. (19.) August, zwanzig Tage nach Ausspruch der offiziellen Mobilmachung, in Riga eingetroffen. — Man sucht vergeblich im Bereich unserer höflichen Umgangssprache nach einem Ausdruck, der ein solches Verfahren kennzeichnet. Das Verfahren steht auf einer Stufe mit dem Gaunertrick, sich rechtzeitig einen Alibibeweis zu sichern. Hier galt es dem betrogenen Monarchen und dem Urteil der Zeitgenossen und womöglich der Geschichte gegenüber die Spuren gesetzloser Eigenmächtigkeit zu verwischen.

Durch die im Mai 1912 für den 1. (14.) März 1914 angekündigte Einführung des neuen Mobilmachungsplans wird noch eine weitere Absicht kundbar. Es muß in jenem Augenblick die beschleunigte Durchführung des ursprünglich auf weite Sicht angelegten Rüstungsprogramms festgelegt worden sein. Wenn im März 1914 die Arbeiten nach dem neuen Mobilmachungsplan einsetzen sollten, so mußte an diesem Zeitpunkt die Heeresreorganisation soweit gediehen

sein, daß die Kriegsmaschine mit Aussicht auf Erfolg in Bewegung gesetzt werden konnte. Das war noch nicht der Kriegsentschluß für diesen Zeitpunkt, sondern nur der Wille zur Bereitschaft von diesem Zeitpunkt an.

Jedenfalls trifft Rußland seit dem Mai 1912 seine militärischen Vorkehrungen nicht zur Verteidigung gegen eine zu besorgende Bedrohung von außen, sondern es wappnet sich zu einem freigewählten Angriffskampf. Allem Anschein nach haben vor Ausgang des Jahres 1913 bestimmtere Absichten für den Ernstfall sich gestaltet. Von da an hat man Frankreich gegenüber unter möglichster Aufbauschung des Erstrebten und Erreichten viel Rühmens von dem steigenden Kampfwert der russischen Armee gemacht; was nebenher den Vorteil brachte, daß die Gebefreudigkeit der französischen Geldleute nicht ins Stocken geriet. Den deutschen Michel suchte man geflissentlich hinters Licht zu führen. Der Begriff der Doppelzüngigkeit würde zur Kennzeichnung des Verfahrens ausreichen, wenn man nur die gegensätzlichen vertraulichen Äußerungen in Betracht zu ziehen hätte, die einerseits an die Pariser Adresse die fortschreitende Bereitschaft und sehr bald die erzielte Erzbereitschaft versicherten, und andererseits Deutschland gegenüber die tatsächlichen Rüstungen harmlos umzudeuten oder glatt abzuleugnen suchten. Der Öffentlichkeit wurde noch eine dritte Melodie vorgespielt, die bald die Spatzen von den Dächern pfiffen. Es war das alte Lied von der langfristig gedachten Erneuerung des Heeres: Rußlands militärisches Programm kann erst in Jahren fertig sein. Wir spüren den Nachklang der mit allen Listen durchgeführten Täuschung in den Verhandlungen des Suchomlinow-Prozesses, wenn die verschiedenen Zeugen den in Aussicht genommenen Abschluß in holdem Wechsel für jedes der Jahre von 1915 bis 1918 verzeichnen. Was dabei zumeist in gleichem Atem über Rußlands völlig unzulängliche Vorbereitung bei Kriegsausbruch verlautet, steht in schreiendem Widerspruch zu der Überzeugung, mit der Rußland in den Krieg eintrat, und entspricht der reumütigen Sinneswandlung, die erst im Rückblick sich ergab. Es ist der durchsichtige Versuch, für die demütigende Tatsache der vernichtenden Niederlage eine entschuldigende Erklärung zu geben. Darüber hinaus zielt es zugleich, wie so vieles, was auf Schritt und Tritt aus der Gerichtsverhandlung hervorgeht, auf Wahrung eines wichtigen Bestandteils der Ententelegende.

Im Suchomlinow-Prozeß haben die Januschkewitsch und Michelson, die Gutschkow und Miljukow in allen Tonarten bekundet, daß Rußlands Rüstung noch unfertig war, und daß eben darum die Mittelmächte den Streit vom Zaune brachen. Auch in diesem Falle hat die Verteidigung im Interesse ihres Klienten den Drahtziehern das Spiel ein wenig verdorben. Durch geschickt gestellte Fragen wurden die Zeugen genötigt, die Haltlosigkeit ihrer bezüglichen, den Angeklagten belastenden Aussagen selbst einzuräumen. Als Beispiel mag eine Rückäußerung des Generals Januschkewitsch über Granatenmangel nach der Wiedergabe des „Rußkoje Slowo" genügen:

Das Verhör geht an die Verteidigung über. Der Zeuge bestätigt, daß die Hauptartillerieverwaltung sich schlecht versorgt hatte, weil sie nicht an einen langen Krieg glaubte. „Hier in Petersburg hat man zu Beginn des Krieges überhaupt ganz merkwürdige Ansichten gehabt," sagt General Januschkewitsch. „Man verhielt sich zu dem Kriege nicht mit Ernst, und sogar die höchsten Funktionäre der Militärbehörde waren überzeugt, daß der Krieg rasch zu Ende gehen werde."

Also nicht für den Krieg an sich, sondern für seine unvorhergesehene Dauer war man „unvorbereitet". Von einer bezüglichen Besorgnis ist vor dem Kriege bei den Führern und bei der Truppe in Rußland schlechterdings nichts zu verspüren. Suchomlinow vermerkt am 9. August (n. St.) 1914 in seinem Tagebuch:

„Der deutsche Wolf wird anscheinend bald zu Tode gehetzt sein: alles ist gegen ihn."

Und über die Stimmung der russischen Armee urteilt der Petersburger belgische Geschäftsträger in seinem Bericht vom 30. Juli 1914:

„Die Armee, die sich stark fühlt, ist voller Begeisterung und gründet große Hoffnungen auf die außerordentlichen Fortschritte, die seit dem japanischen Kriege gemacht worden sind."

Für die umfassende Durchführung der Rüstung bietet auch die Einschmuggelung der neuen Mobilmachungsvorschrift einen wichtigen Beleg. Sie sicherte für das Aushebungsgeschäft die volle Ausnutzung der verfügbaren Mittel und Kräfte, wie sie für die Offensivabsicht unumgänglich war. Was das Taschenspielerkunststück, das die Vorschrift Nr. 20 an die Stelle der Vorschrift vom Jahre 1910 schob, sonst noch bezweckte, ist aus dem lückenhaften Quellenmaterial nicht festzustellen. Nur so viel läßt sich vermuten, daß auch dieser Streich den klar verfolgten Offensivplan vor dem Zaren verbergen helfen sollte.

5. Der Zar.

Wie ein Kapitel aus einem Hintertreppenroman mutet uns die Vorgeschichte der russischen Mobilmachung an. Und doch ist es ein verhängnisvolles Stück Weltgeschichte, das sich in diesem Dunstkreis voll unerhörter Täuschung und Lüge abspielt. Nur der Zar bleibt von den tatsächlichen Vorgängen unberührt. Die selbstgewählte Abschließung von der Außenwelt, die ihm durch die Furcht vor Attentaten aufgezwungen war, macht es begreiflich, daß er, von den tatsächlichen Vorgängen kaum berührt, in seiner Traumwelt weiterleben konnte. Den Krieg gegen Deutschland hat er nicht gewollt. Als er herandrohte, hat der Zar an einen Verteidigungskampf gedacht. Der Defensivgedanke beherrscht noch ganz sein Kriegsmanifest vom

2. August und seine Ansprache vom gleichen Tage an die Vertreter von Heer und Flotte. Aber folgerecht und zielsicher ist er für die eigene Auffassung niemals eingetreten.

Der Depeschenwechsel des Deutschen Kaisers mit dem Zaren gibt ein klares Bild der merkwürdig schwankenden Haltung des Zaren und des festen Friedenswillens auf deutscher Seite.

Der Deutsche Kaiser hatte sich nach seiner Rückkehr von der Nordlandreise am 28. Juli, 10^{45} abends, telegraphisch an den Zaren gewendet. Mit markigen Worten kennzeichnet er die ruchlose Serbentat. Er betont das gemeinsame monarchische Interesse, aber er verkennt nicht die Schwierigkeiten, mit denen der Zar angesichts der Strömungen der öffentlichen Meinung in Rußland zu rechnen hat. Für sein Teil verspricht der Kaiser Einflußnahme auf Österreich:

„Eingedenk der herzlichen Freundschaft, die uns seit langer Zeit mit festem Band verbindet, setze ich meinen ganzen Einfluß ein, um Österreich-Ungarn dazu zu bestimmen, eine offene und befriedigende Verständigung mit Rußland anzustreben. Ich hoffe zuversichtlich, daß Du mich in meinen Bemühungen, alle Schwierigkeiten, die noch entstehen können, zu beseitigen, unterstützen wirst."

Am 29. Juli, 1 Uhr nachmittags, antwortet der Zar. Er äußert seine Freude über die Heimkehr des Kaisers und erbittet dessen Hilfe zur Wahrung des Friedens. Aber er bezeichnet zugleich das am 28. Juli in die Wege geleitete militärische Vorgehen Österreichs als einen „schmählichen Krieg gegen ein schwaches Land" und fügt hinzu:

„Ich sehe voraus, daß ich sehr bald dem Druck, der auf mich ausgeübt wird, nicht mehr werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Maßregeln zu ergreifen, die zum Kriege führen werden."

Um dem Unheil eines europäischen Krieges vorzubeugen, erbittet er im Namen der alten Freundschaft die mäßigende Einwirkung des Kaisers auf Österreich. Die Depesche erweckt den Eindruck, daß der Zar im Augenblick ihrer Abfassung seinen Widerstand gegen die Kriegspartei noch nicht aufgegeben hat. Aber der Zar gesteht, daß er zum Kriege gedrängt werde, und deutet an, daß er nicht die Macht besitze, dem Drängen noch lange zu widerstehen.

Bereits am 28. Juli hatte Sazonow dem russischen Botschafter in Berlin telegraphiert:

„Infolge der Kriegserklärung Österreichs an Serbien wird die Kaiserliche Regierung morgen (den 29. Juli) die Mobilmachung der Militärbezirke von Odessa, Kiew, Moskau und Kasan anordnen. Ich bitte Sie, die deutsche Regierung davon zu verständigen und zu bestätigen, daß Rußland keinerlei aggressive Absichten gegen Deutschland hegt."

Wenn der Zar von der Note Sazonows Kenntnis hatte, so berührt der Wortlaut seiner Depesche an den Kaiser seltsam. Es läge etwas von scheuer

Hinterhaltigkeit, ein Mangel an Bekennermut zu einem von ihm bereits gebilligten Staatsakt vor. Seltsamer noch, wenn es sich herausstellen sollte, daß der Zar *vor* Abfassung seiner Depesche den Teilmobilmachungsukas bereits unterzeichnet hatte. — Wann ist die Unterzeichnung erfolgt? Der Zar hat am 29. Juli den Generalstabschef Januschkewitsch in Peterhof mit dem eigenhändig unterschriebenen Ukas an den Senat und mit dem Auftrag entlassen, dem deutschen Botschafter zu versichern, daß die militärischen Maßnahmen sich nicht gegen Deutschland richteten. Es ist dieselbe weiche Stimmung und unklare Erfassung der Lage, aus der heraus sich alle seine halben Entschließungen erklären. Mit dem Ukas im Portefeuille begab sich Januschkewitsch in den Generalstab. Dort lud er im Einverständnis mit Sazonow, statt sich auftragsgemäß an den deutschen Botschafter zu wenden, den deutschen Militärattaché zu sich. Die Fahrt von Peterhof nach dem Generalstab erforderte dreiviertel bis eine Stunde. Für die Verständigung mit Sazonow, die zwischen der Abfahrt von Peterhof und der Einladung des Militärattachés liegt, und die sehr wohl telephonisch vom Generalstab aus erfolgt sein kann, wäre ein weiterer kurzer Zeitraum in Ansatz zu bringen. Der Militärattaché ließ eine Stunde auf sich warten. Nach einer Auseinandersetzung — die wiederum etliche Minuten erfordert haben muß —, in der Major v. Eggeling den Versicherungen des Generalstabschefs die bestimmte Erklärung entgegensetzte, er habe zuverlässige Nachricht, daß die Mobilmachung schon begonnen habe, gab der Generalstabschef Punkt 3 Uhr sein bekanntes Ehrenwort. Das füllt bereits einen Zeitraum von reichlich 2 bis $2\frac{1}{4}$ Stunden. Danach muß der Generalstabschef spätestens zwischen 12^{45} und 1 Uhr Peterhof verlassen haben. Die Zarendepesche aber trägt als Datum den 29. Juli, „1 Uhr nachmittags". Gibt dieses Datum den Zeitpunkt der Ausfertigung, so ist die Depesche zweifellos *nach* Unterzeichnung des Teilmobilmachungsbefehls geschrieben. Das bleibt auch für den Fall zu vermuten, daß „1 Uhr" der Zeitpunkt des Abgangs der Depesche wäre. Es läge sonst eine ungebührliche Verzögerung seitens des Telegraphendienstes vor. Der Zar müßte in diesem Fall die Depesche spätestens gegen 12 Uhr formuliert haben. Denn etwa von dieser Stunde an darf man ihn durch den Generalstabschef in Anspruch genommen glauben. Nach der Aussage des Generals Januschkewitsch ging der Unterzeichnung des Ukases ein von ihm gehaltener Vortrag und eine lebhafte Erörterung voraus. Den ganzen Hergang kann man sich demnach nicht wohl in wenigen Sekunden erledigt denken, etwa: der Generalstabschef tritt in strammer Haltung an und erstattet kurze Meldung; der Zar unterschreibt unbesehen das umfangreiche Dokument; der Generalstabschef empfängt den Ukas und den Befehl bezüglich des deutschen Botschafters und macht auf dem Absatz kehrt.

Auf das Zarentelegramm hat der Kaiser umgehend nach Empfang, um 6^{80} nachmittags, geantwortet. Sein Telegramm umschreibt klar Österreichs

Absichten, die auf Erlangung voller Garantie für die Innehaltung serbischer Versprechungen, aber nicht auf territoriale Eroberungen abzielen:

„Ich meine daher, daß es für Rußland durchaus möglich ist, dem österreichisch-serbischen Krieg gegenüber in der Rolle des Zuschauers zu verharren, ohne Europa in den schrecklichsten Krieg hineinzuziehen, den es jemals erlebt hat. Ich glaube, daß eine direkte Verständigung zwischen Deiner Regierung und Wien möglich und wünschenswert ist, eine Verständigung, die — wie ich Dir schon telegraphierte — meine Regierung mit allen Kräften zu fördern bemüht ist. Natürlich würden militärische Maßnahmen Rußlands, welche Österreich-Ungarn als Drohung auffassen könnte, ein Unglück beschleunigen, das wir beide zu vermeiden wünschen, und würden auch meine Stellung als Vermittler, die ich — auf Deinen Appell an meine Freundschaft und Hilfe — bereitwillig angenommen habe, untergraben."

In diesen Sätzen ist die Lage ohne jede diplomatische Verklausulierung gezeichnet. Der Monarch spricht im Gefühl seiner hohen Stellung und seiner ganzen Verantwortung zu dem befreundeten Monarchen. Wahr, offen, männlich, kein Wort zuviel und keines zu wenig. Von einem Ehrenwort oder einem Monarchenehrenwort steht nichts in der Depesche. Das deutsche Sprichwort lautet: ein Mann, ein Wort.

Über die Wirkung auf den Zaren meldet der deutsche Militärbevollmächtigte in Petersburg, General v. Chelius, in seiner Depesche vom 30. Juli an den Deutschen Kaiser:

„Gestern (am 29. Juli) sagte mir Fürst Troubetzkoi, nachdem er veranlaßt hatte, daß Ew. Majestät Telegramm an Kaiser Nikolaus sofort übermittelt würde: ‚Gottlob, daß ein Telegramm Ihres Kaisers gekommen ist.' — Er (Fürst Troubetzkoi) sagte mir soeben, das Telegramm hätte auf den Kaiser tiefen Eindruck gemacht; aber da die Mobilisierung gegen Österreich bereits befohlen gewesen und Sazonow Seine Majestät wohl davon überzeugt hätte, daß es nicht mehr möglich sei, zurückzuweichen, so könne Seine Majestät leider nichts mehr ändern."

Der Zwiespalt, der zwischen dem tiefen Eindruck des Kaisertelegramms auf den Zaren und seiner tatsächlichen Ergebnislosigkeit klafft, wird durch die Enthüllungen des Suchomlinow-Prozesses erklärt. Vorher kannten wir nur die Rückäußerung des Zaren, die mit großer Beschleunigung bereits am 29. Juli um 8^{20} abends erfolgte. Sie zeigt ein Doppelgesicht. In den Eingangs- und Schlußworten atmet Freundschaft und Vertrauen. Die Beschwerde über den Ton der vom deutschen Botschafter dem russischen Minister des Äußeren überreichten Note und der Vorschlag, die österreichisch-serbische Frage dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten, sind dem Zaren von einem diplomatischen Berater eingegeben. Die Depesche ist ein neuer Beleg für das innere Schwanken des jedem Einfluß zugänglichen Zaren. — Zwei Stunden später hat der Zar sich zu einem entscheidenden Entschluß durchgerungen. In gleichgestimmter Aufnahme der kaiserlichen Friedensbemühungen befiehlt er die Anhaltung der kaum zwölf Stunden vorher von ihm angeordneten

Teilmobilmachung. Der Befehl ergeht an den Kriegsminister; dem Generalstabschef eröffnet der Zar, noch im vollen Gefühl des Selbstherrschers, die erfolgte Einstellung. Allen Einwendungen seines Kriegsministers und seines Generalstabschefs gegenüber besteht er auf seinem Vorsatz. In ihm siegte nicht das „Ehrenwort" des Deutschen Kaisers, wie der unberechtigt überladene Ausdruck lautet, mit dem nach Aussage der Januschkewitsch und Suchomlinow der Zar sich über die Zusage des kaiserlichen Freundes geäußert haben soll, sondern sein besseres Ich. Aber der Befehl griff nicht. Es kennzeichnet die Lage, daß die beiden Militärs nächtlicherweile bei dem Minister des Äußeren Rettung suchten. Die höchsten militärischen und diplomatischen Berater des Zaren haben sich ihm in den Weg gestellt. Sie durften nicht zulassen, daß er die Hand des Friedenskaisers ergriff und den Bannkreis durchbrach, in den er von der Kriegspartei eingeschlossen war. Sonst gab es eine Katastrophe. Ob für den Zaren oder für die Häupter der Kriegspartei, das mag zunächst dahingestellt bleiben; in jedem Falle waren alle Pläne der russischen Kriegspartei und der Ententepolitik über den Haufen geworfen. Diese Katastrophe haben Sazonow, Januschkewitsch und Suchomlinow in der Nacht vom 29. zum 30. Juli abgewendet.

In derselben Nacht hat der Deutsche Kaiser das zweite Zarentelegramm beantwortet. In Berlin hatte man im Laufe des 29. die Gewißheit erlangt, daß die in der ersten Zarendepesche angekündigten Maßregeln, „die zum Kriege führen werden", inzwischen Wirklichkeit geworden waren. Es lagen neben der offiziellen Mitteilung der russischen Regierung über die für den 29. Juli zu gewärtigende Anordnung der Teilmobilmachung gegen Österreich Meldungen vor, die dringende Verdachtsmomente über bedrohliche russische Rüstungen auch an der deutschen Front enthielten. Die Antwort des Kaisers ist dementsprechend kühler und gemessener. Der Kaiser erledigt die Beschwerde über den Ton der vom deutschen Botschafter an den russischen Minister des Äußeren überreichten Botschaft mit dem Hinweis auf den ernsten Charakter des dem Grafen Pourtalès erteilten Auftrages: vor den Folgen einer überstürzten Mobilisation zu warnen, und mit der Bemerkung, daß er das Gleiche in seinem letzten Telegramm dem Zar gesagt habe. Den technisch-diplomatischen Vorschlag übergeht er nach Lage der Dinge mit Stillschweigen. Er betont nur, daß die offiziell angekündigte Mobilmachung gegen Österreich die ihm vom Zaren anvertraute Vermittlerrolle gefährde. — Der Schluß lautet ernst:

„Die ganze Schwere der Entscheidung ruht jetzt auf Deinen Schultern, sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen."

Was am nächsten Tage zwischen dem Zaren und Suchomlinow vorgegangen, was zwischen dem Zaren und Sazonow verhandelt worden ist, darüber sind wir durch die Aussagen der Januschkewitsch und Suchomlinow nur sehr einseitig und wenig zuverlässig unterrichtet. Gleichwohl läßt sich

der Hergang auf Umwegen annähernd ermitteln: Was die russische Entente-presse als Lüge Suchomlinows verzeichnet, daß er dem Zaren vortäuschte, die Mobilmachung ginge nur im Südwestbezirk vor sich, kann nicht der ganze Inhalt der irreführenden Erklärung gewesen sein. Es wäre für die Auffassung des Zaren keine zweckentsprechende Lüge, sondern das offene Eingeständnis der Gehorsamsverweigerung des Kriegsministers gewesen, denn der Zar hatte am Tage vorher nur diese Teilmobilmachung angeordnet und in dem nächtlichen Telephongespräch eben ihre Anhaltung befohlen. Aber es war nicht nur dieser Befehl unausgeführt geblieben. In Wirklichkeit ging die allgemeine Mobilmachung glänzend vor sich, aber unter einem täuschenden Decknamen und ohne wissende Billigung des Zaren.

Für die Sachwalter der russischen Kriegspartei war die doppelte Aufgabe zu lösen, dem Zaren nicht nur den ununterbrochenen Fortgang der Teilmobilmachung annehmbar erscheinen zu lassen, sondern auch seinen bisherigen zähen Widerstand gegen den Ausspruch der Gesamtmobilmachung zu überwinden, von deren tatsächlicher Durchführung er vorerst keine Kenntnis hatte.

Der erste Teil der Aufgabe war am 30. Juli um 1^{20} nachmittags erfüllt. Der Zeitpunkt ist durch die Depesche festgelegt, in der der Zar das Telegramm des Deutschen Kaisers beantwortet. Aus dem Inhalt ist zu ersehen, daß der Zar sich in diesem Moment mit der Verhinderung des Aufschubs der Teilmobilmachung abgefunden hat, ohne daß er ernstlich aus dem Gleichgewicht gebracht zu sein scheint. Jedenfalls glaubt er noch immer an die Möglichkeit eines friedlichen Auswegs. Mit welcher Lüge hat Suchomlinow das erreicht? — Möglich, daß Suchomlinow am Morgen des 30. Juli dem Zaren gegenüber die Tatsache eingestand, daß der befohlene Aufschub der Teilmobilmachung unterblieben war. Dann aber muß der Hauptinhalt seiner Darlegungen die Rechtfertigung der Nichtbeachtung des Befehls gewesen sein, und seine Hauptlüge bestand darin, daß er auch jetzt den Zaren über die wahre Sachlage im unklaren ließ. In diesem Zusammenhange wäre dann die Vorspiegelung, die Mobilmachung ginge nur im Südwestbezirk vor sich, ein Teil seines Lügenprogramms gewesen.

Der Zar dankt in seiner um 1^{20} nachmittags abgefertigten Depesche an den Kaiser für die rasche Antwort und kündigt die für denselben Abend beabsichtigte Entsendung des Generals Tatischeff mit Instruktion an, offenbar zum Zweck engerer Fühlungnahme. Tatischeff war russischer Generalmajor, à la suite des Zaren und zugleich der Person des Deutschen Kaisers zugeteilt, wie der deutsche Militärbevollmächtigte in Petersburg, General von Chelius, dem Zaren. Diese höfisch-militärischen Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg sind ein letztes Zeugnis des traditionellen Freundschaftsbundes Hohenzollern-Romanow. Solange diese Beziehungen nicht zerstört waren, war der Draht zwischen Berlin und Petersburg nicht zerrissen. Im Geiste

solcher Überlieferung und zugleich, wie wir glauben wollen und dürfen, in gutgläubigem Optimismus äußert sich der Zar offenherziger als vordem.

„Die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen sind schon vor fünf Tagen beschlossen worden und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen Österreich."

Er weiß nicht, daß diese Worte die Wahrheit, die ihm selbst verhüllt geblieben ist, fälschen. Der aus dem Herzen kommende Ton seines Telegrammes, der erneute warme Appell an den kaiserlichen Freund, der Ausdruck vertrauenden Hoffens, daß dessen Vermittlerrolle keine störende Beeinflussung erfahren möge, das alles wäre sonst niedrigste Heuchelei.

Dem Minister des Äußeren, Sazonow, fiel der unter allen Umständen schwierigere Teil der Aufgabe zu, den Widerstand des Zaren gegen die allgemeine Mobilmachung auszuschalten. Im Laufe des Nachmittags scheint auch dieses zweite Vorhaben so weit geglückt zu sein, daß der Widerstand des Zaren gegen die allgemeine Mobilmachung und zugleich sein Bemühen um unmittelbare Erzielung einer Verständigung zusammenbrach. Beweis dafür ist, daß die für den Abend in Aussicht genommene Entsendung Tatischeffs unterblieb. Wie ist diese sehr viel tiefer greifende Umstimmung des Zaren erzielt worden? — Wenn wir der Aussage des Generals Januschkewitsch glauben wollen, so hat der Zar zunächst nach seinem (Sazonows) Vortrag in die Neuberatung der Mobilmachungsfrage gewilligt. Nach einer Notiz des „Temps" ist Sazonow um 2 Uhr vom Zaren in Peterhof empfangen worden. Um 4^{30} nachmittags trifft Sazonow mit Januschkewitsch im Petersburger Winterpalais zu der Neuberatung zusammen. In fünf Minuten ist der Beschluß gefaßt. Der Zar, der telephonisch von dem Ergebnis verständigt wird, erteilt um 5 Uhr nachmittags telephonisch seine Zustimmung zur Vollziehung der Gesamtmobilmachung. Das Äußerliche des Hergangs dürfte stimmen. Seine innerliche Verknüpfung mit der Sinnesänderung des Zaren bleibt dunkel. Auch der weitergehende telegraphische Verkehr der Monarchen bietet keine Aufklärung.

Noch zweimal haben Kaiser und Zar Depeschen gewechselt. Am 31. Juli haben die Telegramme sich gekreuzt. Der Deutsche Kaiser hält dem Zaren vor, daß durch die Teilmobilisierung gegen Österreich seine Vermittlungsaktion beinahe illusorisch geworden sei. Nunmehr sähe er sich durch zuverlässige Nachrichten über ernste russische Kriegsvorbereitungen auch an der deutschen Grenze zu defensiven Gegenmaßregeln gezwungen. Der Zar, der an diesem Tage dem deutschen Botschafter gegenüber die allgemeine Mobilmachung nicht mehr in Abrede stellt, preßt sich die Wendung ab:

„Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Österreichs Mobilisierung notwendig geworden sind."

Er hat sich nicht nur die Argumentation der Suchomlinow und Januschkewitsch zu eigen gemacht, sondern auch etwas von ihren bewährten Verschleierungs-

künsten. Daß er seinen Einspruch gegen die allgemeine Mobilmachung aufgegeben hat, daß sie mit halber Billigung von seiner Seite im Gange war, ist aus seinen Worten nicht herauszulesen. In seinem letzten Telegramm vom 1. August spricht der Deutsche Kaiser mit ritterlicher Offenheit von der befohlenen Mobilmachung seiner Armee und weist den Zaren auf den Weg, auf dem allein das Unheil noch abzuwenden ist. Auf die konventionellen Wendungen, mit denen der Zar erwidert, ist keine Antwort mehr erfolgt.

Die Depeschen der beiden Monarchen sind Urkunden, die als geschichtliche Quellen ersten Ranges in alle Zukunft ihre Bedeutung behalten werden. Man muß die aufrechten Worte des Friedenskaisers und daneben die letzten gewundenen Rückäußerungen des Zaren im Zusammenhang lesen und unmittelbar auf sich wirken lassen, um den vollen Eindruck zu gewinnen, daß die Haltung des Deutschen Kaisers von Anfang bis zu Ende klare Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns zeigt, während die Umbiegung, die seit dem 30. Juli beim Zaren hervortritt, undurchsichtig bleibt.

Welche Erwägungen haben den Zaren von seinem vorherigen Standpunkt abgedrängt? Suchomlinow, der der Überredungskunst Sazonows nicht den entscheidenden Einfluß zugestanden wissen will, sieht in der Depesche des russischen Botschafters in Berlin über das Extrablatt des Lokalanzeigers den Hauptanstoß für die Umstimmung des Zaren. Bekanntermaßen ist die am Mittag des 30. Juli in geschäftsmäßiger Sensationsmache auf die Straße getragene Mobilmachungsnachricht unverzüglich der Konfiskation und Dementierung verfallen. Das durch den deutschen Reichskanzler veranlaßte Berichtigungstelegramm des russischen Botschafters ist nach wenigen Minuten seiner ersten Meldung nachgesandt worden. Beide Telegramme müssen fast gleichzeitig eingetroffen sein. Für Sazonow hätte der Vorfall an sich die Handhabe bieten können, die Aufrichtigkeit des deutschen Friedenswillens dem Zaren gegenüber zu verdächtigen. Wir wissen nicht, ob der Versuch sofort erfolgte und wie weit er glückte. Wohl aber wissen wir, daß in den kritischen Tagen von keiner Seite den Vertretern des Deutschen Reiches in Petersburg auch nur die leiseste Andeutung darüber gemacht worden ist, daß der falschen Zeitungsmeldung, die hinreichend als Rekordleistung gewissenloser Wichtigtuerei und Reklamesucht gekennzeichnet war, irgendwelche Bedeutung für die Entschließungen des Zaren oder der russischen Regierung beizumessen wäre. Was hinterdrein darüber gefabelt worden ist, fällt genau wie die angeblich kriegsverursachende Wirkung einer angeblich drohenden deutschen Note schon darum haltlos in sich zusammen, weil die tatsächliche Durchführung der letzten Maßnahmen für die allgemeine Mobilmachung unmittelbar nach dem Bekanntwerden des österreichischen Ultimatums an Serbien einsetzt und weil der an einem weit zurückliegenden Zeitpunkt gefaßte Kriegsentschluß der russischen Aktionspartei seit Monaten der unmittelbaren Verwirklichung entgegengeführt wurde.

Von alledem war der Zar ohne volle, alle Zusammenhänge und das letzte Endziel klar erfassende Kenntnis geblieben. Sazonow durfte dem Zaren die Binde nicht von den Augen nehmen, bevor das Spiel gewonnen war. Er mußte den Willen des Zaren vorsichtig umbiegen, ihn schrittweise in eine Lage drängen, in der es für ihn ein Zurück nicht mehr gab. Sonst stand man vor der Möglichkeit eines neuen Seitensprungs, wie man ihn eben mit dem nächtlichen Befehl des Aufschubs der Teilmobilmachung erlebt hatte. Unter diesen Umständen erscheint die von Suchomlinow angedeutete Ausnutzung des Berliner Extrablattes nicht recht glaubhaft. Hinterdrein erst mag der Presseunfug seine üblen Früchte gezeitigt und sein Teil dazu beigetragen haben, daß jene Stimmung im Zaren geweckt werden konnte, von der das Tagebuch Suchomlinows Kenntnis gibt. Statt zu durchschauen, daß er von seinen vornehmsten Vertrauensmännern der Staats- und Heeresleitung belogen und betrogen war, glaubte der Zar sich von seinem kaiserlichen Freunde hintergangen. Am 30. Juli hätte ein gegen den Deutschen Kaiser gerichteter Verdächtigungsversuch zu dem Friedensidyll, das Sazonow dem Zaren noch immer vortäuschen mußte, schlecht gepaßt. Am ehesten konnte man aus Gründen der inneren Politik und unter Ausschaltung jedes Offensivgedankens die Zulassung weitergreifender Mobilmachungsmaßnahmen seitens des Zaren zu erlangen hoffen. Aus der internationalen Ententepresse erhalten wir einen Wink, wie das geschehen sein könnte. Am 7. und 8. September 1917 brachte die „Gazette de Lausanne" zwei längere Artikel über den Suchomlinow-Prozeß. Man hatte in den Kreisen der Entente in jenem Augenblick die erste Bestürzung über die Enthüllungen des Prozesses überwunden und suchte Deckung für die Blößen, die nicht mehr glatt wegzuleugnen waren. Der Verfasser der Artikel erweist sich als ausgezeichnet unterrichtet. Er betont, daß der Zarenbefehl in der Nacht vom 29. zum 30. Juli sich nur auf Anhaltung der Teilmobilmachung bezogen habe, er weiß auch, daß hinter dem Rücken des Zaren die Mobilmachung mißbräuchlich eine weitere Ausdehnung erfahren hatte, und gibt dafür folgende Begründung:

„Ende Juli 1914 war die Arbeiterschaft Petersburgs und anderer Industriezentren Rußlands von — höchstwahrscheinlich in deutschem Solde stehenden — anarchistischen Agenten bearbeitet, deren Aufgabe es war, die russische Regierung in ihren Verhandlungen über das österreichische Ultimatum in Serbien zu schrecken und zu lähmen. Während diese Agenten die Arbeiter zu Streik und Aufruhr reizten, haben andere geeignete Persönlichkeiten, die mit den maßgebenden Kreisen Fühlung hatten, nach den von Berlin gegebenen Winken, den leitenden Männern die dem Reich und der Dynastie von seiten der Anarchie drohende Gefahr vor Augen gestellt. Die Betriebsamkeit der deutschen Agenten zielte darauf ab, ganz gleich was kam, Rußland zu zerrütten. Brach der Krieg aus, so hatte man erreicht, daß die Arbeiter nicht marschierten; wich Rußland zurück, so hatte man Entrüstung, Verachtung, Aufruhr gegen die Regierung entfacht. Nach unserer Ansicht ist es die Besorgnis vor dem letzterwähnten Anschlag, die den Generalstabschef und die Minister veranlaßte, durch allgemeine

Mobilmachung die Gefahr zu beschwören. Das geschah keineswegs in Voraussicht eines Zusammenstoßes mit Deutschland, sondern weil das Ministerium die in jenen Tagen drohende Arbeiterbewegung, vielleicht auch autonomistische und separatistische Regungen der Fremdvölker fürchtete."

Also Erweiterung der Teilmobilmachung, nicht gegen Deutschland, sondern gegen innere Gefahren in Rußland! Sind diese Argumente dem Zaren vorgeführt worden und haben sie ihm eingeleuchtet? Hat man ihm begreiflich gemacht, daß die Gesamtmobilisation nach Mobilmachungsplan vom Jahre 1910 eine reine Defensivmaßregel wäre? Oder ist ihm eine Ahnung davon aufgedämmert, daß sein Thron wankte? — Das sind Fragen, auf die wir keine sichere Antwort finden. Möglich, daß der Zar noch immer nicht ganz klar sah, daß er nur dunkle Gefahren witterte und, nunmehr erst recht unsicher geworden, halb ratlos und halb willenlos die Dinge gehen ließ. Wir wissen bestimmt, daß er den Befehl für die allgemeine Mobilisation, der den Truppen des X. Armeekorps schon am Vormittag zugegangen war, nicht unterschrieben hat Es fehlt jeder Anhalt dafür, daß er es am Nachmittag oder am Abend nachgeholt hätte. Die sehr gewichtigen Gründe, die dagegen sprechen, haben wir eingehend erörtert. Hätte der Zar in freiem, mutigem Entschluß sich zu der harten Erkenntnis durchgerungen, daß seinem Volke der Krieg nicht erspart werden könne, dann mußte er ohne Zögern den Befehl mit seinem Namen decken. Das hat er, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, nicht getan.

In Peterhof hat sich am Nachmittag des 30. Juli doch wohl etwas wie eine Tragödie abgespielt. Ein völlig klarer Einblick bietet sich uns nicht. Vor allem bleibt die Einflußnahme des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch wie so manches, was hinter den Kulissen vorgeht, dunkel. Was auf den Zaren eindrang, was sein Tun und Lassen in der entscheidenden Stunde bestimmte, das konnten wir nur kombinatorisch ermitteln, nicht dokumentarisch beglaubt nachweisen. So steht denn, was wir darüber vorzubringen vermochten, auf schwankem Boden. Aber falls wir hier irrten, so würde doch das Wesensbild des Zaren und seiner wichtigsten Berater kaum eine grundsätzlich veränderte Beurteilung erfahren. Unsere Feststellungen über die russische Kriegsrüstung blieben unter allen Umständen völlig unberührt. Jede weiterreichende Aufhellung dürfte vor allem die auswärtige Einflußnahme auf die wirklichen Machthaber Rußlands schärfer hervortreten lassen. — Die provisorische Regierung in Petersburg hat sicher ihre guten Gründe gehabt, die Zarenfamilie unmittelbar vor Beginn des Suchomlinow-Prozesses nach Sibirien zu verschicken.

Der Kriegsentschluß der russischen Aktionspartei war unabänderlich gefaßt. Im Zaren sah sie das letzte Kriegshindernis. Längst hatte sie ihre Vorkehrungen getroffen, um den von seiner Seite stets zu besorgenden Einspruch gegen eine auf Deutschland gerichtete Offensive unwirksam zu machen

Jetzt war alles bereit. Die eigene Waffenmacht stand schlagfertig da. Der Verbündeten war man sicher. In dem Wirbel der seit dem Morde von Serajewo sich überstürzenden Verhandlungen und Zurüstungen schien jedes weitere Zögern unmöglich. Man braucht auf die umlaufenden Gerüchte über unmittelbaren Zwang, dem der Zar ausgesetzt gewesen, nicht zurückzugreifen. Allzu wahrscheinlich klingt es nicht, daß er sich vor die Wahl gestellt sah, abzudanken oder der Aktionspartei sich zu unterwerfen. Nur wenn es hart auf hart gekommen wäre, hätte die Lage sich so dramatisch zugespitzt. Aber es standen hart und weich einander gegenüber.

Man darf die Frage aufwerfen, welche Folgen eine unbeugsame Haltung des Zaren für ihn selbst, für seine Dynastie und für das russische Reich gezeitigt haben würde? Dem Zaren war in jenem Augenblick die Herrschaft tatsächlich aus der Hand genommen. Hätte er länger widerstrebt, so wäre von der nationalistischen Hochflut ein anderer Romanow an die Spitze nicht nur des Heeres, sondern des Reiches gehoben worden — und diesen Andern hätte hinterdrein der Volkssturm fortgefegt. Weil der haltlose Selbstherrscher wie eine Binse sich beugte, hat der Sturm ihn mit der Wurzel aus dem längst gelockerten Erdreich gerissen. Es ist der ruhmlose Abschluß dreihundertjähriger Wirksamkeit der Dynastie.

Wäre an höchster Stelle Einsicht mit Tatkraft gepaart gewesen, dann hätten Rußland und sein Herrscherhaus sich nie dahin gedrängt gesehen, wo sie im Juli 1914 standen. Und war nur der Wille des Zaren zu schwach, um die Mächte des Unheils niederzuhalten, so hätte das aus dem Taumel erwachte russische Volk sein Heil noch rechtzeitig bei dem verdrängten Monarchen suchen und finden können. Wo so ganz jeder ernsthafte Versuch unterblieb, dem in instinktiver Regung als richtig Erkannten Geltung zu schaffen, da sprach wohl neben der Schwäche des Monarchen dieselbe falsche Rechnung mit, die die Könige von Belgien, Serbien, Montenegro und Rumänien in die Gefolgschaft der Weltverschwörung führte und sie und ihre Staaten ins Verderben riß.

6. Schlußwort.

Der Suchomlinow-Prozeß hat die Frage der Schuld am Kriege erneut in Fluß gebracht. Bislang sind die Erörterungen zu keinem befriedigenden Abschluß gediehen. Das Verdunkelungsbemühen, das im Prozeß und bei der Berichterstattung zu verspüren ist, hat doch so viel erreicht, daß, was lückenhaft und verworren aus dem Gerichtssaal an die Öffentlichkeit drang, noch nicht zu schlüssiger Widerlegung der von der Entente planmäßig in Umlauf gesetzten Lügen ausreichte. Erst im Licht der russischen Mobilisationsakten, die sich als ein besonders köstliches Stück unserer Kriegsbeute erweisen,

gewinnen die unbestimmten Eindrücke der Prozeßverhandlung eine fester umrissene Gestalt, und es treten zeitliche Abfolge und innerer Zusammenhang der Ereignisse offen zutage. Leben und Farbe aber bekommen die trockenen Daten und Tatsachen doch sehr wesentlich durch den Umstand, daß zwei der an maßgebender Stelle Mitwirkenden im Gerichtssaal persönlich zu Worte kommen.

Der ehemalige russische Kriegsminister äußert sich als Angeklagter. In dem verzweifelten Ringen um seine Existenz hat er sich selbst als Hauptschuldigen am Kriegsausbruch hingestellt. Den Schuldspruch auf Hochverrat hat er dadurch von sich abgewendet. Der Wahrspruch der Geschichte wird ihn schwerlich als den eigentlichen Anstifter des Weltkrieges buchen. Suchomlinow, dessen ewige Geldverlegenheiten in Petersburg sprichwörtlich waren, ist im Grunde ein armer Schächer. Die Stellung, die ihm anvertraut war, hat er nach Landesbrauch benutzt, um — für russische Begriffe bescheidene — Sporteln einzustreichen. Er klebte an seinem Posten. Nur mit halbem Willen hat er der Aktionspartei Gefolgschaft geleistet. Niemals hätte er aus eigenem Antrieb den schwankenden Willen des Zaren zu meistern gewagt. Eher hatte Januschkewitsch, der „listenreiche Odysseus der Infanterie", das Zeug zu einem Kapitalverbrecher. Ob nicht auch er mehr nur Werkzeug in fremder Hand war, läßt sich auf Grund des hier verwerteten Quellenmaterials nicht entscheiden. Dieses Quellenmaterial bietet im übrigen Anhaltspunkte dafür, daß der russische Außenminister Sazonow an der Entstehung des Weltkrieges in stärkerem Maße beteiligt ist, als man bisher annahm. Genaueres erfahren wir nicht. Als Zeuge ist Sazonow im Prozeß nicht aufgetreten, so wenig wie der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, das anerkannte Haupt der russischen Kriegspartei, der mehrfach an den späteren Verhandlungstagen, aber immer nur als Befürworter einer sachgemäßen Verstärkung der russischen Waffenmacht erwähnt wird. Der Name des englischen Botschafters in Petersburg, Sir George Buchanan, des Geschäftsführers der Entente für Osteuropa, ist in öffentlicher Gerichtssitzung überhaupt nicht genannt worden. Über alle von außen her nach Rußland hineinreichenden Beziehungen sollte offenbar Schweigen gewahrt werden. Am entschiedensten bekundet das Verhalten des Generals Januschkewitsch als Zeuge die Absicht, einer rückhaltlosen Darlegung über die Vorgeschichte des Krieges auszuweichen.

Der beherrschende Gedanke, unter dem der ehemalige Generalstabschef seine Aussage formte, war: Aufrechterhaltung der Ententelegende. Nichts läßt das deutlicher erkennen als sein Verzicht auf die Scheinwahrung seines Ehrenwortes. Er hatte den offiziellen Teilmobilmachungsbefehl in der Tasche, nicht den Befehl zur Gesamtmobilmachung, als er dem Major v. Eggeling die feierliche Versicherung gab: „Daß nirgends eine Mobilmachung, das heißt Einziehung eines einzigen Mannes und Pferdes bis zur Stunde erfolgt sei, und daß in den Fronten, die auf die deutsche Grenze ge-

richtet seien, vom Zaren keine Mobilmachung gewünscht würde." Mit den nötigen Vorbehalten war, solange das Lügensystem noch aufrecht stand, seine ehrenwörtliche Versicherung dem Buchstaben nach zu retten. Wohl standen die Truppen erster Linie, Mann und Roß in Kriegsstärke, auch gegen Deutschland marschbereit. Aber der Zar lehnte den Krieg gegen Deutschland noch beharrlich ab. Auf Grund eines ordnungsmäßigen Mobilmachungsbefehls war noch kein Mann eingestellt und noch kein Pferd ausgehoben. Die Reservisten, die die Truppen der Grenzkorps auf vollen Kriegsfuß gebracht, waren „zu Übungen" eingezogen, und der Bedarf an Reit- und Zugpferden für Truppen und Trains war aus den starken Reservebeständen der Kavallerieregimenter und durch freihändigen Ankauf gedeckt oder sichergestellt. Endlich der offizielle Mobilmachungsbefehl! — Er war vom Zaren unterschrieben, aber er lautete auf Teilmobilmachung nur gegen Österreich, und er war noch nicht bekannt gegeben. In Wahrheit war schon der Kronratsbeschluß vom 25. Juli über die Inaussichtnahme einer Teilmobilmachung eine Finte. Das gilt noch mehr von der am 29. angeordneten Teilmobilmachung selbst, die überhaupt nicht in Wirksamkeit trat. Seit dem 6. Mai, sieben Wochen vor dem Morde von Serajewo, war man mit den „auf Allerhöchsten Befehl" aufgenommenen Mobilisationsarbeiten in das Stadium der Gesamtmobilmachung eingetreten. Das war — ganz gleich, ob hinter dem Befehl der Zar oder ein kommender Usurpator stand — der entscheidende Schritt vom Willen zur Tat. Von vornherein waren die Absichten nicht auf Verteidigung, sondern auf Angriff gerichtet. Mit unerbittlicher Notwendigkeit ergab sich daraus alles Weitere. Am 25. Juli beginnt die tatsächliche Durchführung der in Übersicht 2 vorgeschriebenen Maßnahmen der Kriegsvorbereitungsperiode, das heißt es werden für die Grenzkorps die letzten Zurüstungen zur vollen Mobilmachung unter täuschendem Decknamen getroffen. Es geht als Folgewirkung der rechtlosen Eigenmächtigkeit und der heimlichen Minierarbeit, die hier wirksam sind, eine gewisse Unklarheit der Befehlserteilung durch alle, die russische Mobilmachung betreffenden Anordnungen hindurch. Darum ist es nicht verwunderlich, daß der unzweideutige dienstliche Befehl für den Beginn der Kriegsvorbereitungsperiode erst am 26. Juli erteilt und schon am 27. durch den von den drei Ministern unterschriebenen Gesamtmobilmachungsbefehl überholt wird. Unter allen Umständen ist die Gesamtmobilmachung in vollem Gange gewesen, bevor noch Österreich mit der Waffe gegen Serbien einschritt, und bevor für die deutsche Regierung ein Anhalt gegeben war, Rußland gegenüber eine drohende Haltung einzunehmen. Man wußte in Berlin nicht, daß die russische Aktionspartei, für die der Kriegsfall feststand, dem Zaren das Heft bereits aus der Hand gewunden hatte, und daß die aufgenommenen Verhandlungen russischerseits nur noch zum Schein geführt wurden.

General Januschkewitsch, Kriegsminister Suchomlinow und Außenminister Sazonow gehörten zu denen, die über all das am zuverlässigsten unterrichtet waren. Nicht nur dem Geiste, sondern auch dem nunmehr urkundlich erhärteten Tatbestand nach hat der Generalstabschef am 29. Juli „auf Offiziersparole" den deutschen Militärattaché angelogen. Genau das gleiche Täuschungsmanöver hatten unter Verpfändung ihres Ehrenwortes am Mittag des 26. Juli der Minister des Äußeren Sazonow dem deutschen Botschafter gegenüber und am Abend desselben Tages der Kriegsminister Suchomlinow dem deutschen Militärattaché gegenüber durchgeführt. Daß dabei genau die gleichen Stichworte zur Anwendung kamen: kein Reservist eingezogen, kein Pferd ausgehoben, an der deutschen Front militärische Maßnahmen überhaupt nicht beabsichtigt — beweist hinlänglich die gemeinsame Abrede der drei Herren vom fragwürdigen Ehrenwort.

Die Federhelden der Entente entdecken in diesem Vorgehen vielleicht heroischen Opfermut. — Der Römer M. Curtius stürzte sich in voller Rüstung in den Abgrund. Er gab sein Leben preis, um Rom zu retten. Die Ehre gilt mehr als das Leben. Die drei gaben ihre Ehre preis, um dem heiligen Rußland einen Rüstungsvorsprung zu sichern. Wir vermissen bei den Nächstbeteiligten nur die Voraussetzung für eine solche Deutung. Die schlichte Zusage, die der Deutsche Kaiser dem Zaren gibt, auf Österreich im Sinne einer friedlichen Verständigung einzuwirken, ist in den Prozeßberichten zum „Ehrenwort des Monarchen" umgestempelt, und dem Angeklagten Suchomlinow wird in seiner telephonischen Unterredung mit dem Zaren der Ausspruch in den Mund gelegt: „Er (der Deutsche Kaiser) verspricht Euer Majestät nichts, er gibt ja bloß sein Ehrenwort." Einer Welt, die so leichtfertig mit dem Begriff des Ehrenwortes umspringt und die seinen Wert so freventlich herunterzusetzen wagt, fehlt die rechte Einschätzung für die höchste sittliche Selbstbewertung des Mannes. Mit dem heroischen Opfermut wäre es also nichts. Aber erfahrungsgemäß legt gerade eine solche Welt auf die Wahrung des äußeren Scheins der Kavaliersehre ein gewisses Gewicht. Und da darf man wohl die Vermutung äußern, daß General Januschkewitsch einen höheren Zweck im Auge hatte, als er es verschmähte, in öffentlicher Verhandlung sein zerschlissenes Ehrenwams notdürftig zusammenzuflicken. Es sollte im Falschspiel der Ententediplomatie kein Trumpf entwertet werden. Von vornehmem Empfinden und ritterlicher Gesinnung ist hier keine Spur zu entdecken. Alles ist auf List und Lug und Trug und Tücke gestellt.

Es gehört in den Zusammenhang der Ententelegende, daß dem harmlosen Rußland, wie den friedelechzenden Ententegenossen allen, jeder aggressive und herausfordernde Gedanke weltenfern lag. Gleichermaßen wird von England, Frankreich und Rußland inbrünstig beteuert und einander wechselseitig bezeugt, daß sie alle „völlig unvorbereitet" in den verbrecherisch ihnen auf-

gezwungenen Krieg hineingerissen wurden. Soweit Rußland in Betracht kommt, hat unsere Untersuchung die Offensivabsicht und die Überzeugung, dem Kampfe vollauf gewachsen zu sein, erwiesen. In dem „Rußland" überschriebenen Sonderkapitel der Ententelegende erweist sich als das Haupt- und Kernstück die Vorspiegelung: daß russischerseits auf das österreichische Ultimatum an Serbien nur eine Teilmobilmachung noch nicht einmal angeordnet, sondern nur in Aussicht genommen worden sei, daß erst die Kriegserklärung Österreichs an Serbien die Inangriffnahme dieser Teilmobilmachung veranlaßte und daß endlich durch die drohende Haltung der deutschen Regierung die Gesamtmobilmachung unabwendbar geworden wäre. Nunmehr kann den Ersinnern, Verbreitern und Hütern dieser infamen Geschichtsklitterung der urkundlich erhärtete Beweis entgegengehalten werden, daß jedes Glied dieser Kette ineinandergreifender Behauptungen Lüge ist.

Aber eben nur für Rußland ist vorerst reiner Tisch gemacht. Um mit dem Blendwerk völlig aufzuräumen, bleibt noch viel zu sagen. Und so mag dieser Beitrag zur Kritik der Ententelegende mit einem Lutherwort in zeitgemäßer Abwandlung schließen: „Wohlan! ich weiß noch ein Liedlein von der Entente und von denen Ententebrüdern; jucket sie das Ohr, ich will's ihnen auch singen und die Noten aufs Höchste stimmen. Verstehst's mich wohl, liebe Entente, was ich meine?"

Am Flandern.

Eine zwanglose politische Unterhaltung.

Der Regierungsassessor kam pünktlich in den Garten der Villa und stellte fest, daß von den anderen Herren noch keiner erschienen war.

Während er wartend vor dem Gartenhause auf- und abschritt, in dem die Aussprache stattfinden sollte, prägte er sich noch einmal die Richtlinien ein, die ihm für das verabredete Gespräch anbefohlen waren. Es sollte alles so unverbindlich und zwanglos vor sich gehen wie möglich; er hatte sich demgemäß nicht umgezogen, sondern war im Arbeitsanzug geblieben.

Er hörte Schritte. Eine unscheinbare Gestalt in hellgrauem Anzug kam auf ihn zu, lüftete leicht den Hut und sagte mit einem ernsten, etwas suchenden Gesicht: „Mynheer de Assessor?"

„Monsieur Terdriesch?" fragte der Assessor mit leichter Verbeugung.

„Terdriesch," erwiderte der Vlaming, „maar niet Monsieur Terdriesch."

Der Assessor war zu plötzlich nach Belgien berufen worden, um zu begreifen, warum der Vlame sich den Monsieur verbat, öffnete einladend die Tür des Gartenhauses und fuhr französisch fort: „Je vous prie, monsieur —"

„Ik bin niet Monsieur," wiederholte der Vlaming. „Wij zijn in Vlaanderen. In Vlaanderen Vlaamsch ... of mischien ook Duitsch, maar niet Fransch!"

In diesem Augenblick fanden sich zwei andere Deutsche ein, in Lodenhut und kurzer Joppe ein bayrischer Hüne und, weniger auffällig gekleidet, ein Hannoveraner. Sie erklärten ihrem preußischen Landsmann, warum der Vlame grundsätzlich nicht Französisch sprach; sie standen schon länger mit Vlamen im Verkehr als er.

Er nahm die Belehrung mit Lächeln und Wohlwollen entgegen, als die beiden anderen erwarteten Vlamen eintraten, ein bejahrter Mann und ein Riese mit mächtigem dunklen Bart.

Der Bayer stellte sie dem Assessor vor, der mit rascher Geste die Herren um den Tisch setzte und, indem er seine Zigarre beiseite abklopfte, ungezwungen in seinen Korbsessel zurückgelehnt, begann:

„Meine Herren! Die zwanglose Aussprache, zu der ich mir erlaubt habe Sie einzuladen, soll allen Beteiligten, nicht zuletzt den vlämischen, dazu dienen, daß sie ihre Wünsche offen und rückhaltlos aussprechen. Es ist ja das Wesentlichste, daß wir zunächst wissen, was die Vlamen wollen. Wünsche, die von dieser Seite geäußert werden, sind unserer wohlwollendsten Berück-

sichtigung sicher. Darnach gedenken wir zu richten, was wir wollen. Weit entfernt von den uferlosen Plänen alldeutscher Provenienz — ich begreife, daß diese bei Ihnen das größte Mißtrauen geweckt haben —, weit entfernt von derartiger Romantik, gedenken wir Realpolitik zu treiben. Diese besteht nicht zuletzt darin, daß wir Ihre belgisch-patriotische, durch Jahrzehnte inniger Kulturgemeinschaft mit Frankreich verbundene Empfindlichkeit —"

Durch die Reihe der Vlamen ging ein Räuspern und Achselzucken.

„Ihre belgisch-patriotische Vaterlandsliebe ist ein Zeichen altgermanischer Mannentreue und unseres zartesten Verständnisses, unserer größten Hochachtung wert —"

„Ohne unterbrechen zu wollen," bemerkte der Bayer, „Herr Assessor, Sie scheinen über die Männer, die Sie vor sich haben, und über die Gefühle der Vlamen doch . . . ein wenig einseitig informiert zu sein."

„Bitte mich zu berichtigen," versetzte jener mit eiliger Zuvorkommenheit und lehnte sich noch etwas weiter im Sessel zurück.

Die Vlamen sahen sich an, wer zuerst sprechen solle. Der eine fuhr sich mit der Rechten durch den großen Bart, seine Linke hatte sich zur Faust geballt. Er saß wie auf Kohlen, und der Bayer zwinkerte ihm zu, doch mit der Sprache herauszukommen.

Er schüttelte den Kopf: „U denkt, dat ik iets zeggen zal. Ik zeg niks, niks, heelemaal niks! Ik zou te grof zijn."

Der Bayer ermunterte deutlicher: „Man verlöre am wenigsten Zeit, wenn man es offen sagte. Herr Assessor kennt die Zustände hier nicht, wird aber wohl nicht unbelehrbar sein." —

Terdriesch, der neben dem Bärtigen saß, ließ seine ruhigen, etwas schwermütigen Blicke langsam von einem zum andern gleiten, bis sie auf dem Regierungsvertreter haften blieben. Er legte sich etwas vor: „Ich war zwanzig Jahre im belgischen Staatsdienst. Ich wurde mit schlechtem Gehalt von einem Platze zum andern versetzt, weil ich Vlaming bin und mich weigerte, den Wallonen zu dienen. Ich organisierte vor dem Kriege einen Verein der vlämischen Beamten. Wir wollen nicht länger die Unterdrückten sein — auf unserer eigenen Erde, während der welsche Fremdling hohe Gehälter, gutes Auskommen und alle Ehren einheimst. Aber ich sage das nicht für mich. Es sind Hunderte, Tausende, die so wie ich schikaniert, ausgebeutet, unterdrückt worden sind — ehe die Deutschen kamen. Das ist unsere Liebe zu Belgien."

Langsam nahm nun auch der Bejahrte das Wort: „Ich habe durch den belgischen Staat meinen besten Sohn verloren. Obwohl der Junge kränklich war, haben sie ihn zum Heeresdienst eingezogen — mitten im Frieden. Eines Tages fühlte er sich krank, ging zum Stabsarzt und sagte, was ihm fehlte — auf Vlämisch. Die einzige Antwort war: „Ce cochon ne parle pas français." Dann kamen Mißhandlungen; Unteroffiziere und Offiziere, beide welsch, haben darin gewetteifert, todkrank wurde uns der Sohn ins Haus getragen. Und

so wie ihm ist es Tausenden, Zehntausenden im Heere ergangen, weil sie Vlamen waren — unter belgischer Herrschaft. Und so geht es noch jetzt Zehntausenden — im belgischen Heer jenseits der Yser . . ."

Der Assessor wurde innerlich etwas verlegen. Soweit er in Berlin Zeit gefunden, sich überhaupt mit den Dingen zu befassen, hatte er sich die Lage anders vorgestellt. Er verbarg seine Verlegenheit unter einer gleichmütigen Miene und stieß nachdenklich einige Rauchringe gegen die Decke.

Da brach der Bärtige los. „God verdomme! Sind Sie aus Holz oder Stein? Sind wir hier im Lande der Polen oder auf vlämischer Erde? Und haben wir es mit Deutschen zu tun, mit dem ersten Volke, was Wissen und Gemüt anlangt, oder mit Franzosen und Briten, denen die Unwissenheit ein altes Privilegium ist? Wir sitzen hier in Vlaanderen, und Vlämisch ist die alte Sprache des Landes. Wie ihr in Deutschland Deutsch sprecht und nicht Französisch, Englisch oder Russisch, wie eure Schulen und Hochschulen eure Jugend in deutscher Sprache auferziehen und nicht unter französischer oder russischer Sprachtyrannei, wie ihr von deutschen Bürgermeistern, Schöffen und Richtern regiert und gerichtet werdet und nicht von Kosaken, Kirgisen oder Spaniolen, so wollen wir im vlämischen Lande vlämische Schulen und vlämische Behörden haben und keine französischen Zwingherren und Ausbeuter. In Bergwerken, in Fabriken, in elender Zwangsarbeit schmachten und darben unsere vlämischen Volksmassen, nicht weil es die Arbeiter an sich in Belgien schlecht haben, sondern weil sie Vlamen sind und der Vlame nicht als Mensch gilt, weil man ihnen nicht erlaubt, sich in ihrer Muttersprache ausbilden zu lassen. Und das sind nicht Hunderte, Tausende oder Zehntausende! Das sind Hunderttausende, das sind Millionen!"

„Meine Herren!" ergriff der Assessor das Wort, „Ihre Darlegungen widersprechen meinen Informationen. Die Millionen Vlamen, die Sie als Ihre Parteigänger für Ihr antibelgisches Programm in Anspruch nehmen, haben nach anderen Darstellungen nichts an Belgien auszusetzen gehabt. Sie haben vielmehr dies französierende System des belgischen Staates ohne Widerspruch ertragen, haben es durch die Parlamentswahlen sogar gutgeheißen. Sie haben nichts anderes gewollt und nichts anderes verdient, als das belgische System, das Sie jetzt so heftig anklagen. Sie haben jedesmal ein Parlament gewählt, das voll belgischer Vaterlandsliebe war und sich der französischen Sprache bediente."

„Niemals!" rief der Bärtige. „Nie habe ich einem dieser Streber meine Stimme gegeben. Ich habe die Strafe auf mich genommen, die bei uns auf Nichtausübung der Wahlpflicht steht."

„Wenn Sie auch selbst nicht schuldig sind, so hat doch die überwältigende Mehrheit des vlämischen Volkes so gewählt und sein Los bestimmt. Die Vlamen waren zahlreicher als die Wallonen, sie hatten es in der Hand, eine andere Regierung einzuführen."

Diesmal unterbrach ihn der Hannoveraner, indem er mit dem Finger in eine Fensterecke des Gartenhauses zeigte: „Ach, sehen Sie doch die Spinne. Die Biene, die sich in ihrem Netz gefangen hat, ist größer als die Spinne... Ob das einen Kampf setzen wird?"

„Ah bah!" sagte der Bayer, „die Biene ist hin."

„Genau so, Herr Assessor, ist es mit der vlämischen Nation. Sie ist nun einmal dem belgischen Staat ins Netz gegangen ... und jede Bewegung, die sie zu ihrer Befreiung macht, verstrickt sie nur noch mehr in ihr Verderben. Ein Faden ist dicht am andern; und das ganze Netz ist mit überlegener französischer Staatskunst gewoben. Da könnte nur ein Stärkerer helfen, der das Netz mit Gewalt zerreißt — gründlich zerreißt!"

„Weiß der Teufel!" rief der Bayer und schlug mit der Faust auf den Tisch, „jetz san wir gekommen, wir Deutsche, und san nicht umsonst dag'wesen, mir ham oan Loch in dies Spinngeweb g'schlagen, das sich nimmer schließt!"

„Das Bild mit dem Spinngewebe", kam es von der Stelle, wo der Bärtige saß, „ist deutlich genug. Wer das nicht begreift, der will es nicht begreifen oder ist auf ewig mit den Ohren des Midas gekrönt! Oder will man uns zu Narren haben?"

Der Assessor neigte sich dem graubärtigen Vlamen zu und bat ihn um Aufklärung. Statt dessen kam eine Gegenfrage, von einem klugen Blick begleitet: „Kennen Sie das belgische Wahlrecht, Herr Assessor?"

„Sie haben ungleiches Wahlrecht, Pluralsystem, wenn ich nicht irre?" nickte der Gefragte.

„Ganz recht," erwiderte der Bejahrte. „Aber das Pluralsystem, ohne Fanatismus gehandhabt, ist nicht so schlecht ..."

„Ich meinte, das sei das ungerechte —"

„Nein, gerade das ist im Grundsatz gerecht. Es gibt unter anderem dem Familienvater, der Kinder und größere Verantwortung hat, ein Vorrecht vor dem Junggesellen; leider entspricht die Handhabung nicht immer den Grundsätzen ... Wichtiger ist in unserem Fall, daß wir auch das Proportionalsystem haben."

„Auch das," meinte der Assessor, „geht ja von einem Grundsatz gerechter Verteilung aus."

„Und gerade mittelst dieses Wahlrechts werden wir ungerecht behandelt ..."

„Das verstehe ich nicht! Durch das Proportionalsystem sollen doch die Minderheiten davor geschützt werden, ohne Abgeordnete auszugehen. Wenn der Liberale 9100 Stimmen erhält und der Sozialdemokrat 9163, so ist bei uns der Sozialdemokrat gewählt, und die liberalen Wähler bekommen keinen Vertreter, obwohl sie nur 63 Stimmen weniger haben. Das sind, soviel ich weiß, die Ungerechtigkeiten, denen das Proportionalsystem vorbeugen will..."

Der Bärtige wurde ungeduldig: „Im Wahlkreis Zoetendaal findet eine

Wahl statt. Der Kreis schickt neun Abgeordnete in die Deputiertenkammer; bei der vorigen Wahl gab es vier Katholiken, drei Liberale, zwei Sozialisten. Demgemäß stellen die drei Parteien ihre Kandidaten auf; alle hoffen sie auf Erfolg und möchten ein oder zwei Sitze hinzuerobern. Die Katholiken setzen neun, die Liberalen neun, die Sozialisten neun auf ihre Liste ... Nun hat der Wähler sich nicht die Persönlichkeiten auszusuchen, die er in der Liste besonders schätzt, sondern seine Stimme gilt für alle neun Kandidaten, die seine Partei auf die Liste setzt. Entspricht nun, sagen wir, die Stimmenzahl der Katholiken fünf Abgeordneten, so kommen von der katholischen Liste die fünf ersten Kandidaten ins Parlament; der sechste, siebente, achte und neunte Kandidat ist durchgefallen ... Es ist nun Brauch bei allen Parteien, daß sie die sicheren ersten Posten der Liste nur französisch gesinnten Männern einräumen ... So würde in diesem Beispiel die katholische Partei auf ihrer Liste Nr. 1 bis 4 mit Franskiljons besetzen und Nr. 5 bis 9 mit Vlämischgesinnten; es kämen also vier französischgesinnte Katholiken und nur ein Vlämischgesinnter in die Kammer ... Genau so machen es die Liberalen und Sozialisten ..."

„Aber warum lassen sich die Vlamen solch ein Parteiregiment gefallen?"

Der Graukopf löste den Bärtigen ab: „Das liegt einmal an der größeren Macht der Parteien ... Sie haben in Deutschland elf oder zwölf Reichstagsparteien, nicht wahr?"

„Ein Dutzend mag herauskommen!" bestätigte der Assessor.

„Und von diesen zwölf sind mindestens drei, die Konservativen, Freikonservativen, Nationalliberalen, ausgesprochen deutsche Parteien, die mit den Gruppen des Auslandes keinen Zusammenhang pflegen. Das ist bei uns anders. Außer dem kleinen Häuflein der Kristendemokraten haben wir drei Parteien. Diese drei mächtigen Parteien, Katholiken, Liberale, Sozialisten, sind ausgesprochen internationale Parteien. Die Katholiken stehen mit den Klerikalen verschiedener anderer Staaten in engen Beziehungen, die Liberalen mit den Freimaurern, besonders den französischen, und die Sozialdemokraten sind natürlich mit den Proletariern aller Länder vereinigt. Bei so regen internationalen Verbindungen ziehen diese Volksvertreter selbstverständlich die französische Weltsprache dem verachteten Vlämisch vor, das ihnen nirgends in der großen Welt nützt. Wird einmal ein neuer, vlämischgesinnter Abgeordneter gewählt, so mag er mit den besten vlämischen Vorsätzen ins Parlament rücken — damit pflastert er sich nur den Weg zur international-französischen Hölle. Die Versuchungen der großen Welt, besonders die finanziellen, sind zu stark; die geldlichen Vorteile, die internationalen Ehrungen und Dekorationen, Ehrgeiz, Eitelkeit, Machthunger — kurz, früher oder später werden unsere Abgeordneten zu Französlingen mit Allerweltsallüren."

„Aber ist es denn nie vorgekommen, daß die vlämischen Wähler sich über solche Abgeordneten aufregten und sie nicht wiederwählten? Warum erhebt das vlämische Volk sich nicht wie ein Mann gegen eine solche Wirtschaft?"

„Wenn eine solche Bewegung entstand, so wetteiferten sofort die Parlamentarier von allen drei Parteien, den Vlamen ein Gesetzchen zu kredenzen, das lieblich nach Sprachengleichheit und Gerechtigkeit duftete, sowie hartherzige Köchinnen wohl hungrigen Bettlern warmes Spülwasser verabreichen, auf dem Fettaugen schwimmen und das nach Kraftbrühe duftet. Die Volksseele war für einen Augenblick gesättigt — die Gesetze hatten ihre Hintertüren, und alles blieb nachher ähnlich wie bevor."

„Aber hatte das vlämische Volk denn wirklich nicht die Kraft, eine vlämische nationale Partei zu bilden neben den drei international französischen?"

„Eine solche Partei hat nie aufkommen können. Werfen Sie dem vlämischen Volke darum aber nicht Mangel an Kraft vor. Sehen Sie auf der einen Seite die mächtigen Parteien, durch ihre internationalen Verbindungen gestärkt, besonders nach Frankreich hin. Sehen Sie die Deputierten, die durch ihre auswärtigen Beziehungen über den Lauf der Welt unterrichtet sind, die da wissen, wo und wie man mittelst der internationalen Politik zu Gelde kommt und das Geld wieder in Politik anlegt. Für unseren Deputierten ist nicht das Los des vlämischen Volkes die Hauptsache, sondern daß er seinen Sitz im Parlament behält. Und dafür sorgt das Proportionalrecht. Da sind einige Sitze, die können gar nicht verloren gehen; eine so ansehnliche Stimmenzahl findet immer noch jede Partei, auch wenn sie in die Minderheit kommt. Infolgedessen sitzt bei uns der Volksvertreter fester in seiner Macht, und so uneinig die Parteien sind — darin sind sie einig, daß sie keine neue Partei aufkommen lassen. Da halten die Herren zusammen —"

„Da fehlt dem vlämischen Volke also doch die Kraft," unterbrach der Assessor.

„Nennen Sie es nicht Mangel an Kraft. Unwissenheit und politische Ungewandtheit ist es ... Was weiß das vlämische Volk von Politik? Die Mehrheit besteht aus Menschen, die der belgische Staat in ihrer Dummheit und Unbildung erhält. Sie wissen, Flandern ist das Land der Analphabeten. Gebt ihm anständige Schulen — Schulen und Lehrer, die von seiner Muttersprache beherrscht werden — und es wird besser ..."

„Das leuchtet mir ein," bemerkte der Assessor. „Aber doch haben Sie mich noch nicht überzeugt —"

„Das dauert lange — wohl noch länger als der Krieg," rief der Bärtige dazwischen und rückte auf seinem Stuhl hin und her. „Und die kostbare Zeit geht hin ... Seit drei Jahren klären wir die Deutschen über unsere Zustände auf. Und jedesmal werden uns die Aufgeklärten weggeholt, jedesmal schickt man uns Neulinge, die keine Ahnung von den Dingen hier haben, Leute, mit denen wir ganz von vorn anfangen müssen —"

In diesem Augenblick erhob sich Terdriesch, der bisher friedlich und schwermütig dagesessen hatte, mit derselben friedlichen und schwermütigen

Miene, drückte dem Bayern und dem Hannoveraner die Hand, rief seinen Landsleuten „Tot straks!“ zu, würdigte den Assessor keines Blickes noch Wortes und ging zur Tür hinaus.

„Ist das vlämische Sitte, sich so zu verabschieden?“, fragte der Assessor.

Und wieder kam statt der Antwort von drüben eine Gegenfrage: „Ist es deutsche Sitte, Unkundige mit der Lösung der schwierigsten Probleme zu betrauen?“

Dem also Gefragten zuckten ein wenig die Lippen: „Ich kann nur die Bitte wiederholen, mich zu belehren, geduldig zu belehren und nicht das Weite zu suchen.“

„Warum überläßt die deutsche Regierung die Entscheidung unserer Lebensfrage nicht Leuten, die sich hier auskennen?“ fragte der Bärtige.

„Ich bin nicht hier, um meine Vorgesetzten zu kritisieren. Ich bin hier, um mich belehren zu lassen. Wenn Sie das tun, hoffe ich, nicht mehr lange unkundig zu sein.“

Der Bärtige sah ihn erstaunt an, und etwas wie Rührung malte sich auf seinem Gesicht, um sogleich dem Mißtrauen wieder Platz zu machen: „Wenn Sie wirklich uns zu Ende anhören wollen . . .“

Einen Augenblick schwiegen alle. Dann fing wieder der Bejahrte in seiner bedächtigen Art an: „Wenn wir Sie beim Wort nehmen dürfen, Herr Assessor, und wir hier als gute Teutonen und Schwaben, die alle auf gleicher Höhe stehen, einander die Wahrheit sagen dürfen, und als gute Christenmenschen, von denen keiner hochmütig auf den andern herabsieht, dann möchte ich fortfahren, Euer Hochwohlgeboren über die vlämischen Dinge aufzuklären. Ich kenne nun Deutschland dreißig Jahre, und der Herr Assessor kennt Flandern gewiß nicht so lange . . .“

„Auch Deutschland nicht länger,“ bemerkte der Assessor mit liebenswürdiger Selbstironie; denn er hatte überhaupt das Licht der Welt erst vor dreißig Jahren erblickt.

„Und wenn ich mir nun einen Gedankensprung erlauben darf — kennen Sie das Schauspiel ‚Fräulein Julia‘ von Strindberg?“

Der Assessor nickte.

„Dann erinnern Sie sich gewiß auch der Rolle, die dem Diener zufällt. Die junge Dame des Hauses verführt ihn, und der Diener wird von dieser Gunst so übermütig, daß er davon träumt, Herr des Schlosses zu werden. Da ertönt auf einmal die elektrische Klingel und — er ist wieder Diener, ganz gehorsamer Diener und Knecht, wie er es seit Jahren gewesen. Solch ein Klingelzeichen gibt es für jedes Volk. Wer in Deutschland Soldat gewesen ist, der schlägt unwillkürlich die Hacken zusammen, wenn gewisse Kommandoworte erschallen, und gehorcht, auch wenn er im Zivilberuf Industriebaron oder Geheimrat ist, oder ein Dichter, der sich alle Bühnen der Welt erobert hat. Und für unser vlämisches Volk ist die französische Sprache

das Klingelzeichen, auf das wir die Hacken zusammenschlagen und uns fügen. Das sind wir vom Vater und Großvater her gewohnt. Das ist die Sprache der Herren, der wir gehorchen müssen. Wenn dies Signal ertönt, dann hält unser Volk das Maul und tut gehorsamst, was befohlen wird. Das ist die Sprache des Lehrers und Priesters, der wir als Kinder gehorchen mußten; das ist die Sprache des Fabrikbesitzers, dem die Arbeiter auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind; das ist die Sprache der Offiziere, die den vlämischen Jungen zur Schlachtbank führen; das ist die Sprache der Volksvertreter, die das Volk zu wählen hat, wie sie ihm auf der Wahlliste aufgenötigt werden. Das ist das Netz, in dem das vlämische Volk seine Flügel verfangen hat und aus dem es nicht wieder freikommt!"

„Erlauben's mal," fiel der Bayer ein. „Wir haben aber das Spinnennetz zerrissen, wir haben euch jetzt befreit, haben euch die Hochschule geschaffen und die Verwaltungstrennung."

„Wir sind", fuhr der Graubart fort, „euch von Herzen dankbar dafür. Ihr habt ein paar gefährliche Fäden des Netzes zerrissen, uns für den Augenblick befreit. Aber ihr habt die Spinne am Leben gelassen. Glaubt nicht, daß sie sich auf einmal in einen Schmetterling verwandelt! Glaubt nicht, daß sie das Spinnen verlernt hat! Laßt ihr sie in unser Land zurückkehren, so wird sie ihre alten Gewebe wieder spinnen, und unser Volk, taub und ungeschlacht, wird sich wieder einfangen lassen. Seit Menschenaltern ist es uns ins Blut gepeitscht, von Kind auf eingeprügelt, daß wir französischen Winken gehorchen müssen. Das gewöhnt ihr diesem Geschlechte nicht mehr ab. Ein Menschenalter frei von belgisch-französischem Zwange muß darüber hingehen, dann haben wir ein Geschlecht erzogen, das gegen französischen Zauber gefeit ist. Und so lange dürft ihr eure Bruderhand nicht von uns abziehen."

„Sie sehen zu schwarz," meinte der Bayer. „Die vlämische Freiheit regt mächtig ihre Flügel. Blicken Sie nach Gent. Die belgische Regierung in Havre hat alle in Acht und Bann getan, die sich an der vlämischen Hochschule beteiligen. Und vierhundert junge Leute, die Blüte der vlämischen Jugend, setzen ihr zum Trotz Laufbahn und Leben aufs Spiel! Wohnen Sie den vlämischen Umzügen und Versammlungen bei, von denen die Städte widerhallen!"

„Ich habe seit dreißig Jahren schon viele begeisterte Versammlungen mitgemacht und weiß, wie es endet. Klingende Worte, mutige Jünglinge, einige kühne Taten. Sind die mutigen Jünglinge ein paar Jahre älter und müssen Frau und Kind ernähren, singen sie dessen Lob, wessen Brot sie essen. Wessen Brot werden sie essen? Das der belgischen Behörden. Und belgische Behörden werden immer französisch sein. Die kennen das Klingelzeichen, mit dem man das vlämische Volk anzuherrschen und zu beherrschen pflegt: französische Sprache, französische Sitte, französische Denkweise — das ist alles eins. Das Herrschen lernt sich schwer; die Welschen können es, die Vlamen

nicht; wenigstens die Generation, die noch in der Mehrheit ist, kann es nicht. Tiefseefische, die man an die Meeresoberfläche holt, können da oben nicht leben; sie platzen, weil sie in den Tiefen an starken Druck gewöhnt sind. So kann auch der Vlaming aus den Tiefen der Knechtschaft nicht plötzlich die Luft von Freiheit und Herrentum atmen ... Bedenkt, daß Hunderttausende in Frankreich, in der Schweiz, in England leben, wo sie unter dem alten Druck der welschen Herren atmen. Die kommen alle zurück. Spüren sie in Belgien nicht das Walten eurer Faust, so stellen sie sich wieder auf den alten Druck ein, auf die französische Zwingherrschaft. Der Französling besetzt wieder mit alter Gewandtheit, indem er uns geschickt in Katholiken und Antikatholiken spaltet und zur Ohnmacht verdammt, alle Ämter in den Städten und die Listen zu den Parlamentswahlen ..."

„Ist es wirklich so hoffnungslos?" fragte der Assessor den Hannoveraner im Flüsterton.

„Nennen Sie es nicht hoffnungslos!" versetzte dieser ebenso. „Es liegt an uns, Hoffnungen zu erfüllen oder zu vernichten."

Der Assessor fuhr nun laut fort: „Außerordentlich dankbar bin ich Ihnen, meine Herren, besonders dem letzten Redner, für seine ausführlichen Aufklärungen. Verlangen Sie nicht, daß ich dazu Stellung nehme. Selbst als Privatmann kann ich es nicht, geschweige denn als Vertreter meiner Behörden. Ich kann nur eines sagen. Alle Dinge wachsen und gedeihen organisch nach Gesetzen. So wächst und gedeiht auch die vlämische Bewegung, und das Beste ist, man überläßt sie, ohne besonderes Eingreifen, ihrem organischen Wachstum ..."

Da fuhr der Bärtige hoch ... „Hat man je von einem Gärtner gehört, daß er alles in seinem Garten organisch wachsen läßt und nicht eingreift? Das gäbe eine hübsche Gärtnerei, wenn er nicht jeden Tag das Unkraut ausrisse und jätete, wenn er nicht die Obstbäume pfropfte und die Rosen okulierte. Und es geht hier — God verdomme — um etwas mehr als um ein paar Rosen und Äpfel!"

„Ein ganzes Volk zu neuen Stämmen hochzuziehen," warf der Hannoveraner hinzu.

Der Assessor begriff das Bild und errötete ein wenig: „Wenn ich im Bilde bleiben darf — kann nicht ein Garten schon so verwahrlost sein, daß man ihn am besten sich selbst überläßt? Entspräche es nicht dem künstlerischen Geiste Flanderns und seiner innersten Seele mehr, wenn man ihn zu einem romantischen Zaubergarten auswachsen ließe? Wenn ich die Herren richtig verstehe, wäre die Mühe ja doch vergeblich, einen spießbürgerlichen Gemüsegarten daraus zu machen. Stehen wilde Rosen und Schlinggewächse der alten vlämischen Erde nicht besser als Porree und Kohlstrünke?"

„Sie appellieren an die Schwäche, die wir von jeher für Kunst und Poesie gehabt haben —"

Behend fiel der Assessor ein: „Ich nenne das nicht eine Schwäche, sondern eine große Kraft!"

Der Graukopf ließ sich nicht beirren: „Jetzt, da unser Land so mitten zwischen waffenstarrenden Nachbarn liegt, wäre und ist es doch eine Schwäche. Unsere Augen werden unter den Schrecken des Krieges auch allmählich blind für die Romantik. Es wäre Selbstmord, wollten wir unser Land und Volk — wie Sie anregen — auf gut Glück und gute Poesie hin sich selbst überlassen. Unsere Augen haben doch ein wenig gelernt, die harte Wirklichkeit zu sehen. Und die harte Wirklichkeit ist die, daß wir drei Nachbarn haben. Der eine will unser Land haben — schon seit tausend Jahren — und uns zu Franzosen und Knechten machen; der andere, jenseits des Kanals, gönnt unser Land keinem Nachbarn; und der dritte, in dessen Interesse es läge, daß unser Land und Volk germanisch bliebe und ein gut gepflegter Garten würde, der dritte, der es jetzt in Händen hat und alles daraus machen könnte, der dritte — heißt noch immer Michel. Er meint, daß England mit ihm keinen Frieden schließen wird, wenn er Belgien nicht wieder herstellt. Er meint, daß England ihm seine Kolonien wiedergibt, wenn er seinerseits Flandern opfert. Als ob England jemals einem Konkurrenten die Kolonien zurückgegeben hätte! Nein, ich glaube: entweder Michel siegt; dann bekommt er die Kolonien wieder, auch ohne daß er die Vlamen preisgibt; oder es gelingt ihm nicht, England niederzuzwingen, dann bekommt er die Kolonien auf keinen Fall — und wenn er hundertmal sein Wort bricht und sein vlämisches Brudervolk an den Erbfeind ausliefert — die Entente lacht ihn nur aus, besetzt den flandrischen Boden (entweder selbst oder durch ihre alten belgischen Vasallen) und enthält ihm die Kolonien doch vor —"

Wieder fuhr der Bärtige dazwischen: „Aber wenn er, God verdomme! uns verrät — gegen Auszahlung von Kolonien oder ohne Judaslohn — wenn er Belgien wiederherstellt — mit oder ohne Papierfetzen — wenn er nicht mit seiner vielgerühmten gepanzerten Faust die Herren von Havre abwehrt, ins Land zurückzukommen, und die ganze Bande von Wallonen und Französlingen von uns fernhält — dann suchen wir anderswo Halt und Hilfe, dort, wo wir einen festen Willen finden. Wir wollen ein Ende haben der Ungewißheit, ein Ende des deutschen Haders, ein Ende des abscheulichen Gefühls, daß Finanzleute und Kolonialbeamte in Berlin uns ausliefern, Militärs uns annektieren, Politiker uns die vlämische Freiheit bringen und uns doch wieder dem belgischen Staate unterstellen wollen. Klarheit wollen wir, und selbst eine Annexion wäre uns willkommener als dies Hin und Her von Meinungen und diese Unklarheit. Wir wollen wissen, wie wir dran sind."

Der Assessor sah ihn erstaunt an: „Sie überrumpeln mich. Es wäre uns unangenehm, Sie zu annektieren. Wir haben von Elsaß-Lothringen gelernt. Wir wissen aus Erfahrung, welche Schwierigkeiten annektierte Völkerschaften machen. Und insbesondere das belgische Volk ist ein Volk —"

„Ein belgisches Volk?" warf der Hannoveraner ein. „Es handelt sich doch um zwei Völker: Vlamen und Wallonen . . ."

Der Bejahrte stand plötzlich auf:

„Herr Assessor — verehrte Anwesende! Mit besonderer Feierlichkeit muß ich betonen, daß wir uns hier nur als Vertreter des vlämischen Volkes fühlen. ‚Los von den Welschen!' ist unsere Losung. Wir wollen mit ihnen keine Gemeinschaft haben. Die Wallonei geht uns nichts an. Möge Deutschland, das den Sieg in Händen hält, darüber verfügen zu seinem und unserem Nutzen und Frommen! Das ist unser Herzenswunsch. Wollen Sie uns wieder mit den Wallonen vereinigen, so wäre es besser, Sie legten uns vorher den Strick um den Hals — damit würden Sie uns den Todeskampf verkürzen, Herr Assessor . . . Sie vergessen, daß unser Volk künstlich in einem mittelalterlichen Zustande gehalten ist und es Jahre, Jahrzehnte braucht, um es daraus zu erlösen! Holt die Scharen des Mittelalters in unsere Zeit und sperrt sie in einen modernen Staat. Was können sie, die unorganisierten, ungebildeten, abergläubischen wohl gegen die Kräfte eines so raffinierten Gemeinwesens, wie es der belgische Franzosenstaat ist? Knüppel schwingen, sich auf der Straße balgen, sündigen und bereuen, fluchen und beten — was hilft das gegen einen modernen Organismus mit seinen tausend neuzeitlichen Waffen der Technik und des Geistes?"

Der Assessor nickte ein paarmal . . .

„Und wenn ich eine besondere Waffe erwähnen darf — Sie sprachen vom Elsaß. Sie haben dort eine Einrichtung geduldet, die zu den gefährlichsten Waffen des welschen Organismus gehört: die Notabelnwirtschaft. Hierzulande haben Sie das Übel auch geduldet und seit der Besetzung erst wenig dagegen getan. Auch im vlämischen Lande, gerade hier, sitzen noch immer an den entscheidenden Stellen welsche Behörden, welsche Bürgermeister, verwelschte Schöffen. Wir begreifen, daß ihr die Leute nicht auf einmal ihres Amtes entheben könnt . . . Ihre Anwesenheit ist es, die jede Vereinigung mit dem Walenlande unmöglich macht; das welsche Netz würde sofort wieder um uns gelegt . . . Und wenn ich zum Schlusse als guter Christ und Germane noch eins offen und ohne Haß sagen darf — der Name Elsaß-Lothringen bringt darauf. Wir bitten: verlaßt euch mehr auf Menschen als auf Kreaturen, Schieber und Wetterfahnen. Ein Bauer, der auf seiner Scholle sitzt — mag er widerspenstig und unhöflich sein — ist doch ein Kerl, mit dem man rechnen kann; ja, wenn man ihn richtig behandelt, auf den man sich stützen kann . . . Hättet ihr euch auf elsässische Bauern gestützt statt à la Manteuffel französische Reden an die Notabeln zu halten und die Wetterlé, Weill und Blumenthal zu verwöhnen — ihr hättet über das Elsaß weniger zu klagen . . . Halten Sie es meinem grauen Haar zugute, wenn ich bitte, züchtet solche Elemente bei uns nicht mehr groß — es sind leider auch bei uns mehr davon als genug. Stützt euch auf Charaktere, nicht auf Streber und Schieber . . ."

Er hielt inne. Er war das Reden offenbar nicht mehr gewohnt und wischte sich den Schweiß von der Stirne ... Aber er hatte augenscheinlich noch etwas auf dem Herzen, denn er blieb stehen ...

„Ohne Zweifel sind Sie, Herr Assessor, über die wirtschaftliche Lage in Belgien besser unterrichtet als über den Zustand des vlämischen Volkes ...?"

„Belehrung nehme ich auf keinem Gebiete übel!"

„Dann darf ich noch auf einen Punkt hinweisen. Vielleicht ist es in Deutschland nicht unbekannt; denn die wirtschaftlichen Verhältnisse pflegt ihr ja gut und gründlich zu studieren. Von den noch unerschlossenen Kohlenlagern in den Kempen, die der holländischen und auch der deutschen Grenze nicht allzufern sind, wissen auch Sie jedenfalls. Vielleicht wissen Sie aber nicht, wer schon vor dem Kriege die Aktien erworben hat: französische Industrielle, darunter Schneider-Creuzot — der Kohlen halber ... Nun fragt es sich: wird er die Kohle zum Eisen kommen lassen oder das Eisen zu den Kohlen? Das letzte glaube ich. Creuzot wird hier im Kempenlande mit den anderen französischen Industriellen eine Anlage schaffen ... Hochöfen und Geschützgießereien. Wo Geschützgießereien sind, da pflegt man auch Schießplätze anzulegen, um die Geschütze zu erproben. Und wo Schießplätze sind, muß man Flieger haben, um den Einschlag der Geschosse festzustellen ... Überlaßt ihr die Vlamen nun sich selbst, liefert ihr sie dem belgischen Staate wieder aus — mit oder ohne Verwaltungstrennung —, so wird die französische Kriegsindustrie hier Herr der Kempen ... Das französische Heer hat alsdann einen gefährlichen Vorposten, nur eine Fliegerstunde von Rhein und Ruhr entfernt, dicht an den großen Schlagadern eurer Wehrkraft ... Dies ist auch ein Grund, warum ihr die Hand nicht vom Vlamenland abziehen dürft, ehe hier ein zuverlässiges Geschlecht herangewachsen ist, das französischer Umtriebe Herr werden kann —"

Er sah den Assessor forschend und eindringlich an und wollte sich setzen ... Der Deutsche stand mit rascher Bewegung auf und gab ihm die Hand: „Wir danken Ihnen — und ich denke, meine Herren, für heute haben wir einander genug gesagt."

Man brach auf und wünschte mit tieferer Bedeutung: „Auf Wiedersehen!" Und während der Assessor als letzter zurückblieb, Gartenhaus und -pforte abschloß, dachte er bei sich, wer von den Maßgeblichen und Verantwortlichen in Deutschland wohl Ohren habe, zu hören und die Ereignisse zu erlauschen, wie sie sich nach menschlichem Ermessen aus dem Zustande eines Volkes berechnen und gestalten lassen ...

Bekenntnisse eines deutschen Offiziers.

... Viel erfordert der Krieg. Bei unserer wohlgerüsteten, disziplinierten Nation verlief der Anfang automatisch. Nachträglich kommt die Besinnung, die aber vorträglich ist für das weitere Handeln. Jetzt ist der Zeitpunkt, in dem wir Gedanken brauchen, Einsicht und Wahrheit. Das ist die Nervenspeise, die vorhält. Sie ist die letzte Kraft des Sieges.

Feindschaft.

In der deutschen Gutmütigkeit steckt der Gedanke und bekundet sich, wo er Anlaß dazu findet, daß der einzelne Mann beim Gegner für den Krieg nicht verantwortlich gemacht werden könne und eigentlich unschuldig sei.

Täuschen wir uns nicht. Der gefangene Offizier, der uns gegenüber steht, der Fabrikant, bei dem wir einquartiert sind und der jetzt so harmlos tut, sie haben technisch, militärisch, wie politisch lange Jahre gegen uns gearbeitet, und wir sollten ihnen so gegenübertreten, daß sie das fühlen. Was sollen sich die Franzosen, übrigens auch die der Masse, bei ihrem Bündnis mit Rußland anderes gedacht haben, als daß man den Rachekrieg gegen Deutschland vorbereite? Und wenn die Masse nicht mitdachte, so ist doch sicher, daß sie mitfühlte. Wohl kann die öffentliche Meinung durch einige Schreier gemacht werden, aber diese Schreier müssen immer auf die Überzeugungen und Leidenschaften der Menge Rücksicht nehmen. Dieses russische Bündnis, das so viel Geld kostete — ein Punkt, der dem kleinen Franzosen wohl bekannt war —, hätte nicht aufrechterhalten werden können, wenn der Wunsch nach Revanche nicht jeden Franzosen besessen gehabt hätte. Die wenigen, die aus Humanitätserwägungen anders gestimmt waren, hatten keinen Boden. Jaurès wurde ermordet. Natürlich sagen die Franzosen, ihnen sei vor Deutschlands Angriffsabsichten Angst gewesen, wie sie auf ihren öffentlichen Anschlägen an jeder Straßenecke das Volk belehrten, wir seien über sie hergefallen. Wir werden uns aber nicht für verpflichtet halten, ihnen das zu glauben. Wir wissen, daß wir weder früher noch im Juli 1914 daran dachten, einen einzigen Quadratmeter französischen Bodens oder vom Boden irgend eines anderen Landes weg-

zunehmen. Wenn die Franzosen so tun, als hätten sie das gefürchtet, so täuschen sie sich nachträglich über ihre Gefühle.

Sie wollten angreifen, wollten Elsaß-Lothringen zurückerobern und haben sich auf diesen Krieg bewußt vorbereitet. Auf der Mehrzahl von ihnen bleibt diese Verantwortung liegen.

Den Engländern gegenüber neigt der deutsche Soldat und der deutsche Bürger weniger zur Schonung. Seit Jahren bestätigen alle, die mit Engländern verkehrten, daß diese zu keiner Frage ihr Maul so eifrig aufmachten, wie zu der nach der deutschen Seemacht. Ihnen grauste vor der Möglichkeit, wir könnten dazu kommen, ihnen die Spitze zu bieten. Das britische Selbstgefühl und die britische Angst ertrugen diesen Gedanken nicht. So allgemein, wie solches Empfinden, war die Zustimmung zu einer Politik, die Deutschland einengte. Möglich ist, daß Herr Grey sich den Verbündeten gegenüber etwas tiefer in Versprechungen verwickelte, als jenem Selbstgefühl auch nach diesen Seiten hin lieb war. Aber er konnte sich rechtfertigen. Die Geschäfte waren nun einmal nicht ohne starke Verpflichtungen zu machen. Mit diesem Beweis fand er Entlastung. Wir dürfen den Engländern auch zutrauen, daß sie unmittelbar nach dem Friedensschluß beginnen werden, den nächsten Krieg gegen uns abzukarten.

Der Krieg der Italiener gegen uns soll nach Ansicht vieler ein Kabinettskrieg sein. Dabei bleibt aber die Frage offen, woher es kam, daß das deutschfeindliche Kabinett sich hielt. Es bleibt auch unerklärt, warum man, wenn ein Kabinettskrieg gemacht werden sollte, einen Volksredner in Bewegung setzte. Das romanische Blut, die Einbildungen der lateinischen Zivilisation, besonders aber der weltgeschichtliche Gegensatz der Römer-Italiener gegen das deutsche Germanentum mit seinen Erinnerungen — diese Kräfte haben hauptsächlich gegen uns gewirkt und den Bruch des Bündnisses herbeigeführt. Es liegt den Italienern im Blut und in der Gewohnheit, uns Feind zu sein.

Vom Russen sagt man am leichtesten, er sei unschuldig gewesen. Woher sollen die russischen Bauern etwas von Politik erfahren haben? Lesen konnten sie nicht, und man ließ sie nichts hören, als was die Obrigkeit für gut fand ihnen mitzuteilen. Jeder amtlichen Täuschung waren sie unterworfen. Man predigte ihnen von den Greueln der Deutschen. Viel besser hatten es die Städte auch nicht. Zum mindesten fehlte es allen an gesetzlichen Mitteln, auf die Regierungsweise einzuwirken. So erscheint das ganze Volk als willenlos gezwungen...

Aber was heißt schließlich „gezwungen"? Käme er nicht gegen mich, so könnte ich sagen: er will nicht. Kommt er, so will er. Ein Körper, der sich bewegt, ist nicht gezwungen. Mag er vorher Prügel bekommen haben und weitere beim Stehenbleiben in Aussicht haben. In dem Augenblick, in dem er gegen mich angeht, ist er frei. Und dieser

Augenblick ist alles. Das Vorher und das Nachher versinkt. — Nicht anders ist unser Urteil gegenüber den Irregeführten. Wenn sie herankommen, uns zu schlagen, so sind sie Feinde. Mag man alles tun, sie aufzuklären. Kommen sie trotzdem und wieder, so sind sie, was wir sie nannten: Feinde. Die Gesinnung liegt in der Handlung. Glaubt denn jemand, daß ein Mensch den andern freundschaftlich umbringt? ...

Wir schwitzten vor dem Kriege von Engländerei; glaubt nicht, daß wir sie schon gänzlich abgewaschen haben. Wir reisten auf Internationalität; glaubt nicht, daß wir die Angst vor dem fremden Urteil schon aus uns vertrieben haben. Und wir schliefen auf gutem Glauben, unfähig, mit dem Geist der Fremden schon zu kämpfen, ehe wir mit den Waffen es mußten. Denkt also auch nicht, daß wir die rechte geistige Kampfstellung jetzt schon erreicht haben. Dazu müssen wir stolz sein. Der Stolz bekennt Farbe und schustert sich nicht in allen Gestalten durch die Welt. Dazu müssen wir vornehm sein. Der Vornehme macht nicht überall und jedes Geschäft, denn er hat Grundanschauungen, die er nicht aufgibt. Dazu müssen wir in uns gehen, so lange, bis wir die Menschen erkennen, wie sie sind ...

Gewalt.

Alles hilft zusammen, um die Geister dahin zu bringen, daß sie diesen Krieg als das letzte gräßliche Elend seiner Art betrachten. Das sieht fast aus, als wäre uns der Gedanke des Kampfes ein fremder gewesen und als sollte er uns wieder fremd werden. Die Wahrheit zu sagen: Der Kampf war uns wirklich ein fremder Gedanke. Man durfte sich vor dem Kriege nicht getrauen zu sagen: „Hier finden wir bei fremden Völkern Entgegenkommen, dort ergeben sich Schwierigkeiten, und dort sind wir gewaltsam aufgehalten." So mußten Reichskanzlerreden eingeteilt sein. Aber so lange, als die Jüngeren unter uns politische Weisheit von dem hohen Stuhl im Saale der Reichsboten erhorchen wollten, gab es kein Wort von Gegnern und von Gewalt. Was für ein Sturmwind wäre in Deutschland gefahren, wenn wir gehört hätten: „Rußland bedroht uns, Frankreich ist verdächtig und England unzuverlässig." Oder: „Unsere Politik ist der russischen stetig entgegengesetzt. Die Spannung des verflossenen Jahres war so und so groß; wir werden genötigt sein, eine Zunahme der Spannung entstehen zu lassen. Denn Rußland will nach Konstantinopel, und Frankreich ... und England ..." Es war kein großes Stück, das Kommen des Krieges zu erkennen. Nicht einmal das Eingreifen Englands war allzuschwer vorauszusehen. Es hätte also nahe gelegen, von diesen Dingen zu reden. Tatsache allerdings, deren jeder sich erinnert, ist, daß Deutschland solche Sprache eines Kanzlers nicht ohne Aufruhr ertragen hätte. „Hier wird

Gewalt gepredigt; hier wird die gepanzerte Faust geschüttelt," so hätte es durch die Wirtschaften gehallt. Zwei Freunde hätten sich über eine solche Rede unterhalten. „Der Mann sagt die Wahrheit," bekannte der eine; „ja, aber das darf man nicht," erwiderte der andere. Warum durfte man vor dem Krieg — und warum würde man nach Ansicht desselben Politikers nach Herstellung eines neuen Friedens wiederum nicht — dürfen von Kampf und Bedrohung reden?

Weil wir nicht daran erinnert sein wollten, daß das Dasein eine Machtfrage ist.

Wir waren der Meinung, jedes Wesen bringe seine Möglichkeit, zu leben, mit auf die Welt. Wir glaubten kindlich, auch unserem Dasein sei diese Möglichkeit geschenkt. In diesem seinem friedlichen Recht sollte unser Leben dahinfließen. Durch Fleiß und Geist hofften wir es zu betätigen. Unser Kulturglaube fühlte sich von dem Gedanken der Gewalt abgestoßen. „Niemals, niemals," und die Augen weggewandt — so reagierte unser Gemüt, wenn das grauenvolle Bild von der Anwendung der Kriegsmittel auftauchen wollte. Unsere Nerven waren beteiligt. Man sagte, dachte, wollte es nicht. Ein Zustand schwebte uns vor, in dem die Gerechtigkeit vor jedem menschlichen Auge unantastbar dastehe. Wir glaubten an die friedliche Gemeinschaft der Menschen und wollten uns selbst befehlen, ihr dienstbar zu sein. So liegt es im deutschen Empfinden. Das Gesetz des Guten hielten wir durch göttliche Voraussicht in jedes Bewußtsein für eingegraben. Wir wollten die anderen Völker in eine den Weltgeist ehrende Harmonie mit uns einschließen. Wir wollten für sie arbeiten. Und nicht der materielle Gewinn sollte dabei unsere letzte Rechtfertigung sein, sondern die Menschen wollten wir. Unser Wille war rein. Wenn es nur möglich wäre, damit die Hindernisse des Lebens zu überwinden! Dann dürfte Alldeutschland auch in der heutigen Stunde nur eine einzige Partei der niedergelegten Waffen sein.

In Wirklichkeit aber wurden wir gehemmt. Dies ist das Rätsel, für den frommen Glauben kaum zu fassen. Dies ist die Tatsache, die sich humane Verblendung weigern will anzuerkennen. Wir sollen unser Dasein, unsern Geist und unsere Arbeit nicht ausbreiten. So sagt Rußland, so sagt England.

Was wollen wir nun tun? Beharren und hoffen, daß sie einst an uns und mit uns glauben werden.

Inzwischen aber: kämpfen wir!

Der Kampf zeigt die Stärke unseres Willens. Ist er auch ein hartes Werben, so ist er doch das stärkste. Der Kampf reiht sich den anderen Mitteln menschlicher Verständigung an.

Ist nun das die Lehre von der Gewalt, die vor Recht geht? Ist es die Lehre Macchiavells, die das Gewissen abstößt? Ist es das krasse

Lied vom politischen Egoismus, das sich breit genug macht und doch noch nie ein Gemüt erwärmen konnte?

Nein, es ist die Einreihung der Gewalt in die Mittel der Sympathie.

Wir können dem Weltgeist nicht vorschreiben, mit welchen Mitteln er wirken soll. Neben dem, was Freundlichkeit, Güte, Hilfe heißt, steht nach seinem Willen die Gewalt. Wie mancher fromme Mann schon sagte: die Trauben wären nicht da, wenn wir sie nicht genießen sollten — was immer noch eine beachtenswerte Weisheit ist —, so muß man mit noch weit stärkerer Nötigung sprechen: die Gewalt ist uns dazu gegeben, daß wir sie brauchen.

Wo Worte nicht helfen, hilft ein Schlag. Und es ist keineswegs wahr, daß ein Schlag zwei Menschen entfremden muß. Dem Geschlagenen gehen mit dem Schlag oft erst die Augen auf über die Kräfte des Schlagenden und über dessen Ernst, und willig, ja mit Begeisterung beugt er sich ihm. Beugung aber vor einem Größeren ist der Anfang der Übereinstimmung.

Was wollen wir machen? So ist die Gewalt dem Menschenleben verordnet, und es ist weder fromm noch gut, die wirkliche Lebensordnung durch eine, die schöner sein soll, willkürlich zu ersetzen. Der Glaube an die Menschheit bleibt, aber er darf nicht zum frevelhaften Traum werden, der sich durch andere Mittel verwirklichen will, als die ewigen Ordnungen sie gebieten.

Auch ist das Austeilen gerechter Hiebe eine Sache, die keinem Menschen gegen die Natur geht. Im Gegenteil, es gibt kaum etwas, wozu sich ein echter und gesunder Mann kräftiger bewogen fühlt. Diese Wahrheit springt aus allen Gassen. Zu allen Zeiten nahmen auch die frömmsten Gemüter den Zorn als Recht in Anspruch. Mit dem Zorn kommt der Schlag. Hüte sich jeder, daß er am falschen Ort zürnt; aber noch mehr hüte sich der Mensch, des Zornes und Schlages unfähig zu werden. Er müßte daraus schließen, daß er kein Herz habe. Die Schutzmaßnahmen zugunsten der Unterdrückten im eigenen Volk haben uns weich gemacht. Gewalt hat den Schein von Unrecht bekommen. . .

Es ist die Sünde der Kirche, daß unser Gewissen gegen alles eingenommen wurde, was Gewalt heißt. Über Recht, Bedeutung, Grenzen der Gewalt hat nie ein Pfarrer auf der Kanzel gesprochen. Es schien christlich, sich ihrer zu enthalten. Das Neue Testament kennt keine Kriegstaten. Durch solche Erziehung geriet in uns die Gewohnheit, unser Recht zu behaupten, in Verkümmerung. In welche Seelennot sind wir durch diese Notwendigkeit gekommen! Das Leben ließ sich doch nicht anders führen. Da verfeindeten sich viele mit der Religion. Die aufgestachelte Wahrheitsliebe trieb sie dazu, den Egoismus für die richtige Gesinnung zu erklären. Gar im Staatsleben war ihrer Ansicht nach Egoismus der Anfang und das Ende alles Tuns.

So verbitterte man sich. Will denn aber in Wahrheit ein Mensch vor dem andern ein Egoist sein? Es ist ein verbissenes Wegwerfen der eigenen Würde, wenn man sich zum Egoismus bekennt. Weshalb die Bitterkeit? Wir brauchen doch nicht dauernd unter dem Druck einer ungenügenden Unterweisung zu stehen. Nur die Augen öffnen, wahr und ruhig sein und den Glauben nicht verlieren, wenn das Leben anderes gebietet, als wir dachten. Das haben wir nötig. Gewalt ist göttlich.

Auch im allgemeinen Kulturbewußtsein hat sich der Widerwille gegen die Gewalttat niedergeschlagen. Es ist zuzugeben, daß der rohere Mensch leichter tut, das mörderische Eisen zu handhaben, als der verfeinerte. Dennoch ist der Gebrauch des Eisens kein Unrecht. Ja, es ist besser, roh zu sein, als dessen unfähig, was zum ganzen Menschen nun einmal gehört. Die Kultur hat uns nicht davon abgehalten, durch geschäftliche Überlegenheit auf allen Gebieten, auch den geistigen, unsere Nebenmenschen abzudrosseln. Das war grausamer und wurde für das Gewissen gefährlicher, weil es versteckt geschah. Der offen gewalttätige Kampf ist diesem feinen Vergewaltigen gegenüber eine Erlösung. Viele liefen bei Kriegsbeginn nur deswegen vergnügt durch die Straßen, weil sie sich sagten, daß das Immervorhandene und Immergeheimgehaltene bei den Menschen nun endlich herausdürfe. Auch sonst ist es nicht unbekannt geblieben, daß die Verfeinerung der Menschen zu Entartungen in allen Gestalten den Anlaß gegeben hat. Da kann es nur gut sein, wenn der Mensch einmal wieder ganz betätigt wird, mit allen seinen Kräften, auch den rohen. Da ist viel Hoffnung, daß aus unseren übertriebenen und schwächlichen Zeitgenossen wieder gefaßte ganze Menschen werden. Es geht ja noch bei so vielen das elende Wort Kompromiß im Schwange, Kompromiß des Kulturmenschen mit der Natur. Wir wollen es dem Kriege danken, daß er das Kompromißmenschentum zurückdrängt. Es bleibt zwar dabei, daß das Zuschlagen mit den Armen keine hohe, sondern die einfachste Kulturtat ist; aber man muß sie können. Wir dürfen nicht weich werden bei der Zerstörung. Zerstörung ist eine Sprache, ist Betätigung unseres Willens, ist eine Umgestaltung, die nicht weniger zu sagen hat, als sonst die Erbauung. Sie ist keine Sünde, sondern sie ist gut. Es wäre allerdings unrecht, nicht zu trauern, wenn ein Werk menschlichen Nutzens, menschlicher Freude oder Andacht zugrunde geht. Verwandelt sich aber das Haus der Andacht in eine Stätte unseres Feindes, gleich als hätte sich sein Gesicht geändert und wären seine Bauglieder zu bösen Fangarmen geworden: dann stehst du ringend Wesen gegen Wesen; es gilt; ein Jetzt ist deine Ewigkeit und nichts mehr Jenseits. Da liegt es nieder, und du atmest auf. Du bist beglückt über den geworfenen Feind.

Ich kann mir denken, auf dem Rückzug durch ein eigenes Dorf sagt ein empfindsamer Russe: „Schönes Haus, mußt brennen" in mitleidig ge-

rührtem Ton. Dann setzt sich sein Gedanke fort, er kommt zum Zweck seines Brennens und ruft: „Ja, Hütte des Feindes, brenne!"

So springt ein neues Gefühl ein. Das Haus des Feindes ist der Feind selber, ihn zerstören schafft Befriedigung.

Nach der Tat kann das Gefühl wieder zurückgreifen, wenn die Trümmer an die einstige Nützlichkeit erinnern. Dann mag sich der Sieger in einer Anwandlung von Weichheit und friedlichem Vergessen der Klage überlassen. Das Bedauern vor der Tat ist Unkenntnis, das Bedauern nachher ist Aussetzen des Gedächtnisses. Recht gesagt, bedauern wir nichts, wenn wir zerstören, sondern freuen uns, daß wir die Kraft haben, diese gewaltige Sprache zu führen und niederzuschlagen, was uns ans Leben will.

Es ist unerläßlich, daß bei uns die führenden Geister ihrer Seele auf den Grund gehen und ihre Gewissen umbilden. . .

Rede eine neue Sprache, Reichskanzler.

Gründe zuerst die Politik mit dem Worte: „Der Pfeiler der deutschen Politik sei Menschenliebe."

Alle, die es besser wissen wollen, laß lachen. Laß die lachen, die dich deswegen als frommen Träumer verspotten. Unser Gewissen braucht ein großes, machtvolles Wort, daß es weit und ruhig und der Wille frei wird. Egoismus ist eine Sucht, eine Leidenschaft. Niemand wünscht im Ernste, einer solchen dienstbar zu sein, und wen würde es begeistern, wenn es hieße: „Laßt uns etwas tun im Namen des Egoismus?"

Auch der heilige Mammon ist uns nicht gut genug.

Es muß schon der Mensch, der Mensch selbst sein, auf den wir es bei unserer Arbeit in der Welt absehen.

Erkläre folgendes: „Wir arbeiteten in der europäischen und kolonialen Welt mit aller Hingabe. Wir dienten sogar, und viele im eigenen Lande nahmen es übel. Wir warben um die Menschen. Alles setzten wir an unseren Glauben, die Menschen ließen sich durch Anerkennung und Dienst gewinnen. Nicht einmal die Lächerlichkeit scheuten wir. Weit über alle Gesetze hinaus ging die freiwillige Leistung dessen, was Völker- und Menschenrecht zu gebieten schien. Auf diesem Wege sollte die Größe Deutschlands errungen werden. Wir wollten die Anwendung des Eisens vermeiden. Diese Arbeit machte uns aber stark und reich. Die Russen und Engländer fürchteten den Siegesgang der deutschen Fähigkeiten. Obwohl sie selbst von uns den größten Nutzen hatten, fanden sie keine Anerkennung für das deutsche Vorwärtskommen. Sie fanden keine Verständigung mit dem Deutschtum. Ein Zusammenwirken mit uns im Geiste menschlicher Brüderlichkeit lag außerhalb ihrer Empfindung. Sie fanden, daß der einzige Weg, ihre eigene Stellung zu behaupten, der sei, die deutschen Persönlichkeiten durch Geschosse und Bajonette aus den Ländern fortzuzwingen, in denen sie ihnen lästig schienen.

Weil wir nirgends mit Waffen, sondern überall mit friedlichen Mitteln zu erobern gedachten, sind sie es, die den Krieg verursachten.

Deshalb ist es wahr, wenn wir sagen, daß wir im Frieden angegriffen wurden.

Wahr ist aber auch, daß wir den Angriff deshalb erlitten, weil wir uns zur Größe entfalteten und nicht einen Schritt breit von dem, was wir gewonnen hatten und gewinnen konnten, abgingen. Der Kampf, den wir kommen sahen, schien uns nicht zu schrecklich für die Aufgabe, unser Recht zu behaupten. In diesem Sinne stellten wir den Krieg jederzeit in unsere Rechnung, sahen ihn kommen, ließen ihn kommen, ja, indem wir unsere Bahn innehielten, führten wir ihn herbei."

Das, Reichskanzler, erkläre.

Erkläre ferner: „Zwischen den friedlichen und den im Kriege üblichen Mitteln ist ein Unterschied, aber kein Gegensatz. Auch im Frieden muß man Widerstände niederringen. Auch die Benutzung der Rechtsmittel ist Kampf. Nun beweisen wir unseren Ernst mit Waffen. Durch dieses körperliche Ringen entsteht eine Völkergemeinschaft, wie sie Europa noch nicht erfahren hat. Der Geist wird durch diese Kämpfe in tausendfach verstärkte Wirksamkeit gesetzt.

Man sagt, der Krieg lasse Macht vor Recht gehen und zerstöre das Recht. Im Gegenteil, er baut das Recht auf. Gerechtigkeit ist älter als Gesetz, und ohne Macht vollbringt sie nichts. Die Macht im Dienste der Gerechtigkeit schafft das Recht. Unsere Macht, die sich im Kriege zeigt, schafft aus dem, was gerecht ist, unser Recht. Wir glauben an die Moralität unserer Waffen."

Blut.

Neulich stand in einer Zeitung ein vielsagendes Bekenntnis. Es hieß so: „Auf 1800 Meter, wo man eben einen Geländestreifen anzielt, ganz unpersönlich, da denke ich mir das Menschenschießen noch möglich, aber . . ." Dieses Bekenntnis gilt fast für alle, die am Töten des Feindes beteiligt sind. Man kann wohl sagen, daß 99 Prozent aller Schüsse abgegeben werden, ohne daß der Schütze sich deutlich vorstellt, was er tut. Noch richtiger drückt man es so aus: was er tut, läßt ihn noch lange nicht wissen, was er bewirkt. So weit sogar muß man gehen, zu behaupten: durch seine unmittelbare Tätigkeit wird er gebunden und verhindert, sich die Folgen vorzustellen. Die seltsame Erscheinung tritt ein, daß einer das, was durch sein Tun entsteht, gerade weil er es tut, nicht bedenken kann. So übt ganz seltsamerweise der blutige Apparat seine Wirkung unbeachtet, und das eigentliche Verwunden und Töten

ist etwas, was wie durch unbekanntes Verhängnis von selbst eintritt. Keiner hat es eigentlich getan. Eine ungeheure Wahrheit ist das und die wichtigste Erklärung dafür, daß den Menschen die Ausübung des blutigens Tuns möglich ist, ohne daß sie erschrecken. Eine Batterie steht hinter einem Hang im Wald oder wo sich sonst eine Deckung bietet. Am Fernsprecher, der nach vorne führt, ein Unteroffizier, in der Nähe der Offizier, der das Feuer befiehlt. Durch den Draht kommt eine Weisung. Der Offizier kommandiert, die Kanoniere richten, ziehen ab. Saß der Schuß? Die Korrektur kommt: „Fünfzig weniger." Abgeschossen. „Liegt gut." Nun feuern zwei, drei, vier Geschütze, je nach der Art des Zieles, nach Gefechtszweck und Munitionsvorrat. Das ist ein ernstes, vorschriftsmäßiges Arbeiten. Stellen wir uns den Richtkanonier vor. Auge und Hand hat er am Apparat. Er geht auf in Zielen und Stellen. Ist es geschehen, so wartet eine entspannte und für den Augenblick aussetzende Maschine, sein Gehirn, auf das nächste Stichwort zu gleicher Tätigkeit. Die anderen laufen, schleppen, setzen ein, springen zurück, laufen wieder, schleppen, setzen ein. Ihr Hirn ist da, wo ihre Muskeln sind. Und wenn sie sich verschnaufen, so ist es, wie die Muskeln, vergessen. Der Mann am Fernsprecher ist Ohr und Zunge, sonst nichts. Aufnehmen, weitergeben, horchen, aufnehmen, weitergeben, daraus besteht er. Der Offizier prüft, befiehlt, hört, wittert, denkt, befiehlt: sein Geist ist in die Batterie gefahren und wird erst wieder frei, wenn die Tätigkeit beendet ist. Das ist eine schießende Batterie im Felde. Sie ist der auf dem Schießplatz übenden so ähnlich, daß die Kriegsphantasie, die das zum erstenmal bemerkt, verblüfft ist. Kaum, daß man einen Unterschied wahrnimmt. Aber dasselbe wie die friedensmäßige ist die im Kriege schießende Batterie doch nicht. Die Einbildung der Schießenden folgt dem Geschoß. Die Augen liegen mit innerem Gesicht am Einschlag. Weiter geht der Geist nicht. Siehe den Infanteristen; er erlebt dasselbe. Da lag einmal eine feuernde Linie im Felde. Ihr waren die Geschosse in die Flanke gefahren, viele hatten geseufzt, und mancher lag starr. Wie nach Schlangen, die im Grase stecken, suchten die Augen nach den Feinden. Vor einem hochgelegenen Waldrande hob sich eine Linie ab. Die Deutschen schossen hin. Da löste sich einmal und gleich noch einmal etwas aus der Linie, Knäuel kollerten abwärts, jenes an den Toten so traurige Rot leuchtete bei ihnen auf. Die Deutschen hatten das Nest. Nun waren sie hingenommen von der Schwierigkeit des Treffens. Der Waldrand dahinter war dunkel. Der Führer bemühte sich wohl eine halbe Stunde lang, ein Zeichen von Leben darin zu sehen. Er ließ immerfort hineinschießen. In dieser halben Stunde war er eines anderen Gedankens, als dessen, ob dort drinnen etwas sei, unfähig. Ein andermal ist es eine ferne Ackerfurche, in der eine Linie wahrnehmbar ist. Dort liegen sie. Blei hinüber. Daß doch die feuchte Erde deutlichere Aufschläge zeigte! Wir schießen viel zu kurz, immer noch, endlich sind wir im Ziel. Gott sei Dank,

ist die Stimmung, und nun treffen, treffen. Keiner könnte sagen, daß er deutlich etwas anderes gedacht hätte.

Die höheren Führer operieren wie im Manöver oder im Kriegsspiel. Nur daß freilich Manöverbilder von nie erlebtem Realismus erstehen, die den Geist unendlich viel tiefer packen. Aber immer ist dieser Geist von Räumen, Punkten und Verbindungen hingenommen. Die Menschen sind Einheitspunkte gewisser Kräfte, über die er verfügt. Mehr weiß er im Augenblick der Entschließungen nicht von ihnen.

Der begeisterte Jüngling ist das Heiligtum der Nation. Wie sie erglühen, wenn im fünfzehnten, sechzehnten Jahre das Wunder des Vaterlandes vor ihren Augen aufgeht! Nur der Glaube an Gott geht darüber, und das Vaterland selbst ist göttlich. Der Deutsche liebt die Geister. Wie er den gemeinen Rausch liebt, so liebt er den edlen Rausch von unsichtbaren Herrlichkeiten. So sichtbar und greifbar das Vaterland sein mag: wenn es vor dem deutschen Jüngling ersteht, so hört sein Ohr ein brausendes Meer, und sich auf dessen Stimme hinzustürzen, wo es sei, dünkt ihm Seligkeit. Menschenkenntnis macht nüchterner, und materielles Bedürfnis weckt die Gemeinheit. Von beiden ist noch nichts in diesen jungen Helden. Woran denken sie, wenn sie vorstürmen oder in Gefechten liegen? An die Beispiele der Todesverachtung, von Mutius Scävola bis zu Schill und Blücher, denen sie es gleichtun wollen. Wenn sie gehorsam hauen und stechen, spüren sie nur, daß der Antrieb von jener Höhe kommt, wo aus weihevollem Dunkel das Vaterland zu ihnen redet. So sind sie an den Feind und zu Tod oder Sieg gegangen, der Ausstich der Nation und doch einer Art mit uns allen.

Aber wir dürfen uns bewußt sein, daß wir in Notwehr töten.

Wenn ich mit meiner Frau im Zimmer sitze, die Tür geht auf, ein finsterer Kerl tritt herein und packt mich, ich spüre, daß ich widerstehen kann, nach dem Schreck kommt die Wut, das Ringen spannt sich zum höchsten, jetzt bricht er nieder unter meinem Griff und mein Finger bleibt an seiner Kehle, bis er unschädlich ist: so ist die Befriedigung, indem ich loslasse, unbeschreiblich und ewig. Sie ist in jedem Menschen angelegt, und jeder, wenn er mehrmals zu dem Kampf genötigt wäre, würde zu ihr gelangen. Alle später einsetzenden Gegengefühle ändern daran nichts. Ewig heißt diese Befriedigung, weil sie immer war und immer sein wird. Im Gudrun-Lied, dem deutschen Heldengesang, sehen wir den alten Wate kämpfen. Hieb um Hieb erhält der Alte. Aber mit einem Gewaltschlag trifft er zuletzt des Gegners Helm. Das Blut bricht hervor. Wir sind befriedigt. Der wackere Schwabe, der den Türken spaltet, ist ein wenig komisch. Aber wir machen gerne alles mit, was er vollbringt. Erinnern wir uns, daß das unsterbliche Lied vom Peliden Achilles die Freude jeder Verwundung so durchkostet, daß wir dafür doch schon zu weich geworden sind?

Notwehr und Lust daran sind in diesen Beispielen vereinigt.

Die Frage entsteht, welcher Art diese Lust ist. Ist sie eine grausige Verirrung, vor der wir den Blick verschließen und zurückfliehen müssen, wenn unser Wille den Weg gehen will?

All unser Tun ist ewiges Einnehmen von Lebensstoff, sei es von der Erde oder vom Himmel, mit den Zähnen oder mit den Augen und ausgebreiteten Armen. Wenn wir uns bewegen, so geschieht es deshalb, weil wir etwas mit den Fernsinnen erfaßten und mit den Nahsinnen suchen. Wir lieben den Lebensstoff und fragen nicht, ob er daran sterben muß.

Wie nun in der Notwehr? Den Kerl, der mich packt, ich will ihn nicht essen. Liebe ich ihn denn?

Liebe ich alles, wonach ich greife?

Ja, ja, einfach ja.

So wäre mein Haß nichts ewig Verwerfliches? Streit, Feindschaft und Mord nicht ewige Sünde?

Nein, Vereinigung sind sie unter heißen Überwindungen.

Wer das glauben kann, kann niederbrechen vor Freude. Reinheit und Güte stehen am Ende der Blutarbeit.

Ob das Gottesdienst ist, Hungerstillen und in Notwehr Menschen töten?

Es ist wahr, man verehrt Gott sonst in milderen Diensten. Aber ein Gott ist, wo Leben ist. Wir fassen es im würgenden Kampf nicht minder, als mit dem hochaufatmenden Wort des Geistes. Dieses umfängt den Ewigen zart und rein, mit den Griffen himmlischer Phantasie. Der würgende Kämpfer faßt ihn heiß und derb. Aber sie erreichen ihn beidemal, denn in allem ist er.

Wäre das nicht, wer glaubt, daß, seit Pflanze, Tier und Mensch sich regt, es Krieg geben könnte?

Wir brauchen kein Mitleid, wir Soldaten. Uns ist nicht weh. Wir haben ein gutes Gewissen. Wenn wir Blut vergießen und wenn unser eigenes verrinnt, so erfühlen wir die ewige Kraft.

Und kommt der Friede wieder, so leben wir ihn als Krieger.

Aus Friedrich Schlegels Brieftasche.

Ungedruckte Briefe.

Mitgeteilt von

Josef Körner.

(Schluß.)

Es ist kein Zufall, daß — wie überhaupt bisher, so auch in unserer Reihe — die Jahre 1812 und 1813 an Korrespondenzen Schlegels besonders reich sind. Denn in dieser Zeit haben seine Beziehungen zur deutschen Schriftstellerwelt den weitesten Umfang angenommen durch die Herausgabe einer groß angelegten Zeitschrift, „Deutsches Museum" betitelt (Wien 1812—1813, vier Bände, vgl. O. Walzel und H. H. Houben, Zeitschriften der Romantik, Berlin 1904, S. 216—252). Wohl hat er schon früher (Athenäum, Europa) wie auch später (Concordia) periodische Druckschriften veröffentlicht, aber das blieb dort im Grunde nur eine besondere Form eigener Schriftstellerei; diese Zeitschriften waren überwiegend von ihm selbst geschrieben. Ganz anders meinte er es mit dem „Deutschen Museum": das sollte eine repräsentative Zeitschrift größten Stils, „eine allgemeine wissenschaftliche National-Zeitschrift" werden. So wendet sich denn der Herausgeber werbend an alle angesehenen und guten Federn des literarischen Deutschlands, lädt Goethe, Tieck, Arnim, H. von Collin, Varnhagen von Ense, die Brüder Grimm, Oehlenschläger, Matthias Claudius [1]) und viele andere zur Mitarbeit ein. Die folgenden vier Stücke enthalten die Antwort einer Reihe von also Geladenen.

Da schreibt zunächst Johann Dominicus Fiorillo [2]) (1748—1821), ein Jugendfreund der Brüder Schlegel:

Göttingen d. 25ten Februar 1812.

Ich statte Ihnen, mein hochzuehrender Herr und Freund, für Ihre Einladung, Theilnehmer an Ihrem Deutschen Museum zu seyn, meinen auf-

[1]) Dessen zustimmende Erwiderung (Wandsbeck 12. November 1811) gehört eigentlich mit in unsere Reihe; da aber dieser Brief nach dem Original der k. k. Hofbibliothek erst jüngst gedruckt worden ist (Wolfgang Stammler, Matthias Claudius der Wandsbecker Bothe, Halle 1915, S. 197 f.), bleibt er hier fort.

[2]) Er hatte in Bayreuth, Rom und Bologna Kunststudien betrieben, wurde, in die Heimat zurückgekehrt, Historienmaler in Braunschweig, später Kustos der Göttinger Kupferstichsammlung und außerordentlicher (seit 1813 ordentlicher) Professor der Kunstgeschichte an der dortigen Universität. Ein Brief Friedrich Schlegels an ihn aus dem Jahre 1800 ist von Walzel in der Einleitung zu seiner Schlegel-Auswahl (Kürschners deutsche Nationalliteratur 143, S. XXXI ff.) mitgeteilt worden.

richtigen Dank ab, und ich würde recht thätig mit daran arbeiten, wenn ich mich nicht seit einigen Jahren ununterbrochen mit der Geschichte der Mahlerey in Deutschland u. in den Niederlanden beschäftigte [1]). Ich habe jedoch mehrere kleine Aufsätze zur ältern Kunstgeschichte ausgearbeitet, welche nur der letzten Feile bedürfen, u. die ich Ihnen nach u. nach mit vielem Vergnügen überschicken werde.

Hätten Sie wohl die Gefälligkeit, mir gelegentlich einige Notizen von den ältern deutschen u. niederl.[ändischen] Kunstsachen in der k. k. Gemählde-sammlung zu Wien mitzutheilen? Der Catalog von Mechel [2]) scheint sehr mangelhaft zu seyn, u. auch der von Rosa [3]) ist unbefriedigend. Ist Ihnen ferner kein neueres Verzeichniß der lichtensteinischen Galerie bekannt, von der ebenfalls nur ein dürrer Catalog existirt? Alle Nachrichten, welche Sie mir darüber geben können, werde ich mit herzlichem Dank aufnehmen, u. wo möglich durch Gegengefälligkeit zu erwiedern suchen.

Da ich nicht zweifle, daß Sie im gräflich Friesischen Hause bekannt sind, so werden Sie wahrscheinlich auch die Bekanntschaft des HE. Major v. Schwarz gemacht haben, der daselbst wohnt. Er ist einer meiner ältesten und vertrautesten Freunde, hat aber seit Jahren nichts von sich hören lassen. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, ihn in meinem Namen zu grüßen, u. sagen Sie ihm, daß er mich nicht ganz vergessen möchte. Empfehlen Sie mich ebenfalls Ihrem HE. Bruder August Wilhelm, und seyen Sie versichert, daß ich zeitlebens hochachtungsvoll verbleibe

Ihr
ergebenster Fiorillo

Herrn
Hof Secretär Friedrich Schlegel
Wohlgebohren

zu Wien.

Abzugeben in der
Camesinaschen
Buchhandlung daselbst.

Auch im Auslande lebende deutsche Schriftsteller geht Friedrich Schlegel um Beiträge für seine Zeitschrift an, versendet durch seinen in Rom der Kunst lebenden Stiefsohn Johannes Veit bereits im Oktober 1811 Einladungsschreiben an Maler Müller, Zacharias Werner und Ferdinand Glöckle (vgl. J. M. Raich, Dorothea Schlegel, Mainz 1881, II, S. 51). Friedrich Müller hat denn auch wirklich dem Herausgeber zwei Korrespondenzen, „Kunstnachrichten aus Rom" enthaltend, geliefert, die vom 19. Dezember 1811 (Deutsches Museum I, S. 336—353, Aprilheft) und vom 19. März 1812

[1]) Fiorillos Hauptwerk, die „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden", erschien Hannover 1815—1820.

[2]) Christian von Mechel, „Verzeichniß der Gemälde der Kaiserlich Königlichen Bilder-Gallerie in Wien" (Wien 1783).

[3]) Joseph von Rosa, „Gemälde der k. k. Gallerie" (Wien 1796—1804).

(ebenda II, S. 184—191, Auguſtheft)[1]) datiert ſind; der ſpätere Beitrag enthält eine Würdigung des Landſchaftsmalers Joſeph Anton Koch, deſſen auch in dem nachfolgenden Schreiben Erwähnung getan wird[2]).

Verehrter Freund!

Überbringer dieſer wenigen Zeilen, iſt der H. Doctor Textor aus München, welchen Seine Majeſtät der König von Bayern, um ſich in ſeinen Studien zu vervollkommen reißen läßt. Da gelegenheitlich Er hier erfahren, daß mit Hochdenſelben ich in Verbindung ſtehe, ſo wünſchte er dieſes Vorzugs gleichfalls theilhaftig zu werden, und bath mich ihm einige Zeilen an Sie mit zu geben. Ich empfehle Ihnen daher Ihn als meinen geſchäzten Freund. Gerne würde ich Ihm einen Aufſaz über Gegenſtände welche die bildende Künſte betreffen welchen ich zum einrücken für das Muſäum gewidmet, haben mitgegeben haben, um ſolchen Ihnen zu überbringen allein Zeit und Umſtände erlaubten nicht ihn gehörig zu retuſchiren und ins reine zu überſchreiben. Es bleibt ſolches alſo für eine andre Gelegenheit mir vorbehalten. Ich hoffe daß während dem ſey mein Freund Hr. Joſeph Anton Koch[3]) mit Frau und Kind glücklich in Wien angelangt, und daß er bereits Ihnen einige Poeſien von mir überliefert habe. Den Hr. Veit habe ich dieſen Morgen oder vielmehr Mittag auf dem Speiße Haußе getroffen und da ich Ihm dieſe gute Gelegenheit um einiges nach Wien übermachen zu können mittheilte, erwiederte Er daß erſt kürzlich Er geſchrieben, daher gegenwärtig dorthinn nichts zu beſtellen habe, bath aber zugleich mich daß ich nicht vergeßen möchte nebſt ſeinem Gruß Ihnen wißen zu laßen, daß Er ſchon ſeit fünf Monathen nichts mehr von Wien aus vernommen habe, daher in dieſer Hinſicht ſich in einiger Unruhe befinde. Dis iſt das wenige welches bey gegenwärtiger Gelegenheit Denenſelben ich vorzutragen habe. Ich bitte meine gehorſamſte Empfehle Hochdero Frau Gemahlin zu übermachen und genieße den Vortheil Denenſelben mich als Dero ergebenſten Diener zu unterzeichnen zu dürfen.

Rom d. 24ten Juny 1812 Fried Müller.

Noch am 17. Oktober 1812 geht ein weiterer Brief Schlegels an Maler Müller ab, gleichfalls in Sachen des Deutſchen Muſeums, eine Notiz über Schick nebſt Charakteriſtik ſeiner vorzüglichſten Werke heiſchend[4]).

[1]) Vgl. „Verzeichniß der von dem verſtorbenen preußiſchen General-Lieutenant J. von Radowitz hinterlaſſenen Autographen-Sammlung, dritter Teil (Berlin 1864), S. 592, Nr. 7426.

[2]) Dieſer Brief iſt — nach dem der Wiener Hofbibliothek eignenden Original — freilich ſchon einmal gedruckt worden, jedoch an ſo verſteckter Stelle („Herrn Profeſſor Steinthal zum ſechzigſten Geburtstag, am 16. Mai 1883, Verehrungsvoll und dankbar Gotthilf Weißſtein", S. 10), daß er dort womöglich noch unerreichbarer iſt als in der Handſchrift; in der Tat iſt dieſer Druck ſelbſt den gelehrten Bibliographen der romantiſchen Zeitſchriften unbekannt geblieben. Darum ſei der Brief hier nochmals wiedergegeben.

[3]) Joſeph Anton Koch (1768—1839), aus Tirol gebürtiger trefflicher Landſchaftsmaler.

[4]) Vgl. M. Raich II, S. 115; Müller ſcheint am 13. November geantwortet zu haben: vgl. „Jahrbuch des Freien Deutſchen Hochſtifts 1906", S. 328.

Der andere begehrte römische Mitarbeiter, Ferdinand Glöckle, antwortete nicht selbst; Görres besorgte es für ihn.

Koblenz am 29ten May 12.

Glökle[1]) theilt mir aus Rom Nachricht von Ihrem Wunsche mit, Proben seiner Arbeiten in der altteutschen Literatur für Ihr Museum zu erhalten. Er bittet mich, da ich den größten Theil seiner Abschriften hier habe, die Auswahl zu treffen, und was ich für nöthig fände hinzuzusetzen. Ich habe bey Ihnen anfragen wollen, ob Ihnen das so recht ist. Ich würde Ihnen dann nach und nach drey Aufsätze über die Normännische Poesie zusenden, und im Ersten mich über die Heymons Kinder, im zweyten über Ogier den Dänen und Malagis, im dritten über Karl den Großen, wovon die Gedichte vollständig vor mir liegen, verbreiten, und von allen erläuterte Proben des Vorzüglichsten beyfügen[2]). Sind diese einmal abgedruckt, dann könnten wir späterhin für das was sonst noch meine vorhandne Materialien erlauben, weitere Abrede nehmen. Daß die Aufsätze nicht allzu weitläuftig werden, dafür schützen Sie meine mannichfaltigen Arbeiten, mit denen ich gegenwärtig überladen bin, und die mich Glökles Antrag eigentlich nur ungern, und blos aus dem Grunde, um ihm für seine vielfältigen undankbaren Arbeiten einmal irgend eine Ermunterung zuzuwenden, haben annehmen machen. Ich bitte Sie mir Ihre Meynung darüber mitzutheilen, und sich meiner vollkommenen Hochachtung versichert zu halten.

Görres.

Schlegel erwidert am 22. Juli (Joseph von Görres Gesammelte Schriften VIII, München 1874, S. 337 f.). Er ist in sichtlicher Verlegenheit, wie er es entschuldigen soll, daß die förmliche Einladung an Görres unterblieben war. „Sie sind durch Ihr gütiges Schreiben und Anerbieten", stammelt er, „auf das angenehmste meinem Wunsche zuvorgekommen"; der Drang sich anhäufender Arbeiten allein hätte die Verspätung verursacht; aber selbstverständlich nähme er „sehr bereitwillig und gern" alles Angebotene an, obgleich es sich nicht um Görres eigne, sondern bloß um seines Freundes Glöckle Arbeiten handle; — „doch mit dem Vorbehalt, daß dieses Ihre eigene Mitwirkung und Teilnahme an unserer Zeitschrift nicht ausschließen darf". — —

Am 30. November 1811 wird Jean Paul zur Mitarbeit aufgefordert (Wahrheit aus Jean Pauls Leben, VII, Breslau 1833, S. 258 ff.). „Übrigens",

[1]) Görres' Freund Ferdinand Glöckle war Secrétaire des langues du Nord an der Vaticana und benutzte die gute Gelegenheit, um durch Mitteilung von Kopien die zusammengeraubten Pfälzer Handschriften wieder für Deutschland zugänglich zu machen.

[2]) Görres steuerte zum „Deutschen Museum" bei: a) „Hunibald Chronik. Ein merkwürdiges Denkmal altdeutscher Sagengeschichte" (Jahrgang 1813, viertes Heft, S. 319 bis 345, sechstes Heft, S. 503—516, zehntes Heft, S. 321—340, elftes Heft, S. 357—375); b) „Reynold von Montalban" (Jahrgang 1813, zehntes Heft, S. 302—320).

fügt Schlegel hinzu, „habe ich schon lange eine literarische Arbeit für Sie ausgedacht, Sie sollen nämlich Hamanns Schriften herausgeben." Und der zwiefachen Aufforderung gesellt sich eine verschämtere Bitte: „Möchten Sie doch auch einmal Laune finden, meine Gedichte[1]) zu lesen und allenfalls öffentlich zu lesen, oder zu beurteilen." — Nur der ersten der drei Bitten willfahrt, der so heftig Bestürmte. „Mehr Ihnen, als Ihrem patriotischen Zwecke," erklärt Jean Paul in seiner Antwort vom 21. März 1812 (a. a. O. S. 267 f.), „bring ich das Opfer, daß ich mich wieder in einzelne kleine Aufsätze zerschneide und zersäge und darüber den frei fortlaufenden Genuß ganzer, größerer Werke aussetze. Ich sage zwanzig Nein zu andern, eh ich ein Ja sage zu Ihnen." Von der Besorgung einer Ausgabe der Schriften des „nordischen Magus" aber will er nichts wissen. „Den Riesen Hamann soll ich wie einen Pik seinen (literarischen) Schatten ins weite Weltmeer werfen lassen? Er ist mir zu groß, sogar zu einer Vor- und Lobrede."

Darauf Schlegel am 24. Juni (a. a. O. S. 288 f.): „Ihr Brief und die übersandten Sphinxe[2]) hatten mir große Freude gemacht, nur ist leider ein Unglück damit begegnet. Die fünfte und stärkste Sphinx hat die Zensur nicht passiert. Ich habe es, um Zeit zu gewinnen, gewagt, ohne Anfrage bei Ihnen die andern abdrucken zu lassen"[3]). Als Ersatz für das so Ausgefallene möge Jean Paul doch etwas andres geben. Schlegel schlägt vor: „Senden Sie uns ein Paar Blätter Aphorismen, aus den seltenen Schriften Hamanns, mit Noten von Ihnen." Er sei der Mann dazu, ja für ein solches Werk „doch eigentlich vorzugsweise verpflichtet". Jean Paul antwortet mit dem nachfolgenden Schreiben[3]):

Baireuth d. 1. Aug. 1812.

Es ist noch immer ein Glück, lieber Fr. Schlegel — der jetzt viel zu wenig schreibt —, daß ich mit der Hälfte meines Aufsatzes durch vier Zensuren durch und zum Druck gekommen bin, durch die innerpolitische, durch die außerpolitische, durch die katholische und durch die ästhetische, wenn sie anders H. v. Steigentetsch hat, von welchem jedes Lustspiel zehnmal besser ist als sein passives, sein Aufsatz in Ihrem Museum über die Deutsche Kunst[4]).

[1]) Sie waren erstmals gesammelt erschienen als: Friedrich Schlegels sämtliche Werke. Erster Band. Berlin, bei Julius Eduard Hitzig, 1809.

[2]) „Deutsches Museum 1812", fünftes Heft, S. 416—428 ist Jean Pauls Beitrag eingerückt: „Dämmerungs-Schmetterlinge oder Sphinxe"; es sind hier doch fünf Stücke abgedruckt: „Erste Sphinx: Über die menschlichen Ansichten der Zukunft; zweyte Sphinx: Landes Reichthum und Macht; dritte Sphinx: Dreyfacher Mißbrauch der Anspielungen auf die Zeit; vierte Sphinx: Deutsche Fürstenliebe; fünfte Sphinx: Schnelle Aufklärung und schnelle Verfinsterung."

[3]) Ein kurzes Fragment daraus ist bereits in „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" VII, S. 292 zu lesen.

[4]) Des Freiherrn August von Steigentesch Aufsatz im dritten (März-)Heft des „Deutschen Museums": „Ein Wort über deutsche Literatur und deutsche Sprache" hat

Die neue Ausgabe Ihrer Gedichte hab' ich leider im bücherndürftigen Baireuth noch nicht vorbekommen.

Von Ihrem Museum hab' ich durch Ihre Güte — die ich aber einzuhalten bitte — nur bis zum Monat April die Hefte erhalten; ebenso der hiesige Leseklub.

Mein Wort über Hamanns Ausgabe war ein wahres. Der bloße Besitz seiner Werke gibt kein Recht zur Herausgabe, seinem Sohne ausgenommen. Die unzähligen literarischen Erläuterungen könnte am besten Nicolai geben, sogar jetzt dem Hamann selber, — der oft seine eignen Anspielungen vergessen —, wenn er anders bei ihm ist. Das Beste, Erlaubteste und Leichteste wäre, mit einer bloßen Anthologie aus seinen Werken das Publikum auf dieses über- und unterirdische Ophir hinzuweisen. Und doch wird wieder diese Auslese schwer, da alles bei ihm Auslese ist. Ich wüßte aus seinem ersten Buche (über Sokrates)[1]) nichts auszuziehen als das ganze Buch selber. — Indeß warte man nur; dieser Polstern geht uns nicht unter und er hat seinen Platz am christlichen Himmel.

Hier leg' ich das Aviso der Anweisung an die Camesina'sche Buchhandlung auf 25 Silbergulden bei*). — Leben Sie recht wol!

N. S. Ich hab' es umgekehrt und dieses Briefchen beigelegt.

Ihr
Jean Paul Fr. Richter.

Herrn Profess. und
Hofsekretär Schlegel
d. E. Wien.

Rundweg abgelehnt hat die Mitarbeit am Deutschen Museum ein einziger: Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817), der durch seine autobiographischen Romane bekannte Straßburger Jugendfreund Goethes.

Carlsruhe d 6ten März 1813.

Verehrungswürdigster Herr und Freund!

Ich bitte Sie inständig, meine abschlägige Antwort auf Ihr freundschaftliches Anerbieten, ja nicht als eine Abneigung gegen Sie und Ihr liebes sehr zweckmäßiges Institut anzusehen, Ihr Deutsches Museum ist vortreflich, und muß allen, das Gute liebenden Menschen, gefallen. Kälte gegen so etwas würde einen Mann schlecht kleiden, der sich so laut und so oeffentlich für Religion und Wahrheit erklärt wie ich. Aber ich bitte, erwegen Sie doch ruhig und unpartheyisch folgende Umstände:

Ich werde künftigen Herbst 73 Jahre alt, und wer meine Lebensgeschichte

in der deutschen Schriftstellerwelt jener Zeit viel Unruhe erzeugt und einmütige Zurückweisung erfahren; vgl. darüber die bei Houben-Walzel S. 222 und 227 angeführte Literatur.

[1]) „Sokratische Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween." Amsterdam (Königsberg) 1759.

alle 5 Bändchen[1]) gelesen hat, der weiß wie viel ich gelitten und gearbeitet habe, ich bin also Nervenschwach und müde, und doch muß ich noch arbeiten wie ein Handwerksmann vom Morgen bis an den Abend, denn:

1) Meine Correspondenz in die Nähe und Ferne ist unglaublich groß, sie nimmt mir über die Hälfte meiner Zeit weg.
2) Ich hab mich verbindlich machen jährlich zwey Hefte des sogenannten Grauen Manns[2]) zu liefern.
3) Ebenso bin ich verpflichtet Jährlich ein Taschenbuch[3]) heraus zu geben, und
4) schreibe ich eine Zeitschrift unter dem Namen: Des Christlichen Menschenfreunds biblische Erzälungen, in derselben habe ich mit der Geschichte der Schöpfung angefangen, und bin jezt im 8ten Heft an der Geschichte der Könige Juda und Israel[4]). Dies Werck findet Beyfall, und mein Publikum fordert, daß ich alle meine Zeit darauf verwenden soll, damit ich vor meinem Tod, der nach meinem Alter zu rechnen, nicht gar weit mehr entfernt seyn kann, noch damit fertig werde: Denn ich werde, wenn ich mit der Geschichte der Apostel fertig bin, auch die Regierung unsers Herrn in seiner Kirche bis auf unsere Zeit in dem nämlichen Geist fortsetzen.

Sie werden mich also entschuldigen, verehrter Freund! ich kann unmöglich noch mehrere Arbeiten unternehmen[5]). Laßen Sie sich nur nie den Gedancken einfallen, als könnte ich kalt gegen Sie werden, ich liebe Sie brüderlich.

Wenn Sie etwa an den Herrn von Balck[6]) schreiben sollten, so grüsen Sie ihn brüderlich von mir.

Der Geist der Ewigen Liebe, des Vaters und des Sohnes, sey Ihr Lehrer, Führer, Tröster, Licht, Fürbitter, Heiligmacher und Vollender. Ewig und unverbrüchlich Ihr

ergebenster Diener,
Freund, und Bruder
Jung g[enann]t Stilling.

[1]) „Heinrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte." Berlin und Leipzig 1777. Mit den Fortsetzungen: Heinrich Stillings Jünglingsjahre, 1778; Wanderschaft, 1778; Häusliches Leben, 1789; Lehrjahre, 1804.

[2]) „Der Graue Mann. Eine Volksschrift." Nürnberg 1795—1816; 30 Hefte.

[3]) „Taschenbuch für Freunde des Christentums." 1805—1816.

[4]) „Der christliche Menschenfreund in biblischen Erzählungen für Bürger und Bauern." 1803—1816, 14 Hefte; das letzte enthält die „Geschichte der ersten Gründung des Christentums unter Juden und Heiden". — In Johann Heinrich Jungs, genannt Stilling, sämtlichen Schriften, zehnter und elfter Band (Stuttgart 1837).

[5]) Vgl. Jung Stilling an Fouqué, Karlsruhe 15. Juni 1812 (Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Berlin 1848, S. 197): „Friedrich Schlegel ersuchte mich, mit an seinem ‚Museum' zu arbeiten, aber ich habe mehr zu tun als ich tun kann, und darf mich mit neuen Arbeiten nicht einlassen."

[6]) Eines Baron Balk wird in Friedrich Schlegels Briefen an seinen Bruder August Wilhelm (herausgegeben von Oskar Walzel, Berlin 1890) wiederholt Erwähnung getan (S. 532, 534, 580).

Mit dem Jahre 1813 (seinem zweiten Jahrgang) ging das „Deutsche Museum" wieder ein. Die Ursache dessen lag aber keineswegs, wie des Herausgebers Schlußrede „An die Leser" (Dezemberheft 1813, S. 541—543) Wort haben will, in den kriegerischen Zeitläuften, vielmehr in der Unzuverlässigkeit des Verlegers. „Ich habe", schreibt Friedrich Schlegel in seinem (oben erwähnten, ungedruckten) Briefe an Fouqué (Hietzing bei Wien, 1. Juli 1815), „von dem ganzen Unternehmen (der letzten Thorheit dieser Art, die ich wohl begehen werde) nichts als vielfältigen Verdruß und bedeutenden Schaden gehabt"; und er beklagt sich, daß „der durchaus elende Verleger ... in den letzten 15 Monathen von allen auswärts angewiesenen Zahlungen [sc. an die Mitarbeiter!] durchaus keine geleistet hat. Noch jetzt ist er mir über 350 fl. Conv.[entionsmünze] die Rechenschaft schuldig, die er noch zahlen muß, förmlich vor Gericht wollte ich ihn gleichwohl nicht belangen, weil es gar zu verdrießlich ist."

*

Unter den namhaften Literaten, die Schlegel zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift eingeladen hatte, befand sich unter anderen der auch deutsch schreibende dänische Dichter Adam Gottlieb Oehlenschläger (1779—1850). In Paris, wohin der reisende Däne im Jahre 1807 gekommen war, hatten sich die beiden kennen gelernt, was Oehlenschläger selbst berichtet (Adam Oehlenschlägers Schriften, Breslau 1829, II, S. 76), wie er ja auch in seinen Memoiren (Meine Erinnerungen, Leipzig 1850, III, S. 119 f.) stolz den Brief abdruckt, mit dem Schlegel um seine Beihilfe zum „Deutschen Museum" warb. Der nachfolgende Brief erweist die Fortdauer freundschaftlicher Beziehungen, die gewiß einen noch wärmeren Grad erreicht hätten, wäre Friedrich Schlegel zu Wien anwesend gewesen, als der Däne im Jahre 1817 zu längerem Aufenthalt in die Kaiserstadt kam; aber er hauste damals bereits in diplomatischer Stellung zu Frankfurt a. M.

Copenhagen den 16 Octbr 1814.

Da mein guter Freund Schönberg nach Wien geht, kann ich nicht lassen Ihnen mein Werthester einige Bücher zu schicken die ich gemacht, seit ich wieder in Dänemark bin. Sie werden sich nicht darüber wundern daß sich auch Singspiele und kleine Lustspiele darunter befinden. Der Dichter soll nicht blos das Publikum veredeln indem er es zu sich erhebet, er soll auch zu ihm hinunter steigen und die allgemeinen Gegenstände poetisiren. Das haben Schakspear, Göthe und alle große Männer gemacht — Ich arbeite jezt wieder auf ein großes nordisches Gedicht: Hilges und Krolfs Sage[1]), was aus fünf Büchern bestehen wird. Die zwei ersten Romanzen in verschiednen Formen — das dritte ein Trauerspiel in griechischer Art, daß vierte

[1]) „Helge.. Et Digt" (Kjöbenhavn 1814), enthält: Frodes Lied, Frodes Drama: Helges Märchen, Helges Eventyr; Ursa Tragödie.

eine shakespearsche History, daß fünfte Buch wird wieder Episch. Das halbe ist schon fertig — Ich werde jezt wieder Deutsch schreiben; meine Novellen und Märchen sind übersetzt, ich werde nach und nach das Meiste übersetzen. Cotta hat lange meine Palnatoke und Correggio gehabt[1]). Wenn ein so einsichtsvoller Mann wie Sie mein Bestreben billigen, wird es mir sehr schmeicheln. Aber das bitte ich Ihnen herzlich — rühmen sie nicht den tollen Grundtvig[2]), er ist, besonders in der lezten Zeit, ein Mensch unter aller Critik geworden, ein ganz unschöner Geist; und wenn Sie sich mehr selbst mit den nordischen Sachen abgeben, werden Sie sehen, daß seine Mythologie gar keinen Begriff von den Vorstellungen unsrer Voreltern giebt. Denn unsre Voreltern waren keine spitzfindige Philosophen aber reine Kraftmenschen mit zeugender Phantasie, die mehr schöne und starke Bilder als verschrobene Begriffe liebten.

Ich sehne mich sehr etwas bald von Ihnen zu hören. Haben Sie ganz über die Geschichte die Poesie verlassen? Das wollen wir nicht hoffen. Erinnern Sie sich mein mit Güte und lieben Sie mich. Ihr

Oehlenschläger

*

Ein anderer Nordländer, der aus Norwegen stammende Wahldeutsche Henrik Steffens (1773—1845), romantischer Naturphilosoph Schellingscher Richtung, ist mit Friedrich Schlegel zu Berlin im Mai 1799 bereits bekannt und befreundet worden. In seiner etwas allzu breit geratenen Autobiographie hat Steffens die Geschichte dieser Freundschaft aufgezeichnet; von ihrer Wärme legt auch unser Brief, und nicht bloß vermöge der vertraulichen Anrede, gutes Zeugnis ab.

Lieber Schlegel! indem ein Künstler — Hr. Mühlenfeldt[3]) — nach Wien geht, um dort ein Concert zu geben, und mich um einige Addressen bittet, ergreife ich die Gelegenheit dir zu schreiben. Der junge Mensch spielt das Forte-piano meisterhaft, und hat in Berlin grosses Aufsehen gemacht. Vielleicht kannst du ihm behülflich sein.

[1]) Das Trauerspiel „Correggio" ist 1816, das Trauerspiel „Palnatoke" 1819 bei Cotta (Stuttgart und Tübingen) deutsch erschienen; dänisch zu Kopenhagen dieses 1809, jenes 1811.

[2]) Nikolai Frederik Severin Grundtvig (1783—1872), dänischer Theolog, Historiker und Dichter, schrieb unter anderem „Nordens Mythologie" (1808). Oehlenschläger lag mit ihm in heftiger literarischer Fehde: vgl. Adam Oehlenschlägers Schriften (Breslau 1829) II, S. 170 f. Vgl. noch Steffens Autobiographie „Was ich erlebte" (Breslau 1840—1844) IX, S. 269: „ich wurde zuerst aufmerksam auf ihn [= Grundtvig] gemacht durch eine Äußerung von Friedrich Schlegel, der ihn unter den jungen Schriftstellern Dänemarks hervorhob. Schlegel ward besonders zu ihm hingezogen durch seine entschiedene religiöse Neigung, die in seinen jüngeren Jahren höchst eigentümlich, ja gewaltsam hervortrat."

[3]) Karl Mühlenfeldt (geb. 1797), Klavier- und Violinvirtuose, komponierte auch eine Reihe flacher Klavierstücke.

Seit ich aus dem Kriege bin lebe ich hier doch fast wie in einer Verbannung. Ich würde niemals hergekommen sein, mich nie aus der lebendigen Mitte Deutschlands entfernt haben, wenn ich nicht für die Franzosen hätte fliehen müssen[1]). Du weißt vielleicht nicht, daß ich in Westphalen condemnirt war, daß wenige Wochen nachdem ich Halle verließ, alle meine Freunde, und zwar wegen ihrer Bedingung mit mir, in der Nacht aufgehoben und nach Cassel geschleppt wurden, wo zwei noch saßen, als Czernischef Cassel nahm[2]). Es war daher die höchste Zeit für mich. — Aber jezt, da ein lebendiger Geist durch Deutschland weht, der, ich weiß es, mächtig hervortreten wird, ist mir das Seitwärtsstehen auf der wendischen Grenze in der That unleidlich. Mag ein Paulus in unsern Tagen für die Heidenbekehrung thätig sein, ich bin nur gebohren um für das auserwählte Volk zu leben. In seiner Mitte allein lebe, denke, athme ich — Ich muß getragen werden von den allgemeinen Geiste. Hier bin ich sehr einsam. Doch ich weiß es wird nicht so bleiben. Ich werde noch thätig sein, wo ich es wünsche, und wie ich es wünsche. Ich habe in Paris, bei Stein, den Vorschlag zu einer Rhein-Universität eingereicht. Er wollte nicht, wie ich es wünsche, Cölln. Oeffentlich erneuere ich diesen Vorschlag, und dringe darauf, daß es Cölln sein muß, dessen Dohm, in aller Rücksicht diesen Ort zum Heiligthum des erneuten Deutschland weihen muß[3]). Ich arbeite an einer Geschichte des Feldzuges. Was ich erlebt habe, nehmlich, da ich Blücher und Gneisenau beständig begleitete. Der Krieg in Frankreich besonders war höchst interressant, voll Abentheurn, und persöhnlicher Gefahr.

Sonst hat mich der Krieg noch mehr zum Bettler gemacht, als ich es schon war. Bis jezt habe ich nicht viel mehr, als Dankbarkeits-Bezeugungen und das eiserne Kreuz erhalten[4]).

[1]) Vgl. „Was ich erlebte" VI, S. 278, aber auch Steffens entgegengesetzte Äußerung zu L. Tieck, Breslau 23. Februar 1812 („Briefe an L. Tieck", Breslau 1864, IV, S. 63).

[2]) Steffens erzählt selbst (Was ich erlebte VI, S. 299—333) von seiner Teilnahme an den gegen die Franzosen gerichteten geheimen Verbindungen, deren Verrat, der daraus erfolgenden Verhaftung seiner Freunde sowie von der durch die westfälische Regierung angestellten Untersuchung, durch die der freilich allbereits zu Breslau in Sicherheit befindliche Steffens am meisten kompromittiert wurde; ebenda S. 336 über Czernitscheffs Eroberung von Kassel.

[3]) Über die Begründung der Rheinuniversität und den Streit um ihren Standort vgl. die Einleitung zu meiner Ausgabe von A. W. Schlegels Bonner Vorlesungen über „Geschichte der deutschen Sprache und Poesie" (Berlin 1913), S. VII, und die bei Erman-Horn, „Bibliographie der deutschen Universitäten II" (Leipzig und Berlin 1904), S. 76 ff. verzeichnete Literatur; vgl. auch „Was ich erlebte" VII, S. 361 f.

[4]) Vgl. „Was ich erlebte" VIII, S. 187 f.: „Meine Lage im Felde, mein ganz eigentümliches Verhältnis zu den Freiwilligen nahm manche Summe in Anspruch, mein Aufenthalt in Paris war teuer ... Es lastete nach dem Kriege eine mich drückende Schuldenmasse auf mir, deren Größe mich mit Schrecken erfüllte und die mein Leben eine Reihe von Jahren verbitterte ... Das eiserne Kreuz ... ward mir aus dem Felde von der Armee zugeschickt."

In Paris sprach ich Deinen Bruder[1]). Möchten wir ihm doch für Deutschland ganz gewinnen. Er gehört uns doch billigerweise ganz zu — Er darf den tiefen Reichthum seines Geistes nicht zersplittern. Leider war die Zerstreuung zu groß, um ihm eigentlich genießen zu können.

Ich muß jezt schließen. Wünsche aber recht sehr von Dir etwas zu erfahren. Wie Du lebst, was Du treibst. Man ist in diesen Winkel so sehr von allem entfernt, daß man nichts erfährt.

Wie geht es Deinem Philipp[2]). Du hattest ihm an mich gewiesen in Breslau. Da war ich aber schon weg. — und ich habe ihm durchaus nicht gesehen, nirgends getroffen, und nur ein paarmahl etwas von ihm gehabt[3]).

Tieck ist, während ich im Felde war, auf einige Wochen in meinem Hause gewesen[4]), und hat mir neulich geschrieben. Er ist so munter, wie er, seiner Lage nach, sein kann.

Grüß Deine treffliche Frau recht herzlich. Wie gern spräche ich euch, nach so langer Zeit, nach so vieles, was Unerwartet Trauriges, Freudiges, Grosses über die Welt gegangen ist. Du lebst doch jezt in einer grossen bewegten Welt. Was wird sie uns geben? Gott gebe euch ein frohes neues Jahr.

Breslau. d. 1 Jan. 1815 — Dein Freund Steffens

*

In dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg (1750—1819), der in der Konversion zum katholischen Christentum vorangegangen war, schätzte Friedrich Schlegel seinen bedeutendsten Gesinnungsgenossen. Besonders dessen Hauptwerk, die „Geschichte der Religion Jesu Christi", tat es ihm an, ein Buch, für das er nicht nur öffentlich eintrat, um dessentwillen er im Juli 1807 mit dem Grafen auch persönlichen Briefwechsel anknüpfte. Stolbergs Biograph kennt Zuschriften Schlegels aus verschiedenen Jahren, die letzte vom 4. Oktober 1817[5]); zu diesen tritt nun ergänzend auch einmal die andere Stimme.

Windebye im Herzogthum Schleswig
d. 30ſt Juny 1816.

Seit einigen Wochen bin ich hier bey meinem Bruder[6]), und denke in fünf oder sechs Wochen wieder im Ravensbergschen zu seyn, werde mich aber um Michaelis niederlassen zu Sondermühlen im Osnabrückschen, wo ich

[1]) Vgl. a. a. O. VIII, S. 144.

[2]) Friedrich Schlegels Stiefsohn, der Maler Philipp Veit, machte den Feldzug mit Auszeichnung mit.

[3]) D. h. Briefe.

[4]) Vgl. „Was ich erlebte" IX, S. 327: „Als Tieck während des Kriegs, also in meiner Abwesenheit, einige Zeit mit seiner Familie in meinem Hause zubrachte . . ."

[5]) Johannes Janssen, „F. L. Graf zu Stolberg" II (Freiburg i. B. 1877), S. 122, 414, 443, 485.

[6]) Gut Windeby bei Eckernförde gehörte dem Grafen Christian zu Stolberg-Stolberg.

das Haus einer Domaine gemiethet habe. Es liegt nah beym Städtchen Melle[1]). Ich beginne diesen Brief mit dieser Anzeige, mein verehrter Freund, weil das Datum Sie sonst einen Augenblick befremden möchte.

Eigentlichen Anlaß zu diesen Zeilen gibt mir der Ueberbringer, Herr Perthes aus Hamburg, den ich, als einen treflichen Mann, Ihrer Güte empfehle[2]). Er reißt in Geschäften seiner Buchhandlung nach Wien, und wünscht dort empfohlen zu seyn. Er ist Eidam des seel.[igen] Claudius[3]), seit vielen Jahren mein Freund. Die Sache des Christenthums liegt ihm am Herzen; für die Sache des Vaterlands war er bereit Vermögen u. Leben zu opfern; verdiente, durch mannhaftes, edles Betragen, geächtet zu werden vom Ungeheuer Eckmühl, dessen Klauen er, sammt den seinigen, mit Müh entrann, und dann Ehre einlegte als Major unter den Hanseaten. Sein von ihm in Stich gelaßnes Vermögen ward ihm, obschon es eingezogen war, auf fast wunderbare Weise erhalten. Sein Gewerbe treibt er mit Verstand mit Edelmut, mit Patriotismus und mit Eifer für Beförderung der Religiosität. Empfehlungen von Ihnen werden ihm ohne Zweifel sehr nüzlich seyn.

Empfangen Sie meinen gar späten aber herzlichen Dank für Ihr vortrefliches Buch über die Literatur[4]), das ich mit sehr grossem Interesse gelesen, und aus dem ich manches gelernt habe. Auch da, wo ich von Ihrer Ansicht abweiche — welches nicht oft der Fall ist — ehre ich die Weise auf welche Sie die Ihrige mittheilen.

Leben Sie wohl, edler Freund! Gott wolle Ihnen recht vielen Anlaß geben, mit den Kräften so Er Ihnen verlieh würcken zu können in dieser noch immer schwangren Zeit. Von ganzem Herzen Ihr Ihnen ganz ergebner

F L Stolberg.

Herrn Geheimen Legationsrath
von Schlegel Hochwohlgeboren
in
Frankfurt am Main

[1]) Vgl. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg an Adam Müller, Windebye 25. Juni 1816 (Johannes Janssen, „F. L. Graf zu Stolberg" II, Freiburg 1877, S. 362): „Gegen Ende künftigen Monats hoff' ich daheim zu sein, das heißt zu Tatenhausen in der Grafschaft Ravensberg, späterhin, nämlich von Michaeli an, in Sondermühlen bei Melle im Osnabrückschen."

[2]) Friedrich Perthes (1770—1843), namhafter Buchhändler und Patriot; trat 1813, begeistert für die Sache der deutschen Freiheit, an die Spitze des Aufstandes gegen die Franzosen in Hamburg, ward bei deren Rückkehr von Napoleons Marschall Davoust, Fürsten von Eckmühl, geächtet, beteiligte sich dann an den Feldzügen in Nordwestdeutschland. Nach Friedensschluß heimgekehrt, fand er sein Hamburger Geschäft ganz darniederliegend, wußte aber doch die angehäuften Verbindlichkeiten auf ehrenvolle Weise zu lösen. Über die Absicht seiner Wiener Reise vgl. Cl. Th. Perthes, „Friedrich Perthes Leben" (Gotha [5]1861) II, S. 79, 119—126.

[3]) Perthes heiratete am 2. August 1797 Caroline, die älteste Tochter des Dichters.

[4]) „Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812" (Wien 1815).

Wiewohl der Brief den reisenden Buchhändler wie einen Fremden vorstellt und empfiehlt, scheint in Wahrheit Perthes schon lange zuvor in schriftlichen Beziehungen zu dem Adressaten gestanden zu sein[1]); denn aus Frankfurt a. M., wo er am 4. August 1816 eintraf, schreibt er an seine Frau: „Zuerst suchte ich Friedrich Schlegel auf, den ich ungeachtet unseres langjährigen Briefwechsels nie gesehen hatte." (F. Perthes' Leben, [5] II, S. 93.) Perthes teilte dem deutschen Schriftsteller und österreichischen Diplomaten Friedrich Schlegel eine soeben erst aufgesetzte Denkschrift: „Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Literatur" mit, und der riet die sofortige Drucklegung an; auch gab er dem Buchhändler nach Wien, wo dieser nicht nur seine Geschäfte besorgen, sondern auch seine literaturpolitischen Ideen propagieren wollte, eine Empfehlung an den Polizeidirektor Hofrat v. Ohms mit.

*

Der nächste Brief, ein Schreiben des Philosophen Schelling, ist um so wertvoller, als sich von dessen Korrespondenz mit Friedrich Schlegel (während wir den Briefwechsel mit A. W. Schlegel ziemlich vollständig übersehen) nahezu nichts erhalten hat. G. L. Plitt (Aus Schellings Leben. In Briefen. Leipzig 1869) kennt eine einzige Zuschrift Schellings (München, 10. Januar 1816; a. a. O. II, S. 364 f.), die ebenso wie unser Schreiben auch auf briefliche Betätigung Schlegels hinweist. „Meinen Wunsch," heißt es dort, „mit Ihnen über die großen geistigen Angelegenheiten, die uns gemeinsam beschäftigen, wieder in einige nähere und innigere Wechselwirkung zu treten, hatten Ihre freundlich entgegenkommenden Aufforderungen nur erhöhen können." Zugleich übersendet er dem Freunde seine neueste Arbeit: „Über die Gottheiten von Samothrace. Beilage zu den [niemals erschienenen!] Weltaltern." (Stuttgart und Tübingen 1815), und erbittet sich A. W. Schlegels Adresse. Zwischen diesem und dem hier folgenden Brief liegt eine unbekannte Gegenäußerung Friedrich Schlegels.

München 13. Nov. 1817.

Endlich gelange ich dazu, Ihnen, verehrter Freund, wieder zu schreiben, Ihnen zunächst für deren mir sehr erfreulichen Brief vom 18ten Jul. d. J., dann für das angenehme Geschenk Ihres Herrn Bruders zu danken[2]), das Sie an mich befördert haben. Ich wünsche, dieses mir sehr werthe Zeichen seines

[1]) In sehr innigen jedenfalls zum Bruder August Wilhelm, dessen Schauspiel „Jon" Perthes im Jahre 1803 verlegt hatte.

[2]) Es handelt sich entweder um A. W. Schlegels berühmte Rezension von Niebuhrs „Römischer Geschichte" („Heidelbergische Jahrbücher" 1816, S. 833 ff.), die auch als Sonderabdruck in 250 Exemplaren ausgegeben wurde; oder um die Schrift „Lettre aux éditeurs de la Bibliothèque italienne, à Milan, sur les chevaux de bronze de la basilique de Saint-Marc, à Venise (Florence 1816).

Andenkens einigermaßen zu erwiedern u. bitte Sie, von den 2 Exempl.[aren] des Wagner'schen Berichts über die äginetischen Bildwerke[1]) eines für sich anzunehmen, das andre an Ihren Herrn Bruder zu befördern. Ich wünschte wohl, diesem auch 1. Ex.[emplar] meiner Abh.[andlung] über die samothrac.[ischen] Gottheiten zubringen zu können, denn ein früher, durch Gelegenheit abgeschicktes scheint er so wenig als den begleitenden Brief erhalten zu haben. Denn seit dem Ende von 1814. höre u. sehe ich nichts von ihm, als was die öffentlichen Blätter melden. Es würde mich ungemein freuen, wenn Sie mich mit ihm wieder in Verbindung setzen und vorerst angeben wollten, wo ein Brief ihn jetzt findet.

Der Tod der Frau v. Stael[2]) mußte jeden betrüben, der den Geist und das durchaus wohlwollende Gemüth dieser Frau näher gekannt: aber in Bezug auf Ihren Herrn Bruder macht er doch wohl eine wünschenswerthe und von allen seinen Freunden längst gehoffte Veränderung. Endlich wird er doch sich ganz wieder dem deutschen Vaterlande zuwenden. Im verflossnen Sommer hörte ich durch Steffens, der mich von Carlsbad aus besuchte[3]), es seyen ihm Anträge nach Berlin gemacht; ich wünsche, daß er in Süddeutschland bleibe[4]).

Wie ich höre, ist von Ihnen eine Zeitschrift: Concordia angekündigt[5]); ob sie bloß die politische oder auch die wissenschaftliche u. religiöse Eintracht zum Zweck hat weiß ich nicht. Auf jeden Fall wünsche ich derselben das beste Gedeihen.

Ihr Antheil an meinen, seit geraumer Zeit seltnen und für das Große u. Ganze nicht bedeutenden Arbeiten, erfreuet mich u. dienet mir zur Aufrichtung in der fast allgemeinen — wissenschaftlichen Oede. Sie fragen mich nach den Weltaltern[6]). Fast sollte ich, so oft und von so mancher Seite gefragt, nicht mehr antworten. Doch ist es jetzt ernstlicher Entschluß, dieselben endlich herauszugeben.

[1]) „Johann Martin Wagners Bericht über die Äginetischen Bildwerke im Besitz des Kronprinzen von Bayern, mit kunstgeschichtlichen Anmerkungen von F. W. J. Schelling" (Stuttgart und Tübingen 1817).

[2]) Am 14. Juli 1817.

[3]) Steffens, „Was ich erlebte" VIII, S. 366, erzählt von dem achttägigen Aufenthalt bei Schelling in München.

[4]) Über A. W. Schlegels Berufung nach Berlin vgl. meine Einleitung zu seinen Bonner Vorlesungen über „Geschichte der deutschen Sprache und Poesie" (Berlin 1913).

[5]) Die Herausgabe einer Zeitschrift „Concordia", deren erstes Heft freilich erst im August 1820 erschienen ist, hat Schlegel seit 1816 geplant und bereits im Herbst 1817 eine Ankündigung drucken lassen, die er zum Beispiel auch an den Bruder August Wilhelm (vgl. Walzel S. 571 f.) und an Schleiermacher („Aus Schleiermachers Leben. In Briefen." III, S. 436 f.) verschickte.

[6]) Dies groß gedachte Werk, an dem Schelling viele Jahre arbeitete, ist nie zustandegekommen; ein Fragment aus dem handschriftlichen Nachlaß ist abgedruckt: „Sämtliche Werke" I, Abt. VIII (Stuttgart und Augsburg 1861), S. 195—344.

So zurückgezogen ich zu leben suche, und so viele Muße mir auch meine hiesigen Stellen übrig lassen, kann ich der geist- und zeit-zersplitternden Einwirkung einer Hauptstadt doch nicht völlig entgehen, auch empfinde ich sehr den Mangel einer vielseitigern geistigen Anregung. Doch ist dieß alles nicht die Haupturſache, welche mich an der rascheren Vollendung hinderte, sondern der weit angelegte Plan, mit dem ich ganz zu Ende seyn, den ich in allen Theilen durchdacht haben wollte, eh' ich mit dem Einzelnen hervorrückte, und die dadurch nöthig gewordenen vielen Nebenuntersuchungen; sodann der Vorsatz, nicht bloß den Hauptweg zum wohlbewußten Ziele zu wandeln, sondern auch alle Seitenwege zu versuchen, um gleichsam ein Experiment im Großen zu machen. Nun meyne ich endlich mir selbst genuggethan zu haben, u. werde keine Zeit verlieren, wenigstens die erste und Hauptgrundlage zu geben. Denn die Arbeit an diesem Werk hat mich gleichsam von der Welt abgeschnitten und von jeder freundlichen wie feindlichen Berührung mit andern abgehalten. In demselben hoffe ich mir eine Grundlage geschaffen zu haben, auf die sich etwas bauen läßt. Männer Ihres Geistes sind es vorzüglich, auf die ich dabey gerechnet, und so sey denn diese Arbeit Ihnen zum voraus empfohlen — zu wohlwollender Theilnahme und zugleich zur strengsten (?) Prüfung. Denn dieses wenigstens wird man dem Werk ansehen, daß es auf dem Punct steht, wo, weil [es] eigentlich um das Leben sich handelt, die strengste und ernstlichste Prüfung das Wünschenswertheste ist.

Die Geschichte der alten Religionen und ihr Zusammenhang unter sich ist gleichsam ein nothwendiges Corollarium dieser ersten Arbeit[1]), ich fühle wohl, daß, was ich in Ansehung der Kabiren versucht habe, noch einseitig ist oder doch erscheinen muß, weil ich den, natürlich auch das Indische u. Ägyptische begreifenden, Zusammenhang, in dieser Schrift nicht geben konnte noch wollte[2]). Gewiß sind diese verschiednen religiösen Systeme nur die Bruchstücke eines großen, bis in den Himmel erhobenen, Gebäudes, das mit seinen Trümmern alle Länder bedeckte, wovon jedes Volk u. jede Secte Etwas,

[1]) Die in den zwanziger Jahren wiederholt als demnächst erscheinend angekündigte „Philosophie der Mythologie" ist erst aus Schellings handschriftlichem Nachlaß ediert worden: „Sämtliche Werke" II. Abt. I (1856) und II (1857).

[2]) Vgl. Schelling an J. M. Wagner, München 11. November 1817 (Plitt II, S. 394 f.): „Ich freue mich, daß Sie mit meinen Zutaten zu Ihrer Beschreibung der äginetischen Figuren im allgemeinen wenigstens zufrieden sind. Man muß Kunstwerke freilich selbst sehen, um mit Sicherheit darüber zu urteilen. Auch hatte ich die Zeit nicht, manches, zum Beispiel das Verhältnis zwischen griechischer und ägyptischer Kunst mehr auszuführen ... Diese Frage hängt ab von allgemeinen Untersuchungen über die älteste Geschichte Griechenlands, die Herkunft griechischer Religion, Mythologie und Bildung überhaupt ... Wenn ich Gelegenheit finde, diesen Brief mit einem Kurier fortzubringen, so lege ich eine kleine Abhandlung bei, die ich schon vor zwei Jahren über die Kabiren geschrieben habe und aus der Sie ungefähr meine Meinung über diesen letzten Punkt (den der Religion) abnehmen können."

keine das Ganze hatte, so weit nämlich unser geschichtliches Wissen reicht. In diesem Gedanken zähle ich Sie als Hauptvorgänger, u. rechne daher um so mehr auf eine größere Einstimmigkeit auch im Einzelnen.

Von der Anspielung auf Babel ist wohl der natürlichste Übergang zu Ihrer Frage nach dem Grad u. der Art meiner Theilnahme an den politischen Entwicklungen unsers Vaterlands. Doch davon muß jedem, der ein Herz hat, dieß Herz so voll seyn, daß es in einem Briefe wenigstens sich nicht ausschütten läßt. Nur soviel, daß mir das ganze Reden u. Treiben von Verfassung, da wo es am lebhaftesten getrieben wird, als leeres Gaukelspiel, u. diejenigen Regierungen noch die besten scheinen, welche ihre Völker wenigstens nicht damit zu täuschen suchen. Wirtemberg allein konnte darinn eine Ausnahme machen.

Wenn mein Geist der Bande, die er bisher, gleichsam schwanger, getragen, entlediget ist: vielleicht daß ich mich auch einmal aufgefodert fühle, darüber frey und offen zu unserm Volke zu reden. — Inzwischen wird, was besonders von Ihnen herkommt und diese Materie betrifft, stets bey mir die regste Theilnahme finden.

Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken und bitte Sie von der wahren Verehrung u. Freundschaft überzeugt zu seyn, womit ich stets bleiben werde

Ihr

ergebenster

Schelling.

*

Franz Xaver von Baader (1765—1841), der sich abwechselnd als Arzt, Bergmann und — am wirksamsten — als Philosoph betätigt hat, ist erst in Wien, wo er sich den Winter 1810 auf 1811 über aufhielt, mit Friedrich Schlegel bekannt geworden (vgl. Sulpiz Boisserée I, S. 94, 110). Als Hauptvertreter der theosophischen Richtung von Schellings Lehre, als Wegbereiter Jakob Böhmes und Saint-Martins traf er sich mit dem alternden Schlegel in der mystischen Gedankenrichtung. So wandte sich dieser denn auch, als er für seine neue, strengkatholische Zeitschrift „Concordia" Mitarbeiter suchte, vor allem an den Münchner Theosophen. Baader erwidert:

Eur Hochwohlgebohrn

verehrliches Schreiben vom 22 May erwiedernd übersende für die Concordia die erste Liefrung eines Aufsazes, dem wahrscheinlich noch 10 solche in Bälde nachfolgen werden[1]). Man kann den Offenbarungshassern nicht

[1]) Franz Baaders Aufsatz „Über den Einfluß der Zeichen der Gedanken auf dieser ihre Erzeugung und Gestaltung" eröffnet das zweite Heft der „Concordia" (S. 75—85); obwohl ein: „Die Fortsetzung folgt" ihn abschließt, ist er seines Verfassers einziger Beitrag zu Schlegels Zeitschrift geblieben; vgl. F. Baaders Sämtliche Werke (Leipzig 1857) II, S. 125—136.

leicht empfindlicher als durch Nachforschungen über die Lebens-Zeichen des Geistes (die Sprache) beikommen, und sie haben darum diese ihre Partie honteuse so viel möglich verborgen gehalten. E. H. W. werden indeß, ich glaube in der Folge mit Vergnügen sehen, wie ich ihnen in dieser Arbeit zu Leibe gegangen bin. Der Text ist zum grössern Theil zwar von einem Franzosen[1]), aber so antifranzösisch geschrieben und durch meine Umarbeitung so verändert, daß man wenigst in der Folge nichts mehr von einer Übersezung spüren wird. Ich bitte mir übrigens nur 24 auf Schreibpapier abgezogne Exemplaire dieses meines Aufsazes, so wie jedes folgenden Theils aus, und sehe sohin Ihrer gefälligen Übersendung derselben (vielleicht am besten mit Gesandtschaftsgelegenheit) entgegen. In der Note ** S. 5[2]) hab ich nur leicht eine mir gewordne Einsicht berührt, welche mir eine der liebsten ist, die mir je gegeben worden, nämlich die daß unsre Persönlichkeit (die Immanenz oder Einzigkeit unsers Lebens) unmittelbar den persönlichen und als Solchen uns personifizirenden Gott beweiset. Im Gewissen tritt dieses — nicht etwa blos Wissen um einen persönlichen Gott, nicht etwa blos Wissen um diesen persönlichen (Sich und mich) wissenden Gott, so gewiß als ich mich selber weiß, sondern dieses „mich selber wissen weil Gott Sich und mich weiß" nur unwillkührlicher, nöthigender oder sich gleichsam aufdringender hervor. Ich kann es aber in jeder auch leisen Bewußtseynsbewegung nachweisen. — Wenn dieses freylich nicht in diesem Briefe geschehen kann.

In der That wenn es Gedanken und Gefühle giebt, die uns kommen und deren wir uns billig schämen, weil wir uns zu gut für sie achten können und dürfen, so giebt es auch welche, die uns eben sowohl kommen, und vor denen wir uns schämen müssen, weil wir nichts in uns finden, was ihrer würdig und werth wäre. Aber eben diese De- und Tiefmuth macht unsern Geist recht expansibel für derlei Gedanken, recht geräumig für sie, und so beleiben sie denn in uns und machen auch uns um so grösser je kleiner wir uns vor ihnen machen. —

Empfehlen mich E. H. W. H. D. v. Malfatti[3]) und auch H. Hofrat von Collin[4]) und melden lezterm daß ich bei erster Gelegenheit Seinem Wunsche wegen litterair.[ischer] Beiträge ꝛc. ꝛc. entsprechen werde.

Hochachtung u. Ergebenheit

Schwabing bei München
den 9 Juni 820

F Baader

*

[1]) Nämlich von dem französischen Mystiker und Theosophen Louis Claude Marquis de Saint-Martin.

[2]) Es ist die Anmerkung: „Concordia", S. 83 f. gemeint.

[3]) Giovanni Malfatti (1775—1859), Wiens gesuchtester Modearzt.

[4]) Der Dichter Matthäus von Collin (1779—1824) redigierte damals die Wiener „Jahrbücher der Literatur", an denen die bedeutendsten deutschen Gelehrten mitarbeiteten.

Die schönste, reinste, andauerndste Freundschaft, die Fr. Schlegel je vergönnt war, ist jene gewesen, die ihn seit 1803 mit den jungen Kölner Kunstfreunden Sulpiz und Melchior Boisserée und Johannes Bertram verband. Fleiß, Begabung und andächtige Liebe zur altdeutschen Kunst haben sie instand gesetzt, als Sammler und Forscher das große Werk der Wiederentdeckung und Neubelebung der Gotik in Malerei und Architektur durchzuführen, zu welchem der geistvolle, aber der Ausdauer ermangelnde Schlegel sie angeregt hatte[1]). Das von der Witwe herausgegebene biographische Werk über „Sulpiz Boisserée" (Stuttgart 1862, zwei Bände) teilt den Briefwechsel der Freunde ausführlich (wenn auch nicht vollständig) mit, leider nur bis 1818; aber wenn auch mit diesem Jahre die Korrespondenz ins Stocken gerät, so lebte sie doch bald wieder auf.

Stuttgart am 9t April 1821.

Theuerster Freund

Nach einer langen Unterbrechung unseres Briefwechsels klopfe ich endlich als Zettelträger unserer beyden Zwillings-Werke bey Ihnen an[2]). Sie sehen daraus, daß unsere solang gehegten Plane nun zur Ausführung kommen, und werden als theilnehmender Freund und Leser diese Werke gewiß mit den besten Seegenswünschen in die Welt begleiten.

Den Inhalt des ersten Hefts vom Domwerk ersehen Sie aus dem Prospectus; das erste Heft von der Gemälde-Sammlung wird die Veronica, die Barbara von Michel Coxeies und die Verkündigung von Johann von Eyck enthalten. Sobald dieses leztere fertig ist, werden wir es nach Wien senden, wir hoffen, daß es in wenigen Wochen wird geschehen können; mit dem Domwerk mag es noch bis gegen den Juny sich verziehen[3]). Was dieses leztere

[1]) Vgl. jetzt Eduard Firmenich-Richartz, „Die Brüder Boisserée. Erster Band: Sulpiz und Melchior Boisserée als Kunstsammler" (Jena 1916).

[2]) a) „Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Kölln, mit Ergänzungen nach dem Entwurfe des Meisters, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst und vergleichenden Tafeln ihrer vorzüglichsten Denkmale" (Stuttgart, Cotta, 1822—1831); b) „Die Sammlung alt-nieder- und ober-deutscher Gemälde der Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und Johann Bertram, lithographiert von Johann Nepomuk Strixner mit Nachrichten über die altdeutschen Maler von den Besitzern" (Stuttgart und München 1821—1840): 38 Hefte, 117 Blätter.

[3]) Vgl. Sulpiz Boisserée an Goethe, Stuttgart 14. April 1821 („Sulpiz Boisserée" II, S. 304 f.): „Am meisten hat mich der Versuch über den Kölner Dom in Anspruch genommen ... Der erste Abschnitt, die Geschichte des Baues enthaltend, liegt schon seit Anfang März vollendet da ... aber ich konnte mich nicht entschließen, sie Ihnen zu übersenden, ohne zugleich die Beschreibung des Gebäudes beizufügen. Diese ist nun auch größtenteils fertig, und wenn ich ungestört bleibe, hoffe ich, Ihnen in ein paar Wochen das Ganze mitteilen zu können ... Das lithographische Wert ist nun bis zur sechsten Platte vorgerückt; von der schönsten, der Verkündigung, welche mit der Veronika und der Barbara in das erste Heft gegeben wird, habe ich noch keine Abdrücke. Einstweilen lege ich Ihnen die Prospekte von beiden Werken bei."

in der Ausführung der Platten verspricht, können Sie sich ungefähr denken, jedoch ist noch so viel nachgearbeitet worden, daß der frühere Ihnen bekannte Zustand der Platten sich dagegen verhält, wie eine blosse Anlage. Von dem lithograph.[ischen] Werk aber vermögen Sie sich — wenn Sie auch die besten von Strixner für das Werk von der Münchener Gallerie verfertigten Platten zur Hand nehmen, schwerlich eine Vorstellung zu machen so treu und vollkommen sind seine hier gemachten Arbeiten.

Ist es Ihnen möglich uns in Wien Subscriptionen zu verschaffen, so thuen Sie uns einen großen Gefallen, und dürfen Sie, wenn Sie jemand kennen sollten, der sich auf eine discrete Weise mit dem Einsammeln der Unterschriften befaßen würde, von 12 Ex[em]plaren eines jeden Werks das 13te versprechen[1]).

Auch würden Sie uns sehr verbinden, wenn Sie Pilat und Hormayer veranlaßen könnten die Erscheinung beyder Werke bekannt zu machen[2]).

Meinen Text zu dem Domwerk so wie das was später im 2ten Heft der Sammlung über die alten Maler folgen wird, empfehle ich zum Voraus Ihrer freundschaftlichen Nachsicht.

Daß ich den Herbst über in Paris war, werden Sie von der Henriette Mendelsohn und von Ihrem Bruder, die ich beyde dort sprach, gehört haben[3]). Es war ein seltsamer Eindruck, als ich zuerst die alten wohlbekannten Strassen und Plätze betrat; ich meynte übrall Melchior u Bertram, Sie und Ihre Frau herankommen zu sehen, so bekannt erschien mir noch alles. Was mir in unserer alten Wohnung in der Rue Clichy[4]) lustiges begegnet, wird die Mendelsohn Ihrer Frau geschrieben haben. Ich konnte es aus alter Anhänglichkeit nicht lassen, mich nach diesem Hause umzusehen und in den Hof zu treten, wo ich denn meine Pietaet durch ein Mährchen, womit ich die Vorsteherin des Mädchen Instituts unterhielt, versteken muste.

Sonst kam mir Paris diesmal viel angenehmer vor; alles hat jetzt einen viel bürgerlicheren behaglicheren Anstrich, dabey wirkt dann auch der Gedanke

[1]) Ein ähnliches Anerbieten macht Sulpiz in einem ungedruckten Schreiben an August Böckh in Berlin (Stuttgart, 7. April 1821), das gleichfalls die Wiener Hofbibliothek verwahrt.

[2]) Josef Anton von Pilat, Metternichs einflußreicher Sekretär, hat sich auch als Publizist betätigt; Josef Freiherr von Hormayr (1781—1848), namhafter Historiker, verfaßte unter anderem den „Österreichischen Plutarch" (1807 ff.).

[3]) Vgl. Sulpiz an Melchior Boisserée, Paris, 2. November 1820 („Sulpiz Boisserée" I, S. 384): „Die Henriette Mendelsohn [Dorothea Schlegels jüngste Schwester] ist kürzlich erst in die Stadt zurückgekehrt, sie hat mir ein Billett geschrieben, ich werde sie wieder aufsuchen"; ebenda S. 385 über seinen Verkehr mit A. W. Schlegel.

[4]) Am 20. September 1803 kamen die Brüder Boisserée mit ihrem Freunde Johann Baptist Bertram in Paris an, gewannen Friedrich Schlegel zum Lehrer, wohnten sogar bei ihm in einem Hause der Rue Clichy, welches ehemals das Hotel des Enzyklopädisten Baron d'Holbach war (a. a. O. I, S. 22).

gar wohlthätig, daß die große Nation durch die Bourboner so hübsch lahm gemacht, uns nicht mehr furchtbar ist. — Der Refrain des neuen Volksliedes chantez chantez c'est un Bourbon c'est un Bourbon, womit die Geburt des Duc de Bordeaux auf allen Gassen verkündet wurde, that meinen legitim-constitutionellen Ohren gar zu wohl. Und wenn statt des cidre neben den Sängern ein gutes Glas Bordeaux zu haben gewesen wäre, so hätte ich gern auf das Bonheur der ancienne France getrunken.

Von Humbold, Gerard, Quatremère und dem Architekten Percier habe ich über Erwartung viel freundliches und gefälliges erfahren [1]). Und wenn diese und andere Wort halten so darf ich auf eine sehr günstige Unterstützung des Domwerks rechnen. Muß ja doch alles der Art durch die Noulage der Großen Welt in Bewegung gesetzt werden, damit es an die kleine Welt, für die es eigentlich bestimmt ist, gelange!

Lassen Sie uns doch auch einmal wieder etwas von Ihrem Leben hören, und gedenken Sie unser stets wie wir Ihrer mit alter Freundschaft.

Melchior u Bertram vereinigen ihre herzlichsten Grüsse mit den meinigen an Sie und Ihre liebe Frau.

Ihr treuergebener Freund

Sulpitz.

Dieses Schreiben, mit dem der rheinische Freund einen ins Stocken geratenen, einst fleißiger besorgten Briefwechsel wieder aufzunehmen sich anschickt, kreuzte sich mit einem andern, das ein gleiches von Schlegels Seite her versuchte. „Wie sehr würde ich mich freuen," schreibt Friedrich Schlegel aus Wien, am 5. April 1821 [2]), indem er dem Schüler von einst einen reisenden Bekannten empfiehlt, „wenn diese Veranlassung Ihnen eine Gelegenheit geben könnte, uns einmal wieder erwünschte Nachricht von Ihnen zu geben. Ich war eben im Anfang des Winters im Begriff, Ihnen zu schreiben und Sie zur Concordia einzuladen; als ich erfuhr, daß Sie nach Paris gegangen seyen, wo Sie freylich bessere Dinge zu thun haben werden. Wenn Sie indessen auch jetzt etwas von dort aus über die Kunst oder besonders Ihre Kunstplane und Arbeiten dafür zu geben hätten, so würde es mir überaus willkommen seyn, und würde mir ordentlich von neuem Lust zu dieser Con-

[1]) Sulpiz an Melchior, Paris 20. Oktober 1820 (a. a. O. I, S. 381): „Quatremère [Sekretär der Pariser Akademie] hat mich sehr gütig aufgenommen und hat mich besucht, um das Domwerk zu sehen; ebenso ist es mir mit den ersten hiesigen Architekten Percier und Fontaine ergangen"; S. 383 (1. November) über Alexander von Humboldt: „Die über die Maßen liebenswürdige, unermüdliche Hülfsamkeit dieses Mannes kann ich nicht genug rühmen"; über Gérard S. 380 (13. Oktober): „Gérard als erster Maler des Königs, Mitglied der Akademie und persönlich ein sehr ausgezeichneter und allgemein geschätzter einflußreicher Mann, macht für Kunst und Wissenschaft hier eines der ersten Häuser."

[2]) Ungedruckt; Original im Stadtarchiv Köln.

cordia machen, die wohl etwas erkaltet ist, da ich von allen Seiten dabey im Stiche gelassen und von andern Seiten sehr verdrießlich gehemmt werde."

*

Am Abende seines Lebens hat Friedrich Schlegel noch einmal alle Literaturfreunde aufhorchen lassen, als er in den Jahren 1822—1825 seine bisherigen Schriften umarbeitete und in zehn Bänden (ursprünglich waren ihrer mehr geplant) sammelte, eine Arbeit, auf die er nach eigenem, oft wiederholtem Zeugnis unsägliche Mühe verwandte. Einer der ersten, die ihn zu dem achtunggebietenden Unternehmen beglückwünschten, war der Historiker Friedrich v. Raumer (1781—1873).

Berlin 25 Mai 1823.

Ich nehme die Gelegenheit wahr mich durch HE. Doktor Panofka[1]), einen jungen gebildeten Philologen, Ihrem freundschaftlichen Andenken zu empfehlen. In meinem Andenken stehn Sie stets sehr vielen voraus, u niemand freut sich mehr der Erscheinung Ihrer sämmtlichen Werke als ich. Wie lehrreich sind sie dem Inhalt, wie meisterhaft der Form nach, u nur wo beides zusammentrifft, ist der Genuß rein u vollkommen[2]). Unterlassen Sie nur nicht durch Hinweisungen über das Ältere u Neuere, über Ihren frühern u spätern Standpunkt zu belehren, u den nach Entwickelung strebenden Jüngern dadurch fortzuhelfen.

Recht oft habe ich bedacht was Sie in Ihren liter.[arischen] Vorles.[ungen] über Geschichte u Geschichtschreibung sagen[3]) u hätte mir, im Gefühl eigener Schwäche, gern herausgedeutelt: die historische Kunst sey itzt minder wichtig als sonst; allein auch die wissenschaftlicher gehaltene Geschichte verlangt eine künstlerische Form, u schwerer als des Materiales wird man derselben Herr. Ich habe in meiner Geschichte der Hohenstaufen[4]) keineswegs danach gestrebt den numerus u Styl der alten Meister nachzukünsteln; möchten Sie, wenn Ihnen das Buch in die Hände kommt, nicht finden es sey zu haltungslos, elumbis,

[1]) Theodor Sigismund Panofka (1800—1858), namhafter Archäologe; er begann in Berlin, wo er sich besonders an Böckh und Raumer anschloß, mit dem Sommersemester 1819 das philosophische Studium und wurde daselbst bereits am 17. Juli 1822 promoviert.

[2]) Vgl. Raumer an Manso, Berlin, 11. Mai 1823 (Raumers Lebenserinnerungen und Briefwechsel, Leipzig 1861, II, S. 144) über Friedrich Schlegels Schriften: „Auch wo man seine Ansicht nicht teilt, muß man dem Geiste und der Form Gerechtigkeit widerfahren lassen."

[3]) Raumer an Manso, Berlin, 26. Juni 1823 (a. a. O. II, S. 146): „Lesen Sie doch ja bald Friedrich Schlegels Vorlesungen über die Literatur, welche auch manche wichtige Bemerkungen über Geschichtschreibung enthalten ... es gibt ... wenige so geistreich und so wohlgeschriebene Bücher in der Welt."

[4]) Friedrich v. Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit". Sechs Bände (Leipzig 1823—1825).

um nicht lendenlahm zu sagen. Welche Schwierigkeit die Behandlung jenes Zeitraums hat, wissen Sie: mit Sismondis Grundregel, daß der Papst immer gegen den Kaiser u dieser gegen die Städte Unrecht habe[1]), konnte ich nicht auskommen, u eben so wenig mochte ich denen Gehör geben, welche mir alle Episoden wegschneiden oder gar die Kreuzzüge, als nicht zur Zeit gehörig, beseitigen wollten. Könnte man nur vor dem Drucke, das Urtheil von solchen Kennern wie Sie sind einhohlen, oder hörte man nur nachher Belehrungen derselben. An Tadel lasse ich selbst nicht fehlen, u quäle mich eher zu viel damit als zu wenig; aber das Bessermachen bleibt aus, wenn die eigenen Kräfte fehlen u durch andere nicht freundlich verstärkt werden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung der Ihrige

v Raumer.

Friedrich Schlegel antwortet am 23. Oktober (Raumers Lebenserinnerungen II, S. 147 f.); das heißt rechte Eile bei einem so säumigen Briefschreiber. Er dankt für die fortdauernde freundschaftliche Gesinnung und die aufmunternde Zustimmung und bittet Raumer, „auch öffentlich im Vaterlande ein deutsches Wort" über diese hochgelobten Schriften zu sagen; den Freunden Rezensionen seiner eigenen Bücher abzufordern, war Schlegel nie verlegen. Er dagegen nahm sich meist nicht einmal die Mühe, die Leistungen der anderen auch nur kennen zu lernen. So hatte er Raumers Geschichte der Hohenstaufen bisher überhaupt nicht gelesen; er begründet und entschuldigt die Versäumnis mit der vielen Mühe, die ihm die Redaktion seiner „sämtlichen Werke" verursache. Noch im November 1824 (Raumers Lebenserinnerungen II, S. 172) war er nicht zu dieser Lektüre gekommen; ob überhaupt je?

*

Der letzte unserer Briefschreiber ist einer der vertrautesten Freunde des alternden Schlegel. Karl Joseph Hieronymus Windischmann[2]) (1775—1839) gehörte als Professor der Bonner Universität zwei Fakultäten an: der medizinischen und der philosophischen, griff jedoch maßgebend auch in theologische Streitigkeiten ein, war dergestalt der Mittelpunkt eines jede freiere kirchliche und religiöse Regung bekämpfenden Ultramontanismus in den Rheinlanden. Aus der freundschaftlichen Korrespondenz dieser beiden wissenschaftlichen Vorkämpfer eines strengen Katholizismus war bisher nur eine Anzahl von Briefen Schlegels (aus den Jahren 1818—1823; der letzte vom 23. April 1823) bekannt, die Minor (Archiv für Literaturgeschichte XV, Leipzig 1887, S. 435 ff.) veröffentlicht hat.

[1]) Raumer an Frau v. Bassewitz, Breslau, 22 Juni 1814 (a. a. O. I, S. 274): „Sismondi . . ., der in seiner ‚Histoire des républiques italiennes du moyen âge' die Hohenstaufen wie Tyrannen, die Lombarden aber wie Helden schildert."

[2]) Über ihn vgl. Adolf Dyroff, Karl Joseph Windischmann und sein Kreis (Köln 1916: 1. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft).

Geliebter Freund! Bonn 20 Jun. 1824.

Der Überbringer dieses ist H. Dr. Horst katholischer Theologe und zugleich Orientalist, der sich in Wien, besonders in letzteren Fache noch völlig ausbilden will. Er hat schon geraume Zeit seine Univ.[ersitäts] Studien vollendet und ist ein in jeder Hinsicht sehr empfehlenswerther junger Mann; daher ich Dich bitte, ihm zu erlauben, daß er Dich zuweilen besuche und Deines Rathes sich bedienen dürfe. Es sollte mich sehr freuen, wenn Du und die würdigen Männer, die in Deinem Kreiße sind, Sich dieses wakeren Mannes annehmen und ihm auf seiner Laufbahn behülflich seyn wollten.

Dein gänzliches Stillschweigen hat mich schon oft beunruhigt. Wie geht es mit Deiner Gesundheit? Laß mich doch nur einige Worte hören. Auch Dein Bruder Wilhelm verlangt sehr darnach und ist nicht mit Unrecht etwas gekränkt durch die gänzliche Stummheit, in die Du versunken bist[1]). Ich bitte Dich daher, nicht länger darin zu verweilen!

Auch auf die Fortsezung Deiner Werke[2]), die nun ein immer höheres Interesse für mich gewinnen müßte, warte ich mit vergeblicher Spannung, und habe die Buchhändler schon oft mit Fragen darum gequält. Sage mir also doch, ob wir uns bald Hofnung machen dürfen, etwas davon zu sehen.

Ich zweifle nicht, daß Du meine Sendung[3]) erhalten hast. Auch über diesen Versuch, der manche redliche Theilnehmer gewonnen hat, in der ärztlichen Welt aber ein vieleicht heilsames Spektakel erregt, da ich die Leute aus ihrem faulen Geistesschlaf gestört, mögte ich wohl gern ein Wörtchen hören.

Deiner verehrungswürdigen, lieben Frau alles Herzliche.

Meine Wilhelmine[4]) (Professor Walters Frau) ist endlich auch von Gott gesegnet; Nannchen Lieber wird bald zum 2tenmale niederkommen. Mit uns allen u insbesondere mit meinen Augen geht es gut. Meine Söhne studieren fleisig. Georg ist noch unentschieden, was er wählen wird, Carl[5]) wird Arzt, Friz[6]) wahrscheinlich Theologe — er ist ein ausgezeichnet braver u frommer,

[1]) In Walzels Sammlung der Briefe Friedrich Schlegels an den Bruder August Wilhelm klafft tatsächlich zwischen dem 16. September 1820 und dem 26. April 1823 und dann wieder bis zum 27. April 1825 eine mächtige Lücke.

[2]) „Friedrich Schlegels sämtliche Werke." Wien, Jakob Mayer und Co., 1822 bis 1825. Zehn Bände.

[3]) „Über Etwas, das der Heilkunst Not tut. Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie." (In Nasses Zeitschrift für Anthropologie 1823.)

[4]) Windischmanns älteste Tochter heiratete 1821 den Bonner Professor der Rechtswissenschaft Ferdinand Walter (1794—1879); A. W. Schlegel feierte die Vermählung in einem Sonett, das bei Böcking I, S. 378 abgedruckt ist. Als Wilhelmine 1832 starb, nahm Walter schon im folgenden Jahre Windischmanns dritte Tochter zur Frau.

[5]) Karl Joseph W. d. J. (1807—1839) studierte in Leipzig Medizin, wurde 1836 Professor der Anatomie an der katholischen Universität zu Loewen.

[6]) Friedrich W. (1811—1861) studierte Theologie und Philologie, wurde 1836 in München zum katholischen Priester geweiht, verfaßte wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der indischen und iranischen Sprachen.

fleißiger Knabe, der sich durch sein ernstes Streben — obgleich erst im 13ten Jahre — so hinaufgerungen, daß er seit einem halben Jahre schon in secunda (der höchsten Classe des Gymnas.[iums] zunächst) ist.

Hier geht es so fort u wohl noch entschiedener u ausgebildeter, wie ich Dir früher gesagt habe. Es ist ein verwirrtes Wesen mit diesem Universitätsleben — ohne Princip u ohne Geist. Die Hermesische Schule [1]) stiftet großen Schaden, da sie den abgestorbenen Kantianism mit Gewalt zu erhalten sucht u den lebendigen Glauben in Pflichtglauben verwandelt. Sie ist leider die herrschende.

Grüße auch Hrn. v. Buchholz [2]). Wenn er wünscht, daß ich die Hermesische sogenannt philosophische Einleitung in die Theologie einmal recensire, so bin ich erbötig u will es aus dem Fundamente thun. Es wäre nothwendig.

Von Herzen Dein Freund

Windischmann.

Sr Hochwohlgeboren
Dem Kaiserl. Königl.
Oesterreichischen Legationsrath
Herrn Friederich von
Schlegel
in
Wien.

Windischmann hat seine Freundschaft noch nach Schlegels Tode bewährt, indem er sich der Drucklegung seines handschriftlichen Nachlasses annahm. Auf Grund der Kollegheftе, die einst zu Köln und Paris die Brüder Boisserée den Vorlesungen ihres Lehrers nachgeschrieben, gab er 1837 bei einem Bonner Verleger „Friedrich Schlegels philosophische Vorlesungen, 1804—1806" heraus, zwei Bände, denen leider, wider den anfänglichen Plan, keine weiteren gefolgt sind; und so bleibt Windischmanns Name für immerdar mit Friedrich Schlegels Werke verknüpft.

[1]) Georg Hermes (1775—1831), katholischer Theolog, Professor der Dogmatik zu Münster, seit 1820 zu Bonn, schrieb 1819 sein Hauptwerk: „Philosophische Einleitung in die christkatholische Theologie". Sein heftigster Gegner war Windischmann, der als erster (Oktober- und Novemberheft 1825 des „Katholiken") Hermes' System als wider die katholische Kirchenlehre verstoßend anklagte.

[2]) Franz Bernhard Ritter v. Buchholtz (1790—1838), österreichischer Staatskanzleirat und fruchtbarer historischer Schriftsteller, leitete eine Zeitlang die Wiener „Jahrbücher der Literatur".

Kreuz- und Quer-Züge

von

August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von seinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Fortsetzung.)

1. Januar. Endlich wurde es Tag. Wir befanden uns in den Gebirgen, welche Galizien und Asturien mit Leon vereinigen. Der Weg war unglaublich schlecht, der Schnee mit Mudde vermischt, knietief. Wolken von Treibschnee hingen an den Bergen, welche der Wind uns dann und wann ins Gesicht trieb. Mein Pferd wurde müde. Nicht weit Manzanal dreieinhalb Legoa von Astorga erreichten wir in der Morgendämmerung den schlangenförmigen Weg, welcher von hier an den Bergen sich hinzieht. Oft windet er sich an Höhen hinan, oft führt er gerade auf einen Felsen zu, so daß man glaubt, hier hätte die Welt ein Ende und man müsse wieder umkehren. Wo die Waldbäche am meisten toben, sind Brücken gemacht und zwar mit Unterbau von ungeheueren Felsstücken. Der Weg selbst, der im Sommer sehr hart sein mag, war jetzt von dem Marsch der Truppen, besonders der Kavallerie, vom Geschütz, vom Schneewasser und Regen und von dem Lehm, der von den Bergen gewaschen wird, zwar unten noch immer hart, aber oben gleich einer Pfütze, in welcher Menschen und Tiere bis an die Knie waten mußten. Der Weg lief nun mehrere Meilen knietief durch Schnee und Dreck über Gebirge, als wir das Dorf Sevadon erreichten, wovon das Gebirge hier den Namen trägt. Auf den Gipfel gekommen, empfingen uns Wolken von Schnee und Sturmwind mit Schlackerregen; der Weg lief dann im Zickzack an den Ecken von Abgründen hin. Wenn diese Pässe gehörig von einer Armee verteidigt werden, so möchte es für irgendeinen Feind unmöglich sein, von dieser Seite in Spanien einzudringen. Während dieses Marsches und bis hierher hatten die Offiziere unter sich über die mangelhafte Verpflegung viele Unzufriedenheit bezeigt; der Soldat aber, der keine Rücksichten kennt, beschwerte sich laut, daß er unter solchen Strapazen hungern müsse. Allein in der Lage, worin die Armee sich befand, konnte solchen Mängeln selbst bei dem besten

Willen nicht abgeholfen werden; denn die Ursache unserer Leiden lag darin, daß wir mit einer zahlreichen Armee einen und denselben durch Gebirge eingeengten Weg ziehen und auf keiner Seite die rechts und links sich darbietenden Ressourcen, welche einer Armee nötig sind, die in Kolonnen drei oder vier verschiedene, sich parallel einen großen Raum des Landes einnehmende Wege marschiert, benutzen konnten. Fraßen die Voranziehenden alles auf, so hatten die Nachfolgenden nichts. Mangel an Fuhrwerk, die Enge und Abscheulichkeit der Wege, sowie der aufdrängende und in den Flanken marschierende Feind verhinderten uns, Magazine mitzuschleppen. Überdem war das Land durch französische Requisitionen bereits ausgesogen — und wenn nun auch durch die Sorgfalt der Kommissäre in Corunna Lebensmittel den Weg, den wir kommen mußten, hinaufgeschickt und an mehreren Punkten deponiert worden waren, wie zum Beispiel Villafranca usw., so wurde diese Vorsicht durch die Zügellosigkeit und Ungeduld der Vordersten, die mit vollen Haufen unter Getobe und Geschrei gleichsam mit Sturm sich in die Magazine drängten, vereitelt. Alle regelmäßige Verteilung hatte ein Ende. Kein Offizier oder Unteroffizier wurde respektiert, die Magaziniers oder sonstige spanische Behörden mit dem Bajonett vertrieben, jeder Soldat nahm, was ihm beliebte, alles wurde geplündert, verschleppt und unter die Füße getreten, die Weinfässer eingeschlagen, so daß die Hälfte des Inhalts auf die Erde gelaufen, und überhaupt von diesen Horden eine solche Wut und Widerspenstigkeit gezeigt, daß die Offiziere, die Ordnung halten wollten, nur um ihr Leben zu retten, eilen mußten, aus dem Gedränge zu kommen. Ja, die Kerls haben sich am Ende selbst untereinander gezankt und geschlagen, so daß oft auf den Trümmern eines Magazins ordentliche Gefechte vorgefallen sind. Aber dieses ist der Unterschied zwischen einer Armee, die vorwärts dringt, und einer, die retiriert. Im ersteren Falle ist alles Ordnung, alles von Mut, Hoffnung und Ehrgefühl beseelt; im letzteren Falle zeigt der Soldat Unzufriedenheit mit seinem Führer und verfehlte Aussichten, Scham, Mutlosigkeit, Verachtung der Disziplin; Entbehrungen, an die er nicht gewöhnt, verändern seinen Charakter dermaßen, daß man ihn nicht mehr kennt. Ist nun gar eine Armee so situiert, wie die unsrige es war, so kann keine Feder die Greuel beschreiben, welche ihr folgen. Zu Benevente war in einer Generalorder zwar bekannt gemacht worden, daß die Armee nicht nach Corunna zurückgehen, sondern nur eine bessere und stärkere Position einnehmen solle; allein der Soldat war nicht so dumm, dieses zu glauben, da allerhand Vorkehrungen ihm das Gegenteil bewiesen; er sah ein, daß alle Hoffnungen, sich mit dem Feinde in offener Feldschlacht zu messen, dahin sei; er verglich sich mit einem an einen Pfahl gebundenen und mit Hunden gehetzten Stier. Durch Entbehrungen und vergebliches Hoffen ermüdet, achtete er weder Kriegsartikel noch Leben, er suchte nur für den Tag einen Bissen zu erhaschen, unbekümmert, was morgen aus ihm werde. Den Weg, den wir zogen, zeigte die Spur, welche der Krieg mit seinen Schrecknissen und Zerstörungen wandelt. Verhungernde Einwohner flohen mit

Gesichtern, auf welchen Schreck, Verzweiflung und Rache thronten, eilig vor und an uns vorüber — und der schwächere Teil derselben als Greise, Kinder, Frauen mit Habseligkeiten beladen und durch Angst, Regen, Sturm, Schnee und Hunger, denen sie Tag und Nacht ausgesetzt gewesen, fast aufgerieben, sanken in den morastigen Wegen neben uns nieder, vergeblich unsere Hilfe erflehend, die wir unseren eigenen Leuten nicht reichen konnten. Aber der Weg war nicht allein mit menschlichen Körpern bestreut, sondern auch unsere Pferde, Maultiere und Zugochsen hatten das nämliche Schicksal; sie sanken ein nacheinander unter ihrer Last, wurden, damit sich ihre Qual endige und sie nicht in die Hände der Feinde fielen, erschossen und versperrten mit ihren Kadavern den Weg. Wer unsere Armee in Portugal gesehen, würde sie hier nicht wieder erkannt haben. Aller Gehorsam gegen die Offiziere hatte aufgehört; Dörfer und einzelne Häuser standen in Feuer, welches wahrscheinlich weniger durch Unvorsichtigkeit als durch die Wut unserer Soldaten angelegt worden war. Die armen Bauern wurden geplündert und eine Menge derselben, die Haus und Hof verloren, flehten jeden vorüberziehenden Offizier um Hilfe an, die er ihnen leider nicht gewähren konnte. Unser Benehmen machte aus dem Lande, durch welches wir zogen, eine komplette Wüste. Sobald die Einwohner von unserer Ankunft hörten, liefen sie davon, und wir fanden die Dörfer öde und leer; aber auch die Elemente trugen das Ihrige dazu bei, uns elend zu machen. Von Salamanca an regnete und schlappschneete es Tag und Nacht, die Wege wurden grundlos, die Ströme schwollen an, überschwemmten die Ebenen und Täler und machten daraus Moräste oder Lehmkloaken. Alles Fuhrwerk blieb stecken, dem Soldaten zerriß das Schuhwerk, und seinen vor Kälte und Nässe gelähmten Körper erwärmte kein Feuer, keine erquickende Nahrung. Endlich, nachdem die Franzosen uns bei Valderas zweihundert Maultiere mit Vorräten genommen, der Nachtrab am Morgen einigemal Front gemacht, einige Kanonenschüsse und Plänkerfeuer mit der französischen Avantgarde gewechselt und sie zurückgetrieben hatte, auch die Kavallerie und die Garden bei Villa Bol ein Gefecht bestanden, schien Freund und Feind der Ruhe zu bedürfen. Es wurde still, und um Mittag erreichten wir Bembibre, ein miserables, dreckiges Loch. Mit vieler Mühe konnte ich mein Pferd in eines der mit Menschen und Pferden vollgepfropften Häuser unterbringen oder vielmehr einklemmen. Ich kroch in ein miserables Haus, worin kaum so viel Platz war, daß man sich etwas niederlegen und ausruhen konnte. Ich hatte mein Schnupftuch voll Roggen mitgenommen, damit futterte ich. Etwas Brot hatte ich unterwegs von einem Einwohner, der solches aus einem Versteck holte und dem ich einen Taler dafür in die Hand steckte, erhalten und womit ich mich labte. Somit legte ich mich auf die bloße Erde zwischen einer Menge maroder Nachzügler geduldig hin und schlief, obgleich ich, Stiefel und Strümpfe mit eingeschlossen, ganz bis auf die Haut durchnäßt war und vor Frost mit den Zähnen klapperte, in meine Chenille gehüllt, gleich fest ein. Von Mittag bis etwa

sechs Uhr ruhte die Arrieregarde und alles, was vor ihr herzog; da erscholl plötzlich die Trompete. Auf! Auf! hieß es. Ich rannte zu meinem Pferde und konnte in der Abenddämmerung den Stall nicht wiederfinden, wo ich es gelassen. Die Konfusion war schrecklich und ich in Verzweiflung. Alles lief hin und her. Wütend rannte ich aus einem Stall in den anderen und war schon gefaßt, es nie wieder zu finden, als ich endlich die rechte Tür traf. Wer war froher als ich! Ich saß auf, und vorwärts ging's wieder in die Nacht hinein. Um Mitternacht wurde wieder Halt gemacht, morgens aber nur langsam und mit vielen Unterbrechungen weiter marschiert, bis wir das Dorf Cacabelos, eineinehalb Meilen von Cuillo, erreichten, ersteres im Gil Blas de Santillana wegen der Aventuire, welche die schöne Asturierin mit dem verliebten Kärrner hatte, berühmt. Von hier an steigt der Weg und führt durch ein wohlkultiviertes Land nach: Villafranca del Bierzo.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Meine Fata in Villafranca. Die Subordination löst sich auf. Die Stadt wird geplündert und dann weiter retiriert.

Meine erste Sorge war, ein Quartier zu finden; allein zwei Divisionen Infanterie nebst einer Menge Kavallerie und Artillerie unter den Generälen Hope und Fraser nebst vielen Behörden, die hier bereits Posto gefaßt, machten das Unterkommen schwierig. Indessen gelang es mir doch, in einem kleinen Hause Platz zu finden und Possess von einer kleinen Stube zu nehmen, die ich mit einem Husarenoffizier von der Legion teilte. Das Haus unten war von einigen dreißig Mann Jäger vom sechzigsten Regiment eingenommen. Beide Generalkommissäre, Erskine und Kennedy, waren hier sowie mehrere andere, als Mr. Moore der Ältere, Mr. Dunmore und eine Menge Clerks usw. Mein Herr Kennedy hatte sich abermals aus dem Staube gemacht und war davongegangen. Der General Moore, der sich immer bei der Arrieregarde aufhielt, war noch nicht angekommen. Der Kommandant der Stadt war Major Cavell vom sechsundsiebzigsten Regimente. Ich war sehr froh, diese Stadt und mit ihr einige Ruhe erreicht zu haben; denn von Astorga bis hieher hatte ich entweder durch tiefen Schnee oder durch Mudde knietief oft zu Fuß meinen Weg machen müssen, teils weil mein Pferd marode war, teils weil ich befürchtete, im Schlaf herunter zu fallen, den ich mir durch Marschieren abwehren wollte, auch weil mich in dem nassen Zeuge fror. Meine Stiefel waren zerrissen und meine Strümpfe vermodert. Es waren mehrere Magazine hier, so daß anfänglich ordentliche Rationen ausgeteilt werden konnten. Besonders hatten wir viel Salzfleisch und Biskuit, womit ein ganzes Kloster jenseits der Brücke angefüllt war. Über zwei Drittel der Armee waren noch zurück, und stündlich sah man Abteilungen von Regimentern in den deplorabelsten Umständen hier einziehen. Am andern

Morgen hörte ich, daß bei Cacabelos der Feind in gedrängter Masse unsere Arrieregarde angegriffen und bis dicht vor das Defilee, welches bei Villafranca anfängt, mit derselben scharmutziert, die Scharfschützen (das Riflekorps) unserer Arrieregarde das Andrängen der Franzosen aber dermaßen abgewiesen hätten, daß letztere zurückwichen. Diese Affäre war ein Lorbeerblatt mehr in dem Zypressenkranz, den der Engel des Todes über unseren Weg bereits aufgehangen. Ein Glück war es, daß der Feind wegen der Abgründe uns nicht mehr in die Flanke fallen, auch nicht Truppen gegen uns schicken konnte, als die Breite des Weges oder die längs desselben rechts und links denselben beherrschenden, von uns besetzten Klippen und Anhöhen es zuließen. Somit mußte er warten, bis es uns gefiel, weiter zu retirieren; indessen hörte ich, daß uns bei Lugo, auf welche Gegend zu eine andere französische Armee manövriere, immer noch große Gefahr bedrohe, wenn wir zu lange hier zaudern würden. Obgleich Villafranca del Bierze nicht klein ist, so war doch bald jeder Winkel mit Menschen angefüllt. Man konnte sich kaum drehen und wenden. Viele Regimenter mußten biwakieren. Die meisten Maultiere, Karrenochsen und Baggagepferde schienen bloß bis hier ausgedauert zu haben, fielen dann um und krepierten. Bald konnte man in den meisten Straßen weder reiten noch fahren — die Rationen nahmen ein Ende und konnten auch in einer solchen Konfusion nicht mehr verabreicht werden, weil immer neue Truppen hereinströmten, auch die Magazine gewalttätig angegriffen und die Kommissäre in ihren Funktionen verhindert wurden. Villafranca del Bierze wurde endlich buchstäblich geplündert, wobei zugleich die Trunkenheit zu den schändlichsten Auftritten Anlaß gab. Die Artillerie hatte unten am Flusse ihre ganzen Vorräte aufgefahren und große Feuer angezündet, an welchen die Munitionswagen usw., die man in Stücken nahm, verbrannt und die Munition in den Fluß geworfen wurde. Viele Hundert Pferde, die nicht weiter konnten, wurden an denselben Ort geführt und dort erschossen; Tag und Nacht hörte man das Geknalle der Pistolenschüsse. Alles wurde vernichtet; die Disziplin löste sich auf, und die Ermahnungen der Offiziere wurden nicht mehr geachtet. — In der Küche meines Quartiers hingen bei meiner Ankunft noch Mettwürste und Schinken im Rauch; am zweiten Tage waren schon keine mehr vorhanden; indessen hatte ich glücklicherweise einige der ersteren gekauft und wollte sie für die Retirade aufheben. Allein, wie ich des Morgens aufstand, fand ich, daß einige von den Jägern, welche unten hausten und die vor Tagesanbruch marschiert waren, während ich schlief, sich vorher heraufgeschlichen und mir nicht allein eine meiner Pistolen, sondern auch die Würste, eine Flasche Rum, meinen Biskuit, meine Handschuhe sowie dem Offizier vom dritten Husarenregimente, der bei mir logierte, ebenfalls seine Provision und mehrere andere Sachen gemaust hatten, worüber wir uns denn beide sehr betrübten. Unterdessen mußten wir vom Kommissariat Tag und Nacht auf den Beinen sein. Alle Öfen waren besetzt, wir hatten Mehl; aber was half unser Backen, man konnte nicht

gegen die tobende Menge an; man wurde überdem mitten in seinen Funktionen mißhandelt; auch waren alle Einrichtungen vergeblich, da wir stündlich die Order zum Aufbruch erwarten mußten.

Am 3. Januar des Morgens rückten die Truppen, Infanterie und Kavallerie, auf einen freien Platz innerhalb der Ringmauer. Ein Detachement Husaren vom achtzehnten Regiment brachten zu Fuß einen ihrer Kameraden heraus, und ich hörte, daß General Moore angekommen und wütend über die erschlaffte Disziplin und die vorgefallenen Exzesse ein Exempel statuieren wolle. Drei Husaren hatten nämlich in einem Hause eine Kiste aufgeschlagen und daraus einen Schinken und andere Sachen genommen. Tausend andere hatten ebendasselbe und noch viel Schlimmeres getan. Unglücklicherweise aber reitet General Moore eben durch die Straße, wie die Spanier wegen ihrer Schinken ein greuliches Gekreisch erheben. Die drei Kerls mußten um ihr Leben würfeln! Der, welcher verlor, wurde hinausgeführt und knieend mit dem Gesicht gegen einen dicken Baum gekehrt. Ein Detachement von zwanzig Mann stand mit gespannten Karabinern hinter ihm. Der Adjutant kommandierte mit lauter Stimme: „An, Feuer!" und tot war der arme Schelm. Sodann mußten alle Truppen bei dem toten Körper vorbeidefilieren. Das Hauptquartier sowie der größte Teil der Infanterie zog nach dieser Exekution von dannen, das Gros der Kavallerie und Artillerie, in den Defileen und Schluchten unnütz, ebenfalls. Nur die leichte Division des Generals Baird sowie etwas Kavallerie unter Lord Paget stand jenseits der Stadt, um den sehr nahen Feind in Respekt zu erhalten und den Rückzug zu decken; in der Stadt selbst war aber noch ein Gewühl von Maroden, Verwundeten und von solchen, die von ihren Korps abgestreift hatten, um zu plündern. Was ich so eigentlich während unseres Hierseins getan, ist mir nur wie so ein böser Traum erinnerlich. Ich mußte allerwärts sein! Bald kam ein Generalkommissar und schrie: „Mr. Schaumann hierher — hier stehen Sie fest — hier sehen Sie zu, daß dies und jenes geschieht!" Kaum hatte ich angefangen, so kam ein anderer und rief: „Mr. Schaumann, Sie kommen mit mir!" — „Ich darf nicht!" — „Was, wie? wer hat Ihnen das befohlen?" — „Der und der!" — „Ei was! ich habe hier zu befehlen, Sie kommen mit mir und das auf der Stelle!" Kaum war ich mit diesem unterwegs, so kam der Kommissar en chef Mr. Erskine und rief: „Mr. Schaumann soll dorthin gehen und das und das besorgen!" usw. Ich antwortete immer: „Very well, Sir!" und lief wie ein Jagdhund. An Essen und Trinken war gar nicht eher zu denken bis abends 11 Uhr. Zuweilen glaubte ich, daß ich diesen Dienst nicht überleben würde.

Am 4. Januar nachmittags hatte das Gewühl, der Spektakel, das Totschießen der Pferde, das Gedränge der Truppen und das Plündern den höchsten Grad erreicht. Ein scharfes Plänkerfeuer mit Kanonenschüssen wurde vor dem Tore gehört, wo wir hereingekommen waren. Mehrere Truppen von der Arrieregarde zogen ein und erzählten im Vorbeimarschieren, es ginge dort scharf her. „But we popp'd them off, whereewer they showed their

ugly faces, like mice in the sun!“ sagte ein Soldat. Ein Offizier vom Ingenieurkorps galoppierte durch die Straßen und schrie: es müsse vor sechs Uhr abends ein jeder jenseits der Brücke sein, indem sie dann gesprengt werden würde. Nun ging der Spektakel los! Weiber, Kinder, kranke Bagage, alles suchte nun hinüber zu kommen. Die Truppen machten sich mit Gewalt einen Weg und zogen regimenterweise langsam von dannen, während andere aus dem Gefecht kommend in die Stadt hineinzogen. Ich befand mich eben im Quartier des Kommissars Moore, wo das Gedränge am tollsten war. Er ließ seine Karriole herausbringen und seine Bagage aufladen, konnte aber im Gewühl nicht damit zustande kommen, wobei er denn als ein notorisch sehr jähzorniger Mann sich beinahe wütend gebärdete. Seine Frau, eine sehr dicke Dame, die aus dem Fenster sah, ermahnte ihn zur Geduld und empfahl ihm vor allen Dingen, Ruhe und Geistesgegenwart zu behalten. Aber die kam schön an; nie in meinem Leben werde ich einen solchen Strom der ausgesuchtesten Schimpfwörter wieder hören, als dieser Moore gegen seine Frau ausstieß! Diese verlor nun ebenfalls die Geduld und gab ihm eine solche Kontraladung von gleichartigen und noch schlimmeren Schimpfreden herab, die sie mit einigen Tassen, Schalen und Töpfen gleich so vielen Punkten, Kommas und Ausrufungszeichen dazwischen begleitete, daß alle, die vorbeipassierten, selbst die Verwundeten, vor Lachen bersten wollten. In diesem Augenblick erwischte mich der Generalkommissar Kennedy, zeigte mir sechs große spanische Maultierkarren, befahl mir, damit in jene Straße, die er flüchtig andeutete, hinzufahren, dort wäre ein Kloster, da läge noch Mehl, welches ich aufzuladen und damit der Armee nachzufolgen hätte, gab dann seinem Pferde die Sporen und ritt mit seiner Begleitung, die mich nicht zu beneiden schien, eiligst von dannen. Ich erschrak, denn er hätte ebenso gut sagen können: du sollst hier bleiben und dich gefangen nehmen lassen! Das Schlimmste war, daß diese Karren aus dem Winkel, wo sie standen, nicht eher herauskommen konnten, bis die Armee und die Arrieregarde vorbei war. Auch hätten verschiedene tote Pferde usw. erst aus dem Wege geschafft werden müssen, ehe wir nach dem Kloster gelangen konnten. Wir mußten also warten; eine Wache zu meinem Schutz hatte mir der Generalkommissar nicht gelassen. Ich zog daher die einzige Pistole, die ich noch hatte, aus dem Sattel, setzte mich in eine drohende Positur und schwur, ich würde den ersten kalt machen, der davon laufen oder nicht Order parieren würde; denn sobald es Gefahr gibt, ist der spanischen oder portugiesischen Karrenführer oder Maultiertreiber erstes Manöver, die Stränge abzuschneiden oder die Ladung abzuwerfen und mit den ledigen Tieren davonzujagen. Auch war ich besorgt, daß diese Kärrner, wenn sie mich erst bei dem Kloster allein hatten, ihre Messer ziehen, mich vom Pferde stechen und davonjagen möchten. Meine Lage war in jeder Hinsicht fatal. Vorläufig baten sie mich flehentlich, ich möge sie gehen lassen, por amor de Dios y todos los Santos! Denn, sagten sie, hinter Villafranca ist ein furchtbares Defilee mehrere Meilen lang; kommen wir nun auch glück-

lich mit dem Mehle aus der Stadt und über die Brücke, ehe sie gesprengt wird, so werden wir doch im Defilee zwischen die französische Avant- und eure Arrieregarde geraten; wir werden den Weg sperren, man wird uns plündern, unsere Maultiere ausspannen, die Karren in die Abgründe stürzen und uns töten oder doch auf immer ruinieren. Alles dies leuchtete mir auch sehr ein, die Kerls hatten recht, aber die Order! Während ich nun mit mir selbst kämpfte, was zu tun, neigte sich die Sonne am Horizont. Das Plänkerfeuer wurde am Eingange von Villafranca, wo ich hielt, so heftig, daß die Kugeln an den Dächern herumklapperten. Die Arrieregarde zog in dicken Haufen herein. Einige Ingenieuroffiziere, hin- und zurückjagend, mahnten jeden, die Brücke zu suchen, weil man das Tor nur bloß so halten wolle, bis man vermute, daß alles, was englisch sei, die Brücke passiert hätte, wo man sie sodann gleich sprengen würde. Alles, was demnach noch in der Stadt war, machte sich eiligst aus dem Staube. Nun verließ mich der Mut. Warum und wozu kann es dienen, daß ich aufgeopfert werde? Machachos! rief ich den Kärrnern zu, indem ich meine Pistole einsteckte; vamos fugir! Diese, nicht faul, spannten ihre Maultiere aus, ließen die Karren stehen und flüchteten, indem sie mir tausendmal dankten, eiligst von dannen. Auch ich suchte das Weite. Auf der Brücke, die sehr hoch und schmal war, wurde ich nebst meinem Pferde vom Gedränge gleichsam getragen und war mehrere Male in Gefahr, von Munitionskarren usw. zerquetscht zu werden. Endlich gelangte ich hinüber. Eine Menge Fässer mit Salzfleisch, die in einem Kloster jenseits der Brücke magaziniert gewesen waren, wurden herausgerollt, aufgeschlagen und den Vorbeimarschierenden preisgegeben. Der Weg jenseits Villafranca geht anfangs durch ein enges Tal, dessen Schönheit groß, aber nicht sehr abwechselnd ist, an beiden Seiten mit felsigen Bergen garniert, an deren Fuße an der einen Seite ein Fluß läuft, der bald zwischen grünen Ufern sanft dahin murmelt, bald über ein steiniges Bett donnert; hin und wieder überschatten Baumgruppen den Weg. Unterdessen war es Nacht geworden; langsam schoben wir uns im Dunklen vorwärts. Ein starker Knall von Villafranca her annoncierte das Sprengen der Brücke. Zugleich rötete ein Feuer, als brenne es in Villafranca, den Horizont. Endlich erreichten wir den Eingang des Defilees. Alles marschierte nun durcheinander oder schob sich vielmehr in einer kompakten Masse im Dunklen fort. Nie werde ich das herzzerreißende Geschrei einiger Verwundeter vergessen, deren Karren zerbrochen waren, und die man unter einem Schuppen am Wege hingelagert hatte. Flehentlichst baten diese armen Teufel, sie der französischen Avantgarde nicht preiszugeben; aber gefühllos zog alles vorbei! Einige alte und erfahrene Offiziere waren ganz erstaunt über die Schnelligkeit, mit welcher General Moore die Armee retirieren ließ, und meinten, wenn dies in einem Atem so bis Corunna fortginge, so würden zwei Drittel der Armee unterwegs liegen bleiben; andere verteidigten den General und meinten, gehört zu haben, es wäre eine französische Armee über Leon unterwegs, um auf Seiten-

wegen bei Lugo uns abzuschneiden, und in diesem Falle wäre ja wohl die größte Eile nötig. Es fand sich auch nachher, daß diese letzteren recht hatten. Soviel ich in der Dunkelheit bemerken konnte, marschierten wir in einem tiefen Tale entlang, mit ungeheuren Ravinen oder Abgründen zur Seite, in dessen Krümmungen brausend der Strom Vallcauso von den Bergen herunterstürzte. Einige Meilen weit waren zu unserer Linken diese Abgründe mit hohen, jetzt entlaubten Kastanien- und Eichenbäumen besetzt. Der Weg selbst ist eine sogenannte Camino Real, der von Astorga bis hier mit unsäglicher Mühe durch die Felsen geschnitten ist. Gegen Morgen und nachdem ich wegen der Hemmungen, welche bei einer Armee, die des Nachts marschiert, unvermeidlich und höchst langweilig sind, öfters hatte halten müssen, erreichte ich am 5. Januar das Dorf Heresias, fünf Leguas jenseits Villafranca. Hier geht der Weg sanft bergan und endigt über den Gipfeln der höchsten Berge von Galizien bei den Dörfern Los Royales und Constantin vorbei. Bis Heresias, wo man eine weite Aussicht genießt, ist das wilde Chaos der Berge gemildert, auch einiger Anschein von Wohnungen und Kultur. In den Tälern und an den Hügeln zwischen den Felsen sieht man kleine, grüne Umzäunungen und hier und da eine Hütte mit Schiefer gedeckt; kein Fleck, noch so undankbar, und wenn es nur etwas Erde ist, liegt von den fleißigen und hartlebenden Einwohnern unbenutzt. Ein Bach läuft durch die meisten der Täler, wird aber im Winter zum starken Strom. Von hier an türmten sich die Gebirge höher und höher. Viele Soldaten, von Hunger und Fatiguen aufgerieben, waren während dieses rapiden Marsches aus den Gliedern gewichen und hatten sich verzweiflungsvoll an den Seiten des Weges mitten im Schlamm und Dreck hingeworfen. Insubordination herrschte überall. Man betrachtete diese Retirade als einen Schimpf, und manche bittere Bemerkung wurde geäußert, die immer mit dem Wunsche schloß: Gebt uns zu essen, gebt uns nur ein wenig Ruhe, dann führt uns gegen den Feind, und wir werden ihn schlagen! An Ordnung im Marsch oder einen regelmäßigen Halt war gar nicht zu denken. Wer nicht mehr konnte, hielt stille; wer noch etwas zu essen hatte, der aß es im Verborgenen, und dann wanderte man wieder vorwärts, und hier ging das wahre Elend los! Ungeheure Berge, grimmige Kälte, kein Haus, kein Dach und Fach, keine Einwohner, kein Brot. Alle Augenblicke stürzte ein Pferd unter seinem Reiter und wurde totgeschossen, Sattel und Zeug zerschnitten usw. Der Weg war bedeckt mit toten Pferden, blutigem Schnee, zerbrochenen Karren, zerstreuter Ammunition, Kisten, Kasten, vernagelten Kanonen, toten Maultieren, Eseln, Hunden, verhungerten und erfrorenen Soldaten, Weibern und Kindern; kurz, der Anblick des Ganzen war wahrhaft schrecklich und jammervoll! Dabei ging der Weg im Zickzack dicht an schroffen Abgründen. Wir kamen durch verschiedene kleine Dörfer ohne Einwohner, und wer des Nachts in einem Pferde- oder Schweinestall eine kleine Stelle mit vielen Bitten unter den Soldaten erhalten konnte und ein kleines Stück Brot, dachte sich glücklich.

Am 6. Januar ging's also wieder bergauf. Die Armee retirierte nun auf Wegen, die durch das rauhe Wetter noch schlechter geworden waren, durch eine bergige, mit angeschwollenen Bächen durchschnittene und von allem entblößte Gegend, beständigem Regen und Stürmen ausgesetzt, durch viele Verwundete, Kranke, elende Weiber und noch elendere Kinder beschwert und aufgehalten. Die Disziplin erschlaffte immer mehr, und Greueltaten aller Art warfen einen schwarzen Fleck auf den guten Ruf der britischen Krieger. Jede Stunde erhöhte das Elend der Truppen. Man arbeitete sich durch eine Gebirgsgegend, nackt, offen, mit Schnee bedeckt, aber von unvergleichlich wilder Erhabenheit, die man aber leider nicht essen konnte! Die Straße, welche sich längs den Bergen schlängelt, war oft von fürchterlichen Abgründen scharf begrenzt oder durch reißende Waldbäche überströmt. In erstere wurde mancher Marode durch die heftigen orkanartigen und plötzlichen Windstöße geschleudert, in letztere durch den Strom hereingewaschen. Viel Zeit wurde bei dem Erklimmen der steilen Berge und höchst schlechten Wegen verloren, und endlich brach die Nacht herein, eine höchst finstere Nacht! Bei jedem Schritte watete man durch den Dreck und Schnee über tote Pferde und Menschen. Der durch die entblätterten Bäume und die Felsen entlang heulende Wind traf das Ohr der Phantasie wie das Ächzen verdammter Geister, und die Finsternis, welche die Gebilde des Entsetzens verhüllte, machte einen nur aufmerksamer auf das Wehklagen der Sterbenden und die Verwünschungen derer, die verhungerten. Der irrationale Teil unserer Armee schien am meisten zu leiden oder besser: ausgelitten zu haben! Tote Pferde, Ochsen, Maultiere, Esel usw., vermischt mit den Trümmern des Materiellen, kamen alle Augenblicke vor. Oft war ein ganzer Munitionswagen den Abgrund hinuntergestürzt und lag unten zerschmettert. Zu Puerto angekommen, erreichten wir bald darauf Cabrera, welches auf den Gipfel vom Schneegebirge führt, wo die Armee wieder schrecklich zu leiden anfing. Ich erstaunte über die romantische, wirklich sublime Winterlandschaft, welche sich auf unserem langsamen, bergan laufenden Wege darbot, bis wir hier in die Regionen des Schnees und Eises gerieten, wo eine furchtbare Kälte herrschte. Wir konnten nur einen Fußweg verfolgen, der bis zu einem sehr hohen, nackten, vom Sturm und Schnee umsausten Gipfel und über denselben wieder in ein Tal führte. Dieser Paß hätte mit weniger Mannschaft verteidigt werden können, woran aber bei jetzigen Umständen und dem Mangel an Lebensmitteln gar nicht zu denken war. Letztere hätten freilich von Corunna uns nachgeschickt werden können. General Moore, der über die Beschaffenheit dieser Bergpässe und die Möglichkeit ihrer Verteidigung mitten im Winter die nötigen Erkundigungen eingezogen haben wird, mußte auch ein solches Projekt als unausführbar aufgegeben haben, indem er alles, was den Marsch aufhielt, besonders die Munitionswagen, in Villafranca zerstören ließ. Tod und Verzweiflung folgten unseren Schritten. Wir befanden uns mitten in einem hohen, von Abgründen und Ravinen zerspaltenen und mit Schnee bedeckten

Gebirge, oft gleichsam in den Wolken, ohne Nahrungsmittel, ohne Obdach, ohne Feuer und so schlaftrunken, daß mancher trotz allem Bitten und Warnen dennoch sich hinsetzte, einschlief, erfror und nimmer wieder erwachte. Verwundete und Kranke, die man noch mitgeschleppt hatte, fanden hier ihren Untergang. Nichts als unwirtbare, unabsehbare Klippen und Schnee und starker Frost. Zugvieh und Lasttiere erlagen nach und nach unter ihrer Bürde und starben, nachdem sie vor Durst Schnee gefressen, endlich Hungers. Ich sah einen Ochsenkarren vom Generalzahlmeistersamt (Paymaster-General-Office), mit sechs Fäßchen spanischer Taler beladen, an der Seite unseres Weges gegen einen Felsen gekehrt. Die Ochsen lagen kraftlos unter ihrem Joche an der Erde. Ein Soldat stand mit gezogenem Bajonett Schildwache und bat mit Verzweiflung im Blick jeden vorüberwandernden Offizier, ihn seiner Pflicht zu entledigen, wozu sich natürlich niemand für autorisiert hielt. Wären diese Taler doch Brot gewesen! Jetzt aber rührte sie niemand an; der größte Dieb ging kalt vorüber. Weiterhin lag ein portugiesischer Ochsentreiber tot neben seinem niedergestürzten Ochsen. Unter dem Karren hatte eine in eine Decke gewickelte Soldatenfrau Schutz gesucht, aber auch sie war tot; nur, was fürchterlich war, ihr Kind lebte noch und suchte wimmernd Nahrung an den erstarrten Brüsten. Einige Offiziere ließen es von ihr nehmen, in eine Decke wickeln und forttragen. Unter den Übeln, welche uns beim Heransteigen auf diesen schrecklichen Berg befielen, gehört auch, daß wir uns in der Notwendigkeit befanden, unsere Wagen von dem Gewicht der aus lauter spanischen Talern bestehenden Kriegskasse zu befreien. Die Maultiere und Ochsen waren gefallen, und für die noch lebenden hatte man kein Futter; dazu ließ die Lebhaftigkeit, womit die Franzosen uns verfolgten, uns keine Zeit, irgend zur Rettung dieses Schatzes Vorkehrungen zu treffen. Einem Husarenregiment hatte man zwar Beutel gegeben, um sie vor sich auf dem Sattel zu transportieren; da die Kerls dies aber nicht lange aushalten konnten, haben diese erst ihre Taschen damit gefüllt und das übrige weggeworfen. Da wir nun das Geld nicht verstecken konnten, so ließ man die Fässer in die Schluchten hinabrollen, wo selbige von den Felsen zerschmettert ihren silberblinkenden Inhalt klingend der Tiefe übergaben. Hier wird, wenn der Schnee schmilzt, mancher arme Schäfer oder Bauer einen Schatz finden. Aus gleichen Ursachen mußten wir zwei Meilen hinter Villafranca siebzig bis achtzig Wagen mit Uniformen, Schuhen usw., für die spanische Armee bestimmt, im Stich lassen, die von der aus hundert Patrioten bestehenden spanischen Wache geplündert oder, was wahrscheinlicher, von der französischen Avantgarde genommen sein werden. Furchtbar wurde nun der Weg. Sturm und Schnee brausten hier, daß man kaum stehen konnte; dazu war die Kälte enorm. Eine Division, die nicht weiter gekonnt, hatte hier die vorige Nacht biwakiert und traurige Spuren hinterlassen. Recht oben auf der von schneidenden Winden, Hagel und Schneestürmen umbrausten Kuppe lag hart am Wege unter dem Schutz eines Vorsprunges ein umgestürzter Karren, die Maultiere

tot daneben. Unter dem Karren lag eine englische Soldatenfrau mit zwei erst vor einigen Tagen geborenen Kindern im Arm; sie und ein Mann, wahrscheinlich ein Marketender, waren tot und erfroren, aber die Kinder lebten noch. Ich hielt einen Augenblick still, um diese unglückliche Gruppe zu betrachten. Eine Decke wurde über die Kinder geworfen, und ich hatte das Vergnügen, auch die Rettung der Kinder mitanzusehen, die einer Frau, welche in einem Ochsenkarren herankam, von Offizieren unter Auslobung einer bedeutenden Rekompense übergeben wurden. Es war ein herzzerreißender Anblick. Zerbrochene Wagen, Karren, Menschen und Tiere, die vor Frost und Hunger umgekommen waren, vernageltes Geschütz usw. lagen meilenweit umhergestreut. Der Feind brauchte den Weg, den wir genommen, nicht zu erfragen: unsere Trümmer zeigten die Marschroute. Von der Höhe sah ich, wie unsere Armee sich den schlangenförmigen Weg hinanwand. Zahlreiche rote, unbewegliche Punkte rechts und links auf dem weißen Schnee deuteten die Körper derjenigen an, welche Hunger und Frost getötet. Ihre Gebeine liegen unbegraben in den Gebirgen Spaniens. Eine dunkle, grönländische Nacht brach früh herein und verhüllte diese schrecklichen Bilder vor unseren Blicken. Unter tiefem Schweigen, nur unterbrochen durch den heulenden Sturm und das Seufzen derer, die rechts und links sich hinwarfen, um nie wieder aufzustehen, stolperten wir vorwärts. Wie viele werden nicht vermißt werden! Indem wir den westlichen Abhang des Gebirges auf einem Wege herunterstiegen, wo wir knietief in Mudde waten mußten, wurde es Tag, und wir erreichten das beinahe unter Schnee begrabene Dorf Honorias, welches an einem Eichenwalde lag. Es regnete und schneite heftig; ich und mein armes Pferd konnten kaum weiter, krochen also in ein Haus, drängten uns mit Gewalt zwischen Hunderte von Pferden und Menschen, und hier gelang es uns endlich nach vielem Fluchen, Schelten, Drohen usw., eine Ruhestätte zu finden. Ich hatte von Villafranca einen Beutel mit Gerste mitgenommen, woraus ich mein armes Pferd fütterte und dann aus einem Hute tränkte; meinen Biskuit mußte ich aber heimlich essen, damit die Hungrigen nicht in Versuchung geraten möchten, mich zu plündern. Hier, hieß es, sollte die Armee Provision vorfinden; allein das Gros der Armee, die uns vorangezogen, hatte alles aufgezehrt. Hier kam auch zu meiner größten Freude mein ehemaliger Dolmetscher Falludo wieder zu mir, den Mr. Kearney hier zurückgelassen hatte, um einige Provisionen für die Kavallerie zu bewachen; die Garden hatten aber alles geplündert. Wir setzten also vereint unseren Weg weiter fort, der, zuweilen hart wie Granit und rauh, zuweilen knietief mit Mudde und Schnee bedeckt, verursachte, daß das Schuhwerk der armen Soldaten, welches vielleicht bis dato noch gehalten hatte, ihnen nun in Fetzen um die wunden Füße hing.

7. Februar. Nachdem wir einige Meilen sanft bergab geritten, erreichten wir eine herrliche Brücke von drei Bogen, die einem Aquädukt glich und über einen Abgrund führte, durch welchen ein Bergstrom rauschte. Die

Ravine und Brücke wurde von vielen als ein Bollwerk betrachtet, welches uns vor den uns scharf auf den Fersen sitzenden Franzosen einige Tage schützen sollte, sobald letztere gesprengt würde! Auch fanden wir wirklich eine Partei Sappeurs mit einem Offizier da, welche zwei Löcher in die Mitte der Brücke gebohrt hatten und sonst beschäftigt waren, die Sprengung einzuleiten. Leider mißglückte diese Sprengung, wie wir nachher erfuhren; ebenso mißglückte die Sprengung der Brücke zu Villafranca, und dieses war die Ursache, warum die Franzosen uns so wirksam und schnell verfolgen konnten. Viel wurde über die hierdurch bewiesene Unfähigkeit oder Ungeschicklichkeit der englischen Ingenieuroffiziere gespöttelt, und man hatte recht, denn es war unverzeihlich und hat der Armee unberechenbaren Schaden getan. Mancher wird fragen: aber wenn durch diese schnelle Retirade die englische Armee so viel litt und beinahe zugrunde ging, wie ging es dann zu, daß die Franzosen, auch Menschen, die noch dazu durch ein von uns verwüstetes Land ziehen mußten, dem Anschein nach nicht litten, sondern sogar schnell und beharrlich uns folgen konnten? Das scheint zwar sonderbar, ist's aber nicht. Denn erstlich verfolgte uns nur ein Korps Kavallerie, leichte Infanterie und leichtes Geschütz, und wie viele von diesen liegen geblieben sind, ist uns natürlich nie bekannt geworden. Ihre Hauptinfanterie und Artillerie kam gemächlich hinterher. Und zweitens rückte ein Armeekorps auf einem Seitenwege von Leon nach Lugo uns in die Flanke, welches keinen Mangel litt und ruhig auf einem Wege marschierte, welcher Überfluß an Lebensmitteln darbot, und dieses Armeekorps war es eigentlich, welches uns so laufen machte; hinc illae lacrimae! Über die Brücke passiert, gewahrten wir weit vom Wege ab in der Dämmerung einige kleine Häuser, in deren einem wir mit einer Menge maroder Soldaten ein Unterkommen fanden, und da wir uns sicher glaubten, sattelten wir ab, erhielten für Geld und gute Worte, die mein Falludo listig und zutraulich an den Wirt, einen armen Leineweber, unter vier Augen zu spenden wußte, heimlich und ganz unter der Hand etwas versteckte Gerste, ein Brot und eine Knoblauchswurst, welche wir im Dunklen heimlich verschlangen, dann unsere Tiere fütterten und uns endlich unter den Webstuhl auf unsere Decken hinstreckten, um ein wenig zu schlafen. Es kam mir zwar sonderbar vor, daß dieses schöne Ruheplätzchen nicht bereits von anderen in Besitz genommen worden sei; es lag aber ziemlich weit vom Wege zwischen Felsen versteckt. Da ich nun vernahm, daß die ganze Armee schon vorwärts gegangen und nur die Arrieregarde nebst den Maroden usw. noch zurück sei, auch den Umstand erwog, daß, wenn die Arrieregarde usw. herüber ziehe und die Brücke gesprengt werde, wir dieses ja hören würden, so waren wir, was unsere Sicherheit betraf, vollkommen beruhigt. Endlich lag alles, wie die Heringe aneinandergedrängt, ruhig auf der Erde, die Haustür war verrammelt, todmüde fielen mir sogleich die Augen zu, und mir deuchte, als hätte ich noch nicht lange geschlafen, als wir durch einen fürchterlichen Lärm aufgeweckt wurden. Es war ein Teil der Arrieregarde, welcher die Brücke passierte und

einrückte. Alsobald donnerten Kolbenschläge an unsere friedliche Tür, Flüche erschallten, die aber von den bei mir auf der Erde liegenden Soldaten kräftig erwidert wurden. „Aufgemacht!" hieß es. „Nein!" riefen wir, „hier ist alles voll, und wir haben das erste Recht". „Stürmt die Tür!" rief ein Offizier. Alsobald flogen schwere Steine dagegen, sie fiel ins Haus, und darüberher stürzte das ganze achtundzwanzigste Regiment und trabte uns über die Leiber. Sogar der Adjutant hatte die Bestialität, hinein und denen, die nicht so geschwind aufkommen konnten, auf die Leiber zu reiten. Wie ich nun unter dem Webstuhl hervor und aus der Tür kroch, geriet ich ebenfalls zwischen die Vorderbeine des Pferdes. Hierüber wütend, fiel ich diesem Adjutanten mit einem Strom von Schimpfwörtern in den Zügel und drohte, ich würde ihn auf der Stelle erschießen, wenn er einen Schritt weiter ritte. Dies wirkte, fluchend zog er sein Pferd zurück, außer sich vor Wut schreiend: „Wer sind Sie, Herr!" usw., von mir alle Augenblicke mit gleichem Schimpfen unterbrochen. Mein einziges Bestreben war nur, meine Decken und meinen Mantelsack zu retten und mich nach unseren Pferden hinzuarbeiten, welches mir denn auch endlich mit vielem Bitten und Fluchen gelang, worauf wir selbige auf die Straße hinauszogen, unter dem abscheulichsten Regenwetter, mit Schlappschnee vermischt, unsere Backbeeren aufschnallten und endlich brummend von dannen zogen. Während wir aufstangten, hatte das achtundzwanzigste Regiment sowohl auf der Diele als auch draußen an dem Hause herum, um sich zu wärmen und zu trocknen, unvorsichtig eine Menge Feuer angezündet, und ehe wir hundert Schritte entfernt waren, brannte das Haus an allen vier Ecken. Nun entstand ein greulicher Spektakel und Mordio; die vom achtundzwanzigsten Regiment mußten nun ihrerseits Hals über Kopf heraus, worüber wir uns innerlich freuten und gerächt etwas zufriedener unseren Weg fortsetzten. Wir hatten kaum eine Meile gemacht, als mein guter Falludo von einer so heftigen Kolik befallen wurde, daß er absteigen und hinter einer Hecke sich niederlegen mußte. Vergebens bemühte ich mich, ihm Linderung zu verschaffen; ich hatte nichts, womit ich ihm hätte helfen können; ich zog also weiter. Alle Gebirge waren durch die Tausende von Wachtfeuern wie illuminiert. Es schlappschneite in einem fort. Endlich erreichte ich einen großen Stall, von Menschen und Pferden vollgepfropft, wo ein Husar vom dritten Regiment der Legion mir so viel Platz verschaffte, daß mein Pferd so eben sich eindrängen konnte, auch ich als eine große Gunst die Erlaubnis erhielt, zwischen die auf der Erde auf dem nassen Mist liegenden Menschen mich einklemmen zu dürfen! Von außen naß wie ein Pudel, vor Frost zitternd, lag man hier, und die kalte Mistjauche drang durch die Kleider. Bald war man in Gefahr, von Pferden zertreten zu werden, bald krochen andere Marode hinein und einem übers Gesicht; jeder dieser Ankömmlinge wurde daher, und das von Rechts wegen, mit einem Hagel von Flüchen und Verwünschungen empfangen. Dieses hielt ich eine Stunde, aber nicht länger, aus und zog dann weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben Martin Luthers.

Erzählt von

Eugen Fischer.

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

Friedrich an den Kardinal.

Einige Monate gingen ins Land. Die Sonne wurde weniger, die Nebel dichter. Als es Zeit war, hüllte sich das sächsische Bergland in Schnee.

In der Stadt Altenburg lag Kurfürst Friedrichs Hofhaltung.

Acht Tage vor dem Fest der Weihnacht war etwas Besonderes.

Durch das kaum erst geöffnete Stadttor ritt noch in tiefer Morgendämmerung der Kanzler Degenhard Pfeffinger auf verschneitem Weg in schlankem Trab nach dem Schloß. Er mußte große Eile haben. Sonst hätte er doch als vernünftiger Reiter sein Pferd verschnaufen lassen und trocken zum Stall gebracht. Er hielt am Schloß vor dem Eingang, der zur Kanzlei führte, und begab sich, wie er war, in das Geschäftszimmer.

In seiner Rücksichtslosigkeit gegen sich und Knecht und Tier hatte er den Anschluß erreicht. Er erfuhr, daß die Versammlung, zu der er recht kommen wollte, in einer halben Stunde unter des Kurfürsten Vorsitz beginne.

In der langen, schmalen Stube gab es keinen übrigen Platz. Der Kanzler ließ sich in einem Stuhl nieder, der sich neben dem langen Aktentisch in eine Lücke klemmte.

Ein scharf geschnittenes Gesicht saß schräg vor ihm an eben diesem Tisch. Dem es gehörte, war der Kanzleivorstand, der die Papiere ordnete, um sie für die Sitzung mitzunehmen. Feierlich lag bereit, was man zum Siegeln brauchte: Schnur, Siegelstock und Lack. Das Schriftstück, auf das sich diese Vorbereitung bezog, kam soeben in der Hand eines Kanzlisten, des Schönschreibers, über den der Hof verfügte, zur Tür herein und wurde dem Leiter der Kanzlei übergeben.

„Sagt mir," begann der Kanzler, der im übrigen ungeduldig auf eine sofort bestellte Morgensuppe wartete, „wer den Kurfürsten auf diese Art gebracht hat, die Antwort an den Kardinal herauszubringen. Es kommt mir vor, als ob der Kurfürst dabei mit einem Fuß aufs Theater ginge. Aber ich muß sagen, obgleich die Veranstaltung neumodisch ist, halte ich sie für einen großartigen Einfall."

Der Kanzleivorsteher fühlte sich geehrt. Seinem jungen politischen Verstand war der Gedanke entsprungen, die Überreichung des Briefes an den Kardinal zu einer Staatskundgebung zu machen. Er fühlte schon damals, daß ein bedeutender Schritt getan werden mußte, als Doktor Luther zurückkehrte und man von jenem Breve hörte, das wenige Tage vorher durch geheime Vermittlung an den Hof gekommen war. Ein unerhörtes Schriftstück! Während der Kardinal dem Kurfürsten wegen Luther Liebes und Gutes versprach, verlangte der Papst schon etwas ganz anderes. Der Kardinal solle den Luther, als einen überführten Verbrecher an den heiligen Wahrheiten, festnehmen und der obersten Gewalt zur Fällung des Endurteils zuführen. Dieses hätte nur auf Verbrennung und günstigen Falles bei Widerruf auf lebenslänglichen Kerker lauten können. So stand es in dem Breve, welches der Kardinal sich bemühte, vor dem Kurfürsten geheim zu halten, welches die Kurie selbst auf des Kardinals Bericht hin zu verdecken suchte, indem sie ein zweites Schreiben von sich gab, bestimmt, dem Kurfürsten gezeigt zu werden. Ganz traute dieser diesem Schriftstück zwar nicht. Er witterte in den allgemein gehaltenen Ausdrücken den Gegner, der sich etwas vorbehielt. Daraufhin wurde Luther unter den Schutz des Kaisers gestellt. Als aber das Geheimstück bekannt wurde, und der Kurfürst es las, hörte man von einem löwenhaften Zornausbruch des Betrogenen. Doch nicht, daß er sofort geschlagen hätte. Er wartete und konnte um so ruhiger warten, nachdem Luther zurückgekommen und in Wittenberg war, wo keine Machenschaft ihn erreichte. Der Kurfürst hatte seine Ohren in Augsburg, wo der Kardinal noch saß, und beim Kaiser in Österreich. Er wartete. Endlich, als mehr wie vier Wochen herumgegangen waren, kam eine Äußerung des Kardinals. Sie interessierte den jungen Vorstand der Kanzlei, wie sich der Jäger interessiert, wenn er auf dem Anstand den Bock erwartet. Es lief, wie er gedacht hatte. Der Kardinal ahnte nicht, daß er entdeckt war. Er glaubte, sich entrüsten zu können. Er schrieb:

„Ihr habt dem Luther einen kaiserlichen Schutzbrief verschafft. Mir war es gleichgültig, obwohl ich von der kaiserlichen Kanzlei gefragt wurde. Aber ich muß sagen: wenn Ihr mir trautet, so brauchte der Mann keinen Schutzbrief. Wenn Ihr mir nicht trautet, so war er nicht zu schicken."

Fehlgezogen, o Herr Kardinal, bös fehlgezogen — spottete der helle politische Verstand.

Aber der Brief verstieg sich weiter.

„Jetzt liefert den Halsstarrigen aus, oder Euch wie ihm drohen schlimme Folgen."

So ungefähr sprach der Kardinal. Der Kurfürst aber hatte das Breve in der Hand!

Die Antwort beschäftigte alle Geister. Bald raunte man sich zu, wie sie ausfallen würde. Bald hörten die Eingeweihten, daß der Kurfürst auf den Boden stampfte, als er seinem Geheimschreiber kundtat, wie er geantwortet haben wolle. Der Hof war in Aufregung. Da kam dem erleuchteten jungen Meister der Politik der Gedanke, einen wahrhaften Königsakt zu veranstalten, so wie er ihn sich vielleicht am Hofe von England oder auch in Rom vorstellen konnte. Der Fürst sollte in feierlicher Versammlung seinen Staatsrat um sich sammeln, sollte Stimme um Stimme erfordern, bis der Brief, den er zu übergeben gedachte, als Ausdruck der Meinung seines ganzen Landes dastand. Dem sollte der Gesandte des Kardinals, der den Brief gebracht hatte, beiwohnen. Als der Erfinder seinen Plan zu erkennen gab, hörte er nichts als Einwände. Aber ein Schiffchen auf bewegter See schwamm der Gedanke doch zum Kurfürsten. Darauf hatte sein Urheber gerechnet. Der Kurfürst ließ nach seinem Namen fragen.

„Wird der Luther auch da sein?" fragte nach längerem Beobachten der Kanzler.

„Ihr spottet, Herr Kanzler," erwiderte Brück.

„Würde er nicht in die Versammlung passen? ich meine: gerade er."

„Im Grunde hat der Herr Kanzler recht," sagte Brück nachdenklich, „aber Ihr kennt den Widerwillen des Fürsten, die Scheu, oder wie wir es nennen wollen, seinen Heiligen vor Augen zu bekommen."

„Man hört öfter davon," bestätigte Pfeffinger. „Hat der Fürst Sorge, der Heilige könnte aus der Nähe nicht mehr so heilig sein?"

„Ich denke mir das etwas anders," erläuterte der Jüngere. „Ich denke mir, daß es ihm als dem Fürsten unheimlich ist, einen so widersprechenden Menschen zu empfangen. Und weiß doch vielleicht, daß der Luther zum Widersprechen berechtigt ist."

„Ich bin der Meinung, daß er unnötig widerspricht."

„Diese Auffassung würde ich mir sogleich zu eigen machen, wenn ich nicht wüßte, daß der Mensch lieber ja sagt als nein."

Die Morgensuppe des Kanzlers kam und verschlang die Gedanken seiner Antwort.

Im Empfangssaal hatten sich mit Hin- und Widerreden kleine Gruppen gebildet. Ein Zeichen ertönte. Die Herren suchten ihre Plätze, und der Kurfürst trat ein. Sein Schritt war etwas rascher als gewöhnlich, die schwere Gestalt atmete eine Geistigkeit, die einer, der ihn nur vom Fahren und Sitzen kannte, nicht vermutet hätte. Er setzte sich nieder und ergriff sogleich das Wort: „Die Herren wissen, wozu ich sie berufen habe. Wir

müssen Seiner Eminenz, dem Herrn Kardinal, dessen Gesandter unter uns weilt und hier zu meiner Linken sitzt — zu diesem Wort verbeugte sich der Kurfürst so, daß man glauben konnte, er wolle den Menschen, der neben ihm saß, in den Boden drücken —, eine höfliche und gerechte Antwort geben. Verlest den Brief, Schreiber, den mir die Eminenz des Kardinals geschickt hat."

Der Schreiber trat dem Kurfürsten gegenüber und las.

Der Kurfürst ließ den Kopf ein wenig seitwärts vorsinken und schaute prüfend. Er wartete, ob der Brief einen bestimmten Eindruck mache. Das hing ab vom Tone des Vorlesers. Der las aber zu des Fürsten Zufriedenheit. Seine Gesichtszüge öffneten sich und wurden nach und nach von einem kraftvollen Rot unterflossen. Jedermann spürte, als der Brief verlesen war, den Anfang eines Gewitters.

Der Kurfürst begann von neuem:

„Nun will ich hören, was meine Räte zur Antwort vorzuschlagen haben. Die Universität ist hier. Sagt, Rektor Magnifikus, was Verwerfliches durch einen Lehrer der Universität geschehen ist, um zu begründen, daß er außer Landes einem fremden Gericht überliefert werden soll."

Der Rektor erhob sich, trat mitten zwischen die Reihen der Sitzenden, verbeugte sich vor Friedrich und hielt folgende Rede:

„Obgleich Euer Kurfürstliche Gnaden durch die Form der Frage zuzugeben scheinen, daß in irgendeinem Grade Verwerfliches geschehen sei, so nötigt mich doch der gute Name der Universität, Eurer Kurfürstlichen Gnaden zu widersprechen. Verwerflich möchte sein, wenn ein Lehrer der Universität eine Sache, die bei gutem Stand ist, aus eitler Neuerungssucht angriffe, als wenn zum Beispiel einer sagte, man solle keine Ehe zwischen Mann und Weib mehr haben, oder es solle keinen Kaiser mehr in Deutschland geben. Solch Ding ist vorgekommen, wie es ja überhaupt in unseren Tagen gärt und Geister laut werden, die alles stürzen wollen, was steht. Wäre an der Universität ein solcher Geist, so würden alle Lehrer wider ihn sein und Eurer Kurfürstlichen Gnade anzeigen, daß ein Raubtier in den Garten gedrungen sei, welches man erjagen oder einsperren und zu Tod schießen möge. Der Doktor Luther aber ist ein anderer Mann. Er hat einer Sache, die bei schlimmem Stand war, Hilfe gebracht. Im Reiche des Glaubens liegen Strauchritter am Weg, wo man wandelt; Lärmen, Schimpfen, Unzufriedenheit und Lästerung hört und sieht man darüber alle Tage. Der Tetzel trug eine heilige Rüstung und führte einen Schlüssel Sankt Peters im Schilde. Aber er war doch ein Strauchritter. Alle wußten's, alle klagten's. Aber keiner fand einen Turm, der hoch genug war, daß man seine Stimme hörte. Und keiner war seiner Sache so sicher. Da trat der Doktor Luther auf und redete zum Besten. Wer ihn kennt, der weiß, wie er gesinnt ist. Hätten die Bischöfe sich der Sache angenommen, so hätte man seiner vielleicht nicht bedurft. Er wollte es wohl selber. Aber den kirchlichen Behörden war ein Maulkorb angehängt.

Was sollten sie sagen, nachdem einmal ein Erzbischof die Anweisung unterschrieben hatte, auf die der Tetzel sich stützte? Ist aber der Erzbischof schuld? Er unterschrieb, weil ihm seine Ratgeber die Schrift vorlegten, und diese begingen den Frevel, weil der römische Bischof selbst niemals für die Handhabung des Ablasses eine ausreichende Entscheidung gegeben hat. Wenn nun also von der höchsten Stelle nichts festgesetzt war, wenn infolgedessen in der Ausführung so schlimmer Mißbrauch vorkam, wessen Handwerk war es dann, mit der Nothilfe zu beginnen? Keines andern, als des berufenen Forschers in den göttlichen Gesetzen. Als solcher ist er hier. Er begann die öffentliche Besprechung. Augenblicklich wuchsen gehässige Gegner aus dem Boden. Er verteidigte sich. Zuletzt hörte ihn Seine Eminenz der Kardinal. Was nun? Niemand hat ihn widerlegt, keine begründete Entscheidung einer oberen Behörde ist ergangen. Ich bin der Meinung, daß er nichts anderes zu tun hat, als hier zu bleiben und weiter zu lehren, und daß er für alles, was er bisher getan, des höchsten Lobes würdig ist."

„Gewiß vermögt Ihr auch zu sagen," fuhr der Kurfürst fort, „wie sein Beispiel auf die Jugend wirkt."

„Das weiß ich," versetzte der sonst nicht stürmische Weißbart im Talar der Wissenschaft, „und sage nichts als dieses. Früher soffen die Studenten stumpfsinnig und mit nichts als Zoten. Heute saufen sie vielleicht nicht weniger, aber sie reden von des Luthers Vorlesungen."

„Fast tut Ihr mir Eure Stimmung zu feurig kund," sagte darauf der Kurfürst. „Die hier zuhören, könnten glauben, Ihr wäret am Ende gar des Luthers Vetter. Doch ich habe Euch gehört und weiß, wie meine Universität denkt. Ich sehe wohl, daß der Doktor Luther kein Unrecht beging, sondern der Kirche einen großen Dienst tat, wenn er eine ungeklärte Frage angriff und trotz aller Schwierigkeit und unfreundlichen Hinderung an seinem Vorsatz festhielt."

Wollte jetzt nicht der neben dem Kurfürsten Sitzende etwas sagen? Er machte eine Bewegung, und der Kurfürst wandte sich ihm zu. Doch da er schwieg, nahm der Kurfürst seine Haltung wieder ein.

„Die Universität", fuhr er fort, „hat gesprochen. Wir wissen, was wir von Doktor Luthers Auftreten im Namen der Erkenntnis und des Fortschrittes im Geist, den wir treiben, zu halten haben. Nun aber bewegt uns eine andere Sorge. Was sagt unser Rat, durch dessen Obacht unsere Regierung die geistlichen Rechte innehält, zu der uns aufgedrängten Frage, ob etwa rechtenswegen der Doktor Luther nach Rom zu schicken ist."

Der neu Angesprochene erhob sich, trat wie der erste vor, verbeugte sich und sprach:

„Seit Kaiser Heinrich der Vierte mit dem Papst kämpfte, wird heiß um die Lehre gestritten, ob ein weltlicher Fürst einem geistlichen gehorchen müsse. Der Streit ist bis zum heutigen Tag noch nicht zu Ende gebracht. Die

geistliche Gewalt hat keinen weltlichen Arm, wie will sie also etwas Körperliches erzwingen? Ich glaube, jeder Fürst wird für das, was er mit seiner Hände Gewalt getan hat, am jüngsten Tag selbst Rechenschaft geben. Aber wenn es auch wahr wäre, daß die geistliche Gewalt der weltlichen befehlen könnte, so hätte diese in einem Streitfall doch das Recht, das oberste Gericht anzurufen. Das oberste Gericht aber hat nicht der römische Bischof allein dar, sondern nur die Gesamtgewalt aller Bischöfe auf einem Konzil. Wenn also Euer Kurfürstliche Gnaden glauben, daß der Papst gegen Doktor Luther unrecht spricht, so steht Euch nach Eurer fürstlichen Stellung die Berufung an ein Konzil frei. Wenn Ihr aber das Gericht des Papstes, obgleich er ein einzelner Bischof ist, anerkennen und vollziehen wolltet, so könntet Ihr doch nach gutem Brauch verlangen, daß es in Deutschland stattfinde. Für den König von Frankreich ist dies durch einen Vertrag festgelegt. Vom König von Frankreich hätte also der Papst selbst das nicht verlangt, was Euch die Eminenz des Kardinals zumutet. Ist Frankreich ein freieres Land als Deutschland? Können unsere Fürsten nicht eben dasselbe verlangen, was dem französischen König zusteht? Doch Ihr, Kurfürstliche Gnaden, bedürft des Zugeständnisses nicht einmal. Entsprechend dem Erbieten des Doktors, sich dem Urteil freier Richter in Deutschland zu unterwerfen, hat ihn der Herr Kardinal in Augsburg verhört und also mit dem Gericht schon begonnen."

Hier unterbrach der Kurfürst den Sprecher. Er wollte nicht zugeben, daß Luther verhört worden sei.

„Der Kardinal versprach mir, den Doktor väterlich zu mahnen," bemerkte er.

„Wie man die Vernehmung auch ansieht," setzte der Rat wieder ein, „so steht ein begründeter Urteilsspruch noch aus, und um so fester wolle Euer Kurfürstliche Gnaden auf der Forderung beharren, daß weiterhin in Deutschland Gericht gehalten werde. Aus den kundigsten Männern werde es zusammengesetzt und tage unter dem Vorsitz eines deutschen Bischofs. Glaubensgerichte sind eine schwere und böse Sache. Wo sind die festen Gesetze? Kein Mensch spricht seine Meinung mit den gleichen Worten aus, wie einer von früher. Wann aber wird die Abweichung zum Verbrechen? Mir scheint, die Richter müssen gute Ohren haben und die Sprache dessen genau verstehen, über den sie urteilen. Auch wird es des Landesherrn, dem der Angeklagte zugehört, Pflicht sein, ihm Leben und Freiheit so lange zu erhalten, bis ein schriftliches Erkenntnis der Richter ihn selbst überzeugt. Noch einmal sage ich: darüber, wie der Fürst seine Gewalt braucht, gibt nur er selber Rechenschaft. Also prüfe er das Gericht."

Der Kurfürst erwiderte: „Ich sehe ein, daß es meine Pflicht ist, den Menschen, durch Natur und Herrschaft mir anvertraut, auch zu behüten. Es ist wahr, daß Seine Eminenz der Kardinal den Doktor entweder selbst

mit Eingebungen des Geistes widerlegen oder anderen Zeit lassen muß, bis sie mit ihren Meinungen ins klare gekommen und sie deutlich für oder gegen Luther gesetzt haben. Und nachdem der Streit hier an meiner Universität begonnen hat, möchte ich ihm auch weiter zusehen. Ohne Beistand soll niemand vor Gericht gestellt werden. Wir, seine Landsleute, denen der Luther dienen wollte, sind sein Beistand. Außer Landes wäre er elend. Gar in Rom würde ihm niemand helfen. Nachdem mich Euer guter Rat — er wandte dem Redner einen gnädigen Blick zu — meiner fürstlichen Pflicht und der Rechte, deren ich mächtig bin, so eindringlich erinnert hat, will ich auf des römischen Kardinales Forderung antworten, daß des Luthers Sache in Deutschland gehandelt wird und weiter gehandelt werden muß, bis sie entschieden ist.

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich.

Das Gemurmel schlug dem Gesandten des Kardinals ans Ohr und machte, daß ihm vor den Augen flammte.

Der Kurfürst sprach weiter:

„Doch muß ich auch meine politischen Räte hören." Er winkte einem zu, der neben dem Kanzler saß. „Wollet Ihr, mein Feilitzsch, mir sagen, ob ich Grund habe, den Absichten des Kardinals zu mißtrauen?"

Was tat der Kurfürst, daß er so sprach? Eines jeden Seele zitterte. Wollte er den Krieg erklären?

Der Angesprochene stand auf wie unter einem Zauber und trat vor. Einen Augenblick herrschte atemlose Stille.

„Euer Kurfürstliche Gnaden," fing er nach kurzem Besinnen an, „wolle noch einmal feststellen, was ihr in Augsburg von Seiner Eminenz dem Herrn Kardinal mitgeteilt und zugesichert wurde."

„Das geht in wenige Worte," war des Kurfürsten Antwort. „Der Kardinal machte mir die Mitteilung, daß er in wohlwollendem Sinn mit der Behandlung von Luthers Sache ganz von neuem beginnen wolle. Ihr hörtet doch in dem soeben verlesenen Brief, er nimmt mir übel, daß ich für den Doktor noch einen kaiserlichen Geleitbrief erwirkte. Ich sollte ihm, dem Kardinal, allein vertrauen, und er will heute noch, daß ich glaube, dieses Vertrauen habe er beanspruchen können."

Der Kurfürst holte Atem.

Der Rat fragte: „Demnach wäre des Luthers Flucht ein Unrecht gewesen?"

„Nach des Herrn Kardinals persönlichen Mitteilungen, auf denen auch sein Brief noch beruht, müßte ich annehmen, daß der Doktor sinnlos und mißtrauisch gehandelt hat, wenn er die Stadt verließ. So will der Kardinal, daß ich es ansehe."

„Aber der Herr Kardinal hatte die Absicht, sich des Luthers zu bemächtigen."

„Gebt," die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, „die Beweise," sagte der Kurfürst.

Jetzt entnahm der Rat den mitgebrachten Papieren ein Blatt und verlas das päpstliche Breve.

„Dies war die wirkliche Absicht des Kardinals," sprach er.

„Dies war sie," wiederholte der Kurfürst. „Und darum halte ich mich an den Luther."

Die Brust des Fürsten wogte.

„Ich halte mich zum Luther und will auf dieser Seite meine Seele retten. Man sage das dem Kardinal."

Hoch aufatmend hielt er still.

Die Versammlung saß wie mit Flammen übergossen.

Eine Bewegung Degenhards, des Kanzlers, weckte den Kurfürsten aus der Versunkenheit.

„So lest denn die Antwort, Kanzler."

Und Degenhard verlas: „Indem Doktor Martin Luther vor Euer Ehrwürden in Augsburg erschien, wie ich Euer Liebden persönlich in Augsburg zusagte, bin ich meinem Versprechen nachgekommen. Dafür hatte ich von Eurer Seite die Überzeugung, Ihr würdet ihn gemäß Eurer vielfach ausgesprochenen Zusage hören und dann väterlich und wohlwollend wieder entlassen, nicht aber, wie mir Martinus berichtet, zu einem schimpflichen Widerruf zwingen. Es gibt, das sage ich Euch, sehr viele Hochgebildete in deutschen Fürstentümern und Landen, auf Universitäten und anderwärts, aus deren Worten ich mich früher und bis zum heutigen Tag nicht überzeugen konnte, des Martinus Ansichten seien gottlos. Die wenigen, die ihn aus persönlichem Interesse verurteilen, haben keine Beweiskraft. Wahrlich, fände ich auch nur in einem Punkt die Sicherheit, daß des Martinus Anschauungen aus gottlosem Sinne stammten oder unhaltbar wären, so triebe mich meine eigene Angst vor Gott, meine Pflicht zu tun, und ich bedürfte keiner Mahnung. Ich erlaube mir, es auszusprechen: unser Geist ist wach, unser Wille bereit, unser Verstand hinreichend, um aus Eigenem zu tun, was Ehre und Gewissen gebietet. Darum hätte ich in diesem Augenblick der Verhandlung unter keinen Umständen die Drohung mit dem Vorgehen des römischen Hofes gegen mich erwartet, die Ihr in Eurem Brief aussprecht, um Euch selbst gleichzeitig aus der Verantwortung zu ziehen, und keinesfalls die Forderung, ich solle den Martinus nach Rom ausliefern oder aus dem Lande jagen. Was gibt Euer Ehrwürden das Recht, so zu schreiben? Vergeßt nicht, daß meine Universität, der er zur Zierde gereicht, bisher tüchtige, durchgebildete, untadelige Menschen hervorbrachte.

„Ich legte dem Martinus Euren Brief vor und füge seine Antwort diesem meinem Brief bei. Ihr findet ihn darin bereit, vor jeder Universität Rechenschaft abzulegen und für seine Meinung einzutreten. Er wird nicht zögern, sich belehren zu lassen. Aber er kann erwarten, daß ihm am heiligen

Statut der Bibel eine Verletzung nachgewiesen werde. Ich schließe mich seinem Verlangen an und vermag mir die Lüge nicht abzuringen, einen Menschen als Irrlehrer zu behandeln, der nicht überwiesen ist. Andererseits werden wir uns von niemand zur Anerkennung falscher Grundsätze bewegen lassen und glauben dadurch von selbst der Apostolischen Majestät gehorsam zu sein."

Das war des Kurfürsten Bekenntnis, schon mehrere Tage entworfen und nun feierlich bekundet.

Der Kanzlist trat hinzu mit Unterlage und Feder. Der Kurfürst unterschrieb. Dann wurde rasch gesiegelt, und aus des Kanzlers Hand empfing des Kardinals Bote das Schreiben. Er nahm es mit blassem Gesicht entgegen, ohne ein Wort zu verlieren, das unnütz war.

Mit hohem Gang verließ der Kurfürst den Saal. Schweigend, betroffen, ungewiß, ob seinem Geiste huldigend oder fluchend, sahen ihn die Versammelten entschwinden und das Ereignis bleiben.

„Die goldene Rose", flüsterte ein Stiftsherr einem anderen zu, dem er vertraute, „hat ihn beleidigt. Sie war ihm versprochen und wurde ihm dann vorenthalten."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Chestertons „Orthodoxie“ [1]).

Selbst für die kleinen, zur Ohnmacht verdammten Völker besitzt die rächende Nemesis in ihrem Arsenal eine Waffe: den scharfen Griffel der Satyre, und kein Zufall ist es, daß sie vor allen anderen Völkern der Erde gerade die körperlich und seelisch zu Krüppeln geschlagenen Iren mit diesem unscheinbaren, aber in der Hand eines Meisters so furchtbaren Rüstzeug beschenkte. Und sehet, es erstand aus irischem Mutterblute ein Swift, ein Sheridan, die beiden Leuchten der irischen Satyre, und in den letzten Dezennien das berühmte Trio der Exzentriks: Wilde, Shaw und Chesterton, die Fechtmeister des Paradoxons, die drei Modedichter der Londoner Gesellschaft, untereinander geschieden wie Tag und Nacht, aber dennoch zu einem geheimen Bunde vereint: den faden, nüchternen Geist des größten Magenbesitzers der Welt aus seiner Trägheit aufzuscheuchen und ihn der Lächerlichkeit preiszugeben. Dieser puritanisch verseuchte Geist, der nichts davon begriff, was diese drei Gaukler mit ihm vorhatten, fand an diesem scheinbaren Unverstand unmäßig großen Gefallen, fand ihn so ausnehmend spaßig und interessant, obschon er ihn gar nicht begriff, daß er mit Beifall nicht kargte, genau so wie er dies zu Aufführungen von Wagners Opern in Covent Garden gewohnt ist, zu deren tieferem Verständnis ihm jede Begabung ermangelt.

Wilde, Shaw und Chesterton, die beiden letzten im Lande des verkürzten Verfahrens G. B. S. und G. K. C. genannt, gaben nunmehr jahrein, jahraus dem englischen Publikum die verzuckertsten Pillen zu schlucken, und die Mammutkonstitution Albions empfand kein Unbehagen dabei, wennschon ihm wohl manchmal nicht ganz geheuer dabei zumute sein mochte. Paradoxe mundeten ihm eigentlich gar nicht, er schluckte sie aber tapfer herunter. Jeder der drei Iren tat es auf seine ihm eigentümliche Weise: Oskar Wilde glättete in seiner schalkhaften Art die heiligsten und unheiligsten Dinge zu einem leichten Kinderbrei, den jeder zu sich nehmen konnte, ohne sich über die alte Magenbeschwerde: das Grübeln, und den Kopfschmerz: das Nichtbegreifenkönnen, beklagen zu müssen. Shaw, der Clown im Zirkus des Liberalismus, trieb seinen gefürchteten Spott mit all jenen Kostbarkeiten der Kultur, die das Leben verschönern und vertiefen: Kunst und Religion, Seele und Phantasie, Seifenblasen diesem Verfechter der exakten Wissenschaften, der nur an das zu glauben vorgibt, was seine Vernunft logisch zu erfassen vermag. Endlich als dritter im Bunde: Chesterton, sein Gegenpart, der körperlich etwas behäbige G. K. C., der Lyriker dieses in sich schon paradoxen Kleeblatts, der wie alle echten Dichter in einen edlen Wein so verliebt sein kann, wie in ein altes Volkslied, in ein urtiefes Märchen, der Verfasser dieser paradoxen Orthodoxie, die dennoch im Grunde so wenig paradox ist wie seine gläubige Kinderseele. Und doch alle drei: Gaukler vor dem Herrn der Welt, dem sie wohl manches Geheimnis abgelauscht, der sich aber den Schleier, der die ewige Wahrheit verbirgt, nicht durch die exzentrische Kunst der Paradoxe entwinden läßt; und doch heimliche Rächer ihres verstümmelten und vertriebenen Volkes.

Chesterton schrieb seine Orthodoxie, um sich, seiner tiefen Natur entsprechend, der immer weiter um sich greifenden Verflachung des modernen Geistes entgegenzustemmen, der immer erschreckender die Züge der Degeneration im Antlitze trägt.

[1]) Orthodoxie von G. K. C., München 1909, Hyperion-Verlag.

Sie will uns die beschämende Armut unserer Zeit an Geistes- und Charaktergrößen vor Augen führen und uns zu dem Ideal des Christentums zurückgeleiten, dem unverrückbaren Ideal: das Leben schöner zu gestalten, als es in Wirklichkeit ist. In dem Volksspruch: „Glauben macht selig" ist die ganze Wunderkraft des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der Orthodoxie, enthalten. Aus demselben Gefühl heraus fühlt Chesterton in sich den Drang, zu schreiben, um uns das Leben wieder inhaltsreicher, phantastischer und uns selbst wieder glücklicher zu machen, indem er aus den Nebeln der Nüchternheit zu der Sonne des Märchenlandes hinaufweist, aus der Leere der modernen Welt in die Farbenfreudigkeit der Vergangenheit. Wie Shaw der blinde Zerstörer jeglichen Wunderglaubens ist, so Chesterton sein Erhalter, sein Erneuerer.

Wir haben es so herrlich weit gebracht, wir Modernen: den Begriff der Sünde möchten wir als veraltet in den Müllkasten werfen. Diesen Gedanken hält Chesterton für einen der verderblichsten unserer exakten Wissenschaft. Gegen die Philosophie des Materialismus überhaupt bäumt sich sein guter Geist wie gegen den Bösen auf. Mit den gleichen Mängeln sei sie behaftet wie der Irrsinn: Beschränktheit an Voraussicht, an Intuition, an Seele. Der Materialismus leide an der krankhaften Beschränktheit des Mathematikers, und dieser Hang zum Analysieren führe einmal unweigerlich zur Verwirrung, wie es das Ende des Analytikers Poe beweise. Dieser befehdete sein ganzes Leben lang die romantischen Ausschweifungen der Phantasie; seine Veranlagung zum Zergliedern ließ ihn das Wesen des Unheimlichen, des Spukes unbarmherzig zerfleischen, bis ihm nichts als Skelette in den Händen blieben. Goethe jedoch und Shakespeare, diese Dichter der stärksten Anschauungskraft, waren gesund, waren Menschen mit praktischem Menschenverstand. Niemals sei ein Dichter an Überfülle der Phantasie zugrunde gegangen, immer nur an dem Mangel dieser ausgleichenden Kraft, oder an der Haltlosigkeit, die im Charakter begründet liegt.

Indem er den Engländern rund heraus erklärt, ihr vernünftiges Denken sei im Grunde völlig unvernünftig, weil es in Beschränktheit verfangen bleibe, bricht wieder der Schalk in ihm durch, um sich aber schnell wieder in den Apostel der Romantik zu verwandeln:

„Ein Leben praktischer Romantik ist der Menschheit vonnöten; sein Glaube soll ein Drang nach jener Mischung von Vertrautem und Unvertrautem sein, die wir so richtig als Romantik bezeichnen. Ja, in dem Worte Romantik allein liegt das Geheimnis wie die ursprüngliche Bedeutung Roms."

Sein Spott über den prahlerischen Mammonsgeist der Geschäftsleute kennt aber keine Grenzen; er sieht schon während der Niederschrift, wie diese Welt des Materialismus sich betroffen fühlen wird durch seine gutgezielten Florettstöße:

„Ich widme diese Seiten aus ganzem Herzen all den lieben Leuten, die hassen, was ich schreibe, und es gewiß mit vollem Recht als eine plumpe Possenreißerei oder einen mageren, faden Scherz ansehen."

Ich hätte auch sein gutes Lachen hören mögen, das diesem lustigen Erguß bestimmt gefolgt ist. Sein gutes, frohgesinntes Lachen, das ihm aus der Seele kam. Schade, daß sich das nicht festhalten ließ.

*

Sein paradoxes Traktat an die Vernunft der Krämer und Professoren beginnt Chesterton in der Form einer Autobiographie. Er landet zu seinem gewaltigen Erstaunen als Seefahrer in — England und beginnt das Land zu entdecken. Vertraut erscheint es ihm und zugleich doch so unvertraut. Er erschaut es mit den Augen der Romantik. Wie ein Ableger Swiftschen Geistes mutet uns dieser Eingang an, nur eingewickelt in ein Paradoxon.

Natürlich fallen unserem erstaunten Entdecker, der noch alles unbefangen wie ein Fremder betrachtet, die sämtlichen gedankenzerstörenden Faktoren unserer Zeit auf: das Überhandnehmen einer degenerierten Vernunft, welche die moralischen Grundsätze unserer Vorfahren unterhöhlt und uns zu Karikaturen und Drahtpuppen entseelt. Immer ähnlicher werden wir einander, immer mechanischer, schattenhafter, bis die Irrenhäuser überfüllt sein werden und die geheiligte Persönlichkeit nur noch ein altes, schönes Märchen ist.

Die Gedanken der modernen philosophischen Richtungen hält Chesterton für Selbstmordgedanken. Die Forderung nach Gedankenfreiheit hätte sich selber gerichtet, weil sie alle guten, altüberlieferten Ideen zugrunde gerichtet habe, ohne neue Gedanken an die Stelle der vernichteten zu setzen. Skeptizismus sei seit einem Jahrhundert gesät worden, aber Skeptizismus sei auch geerntet worden. Alles Erhabene und Erhebende wäre seit der französischen Revolution, den Tagen der Aufklärung in Frage gestellt worden. Der Zweifel hätte es sogar fertig gebracht, das Dasein dieser Welt und des Lebens in Zweifel zu ziehen. Die moderne Zeit habe sich mit nichts anderem beschäftigt, als Fragen zu stellen und keine Antwort zu geben. Das Alte sei gestürzt, aber kein Neues an der Stelle aufgerichtet worden. Die zerstörende Wirkung der Vernunft sei einfach verheerend.

Wie aber die ungezügelte Gedankenfreiheit den Skeptizismus gebäre, so führe auch die schrankenlose Willkür die Lähmung des Willens herbei, denn jeder Akt des Willens sei zugleich ein Akt der Selbstbeschränkung, indem wir bei einer bestimmten Willensäußerung uns stets für eine bestimmte Wahl entschließen müßten, also ein Etwas aus dem Mannigfaltigen auswählen, und gerade dieses verbiete die schrankenlose Willkür. Alles Anarchische sei genau so unfruchtbar wie der strenge Objektivismus der Vernünftler. Ganz bestimmte, deutlich umgrenzte Ziele, die nicht vom Objektivismus gehindert und nicht von der Willenlosigkeit der Willkür in den Strudel gerissen würden, tun uns allen bitter not. Der Liberalismus, den die französische Revolution erzeugte, mußte degenerieren, weil er sich nicht begrenzen konnte, nichts Positives zu schaffen mehr imstande war. Der moderne Rebell, sagt Chesterton, sei Skeptiker, nichts als zerstörender Skeptiker, deshalb könne er auch nie ein wirklicher Revolutionär im Sinne Franklins sein, denn ihm fehle die Loyalität und die Moral. Nietzsches Lehren wären daher aus demselben Grunde so körperlos, so gewichtslos, weil ihnen die Schwere der Moral fehle. Wohl sei Nietzsche in dieser geistesleeren Zeit ein feuriger Stern gewesen, dessen Kühnheit und Kraft man bewundern müsse, aber eben doch nur ein Meteor, dessen Bahn nach tausend Richtungen dem Zufall überlassen bliebe, kein Komet wie Jeanne d'Arc, die, mit gleichen starken Eigenschaften gesegnet, unbeirrt ihren einen ihr vorgeschriebenen Weg wandeln mußte, der zur Befreiung Frankreichs führte.

Man sieht, der Narr wird hier zum Prediger in der Wüste, Chesterton redet hier mit der Inbrunst der Apostel, zu denen er sich hingezogen fühlt. Das Paradox verflüchtigt sich, das Symbol tritt an seine Stelle.

Doch dann nimmt er beflissen wieder den guten, lächelnden Ausdruck des Gauklers an, die Narrenkappe wiegt sich wieder lustig hin und her, die Schellen klingeln, die Pritsche klopft dumpf auf die hohlen Schädel der Vorüberziehenden. Das Land der Romantik entdeckt er im nebligen England. Er geht mit dem Vorsatz um, eine Sekte der Romantiker zu gründen, die sich zum Glauben an die Möglichkeit der Idealisierung des menschlichen Lebens bekehren sollen; denn die Lehre der Romantik bedeutet doch nur den Trieb, das Leben schöner zu gestalten, es magisch zu beleuchten, damit es nicht in die Nacht der Hoffnungslosigkeit zurücksinke, und siehe da, er entdeckte, als er die Sekte glücklich zustande gebracht, daß sie — orthodox, daß ihr Gedankenkreis bereits im Glaubensbekenntnis der Apostel enthalten war.

*

Ein köstliches Etwas gewinnt diesem irischen Moralisten auch die sprödesten Herzen: es ist dies seine schöne und gerade gewachsene Seele im Gewande des Gauklers. Sie ist im Behagen der Allerweltsverbildung nicht verkümmert worden, sie ist noch rein und klingend, und verabscheut den süßsäuerlichen Predikantenton des Kompromisses und die salbungsvollen Gebärden des Moralisten.

Chesterton predigt uns die „Ethik des Feenlandes": das Märchenreich soll bleiben stahn; die Lehren des Realpolitikers, welche die Kinderseele zum praktischen Leben heranbilden sollen und ihr das Reich der Märchen im frühesten Kindheitsalter verleiden, versündigen sich gegen den gesunden Menschenverstand; entstammen doch die Märchen wie die Epen und Legenden dem starken Gefühlsleben des Volkes, das seine Erlebnisse durch die Jahrtausende in diesen einfachen Formen zum Ausdruck brachte, die oft nichts weiter als grandiose Allegorien sind. Märchen sind keine Phantasmen, sondern Volkstraditionen wie die Legenden des frühen Christentums; das Märchenland ist das sonnige Land des gesunden Menschenverstandes, genau so gut wie dies für das Reich der Fabel zutrifft. Gerade das Wunderbare der Geschehnisse ist notwendig, um die tiefe Symbolik deutlich zum Ausdruck zu bringen, während die Realpolitiker, die Naturalisten in ihrer traurigen Instinktlosigkeit und Verbildung nur den Gegenstand selbst, nicht aber den tieferen Sinn des Gegenstandes in der Natur begreifen. Letztere würden zum Beispiel nur von Quellen und Büschen sprechen, während die größeren Dichter der Volkstradition von den Göttern der Quellen und Gebüsche sangen. Und dieses Wunderbare im Märchen ist niemals dem gesunden Menschenverstande widersprechend. Niemals wird gegen die Logik verstoßen. Eins und zwei werden auch im Märchen immer drei ausmachen; kein Fatalismus treibt dort sein Wesen, wohl aber eine gesunde Einbildungskraft, die der Bohnenranke die Kraft verleiht, bis in den Himmel zu wachsen, nicht aber aus einem Dutzend Bohnen zwei Dutzend macht. Auch das Märchen besitzt eine Logik; sie wirkt sogar besonders stark und einleuchtend. Man könnte sie die Logik der Einbildungskraft nennen. Niemals in einem Märchen wird dem reinen Zufalle Raum zur Entfaltung gelassen. Die Einhaltung dieser Logik kann daher stets als Prüfstein eines echten Märchens betrachtet werden. Wird auch manchmal unmittelbar den Gesetzen zuwidergehandelt, die wir der Natur so mühsam durch schwere Reflexionsschlüsse abgerungen haben, so bedeutet dies noch keineswegs, daß es auch der besonderen Logik des Märchens widerspricht. Wenn ein Huhn aus einem Ei entstehen kann, ein Apfel aus einer Blüte, warum sollte sich nicht auch ein Pferd aus einer Maus, ein Königssohn aus einem Frosch entpuppen? Dem einfachen Volksverstande ist der Ursprung eines Vogels aus einem Ei genau so wunderbar, wenn nicht noch wunderbarer, als die Verwandlung einer Maus in einen Grauschimmel. Nicht aus der Reflexion, sondern aus dem starken plastischen Anschauen der Dinge und deren Wiedergabe durch die Kraft der Phantasie wird das Volksmärchen wie auch jedes andere Kunstwerk des Volkes geboren.

Mit diesem Anschauen ist ein großes Staunen ob all dem Wunderbaren verbunden, und gerade diesem Staunen verdanken die Märchen oft ihr Leben. So lange wir noch sehr klein sind, bedürfen wir noch nicht dieser aus dem Unfaßlichen geborenen Dinge des Staunens; da genügen uns Geschichten, die streng realistische, einfache Vorgänge darstellen. Nicht etwa, daß Hans die Tür öffnet und einen Drachen erblickt, fesselt uns in diesem frühen Alter von drei oder vier Jahren, sondern ganz ausschließlich der Vorgang, daß Hans die Tür öffnet. Später aber, wenn wir erst anfangen zu lesen und zu schreiben, wenn sich die Schwingen der Phantasie entfalten, wenn wir flügge geworden sind und wir das Leben um uns als etwas Wunderbares, Unerklärliches anstaunen, in diesem herrlichsten Alter stürzen wir

uns auf die Märchen und werden gewahr, daß in diesem das Leben ebenso unheimlich, gefahrdrohend ist, wie es uns in Wirklichkeit erscheint. Dunkle Gewalten herrschen, ein vergessenes Wort kann Reiche vernichten; eine Blume wird gepflückt und ein Menschenleben ist verwirkt. Ein Apfel wird gegessen, und das Paradies ist verloren.

„Die Märchenbücher," sagt Chesterton, „ließ ich auf dem Boden meiner Kinderstube liegen; aber ich habe seither keine so vernünftigen Bücher mehr gefunden. Als ich anfing, in die geistige Atmosphäre der modernen Welt hinauszutreten, erkannte ich, daß betreffs zweier Punkte die moderne Welt mit meiner Kinderfrau und ihren Geschichten im schärfsten Gegensatz stand. Ich habe lange gebraucht, um einzusehen, daß die moderne Welt unrecht und meine Kinderfrau recht hatte. Der moderne Gedanke widersprach meinem Kinderglauben, daß diese Welt ein fanatischer und unterhaltungsreicher Ort sei, und daß man sich in dieser so reich ausgestalteten und mannigfaltigen Welt bescheiden müsse."

Wir erfahren wieder, wie Chesterton die Unfehlbarkeit der modernen Gedanken zerzaust, wie sie uns von der materialistischen Wissenschaft als unfehlbare Weisheit dargeboten wird. Der Mensch unserer Tage hält die Welt für seelenlos, für mechanisch und fatalistisch. Da waltet nur das Gesetz des Fatums, der Kraft, der Materie. Seele, Religion, die Wunder der Einbildungskraft, der Kunst, das alles besteht für ihn nicht mehr, da es ihm seine Beschränktheit ins Bewußtsein bringt. Verständnislos steht er den gewaltigen Triebkräften der Welt gegenüber, die über alle menschlichen Begriffe hinaus den Kosmos beherrschen und auf immerdar dem Menschen unfaßbar bleiben werden.

Der heutige Mensch muß erst wieder bescheidener werden und es lernen, sich vor den ewigen Mysterien des Lebens tief zu verneigen, wie es der alternde Rembrandt getan, ehe er der Ethik der Märchen wieder teilhaftig werden kann. Es geht mit der Menschheit immer stärker bergab, seitdem sie so selbstbewußt, so knabenhaft stolz auf ihre Errungenschaften geworden ist. In diesem Sinne will Chesterton sie wieder zu einfacheren Sitten und Gedanken zurückführen, zum Glaubensbekenntnis der Apostel, zur Orthodoxie.

*

Während im vorigen Abschnitt gesagt wurde, daß unsere ursprünglichsten Eindrücke des Lebens, der seltsamen und zugleich anziehenden Beschaffenheit dieser Welt in den Märchenbüchern ihren entsprechendsten Ausdruck finden, handelt dieses von der „Weltfahne", von den Pflichten, die uns allein schon das Geborensein auferlegt. Unsere Hauptpflicht sei das Sichscharen um die Fahne der Welt. Weder als Optimisten noch als Pessimisten sollen wir leben, denn mit beiden ist der Menschheit nicht gedient, sondern wir müssen es uns zur Lebensaufgabe machen, unser ganzes Denken und Fühlen in den Dienst der Menschheit zu stellen. Wir sollen die Welt lieben lernen, indem wir ihren Geschöpfen unser Herz zuwenden, nicht mit dem Überschwang eines Optimisten oder kopfhängerisch wie ein Melancholiker, nein, streng, würdevoll, unerbittlich, als Märtyrer, als Soldat, die ihr Leben für die große Sache der Menschheit zu opfern bereit sind. Das Leben ist keine Mietswohnung, aus der wir ausziehen, weil sie uns nicht paßt. Starke Worte findet Chesterton wider den Selbstmörder, denn Selbstmord sei nicht nur eine Sünde unter vielen, sondern es sei die Sünde selbst. Er ist das letzte und absolute Übel: die Weigerung, sich für das Leben einzusetzen, die Weigerung, den der Weltfahne zugeschworenen Treuschwur zu halten. Der Selbstmörder defloriert jede Blume, indem er sich weigert, ihr zu Liebe am Leben zu bleiben.

„Mir kam ein feierliches, aber gedankenloses Traktat," fährt Chesterton fort, „von einem Freidenker in die Hand. Er meinte, ein Selbstmörder sei nur

das Paragon eines Märtyrers. Die offenbare Haltlosigkeit dieser Behauptung mag zur Klärung der Frage dienen. Ein Märtyrer ist einer, dem so viel an etwas außer ihm Stehenden gelegen ist, daß er sein eigenes Leben darüber außer acht läßt. Einem Selbstmörder aber ist so wenig an etwas außer ihm Stehenden gelegen, daß er von nichts mehr etwas wissen will. Und da gedachte ich der Sitte des ungeweihten Begräbnisses und der eigentümlichen Tatsache, daß das Christentum dem Selbstmörder so ungemein hart widerfuhr, während es den Märtyrer im höchsten Maße ermutigt. Ich werde gewiß nicht behaupten, daß diese Schroffheit gerechtfertigt war; aber woher kam sie?"

Hier macht Chesterton die Entdeckung, daß er einen Pfad betritt, den bereits vor zwei Jahrtausenden das Christentum betreten hat. Aus dem gleichen Gefühl, daß es dem Leben gegenüber eine angestammte Loyalität geben muß, verteidigte die Kirche den Märtyrer und verdammte den Selbstmörder.

Über die große Bedeutung des Christentums im Leben der Menschheit sagt Chesterton einiges Vortreffliche. Sein Erscheinen war für die nach Reinheit und Güte Sehnsüchtigen unter den Menschen eine wahre Erlösung aus dem Abstrakten der Naturkulten, die fast immer in Unnatur ausarteten. Früher wurden die Götter aus der Natur geboren; hier aber erstand der Menschheit ein Gott, der über dem Kosmos, der über seiner Schöpfung stand, und der ihr durch Christus die Inbrunst der gläubigen Liebe an Stelle des verderblichen Optimismus der Naturreligionen offenbaren ließ, an dem die alte Welt zugrunde ging, die Inbrunst, aus der die Märtyrer entstanden. Und gerade ihrer bedürfen wir heute so dringend nach all den egoistischen Theorien von dem inneren Licht; denn dieser Kult mit dem inneren Gott sei die schrecklichste Religion, die immer zur Selbstanbetung führen muß. Gott aber stehe außerhalb der Schöpfung, denn diese sei ein Akt der Trennung. Die Geburt ist ein ebenso feierlicher Trennungsakt wie der Tod. Gott habe die Welt nicht geknechtet, als er sie schuf, sondern sie freigegeben, wie ein Künstler seine Schöpfung freigibt. Aber der Mensch entwickelte sich nicht im Einklang mit diesem göttlichen Kosmos. Er entartete der Natur immer mehr und wurde zur geistigen Monstrosität. Doch bei solch schweren Gedanken kam uns dann wieder die tröstende Erkenntnis, daß wir im Leben meist am unrichtigen Ort stehen, meint Chesterton, und als er diese Entdeckung machte, da jubelte sein Herz vor Freude wie ein Vogel zur Frühlingszeit. Diese Kenntnis entdeckte und leuchtete in vergessene Kammern des dunklen Hauses unserer Kindheit hinein. „Ich wußte nun, warum mich der Anblick des Grases ebensosehr befremdete wie der grüne Bart eines Riesen, und warum mich am heimatlichen Orte ein Heimweh beschleichen konnte." Schöner hätte Chesterton das Gefühl der Romantik gar nicht wiedergeben können.

*

Nachdem nun der seltsame Entdecker zu der noch seltsameren Erkenntnis gelangt ist, daß die einzige Bewahrerin der allein seligmachenden Romantik die Orthodoxie ist, fühlt er den Drang, sich mit den Paradoxen des Christentums, seiner Romantik und fortdauernden Anpassung an die Zeit innerlich auseinanderzusetzen. Er tut dieses in seiner bewährten geistreichen Art, die sich nicht in die Schlingen und Maschen der mehr als delikaten Fragen verfängt; nicht mit dem Schwerte schlägt er sich durch das Dickicht, welches das Reich des Christentums wie ein dunkler Forst umhüllt, sondern mit dem Stoßdegen ficht er sich gewandt durch den Wust der Vorurteile, die ihm das Sonnenlicht verdunkeln wollen.

„Die Welt ist nahezu vernünftig, aber nicht ganz." Wir wissen, die Romantik besteht aus einem ähnlichen Gemisch von Vernunft und Unvernunft. Das zollbreite Abweichen vom Regelmäßigen ist es, was die schauerliche Seite aller Dinge

ausmacht. Wirklicher Scharfsinn erweist sich am besten durch ein intimes Erraten der verborgenen Unebenheiten und Überraschungen. Auch das Christentum erscheint voller Gegensätze. Aber es ist derart eingerichtet, daß es die größten Paradoxe in sich aufnehmen kann, ohne daran zugrunde zu gehen; es ist nicht der gute Mittelweg, sondern eine Zusammensetzung der weitesten Extreme; sein Mantel reicht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Es beherbergt den Mönch in seinem härenen Rock und Thomas a Becket in seinen prunkvollen Gewändern; den Krieger der Kreuzzüge und den wehrlosen Märtyrer, beide den Tod verachtend um des Heiles willen; aber es birgt nicht den Selbstmörder, der das Leben und das Heil verachtet. So lange der Verbrecher noch lebt, kann ihm Verzeihung erwirkt werden, aber das Verbrechen als solches dürfen wir überhaupt nicht vergeben. Guten Regungen zu ungekannter Entfaltung zu verhelfen, darin gipfelt das Christentum; aber ist der Verbrecher, der Selbstmörder, nicht mehr am Leben, so bleibt der Kirche nur belassen, die Tat, die sich nicht mehr sühnen läßt, zu verdammen. Die orthodoxe Kirche gewährt dem Geiste bedeutende Freiheiten, so lange sein Walten nicht lebensverneinend wirkt; so lange die entsetzlichsten Leiden noch einen Sinn für das Heil der Menschheit in sich bergen können, dürfen sie der Leinwand anvertraut werden; nur dürfen sie nicht als sinnlos hingestellt werden. Sie verficht sowohl das Zölibat wie den Kindersegen; nur die Kinderbeschränkung verurteilt sie. Sie liebt das Rot und das Weiß, aber den Mittelweg, die Mischung, das Rosa, die haßt sie.

„Die große Tat der christlichen Ethik beruht darin, daß sie die neue Wage fand. Das Heidentum glich einer aufrechtstehenden, symmetrischen Marmorsäule. Das Christentum aber glich einem großen, verwitterten, romanischen Felsblock, der, obwohl er auf seinen Grundfesten bei dem geringsten Anstoß ins Schwanken geriet, dennoch tausend Jahre hindurch unerschüttert blieb, weil dessen extravagante Auswüchse einander ausglichen. In einer gotischen Kathedrale sind alle Säulen verschieden, aber sie sind notwendig. Jede Stütze scheint da eine zufällige und phantastische Stütze; jeder Pfeiler scheint ein luftiger Pfeiler zu sein. So halten im Christentum scheinbare Zufälligkeiten einander das Gleichgewicht. Thomas a Becket trug über sein härenes Hemd ein golddurchwirktes Purpurgewand, so daß doch wenigstens die Leute auf der Straße ihr Ergötzen daran fanden, — was immerhin besser ist als die Weise unserer modernen Milliardäre, die Sack und Asche für die anderen nach außen kehren und das Geld ganz zunächst am Herzen tragen.“

Und doch läßt die orthodoxe Kirche nie mit sich reden, was alle modernen Kritiker des historischen Christentums so unerklärlich finden. „Ich meine die ungeheueren Fehden um geringfügige theologische Fragen, die mächtige Erregung um eines Wortes, einer Geste willen. Es handelte sich nur um einen Zoll breit, aber ein Zoll ist alles, wo es sich um ein Ausmessen handelt.“ Ein Zoll ist alles, wo es sich um das Gleichgewicht des verwitterten Felsblockes handelt, mit dem Chesterton die orthodoxe Kirche vergleicht.

Die Kirche mußte eben sehr sorgfältig bei ihrem Aufbau zu Werke gehen, und wäre es nur, damit die Welt sich größerer Sorglosigkeit erfreuen dürfte. „Dies ist die zauberhafte Romantik der Orthodoxie.“

Ihr widmet Chesterton ein besonderes Kapitel, nachdem er uns über das von uns allen anzustrebende Ideal belehrt — denn wir alle müssen einen gewissen Glauben in unser Leben setzen —, daß es ein unverrückbares, ein bleibendes sein muß wie dasjenige der Kirche. Die Welt um sie her wechselte aber ihre Ideale und geriet in immer größere Verwirrung. Die Kirche allein blieb aufrecht durch die Jahrtausende.

Noch ein Letztes berührt Chesterton leise, ehe er seine Orthodoxie schließt: die Freude. Sie ist ihm wohl das Köstlichste im Leben, diesem Epikuräer des Geistes:

„Es heißt, das Heidentum sei eine Religion der Freude und das Christentum sei eine Religion der Trübsal; man könnte ebensogut sagen, das Heidentum sei reine Trübsal und das Christentum reine Freude. Es wäre müßig, darüber zu streiten. Alles Menschliche muß zugleich Schmerz und Freude in sich tragen. Die Heiterkeit der besten heidnischen Zeit ist in der Tat eine ewig strahlende Heiterkeit, welche die dankbare Menschheit niemals vergessen sollte. Aber es ist eine Heiterkeit, die sich gänzlich auf die Geschehnisse des Lebens bezieht, nicht auf ihren Ursprung. Die kleinen Tatsachen sind dem heidnischen Gemüt so hold, aber die großen Dinge sind ihm bitter wie das große Meer. Wenn der Heide den Blick dem Innersten des Kosmos zuwendet, ist er wie erstarrt. Hinter den Göttern gewahrt er das Schicksal, das tödlich ist."

Schaut der Christ jedoch in die Ewigkeit, erfüllt ihre Hoffnung das Herz, der Trost des ewigen Lebens, der Trost einer besseren Welt:

„Die Freude ist das riesige Geheimnis des Christen. Und indem ich dies chaotische Buch beschließe, öffne ich von neuem das seltsame kleine Buch, das der Ursprung allen Christentums ist."

Da tritt ihm die ungeheuere Gestalt des Heilands entgegen in diesem „seltsamen kleinen Buch". Der spricht zu ihm in dem wunderbar natürlichen Pathos des Gottmenschen, ohne die Feierlichkeit der Stoiker, die ihre Tränen verbargen:

„Christus trug sie jedoch offen zur Schau ob eines alltäglichen Anblicks, der sich ihm darbot, wie die ferne Aussicht auf seine Vaterstadt. Dennoch verbarg er eines. Wohl hielt er mit seinem Zorne nie zurück. Er stieß die Tische von den Stufen des Tempels herab und fragte die Menschen ins Gesicht, wie sie der höllischen Verdammnis zu entrinnen gedächten. Dennoch hielt er mit etwas zurück. Es lag in dieser vernichtenden Persönlichkeit ein Zug, der schüchtern genannt werden muß. Eines verheimlichte er vor den Menschen, wenn er, um zu beten, den Berg hinaufging. Ein Ding gab es, das zu groß war, als daß Gott es uns gezeigt hätte, als er auf unserer Erde einherging; und manchmal dachte ich, es wäre sein Frohsinn."

Herbert Martens.

Litauische Geschichten. Von Hermann Sudermann. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1917.

Sudermann ist nicht der erste Dichter, der „litauische Geschichten" veröffentlicht; Ernst Wichert ist es gewesen, der das rassige Völkchen der preußischen Litauer in die deutsche Literatur eingeführt hat („Litauische Geschichten", zwei Bände, Verlag Carl Reißner, Dresden, dritte Auflage 1914; daraus waren durch die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel verbreitet: „Hier ein Ende", unter dem Titel „Der Wilddieb" als Nr. 13 der Volksbücher, und „Ewe" als Band 10 der Hausbücher. Die Erzählung „Für tot erklärt" in der Reclam-Sammlung gehört einem anderen Interessenkreis an und ist auch poetisch minderen Ranges). Man tut Sudermann kein Unrecht, wenn man sich jetzt dieses seines Vorgängers erinnert; denn mancherlei Fäden führen vom einen zum anderen. Doch Sudermann ist ihm an dichterischer Kraft weit überlegen. Auch, scheint es, ist er noch tiefer in ihre Psyche eingedrungen. Wichert studierte die Litauer, als er in dem Marktflecken Prokals als Richter tätig war (1860 bis 1863); Sudermann lernte sie schon in der Heimat seiner Jugend kennen und brauchte jetzt nur als Dichter in seine Heimat zurückzukehren. Doch ist hier ein Vorbehalt zu machen. Er fand hier gewissermaßen zwei Heimaten vor, und es ist nicht die eigene Heimat, sondern die Heimat des litauischen Nachbarn, die er schildert. Sudermann erzählt aber, als ob er Litauer wäre. Das gibt dem gedrungenen Tatsachenstil seiner Erzählungen eine eigentümliche Färbung. Wo Wichert von einem Litauer sagen würde, er meinte

das Recht zu haben, heißt es bei Sudermann: er hatte das Recht. Wichert steht dem Erzählten objektiv und kritisch gegenüber, er erzählt vom Standpunkt des (deutschen) Lesers; Sudermann stellt sich, ohne Litauer zu sein, auf den Boden des Litauertums und erzählt aus der litauischen Psyche heraus; er teilt ihren Geschmack, teilt ihre Rechtsanschauungen und glaubt ihren Aberglauben; ohne Wimperzucken, ohne Kritik, ja mit Andacht erzählt er das alles (auch die heikelsten Situationen sind in diese Andacht getaucht). Das übt eine eigenartige Wirkung aus. Denn indem sich der Dichter deutlich vom Leser und vom Menschen Sudermann trennt, zwingt er den Leser, was ihm als Tatsächliches geboten wird, unwillkürlich kritisch zu betrachten, und herauskommt als Kunstform eine feinere Form der Ironie. — Diese Geschichten sind von erstaunlicher Lebenskraft, sie zwingen den Leser in ihren Bann, so daß er vergißt, über sie zu urteilen, und sich ihrem starken Eindruck hingibt. *yq.*

Fortunat. Roman von Helene Raff. Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger. 1918.

In den meisten der überflüssig vielen Künstlerromanen erscheint der Künstler als der mehr oder minder „liebenswürdige Egoist", dessen reizbare und oft fragwürdige Eigentümlichkeiten dem Publikum als berechtigte Vorzüge dargestellt werden. Das Problem der schaffenden Natur in einem begabten oder gar genialen Menschen, das ja nicht nur an die rein künstlerische Form des Ausdrucks gebunden ist — was immer übersehen wird —, ist so tief und geheimnisvoll, daß es zu den lockendsten, aber schwierigsten Aufgaben zählt, es in einem Roman zu behandeln. Helene Raff in ihrem neuen Werk verschmähte es auch in sicherem Geschmack, den Künstler zum Helden, das Problem zur „interessanten" Fratze zu machen. Sie geht wohl von dem Künstler und seinem Problem als Mittelpunkt aus, aber sie setzt es nicht als Hauptsache. Sie dreht es vielmehr nur auf ihn zu, indem sie seine Umgebung und ihre Stellung zu ihm zeigt und eigentlich drei Menschen, den Künstler, seine Frau und seinen Stiefsohn, die Handlung tragen läßt. Sie gibt die Erscheinung eines Mannes, der durch Welt und Leben geht mit der Sanftmut und Macht einer antiken Erscheinung, die wie ein „Naturereignis" ist, unabhängig von Zeit und Gesetzen, und doch in einem schönen Maß von Menschlichkeit, das weder Ereignisse noch Konflikte in seiner Selbstverständlichkeit stören und ändern können. Daß aus der Mitte der Familie dann der sawer heilbare Bruch kommt — der Stiefsohn, der von kleinauf den zweiten Vater abgöttisch liebte, kann den flüchtigen Reiz nicht verzeihen, der seine krankhaft empfindsame Braut und den Künstler und Vater einen Augenblick zusammenführt —, bedeutet für die innere Haltung der Erzählung doch weniger als die Worte, die der Freund der Familie zu der Frau und Mutter sagt: „Es kommt nicht darauf an, was man unter einem geliebten Menschen leidet. Nur darauf, ob er es wert ist." Die Handlung führt zu versöhnendem Ausgang — noch der Tod erhöht die vom Geschick nicht zu verdunkelnde Heiterkeit von Fortunats Seele, in der „die Dinge auf besondere Weise Eingang fanden und auf besondere Weise wiedergeboren wurden". Noch einem anderen Menschen im Buch ist dies Glück der Seele geschenkt — einer in blutsauerer Mühe lebenden und sterbenden bäuerlichen Heimarbeiterin, die dem Sohn von Fortunats Frau just in seine Verbitterung hinein in ihrem kinderfrommen Glauben sagt: „Selbst leiden ist nicht so arg als unschuldig die Ursach sein, daß einem andern was zuleid geschieht." Sie ist, wie die alte Nandl, eine der Gestalten aus dem Volk, die Helene Raff so stark hinzustellen weiß wie jene Szene von den „mobilgemachten" Pferden — so kräftiges, unsentimentales Leben, daß man das kultivierte Wesen der Hauptpersonen dann zu zahm finden mag, wenn nicht auch in dieser Schilderung etwas aufblitzte, was das Bergvolk in einer eigentümlichen Augenbewegung ausdrückt: ein Lächeln, das auch ein Teilchen von Fortunats glückhafter Art ist. Der Gang dieser Geschichte ist so wohltuend und ruhig, sie ist so voll von feinem und reifem Sehen und Spüren menschlicher Beziehungen, daß man erstaunt, wenn auch Helene Raff den Krieg braucht und in ihm zu Ende kommt. Ihr Roman hat keine Verbindung mit dem Krieg nötig; seine Fragen suchen sich in der leisen Wehmut über die ewige Unvollendung alles Sterblichen zu beantworten. Denn dies Buch hat eben, weil es von der Gewalt und Not der Zeit seiner Anlage nach gar nicht berührt werden sollte (obwohl die kleine Episode vom Hündchen auf der französischen Landstraße eines der schönsten Dinge in der Erzählung und in der Dichtung dieser Zeit ist), seinen Vorzug in seiner stillen Noblesse und seiner wahrhaften Einfachheit im Satz und Rhythmus. Ein Vorzug, der so selten geworden ist, daß man ihn betonen muß, und daß man Helene Raffs Roman allen Lesern gönnen möchte, die heute in einem Buch Erquickung und nachdenkliche Freude finden wollen. *χω.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anders. — Flandern und Brabant im Wandel der Geschichte. Von Dr. Erwin Anders. 94 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1917.

Bastgen. — Die römische Frage. Dokumente und Stimmen. Herausgegeben von Prof. Dr. Hubert Bastgen. 1. Band. 466 Seiten Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1917.

Baumann. — Gottesfriede. Von Paul Baumann. 15 Seiten. Berlin, Die Wende. 1918.

Baußnern. — Alte Volkslieder Dreistimmig gesetzt von Waldemar von Baußnern. 2., verbess. Aufl. 32 Seiten. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun.

Benrath, Fischer, Richter, Haendtke, Schulze. — Luther und wir Deutsche. Fünf Vorträge zum Gedächtnis der Reformation: Prof. D. Benrath, Die Ursachen der Reformation. Senior D. Fischer, Luther, der Einiger Deutschlands. Konsistorialrat Richter, Protestantisches Volkstum. Geh. Reg.-Rat Dr. Haendtke, Martin Luthers Reformation und die Kunst. Prof. D. Schulze, Die Reformation und die evangel. Kirche der Gegenwart. 78 Seiten. Stiftungsverlag. Potsdam.

Beß. — Unsere religiösen Erzieher. Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern. Herausgegeben von Bernhard Beß. 2. Aufl. 2 Bände. 335 Seiten und 344 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.

Bode. — Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte. Zusammengestellt von Wilh. Bode. 1749—1803. 369 Seiten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1918.

Boll. — Sternenglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Von Fr. Boll. (Aus Natur und Geisteswelt. 638.) 108 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner.

Bölsche. — Schutz- und Trutzbündnisse in der Natur. Von W. Bölsche. 76 Seiten. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckh'sche Verlagshandlung.

Bonsels. — Waldemar Bonsels Menschenwege. Aus den Notizen eines Vagabunden. 268 Seiten. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt Rütten u. Löning. 1917.

Braun-Artaria. — Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigjährigen. Von R. Braun-Artaria. 3., unveränderte Auflage. 215 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung, Oskar Beck. 1918.

Braunhoff. — Elisabeth Braunhoff. Vom fernen Ufer. Sonette. 77 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co.

Briefe eines Soldaten. — Deutsche Ausgabe der Lettres d'un soldat. 178 Seiten. (Europäische Bücher.) Zürich, Max Rascher.

Briting. — Der helle Heimattraum. Gedichte aus dem Kriege. Von Walter Briting. 60 Seiten. Braunschweig, E. Appelhans und Co. (Rud. Stolle und Gust. Roseliebl. 1918.

Buber. — Die Rede, die Lehre und das Lied. Drei Beispiele. Von Martin Buber. 126 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1917.

Buber. — Ereignisse und Begegnungen. Von Martin Buber. 96 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1917.

Cooper. — The last of the Mohicans by J. F. Cooper in 2 volumes. 281 und 279 Seiten. Tauchnitz-Edition. Vol. 4523. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Dannenberg. — Sieg ohne Landgewinn? Von H. L. Dannenberg. 63 Seiten. Dresden-A., Das Größere Deutschland G. m. b. H.

Diehl. — Das alte Rom. Sein Werden, Blühen und Vergehen. Von Prof. Dr. Ernst Diehl. (Wissenschaft und Bildung. 54.) 2., verbesserte Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917.

Dörfler. — Der Roßbub. Erzählung von Peter Dörfler. 336 Seiten. Kempten, Josef Köselsche Buchhandlung.

Einstein. — A. Einstein. Beispielsammlung zur älteren Musikgeschichte. (Aus Natur und Geisteswelt. 439.) 88 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner.

Einstein. — A. Einstein. Geschichte der Musik. (Aus Natur und Geisteswelt. 438.) 123 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner.

Escher. — Meine Freunde. Gedichte von Nanny von Escher. 53 Seiten. Zürich, Schultheß und Co. 1917.

Fabarius. — Deutschlands Baumwollsorgen. Von E. A. Fabarius. Kriegsbefte aus dem Industriebezirk. 24 Heft. 119 S. Essen, G. D. Baedeker. 1917.

Felix infelix — Infelix felix. — Eine Wandlung. 45 Seiten. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchdruckerei, Rud. Schwartz. 1917.

Fleischer. — Der Haupttreffer Nicht. Ein heiterer Roman. Von Victor Fleischer. 258 Seiten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow

Flex. — Im Felde zwischen Nacht und Tag. Gedichte von Walter Flex. 67 Seiten. München, C. H. Beck, Oskar Beck.

Freytag-Loringhoven. — Geschultes Volksheer oder Miliz? Kriegslehren aus Vergangenheit und Gegenwart von Frhrn. v. Freytag-Loringhoven, Generalleutnant, Dr. h. c. der Universität Berlin. 116 Seiten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1918.

Gasteiger. — Die städtische Volksspeisung in München. Ein Kriegsbericht von der Heimatfront, unter Benutzung amtlichen Stoffes erstattet von Gemeindebevollmächtigten Michael Gasteiger. Mit 4 Ansichten und 2 Plänen. 106 Seiten. München, Verlag Leobaus. 1918.

Gaudig. — Deutsches Volk, deutsche Schule. Wege zur nationalen Einheit. Von Dr. Hugo Gaudig. 180 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1917.

Gerok. — Die Fremden. Drama in drei Akten von Hans Gerok. 79 Seiten. Warnsdorf, Wien, Leipzig, Ed. Strache. 1917.

Gjellerup. — Der goldene Zweig von Karl Gjellerup. Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius. 334 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.

Gietl und Pfeilschifter. — Festgabe Alois Knöpfler zur Vollendung des 70. Lebensjahres. Gewidmet von seinen Freunden und Schülern: J. B. Aufhauser, A. Bigelmair, J. Dorn, L. Eisenhofer, L. Fischer, Ph. Friedrich, J. Göttler, J. Göttsberger, G. Gromer, K. Holzey, J. Hörmann, P. W. v. Keppler, A. M. Königer, A. Michel, L. Rid, Th. Schermann, O. Schilling, U. Schmidt. J. Sickenberger, D. Stiefenhofer, D. Stöckerl, F. Walter, K. Weymann, S. Zellinger. Herausgegeben von Dr. Heinrich M. Gietl, Prof. a. d. Universität München, und Dr. Georg Pfeilschifter, Prof. a. d. Universität Freiburg i. Br. Mit einem Bildnis von Alois Knöpfler. 415 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1917.

Goethe. — Goethe und Lavater. Zeugnisse ihrer Freundschaft. (Schweizerische Bibliothek. 2.) 96 S. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Guertler. — Michal. Das Schauspiel des Weltkriegs. In 5 Aufzügen Von Martin Guertler. 119 Seiten. Elbing, Verlag Nordost.

Guthe. — Luther und die Bibelforschung der Gegenwart. Von Dr. theol. u. phil. Hermann Guthe, Prof. in Leipzig. 41 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1917.

Häberlin. — Wege und Irrwege der Erziehung. Grundzüge einer allgemeinen Erziehungslehre. Von Paul Häberlin, Prof. an der Universität Bonn. 348 Seiten. Basel, Kober. 1918.

Haeckel. — Kristallseelen. Studien über das anorganische Leben. Von Ernst Haeckel. 152 Seiten. Leipzig, Alfred Kroener. 1917.

Hälg. — Wirtschaftlicher Betrieb der Zentral-Warmwasser-Heizung. Leichtfaßliche Erklärung zur Verminderung der Betriebsauslagen und Erreichung eines hohen Nutzeffektes von F. Hälg, Ingenieur der Gebrüder Sulzer A.-G., Abt. Zentralheizungen, Zürich, in Verbindung mit seiner Firma. 30 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Haller. — Die Ursachen der Reformation. Von D Dr. Johannes Haller, Prof. der Geschichte in Tübingen. 44 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1917.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Erben Bismarcks.

Von

Richard Fester.

Es ist nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir in diesen Tagen ungeheuersten Weltgeschehens mehr als je des Mannes gedenken, der uns zu seinen Erben gemacht hat. Als im August 1914 Bismarcks Weissagung erfüllend „das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrannte", wurden wir durch eine nicht mehr abreißende Kette bitterster Erfahrungen daran erinnert, daß 1890 der sichere Lotse von Bord des Reichsschiffes gegangen war. Einer unserer tüchtigsten Baumeister, Paul Schultze in Naumburg, hat in seinen Kulturarbeiten mustergültigen Häusern, Gärten, Straßenzügen, Städte- und Dorfanlagen der Vergangenheit moderne Gegenbeispiele bildlich gegenübergestellt. Auch ein Laienauge lernt da rasch den Unterschied zwischen einer natürlichen, bodenständigen Baukunst und der unzweckmäßigen Häßlichkeit des internationalen Wellblechstiles verstehen. Es mag einer Zeit, wo wir wieder Zeit haben, vorbehalten bleiben, in ähnlicher Weise das Auge für Bismarcks politische Leistung durch Gegenüberstellung entsprechender politischer Gegenbeispiele zu schärfen. Der Fall Lichnowsky wird nicht die letzte Vermehrung unserer Materialsammlung sein. Im Augenblicke haben wir Wichtigeres zu tun, als Vergangenes zu kritisieren. Mit der Bescheidenheit der echten Größe hat der Führer aller Führer Hindenburg das Verdienst seiner Erfolge dem deutschen Volksheere zugesprochen. Der beste Führer muß versagen, wenn die Geführten nicht gleichen Schritt mit ihm halten. Die Erben Bismarcks sind doch nicht nur die Diplomaten der Wilhelmstraße, sondern alle deutschen Volksgenossen.

Auch da widerstehe ich heute der Versuchung, die deutschen „ungleichen Kinder Evae" als Spieler und Gegenspieler, die Böcke zur Rechten, die Schafe zur Linken, aufmarschieren zu lassen. Der Stoff eignet sich mehr für ein Fastnachtsspiel in der Weise des Hans Sachs als für eine ernste, der Größe des Erlebens entsprechende Betrachtung. Der innere Burgfrieden kann durch das deutsche Machtgebot, das der Welt den ersehnten Frieden zurückgeben wird, niemals erzwungen werden. Wie er zustande kommt, ist im übrigen einerlei. Zu Kindern und Narren spricht man anders als zu Erwachsenen und geistig Mündigen. Bismarck hat die eigensinnigen Köpfe seiner Landsleute unter einen Hut gebracht, nicht durch Zwang, sondern durch die Über-

redung der Macht der Tatsachen. Nicht jeder hätte am letzten Schöpfungstage mit dem Schöpfer gesagt: Siehe da, es ist sehr gut; aber auch die Nörgler haben es sich unter dem wohnlichen Dache, das er uns erbaut hatte, wohl sein lassen. Warum sollten wir mit politischen Irrlichtern einen Bund „neues Vaterland" schließen, nachdem das Vaterland Bismarcks den Ansturm einer Welt von Feinden siegreich abgewehrt hat? Das neue Haus des Deutschen würde eines jener Schultzeschen Gegenbeispiele, wenn es das organische Wachstum aus dem Deutschen Reiche von 1871 vermissen ließe. Die gemeinsame Arbeit aller Erben Bismarcks muß darauf gerichtet sein, so weiter zu bauen, daß unserer Hände Werk auch vor dem prüfenden Blicke seines Herrscherauges bestehen würde. Alles Weitere wird dann wie 1871 die Macht der Tatsachen besorgen.

Als sich 1915 unser Volk erinnerte, daß ihm vor hundert Jahren Otto v. Bismarck geschenkt worden war, konnte die eitle Frage erhoben werden, ob der Reichsbaumeister auch uns in unseren Nöten noch etwas zu sagen habe. Kein Mensch findet es verwunderlich, daß ein Schlieffen oder Hindenburg bei Hannibal und Caesar in die Schule gehen. In der Welt der Gedanken und der Schönheit können auch Nebeltage den ewigen Mustern nicht ihren Sternenglanz rauben. Wie dicht mußte doch der deutsche Nebel geworden sein, wenn an unserem Sternenhimmel just der politische Genius zu verschwinden drohte! Wir unterscheiden doch auch zwischen Kriegshandwerk und Kriegskunst. Das Kriegshandwerk ist dem Wechsel unterworfen. Die Kriegskunst steht zeitlos über allen Wandlungen des Handwerkszeuges. Warum sollte gerade die Politik eine Ausnahme von der Regel machen? Das Höchste läßt sich darin freilich wie in jeder Kunst nicht erlernen. Nur der Genius selbst wird eine verwandte Aufgabe mit der gleichen Meisterschaft wie ein großes Muster der Vergangenheit lösen. Was von dem Durchschnitte der Menschen verlangt werden kann, beschränkt sich auf die Einsicht, daß jeder individuelle Einzelfall zugleich einer Gattung angehört. Es gibt nichts Oberflächlicheres als die Meinung, daß unsere aus den Fugen geratene Welt sich mit nichts in der Vergangenheit vergleichen lasse. Wer vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, wird über dem Unterschied der kontinentalen Politik Bismarcks und der Weltpolitik seiner Erben nicht die Gemeinsamkeit der von beiden zu lösenden Aufgaben bemerken. Wir aber wollen uns heute, des Unterschiedes der Zeiten wohl bewußt, die Frage vorlegen, wie Bismarck in unsere Zeit hereingreift, damit wir in seinem Geiste mit dem Pfunde, das er uns vererbt hat, wuchern können.

Die Unterschiede zwischen einst und heute lassen sich in wenige Worte fassen. Nachdem der Staatskunst Bismarcks das Schwerste gelungen war, deutsche Dynastien und Stämme nach uraltem Hader zu einem deutschen Nationalstaate zu vereinigen, sah er sich vor die kontinentale Aufgabe gestellt, das Reich, das er zwischen alte Großmächte geschoben hatte, davor zu be-

hüten, daß aus dem natürlichen Drucke seiner Umwelt keine Erdrückung werde. Auf die Stärkung Preußens und die Errichtung eines starken deutschen Reiches folgte die Bündnispolitik des ersten Reichskanzlers. Die Sicherung wurde durch Rückversicherungen noch verstärkt. Die Bündnisse mit Italien und Rumänien bezweckten in erster Linie, von Österreich-Ungarn den Druck der italienischen und rumänischen Irredenta wegzunehmen. Die Rückversicherung mit Rußland sollte dem Hereinziehen Deutschlands in Streitfragen, die seine Lebensbedingungen nicht berührten, vorbeugen. Der Rang einer Weltmacht war dem Deutschen Reiche allerdings schon in Versailles als Patengeschenk in die Wiege gelegt worden, aber es mußte erst hineinwachsen, bevor es seine Politik dadurch bestimmen lassen durfte. Das Erstarken unserer in die Welt hinausdrängenden Handelsmacht, unsere kolonialen Anfänge, die Vorbereitung der Erwerbung Helgolands und die ersten Flottenpläne fallen noch in die Reichskanzlerschaft Bismarcks. Er hat als getreuer Eckart unseres Volkes sie gehütet und gepflegt, ohne den alten Kurs vorzeitig umzustellen. Wir wären auch unter ihm allmählich in den längst vorbereiteten neuen Kurs der Weltpolitik hineingeglitten. Die Schroffheit des Wechsels erscheint dem Universalhistoriker heute, an dem Maßstabe der unaufhaltsamen organischen Fortentwicklung des Reiches gemessen, als etwas Zufälliges. Ohne Bismarcks Entlassung und das Ungeschick der neuen Lotsen wäre der Anbruch eines neuen Zeitalters allen Mitlebenden schwerlich sogleich zum Bewußtsein gekommen. So aber kündigte sich die im Herzen Europas eingebettete deutsche Großmacht als Weltmacht an, um sofort den Druck der älteren Weltmächte zu empfinden. Aus der Aufgabe kontinentaler Sicherungen erwuchs die Riesenaufgabe, in Europa fußend für planetarische Sicherungen zu sorgen.

Niemand wird diese Weltpolitik an sich der kontinentalen Politik Bismarcks als Gegenbeispiel gegenüberstellen. Nicht das Was, sondern das Wie hat deutsche Patrioten in qualvollen, haßerfüllten Nächten wie den Alten im Sachsenwalde nicht schlafen lassen. Wenn wir mit unseren höheren Zwecken gewachsen sind, so kann uns doch auch heute noch der Führer unserer Jugend am besten sagen, wie man erstes Wachstum ermöglicht und fördert.

Im Dezember 1892 hat der General von Stosch an Bennigsen geschrieben, Caprivi habe, wie er höre, alles mögliche Material sammeln lassen, um zu beweisen, daß Bismarck in der auswärtigen Politik reichlich Böcke geschossen habe. Den Zauberlehrlingen des auswärtigen Amtes mag diese Sammlung auch später vorgelegt worden sein, um ihnen den Glauben an die Unfehlbarkeit des alten Hexenmeisters beizeiten zu benehmen. Das Licht der Öffentlichkeit wird sie wohl niemals erblicken, obwohl sie wie die apokryphen Bücher des alten Testamentes, als Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen, sicherlich nützlich und lustig zu lesen wäre. Aus nichts lernt man mehr als aus den Fehlern der ganz Großen. Die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold

von Hohenzollern-Sigmaringen war ein Rechenfehler Bismarcks, den erst die meisterhaften Schachzüge des 13. Juli 1870 wieder wettgemacht haben. Die Blut- und Eisenrede könnte man sogar einen Bock nennen, wenn man nur ihre unmittelbare Wirkung ins Auge faßte. Es war wohl richtig, daß das preußische Volk in seinem dunklen Drange 1862 das Gleiche wollte, wie der neue Ministerpräsident. Das Ziel aber glaubte das Abgeordnetenhaus durch Reden, Mehrheitsbeschlüsse und moralische Eroberungen erreichen zu können. Die Heeresreform König Wilhelms wurde ihm nicht mundgerechter durch die Andeutung, daß die zum Schutze des Vaterlandes bestimmte Armee das Instrument der Politik eines unberechenbaren Draufgängers werden sollte. Selbst Albrecht v. Roon empfand es als eine Entgleisung seines Freundes, daß Bismarck in dieser Weise seine Karten aufgedeckt habe. Die Fernwirkung der Rede spürt man heute noch in der ebenso törichten wie böswilligen Unterstellung, daß dem Deutschen Macht vor Recht gehe. Sie hat dem angeblichen geistigen Vater dieses Satzes durch Verstärkung des Mißtrauens gegen seine Person seine Aufgabe in Preußen und in Deutschland jedenfalls nicht erleichtert. Und doch sagt sich jeder, daß nur die Naivität des Genius eine Einsicht voraussetzen konnte, die erst 1866 nach Sichtbarwerden seiner Erfolge in Deutschland zu dämmern begann. Seitdem aber hatten wir uns gewöhnt, in der Erkenntnis, daß die großen Fragen der Geschichte durch Eisen und Blut entschieden werden, ein politisches Besitztum unseres Volkes für immer zu sehen, bis wir mitten im härtesten Kampfe um Sein und Nichtsein der Nation die traurige Erfahrung machen mußten, daß weite Kreise sich abermals von Reden, Mehrheitsbeschlüssen und moralischen Eroberungen die Entscheidung eines nur durch Blut und Eisen zu lösenden welthistorischen Prozesses versprachen. Was wir jüngst im Osten erlebt haben und im Westen in absehbarer Zeit wieder erleben werden, ist die letzte und größte Fernwirkung der ersten Ministerrede Bismarcks. Wahrlich ein Bock, der sich sehen lassen darf! Sogar in Österreich-Ungarn hat man sich zu Bismarck bekehrt, als man nach anfänglichem Zögern erkannte, daß das Mehl zu dem lange entbehrten Nationalgerichte durch moralische Eroberung Rußlands aus der Ukraine niemals herausgeholt werden könnte. Das Dogma, daß eine Vertagung der Entscheidung in einem Verständigungsfrieden dauerhafter sei, als ein sogenannter Schwertfriede, darf im Augenblicke wohl als erschüttert angesehen werden, so betrübt auch mancher Gerber seinen davonschwimmenden Fellen nachschauen mag.

Mit der Blut- und Eisenpolitik hängt aufs engste die Erkenntnis zusammen, daß der Sieger stärker werden muß, wenn er seines Sieges froh werden will. Englands Schule setzt reifere Schüler voraus, die sich über das Wesen seiner Seemacht nicht durch die Etikette des Vorkämpfers der Freiheit täuschen lassen. Bismarck hat uns als Elementarlehrer mit größter Offenheit gezeigt, wie man einen Staat durch neue Provinzen, erweiterten Staats-

haushalt und neue Armeekorps instand setzt, größere Aufgaben zu erfüllen. Schon der Große Kurfürst hatte gelehrt, daß Allianzen gut, eigene Kräfte besser seien. Der Norddeutsche Bund war zwar die erste Vereinigung eigener und außerpreußischer Kräfte, doch gab das verstärkte Preußen darin den Ausschlag. Auch das Deutsche Reich bedeutete noch, nachdem uns der Erbfeind zusammengeschmiedet hatte, eine Verstärkung der preußischen Macht. In die Bündnispolitik ist Bismarck dagegen mit dem vollen Bewußtsein eingetreten, daß der Kräftezuwachs jeder Allianz mit einer fremden Macht durch mehr oder minder große Bindung der eigenen Kraft bezahlt werden muß. An sich betrachtet war auch ihm der Starke am mächtigsten allein, aber er hat aus der Not eine Tugend gemacht, da das Deutsche Reich vermöge seiner geographischen Lage sich den Luxus glänzender Isolierung nicht gestatten konnte. Es entspricht daher durchaus seiner in der Feuerprobe des Weltkriegs aufs neue bewährten Politik, daß wir für die Behauptung unseres Ranges als Weltmacht Deutschland zunächst so verstärken müssen, wie Bismarck Preußen verstärkt hat. Die Militärkonvention mit Litauen ist dazu der erste Schritt, der uns die Weiterverfolgung des rechten Weges zuversichtlich erwarten läßt.

Denn es versteht sich für die von Hindenburg und Ludendorff geführten Erben Bismarcks von selbst, daß sie sich Umfang und Art unserer Verstärkungen durch die Behauptung unserer Weltstellung so diktieren lassen, wie Bismarck 1866 und 1870 für die kontinentale Stellung Preußens und Deutschlands gesorgt hat. In einer Untersuchung über den Ursprung der Revolutionskriege hat Leopold v. Ranke seine Ergebnisse in die Worte zusammengefaßt: „Die Politik suchte den Frieden, die universalen Gegensätze stellten den Krieg in Aussicht." Betrachtet man die Ereignisse von 1792—93 aus nächster Nähe, so wird man das nicht ohne weiteres unterschreiben. Unter den Politikern haben damals die Kriegstreiber den Friedesuchern mindestens die Wagschale gehalten. Nichtsdestoweniger hat der Altmeister unserer Wissenschaft aus einem höheren Gesichtspunkte den klassischen Ausdruck für den Ursprung jeder Weltkatastrophe gefunden. Auch 1914 haben die universalen Gegensätze, ganz unabhängig von der friedesuchenden und zum Kriege treibenden Diplomatenarbeit, den Krieg in Aussicht gestellt. Durch den Ausbruch und den Verlauf des Krieges sind sie naturgemäß nur noch schärfer herausgearbeitet worden. Auch der Friede wird sie nicht aus der Welt schaffen. Wir handeln ganz im Sinne Bismarcks, wenn wir uns für die Zukunft danach einrichten. Die Entschuldigung gilt nicht mehr, daß es hinter den Kulissen doch vielleicht anders aussehen möchte, als es ein zum Pessimismus neigender Beobachter annimmt. Es gibt heute fast keine Kulissen mehr. Die Tatsachen stehen in der Nacktheit medizinischer Präparate vor uns. Wir müssen nur die Augen aufmachen.

Vielleicht erklärt es gerade dieser Umstand, daß so viele unserer Zeitgenossen die ganze Tragweite der großen Wandlung im Osten noch nicht recht

begreifen wollen. Im fünften Kapitel der Gedanken und Erinnerungen ſpottet Bismarck über die kindiſchen Utopien der ſogenannten Wochenblattspartei, die im Krimkriege für Preußen die Gelegenheit zur Zerſtückelung Rußlands geſehen hatte. In ruhigeren Tagen wird man die ruſſiſche Studie des Freiherrn v. Haxthauſen-Abbenburg und die auf ihr fußenden Denkſchriften der von dem Großvater Bethmann-Hollwegs geführten Partei wieder hervorholen müſſen, um zu entſcheiden, ob ihre Gedanken über die Möglichkeit der Auflöſung des ruſſiſchen Reiches überhaupt Hand und Fuß hatten, oder ob nur der Wunſch der Vater ihrer Gedanken geweſen iſt. Waren ſie Propheten, ſo ſtünden ſie in einer Linie mit jenen Franzoſen, die ſchon am Ende der Regierungszeit Ludwigs des Vierzehnten die Revolution kommen ſahen. Darüber aber kann ſchon heute kein Zweifel beſtehen, daß ihre praktiſche Politik in der Tat kindiſch geweſen iſt, wie ja auch 1715 kein Staatsmann die 1789 ausbrechende Revolution in ſeine Berechnungen eingeſtellt haben würde. Zar Nikolaus der Erſte war vielleicht noch beſchränkter als ſein Urenkel, aber er war ein Mann und ein wirklicher Selbſtherrſcher im Stile Peters des Großen, der über ſeinem Rieſenreiche wie ein Bändiger die Knute ſchwang. Der Krimkrieg hat ihn die ſeit der Revolution von 1848 beanſpruchte europäiſche Vormachtſtellung gekoſtet, ohne das Gefüge ſeines Staates merklich zu lockern. Ob der Hinzutritt Preußens und Öſterreich-Ungarns zu den Bündniſſen der Weſtmächte und Italiens auch nur annähernd die Wirkung der Stöße Hindenburgs gegen das morſch gewordene Fußgeſtell des ruſſiſchen Koloſſes gehabt hätte, erſcheint im Rückblick auf die ſechs Jahrzehnte von 1854 bis 1914 als eine ganz müßige Frage. Der Faktor, mit dem Bismarck als Staatsmann zu rechnen hatte, war und blieb der waffenſtarke Zarismus. Wenn er der Meinung war, daß der Zweibund den Ruſſen den Weg nach Konſtantinopel nicht verlegen ſolle, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß er noch mit dem ruſſiſch-engliſchen Gegenſatze rechnen konnte. Kam es über Konſtantinopel und die Dardanellen zum Kriege zwiſchen der engliſchen und der ruſſiſchen Weltmacht, ſo war zum mindeſten zu erwarten, daß der Druck Frankreichs und des immer zweifelhaften italieniſchen Verbündeten auf den Zweibund nachließ, unter der Vorausſetzung, daß Deutſchland und Öſterreich-Ungarn ihre zuwartende Haltung nicht vorzeitig aufgaben. Die Politik des Rückverſicherungsvertrages mit Rußland wird erſt in dieſem Zuſammenhange ganz verſtändlich. So lange noch die Ausſicht beſtand, daß Rußland auf die Mittelmeergegnerſchaft Englands ſtoßen werde, und Frankreich und Italien in einen Krieg beider Mächte hineingezogen würden, empfahl es ſich, nichts unverſucht zu laſſen, um in Wien wie in Petersburg jede Neigung zu einem kriegeriſchen Austrag der wachſenden Gegenſätze im Keime zu erſticken. Man kann alſo nicht eigentlich ſagen, daß Bismarck Konſtantinopel den Ruſſen preisgegeben habe. Mit der Aufpflanzung des Andreaskreuzes auf der alten Sophienkirche hatte es noch ſeine guten Wege, wenn

das drohende Unwetter nicht ohne das Zutun des alten Wettermachers nach dem Mittelmeere abzog.

Es ist nicht bekannt, wie sich Bismarck den Austrag eines englisch-russischen Riesenduells gedacht hat. Nach den Erfahrungen des Weltkriegs wird auch der Laie frühere Vorstellungen berichtigen müssen. Wir haben an dem Vordringen der Russen in Türkisch-Armenien gesehen, daß auch der Vorteil der inneren Linie den Türken nichts nutzte, weil Erzerum und Trapezunt mit der Bagdadbahn nicht verbunden sind. Obwohl zwischen Ägypten und Palästina die Sinaiwüste liegt, mußte sich doch auch dort auf die Dauer die vorteilhaftere militärische Basis Ägyptens geltend machen. In Zentralasien sind die Vorteile des englischen Aufmarschraumes gegen Rußland noch größer, ohne daß an eine europäische Machtentfaltung irgend zu denken wäre. Mit anderen Worten, das englisch-russische Riesenduell wäre zu Lande in Persien und Afghanistan ein exotischer Krieg wie der mesopotamische geworden, dem eine mitteleuropäische Macht am besten fernblieb, wenn sie nicht, ganz einerlei auf welche Seite sie trat, die Hauptlast tragen wollte. Schon aus diesem Grunde wird man den gescheiterten deutschen Bemühungen um die russische Freundschaft von 1905 keine Träne nachweinen. Wenn auch die russisch-deutsche Rückversicherung gegen England Frankreich an die Kette gelegt hätte, so wäre doch eine Fortsetzung dieser Politik infolge der Gesamtrichtung des russischen Imperialismus auf die Isolierung Österreich-Ungarns hinausgelaufen. Da aber 1914 gelehrt hat, daß das Donaureich ohne unseren Beistand unterlegen wäre, so hätten wir eine Wiederholung von 1805 und 1806 erleben können. Erst Austerlitz, dann Jena. Zuerst der Mantel, dann der Herzog.

Aus alledem folgt, daß der Wert eines deutsch-russischen Bündnisses bis 1914 überwiegend in der Richtung einer Dämpfung der französischen Revanchelust zu suchen war, während Rußlands Gegnerschaft noch ernster als zu Bismarcks Zeiten genommen werden mußte, weil seine Annäherung an England seit 1907 den Mittelmeerregulator eines drohenden Weltkrieges endgültig ausgeschaltet hatte. Den Schutz der Türkei, den 1854 die Westmächte mit Italien übernommen hatten, hätten wir schon deswegen übernehmen müssen, um der tödlichen Umklammerung unseres österreich-ungarischen Verbündeten vorzubeugen. Das Schlagwort, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin und Wien führe, ist ja nicht am Zarenhofe geprägt worden. Die alte Erfahrung, daß Revolutionen durch Verbreiterung der Regierungsbasis den Imperialismus eines Staates eher steigern als dämpfen, sollte sich zunächst auch in Rußland bestätigen. Hinter der wegen der inneren Gärung zu einem ablenkenden Kriege drängenden Großfürstenpartei standen breite Schichten des Altrussentumes. Auf einen zu ehrlicher Freundschaft führenden Frieden mit dem Rußland Nikolaus des Zweiten, Miljukows und Kerenskis ernstlich zu rechnen, konnte nur politischen Phantasten in den Sinn

kommen. Die einzige Bürgschaft für die relative Dauer eines mit dem Zaren abgeschlossenen Verständigungsfriedens wären die mit Sicherheit zu erwartenden inneren Unruhen gewesen. Wenn Miljukow oder Kerenski sich zum Sonderfrieden entschlossen, so wäre das einer Vertagung ihrer Pläne auf kurze Frist gleichgekommen. Wir hätten den feindlichen Ring im Osten gelockert, aber nicht eigentlich gesprengt.

Und nun halte man sich die gewaltige Tatsache vor Augen, das Rußland durch das Ineinandergreifen deutscher Hammerschläge und russischen Selbstmordes aus der Reihe der Weltmächte ausgeschieden ist. Bismarck durfte mit Recht der Wochenblattspartei vorwerfen, daß sich Rußland nicht als caput mortuum ohne die übelsten Folgen für Preußen behandeln lasse. Hätte er wie wir vor der Tatsache des caput mortuum gestanden, so wäre er der erste gewesen, die Politik seines Staates danach neu zu orientieren. Frankreich konnte auch zur Zeit der Jakobinerherrschaft und der Sanskülotten staatliche Machtpolitik treiben. Das Rußland der Bolschewiki und der roten Garde kann und will es nicht. Die Liberté der französischen Revolution warb dem Imperialismus der ersten Republik Bundesgenossen. Lenin und Trotzki bekämpfen den staatlichen Machtwillen daheim und in der Fremde durch die rote Internationale[1]). Bis jetzt ist es ihnen nur in Großrußland durch Gewinnung des Bauernstandes gelungen, den Staat in seine Atome aufzulösen. Aus diesem Vakuum ein neues Rußland zu schaffen, sind wir um so weniger berufen, als die Elemente des Wiederaufbaues sämtlich deutschfeindlich waren und geblieben sind. Es genügt, daß wir den Pestkordon gegen die Propaganda der Anarchie bis an die Grenze Asiens vorgeschoben haben. Den Weg nach den sozialistischen Ansteckungsherden der schwachen skandinavischen Staaten haben wir der russischen Revolution in Finnland verlegt. Hier zu sagen, daß der Brester Friede die Entente aufs neue besiegelt habe, ist eitel Torheit. Der Ring, den wir in den letzten Jahren bestenfalls lockern konnten, ist jetzt wirklich zersprengt. Rußland ist bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückgeworfen. Seine ganze Geschichte von Peter dem Großen bis auf unsere Tage ist wie ausgelöscht.

Was das für uns bedeutet, ist mit der Ermöglichung der großen Durchbruchsschlacht im Westen noch nicht erschöpft. Wir wollen keineswegs die Augen vor der Tatsache verschließen, daß der Friede im Osten nicht der in Schillers „Braut von Messina" so hinreißend geschilderte „liebliche Knabe" ist. Livländer und Esten stehen noch, von uns beschützt, unter russischer Oberhoheit, mit dem Rechte der Kündigung. Die Anerkennung der Selbständigkeit Finnlands hält die russischen Gewalthaber nicht davon ab, ihre rote Garde auf den Verbindungslinien mit Schweden für die Freihaltung der anarchistischen Propagandastraße mit den Finnländern und ihren deutschen

[1]) Vgl. R. Fester, Der Machtwille und die Weltlage. Halle (M. Niemeyer) 1918. S. 15 ff.

Helfern kämpfen zu lassen. Während Ukrainer und Polen sich um das Cholmer Land zanken, hat man noch nichts von einer genaueren Festlegung der Grenzen zwischen Großrußland und der noch nicht ganz von den Bolschewisten gesäuberten Ukraina gehört. Wo unser Arm nicht hinreicht, sehen wir, wie in der Krim und im Kaukasus, vorläufig nichts als große Fragezeichen. Mag auch die notgedrungene Abkehr Polens von dem russischen Vulkan als ein Gewinn für uns gebucht werden, so wird man auf der anderen Seite nicht übersehen dürfen, daß für einen Staat wie Österreich-Ungarn die Nachbarschaft des Chaos ein gefährlicher Ersatz für einen zu relativer Einigkeit seiner Völker erziehenden gefährlichen Feind ist. Friede im Osten ist nicht gleichbedeutend mit Ruhe im Osten. Wir werden wie die alten Römer und wie die Engländer in Indien die Pforten des Janustempels gerade da, wo die Morgenröte des Friedens zuerst am Horizonte erschienen ist, nicht schließen dürfen.

Diese Fülle neuer kontinentaler Aufgaben und Sorgen darf uns jedoch gegen die Größe des weltpolitischen Gewinnes nicht blind machen. Vor dem Kriege waren es drei Weltmächte, zwischen denen sich das Deutsche Reich seinen Weg suchen mußte: die Vereinigten Staaten von Amerika, England und Rußland. Heute ist an die Stelle Rußlands die werdende japanische Weltmacht getreten. Frankreich hatte schon seit dem Sturze Napoleons des Dritten die das Kennzeichen einer Weltmacht bildende souveräne politische Bewegungsfreiheit verloren. Heute gleicht es dem bereits Geköpften der bekannten grausamen Anekdote, dem der Scharfrichter auf die Bitte, ihn endlich hinzurichten, ins Ohr schreit: Bitte, schütteln Sie sich doch. Deutschland aber war jenen Mächten gegenüber schon dadurch im Nachteile, daß es seinen Anspruch auf Weltmacht nicht wie die größten Flächenstaaten der Erde und das die Meere beherrschende England auf räumliche Ausdehnung, sondern nur auf organisierte Menschenkraft stützen konnte. Die Neuorientierung hat also für die Erben Bismarcks davon auszugehen, wie sich das Verhältnis infolge des Krieges gestaltet hat und voraussichtlich gestalten wird. Seitdem auch die Pazifizisten widerwillig zugeben müssen, daß der letzte Hieb im Westen wie im Osten den Frieden bringen wird, fällt auch die in den früheren Stadien des Krieges noch gebotene Zurückhaltung hinweg. Militärische Wünsche vor ihrer Erfüllung auszusprechen, wäre eine Verletzung der Ehrfurcht gewesen, die wir unseren genialen Führern Hindenburg und Ludendorff schuldig sind. Deutsche Art wäre das nicht. Das Schwadronieren überlassen wir besser unsern Feinden. Jetzt aber ist die Geschichte nach Hindenburgs Worten auch im Westen auf der feindlichen Seite ins Rutschen gekommen. Politik und Kriegführung verschmelzen wie im Osten zu einer kraftvollen Einheit. Wir folgen nur dem atemraubenden Vormarsch unserer Infanterie und der Flugbahn unserer Geschosse, wenn wir über die Bedingungen unseres Wiedereintritts in die uns versperrte Welt volle Klarheit zu gewinnen suchen.

Die Weltpolitik der Vereinigten Staaten iſt der Mehrheit unſeres Volkes ein Buch mit ſieben Siegeln, obwohl ſie in fünf Jahren ſchon auf das erſte Jahrhundert einer beharrlich feſtgehaltenen Richtung zurückſehen kann. Geht man auf die Wurzeln der Botſchaft des Präſidenten Monroe von 1823 zurück, ſo ergibt ſich, daß ſchon der Eintritt der Union in die Weltpolitik durch einen Weltkrieg begünſtigt worden iſt. Die Loslöſung der ſüdamerikaniſchen Kolonien vom ſpaniſchen Mutterlande war noch eine Folge der durch die franzöſiſche Revolution hervorgerufenen Erſchütterungen, die ſich auch nach dem Sturze des korſiſchen Imperators fortpflanzen ſollten. Als Monroe den alten Kolonialmächten ein drohendes „Hände weg" zurief, war es in Waſhington längſt beſchloſſene Sache, die eigenen Hände auf ganz Amerika zu legen. Wer heute die Etappen dieſer Politik verfolgt, wird immer wieder darüber ſtaunen, was das Land der Improviſationen ohne größere militäriſche Machtentfaltung durch kaufmänniſche Ausnützung jeder Gelegenheit erreicht hat. 1866 und in den nächſtfolgenden Jahren ſind wir ihre guten Freunde geweſen, weil der Aufſtieg Preußens Napoleon den Dritten zur Aufgebung ſeines mexikaniſchen Abenteuers zwang und die Vereinigten Staaten der Mühe überhob, unmittelbar nach glücklicher Beendigung des Sezeſſionskrieges ihren Drohungen Taten folgen zu laſſen. Wie aber haben ſie ſelbſt es verſtanden, Mexiko einzukreiſen! Die Lostrennung Cubas und Portorikos von Spanien war dazu 1898 nur der Auftakt. Panama wurde von Columbia gelöſt, um den Kanal noch feſter in die Hand zu bekommen. Der Weltkrieg bot dann die Gelegenheit, die anderen mittelamerikaniſchen Republiken ganz ins Schlepptau zu nehmen und durch Ankauf der däniſchen Antillen in die den Golf abſchließende Inſelreihe Breſche zu legen. Mexiko iſt heute von Jägern, Netzen und Hunden ſo planvoll umſtellt, daß man vermuten möchte, Wilſon habe ſich vor Eintritt in den Weltkrieg von England und Frankreich im Falle eines ſiegreichen Friedens Jamaica, die Bermudasinſeln und die ganze Kette der weſtindiſchen Eilande als Lohn ſeiner Hilfe verſprechen laſſen. In Südamerika wird der deutſche Einfluß durch erfolgreiche Bündniswerbungen und Störung des Einvernehmens zwiſchen den lateiniſchen Republiken hinausgedrängt. Wie ſollten uns da die jungen Burſchen aus der Neuen Welt, die wir gefangen nehmen, ſagen können, weshalb ſie über das große Waſſer geſchickt worden ſind? Wilſon hat es meiſterhaft verſtanden, auch die Monroedoktrin durch Phraſenſchleier unkenntlich zu machen. Die Wahrheit iſt, daß nicht ganz hundert Jahre nach ihrer Verkündigung der Weltkrieg zu einem Rieſenſchritte des Panamerikanismus entſchloſſen ausgenützt worden iſt. Der Einſatz des amerikaniſchen Kapitals iſt nur eine Wirkung, nicht die Urſache des Eingreifens der keine Stunde neutral geweſenen Vereinigten Staaten in den Krieg. Die herrſchſüchtigſte aller Mächte kämpft in Frankreich recht eigentlich für die Beherrſchung ganz Amerikas.

Die Unerſättlichkeit des amerikaniſchen Kapitals hat ſich freilich noch

weitere Ziele gesteckt. Nach China, den Azoren und den elsässischen Kalilagern hat es seine Fangarme ausgebreitet. Sogar mit dem von der Entente aufgegebenen Rußland der Bolschewiki hofft es noch gute Geschäfte zu machen. Aber die Fangarme sind nicht der Körper der Weltpolitik der Vereinigten Staaten, und dieser ist und bleibt panamerikanisch. Man wird daher schon heute sagen dürfen, daß das anglo-amerikanische Bündnis trotz der entente cordiale des anglo-amerikanischen Kapitals keine rechte Zukunft hat. Eine den Frieden suchende Politik kann die beiden Weltmächte wie bisher einander ausweichen lassen. Um sein afrikanisch-asiatisches Weltreich zu retten, würde England auch einen Teil seiner amerikanischen Interessen opfern. Um Japan durch England zu zügeln, werden die Vereinigten Staaten den Engländern in Afrika und Asien nicht hineinreden. Die universalen Gegensätze, die Kanada ebenso bedrohen wie Britisch-Guyana und die Falklandinseln, sprechen eher für künftige Spannungen und Konflikte. 1895 haben wir den Venezuelastreit der Vereinigten Staaten und Großbritanniens durch das Hereinplatzen des Krügertelegramms gestört. Das wird uns hoffentlich nicht wieder begegnen.

Auch die japanische Politik liegt jetzt, so jung sie ist, wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns. Was für die Vereinigten Staaten Amerika, ist für Japan Ostasien im weitesten Sinne. An Zielbewußtsein und Schlauheit steht Tokio hinter Washington nicht zurück, an Vorsicht sucht es seinesgleichen. Die Früchte der Kriege mit China und Rußland läßt es daher langsam reifen. Wo es verminderten Widerstand wittert, greift es sofort zu. Konflikten, die ein Kampf auf Leben und Tod werden könnten, weicht es geschmeidig aus. Über Kiautschau scheint es nach Hammanns sehr wahrscheinlicher Vermutung schon 1912 sich mit Rußland verständigt zu haben. In Sibirien sucht es, England gegen die Vereinigten Staaten ausspielend, sich festzusetzen, ohne es zum Äußersten zu treiben. Nach dem Zusammenbruche Frankreichs dürfte wohl Tonking an die Reihe kommen, und so fort, bis eines Tages endlich die Stunde der Abrechnung mit dem mächtigsten seiner asiatischen Rivalen, England, schlagen wird. Eben deswegen aber wird es so lange als möglich mit England gehen und in seiner Weltpolitik auch nach dem Kriege den ostasiatischen Kreis ohne zwingende Veranlassung nicht überschreiten.

Wenn der Krieg den Panamerikanismus der Vereinigten Staaten und die ostasiatische Tendenz Japans noch mehr herausgearbeitet hat, so liegt gerade darin für England die weltpolitische Nötigung, alle seine Kräfte auf die Sicherung seiner Verbindung mit Indien zu konzentrieren. Seemacht allein tut es nicht mehr. Japan hat es nach dem asiatischen Festlande nicht so weit wie England nach Ägypten. Für eine so lange Linie wären die bisherigen und die neu hinzugekommenen Flottenstützpunkte von Gibraltar bis Lemnos eine zu dünne Verbindung. Volle Sicherheit setzt die Vorherrschaft über die Mittelmeerstaaten voraus. Über Frankreich, Italien und Griechen-

land hat der Krieg sie den Engländern auf Widerruf verschafft, während Spanien es der Fernwirkung unserer Siege verdankt, daß es seine Unabhängigkeit bewahren konnte. Auch der Landweg von Ägypten nach Indien ist noch keineswegs lückenlos, doch lassen die ausgeführten Teile auch da die gigantischen Ausmaße einer Weltpolitik erkennen, die über ganze Erdteile hinwegdenkend Kapstadt zum Brückenkopfe Kairos machen möchte.

Die zusammenhängende Fläche hat von allen Weltreichen nur Rußland besessen. Das Meer hat uns zahlreiche Feinde ans Land gespült; die eigentlichen Menschenwellen kamen wie alle Völkerwanderungen aus dem Osten. Das hat nun ein Ende, und wir dürfen unsere Kräfte und unsere Ziele in dem Hochgefühle, den Rücken endlich frei zu haben, mit den geschilderten Tendenzen vergleichen.

Napoleon der Erste hat in St. Helena sich überzeugen müssen, daß europäische Bäume nicht in den Himmel wachsen können. Europa wird nie ein Flächenstaat werden mit einem einzigen Herrschervolke und angegliederten Fremdvölkern. Der Panamerikanismus hat in den Vereinigten Staaten längst germanische und romanische Kolonisten vereinigt. Die romanisch-germanischen Völker Europas widerstreben, so oft sie sich zu gemeinsamen Unternehmungen zusammengefunden haben, seit dem Verfall des Römerreiches der dauernden Vereinigung. Auch Mitteleuropa darf nicht als Surrogat eines Flächenstaates angesehen werden. Afrikanische Häuptlinge, arabische Scheichs und indische Fürsten können ihr Selbstbestimmungsrecht verlieren. Wer das Gleiche von Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei behauptet, stellt die Dinge auf den Kopf. Wir dürfen unsere Tugend ganz aus dem Spiele lassen, wenn wir den Erdichtungen unserer Feinde über den deutschen Imperialismus die nackte Tatsache entgegenhalten, daß unsere Verbündeten durch unseren Beistand freier und selbständiger geworden sind. Die augenblickliche Erschöpfung des Donaureiches ist vorübergehend. Das Bleibende ist die Befreiung von seinem stärksten und gefährlichsten Feinde. Bulgarien verdankt dem Kriege seine staatliche Rangerhöhung. Die Türkei wird nach Abstreifung der fesselnden Kapitulationen eher an ihre Verjüngung denken können. Gleiche Interessen der Verteidigung haben uns zusammengeführt. Daß sie uns auch in Zukunft nach Wegfall der russischen Gefahr zusammenhalten werden, ergibt sich aus der Erwägung, daß Österreich-Ungarn, Großbulgarien und die Türkei Mittelmeerstaaten sind. Der Ring ist gesprengt, aber die englische Barriere legt sich immer noch mit unerträglichem Drucke vor Mitteleuropa.

Der Kriegführung und Politik des Vierbundes sind dadurch die Wege gewiesen. Die Bedeutung des Brester Friedens zeigt sich auch darin, daß sich durch Wiederaufnahme der russischen Pläne zu einer Verbindung der Ostsee und des Schwarzen Meeres die Aussicht auf eine kontinentale Umgehung des Ärmelkanales und der Straße von Gibraltar eröffnet hat. Hinter

dem Pestkordon gegen die russische Anarchie soll der Kanal zwischen Düna und Dnjepr die wirtschaftlichen Interessen der Anstoßer des Schwarzen Meeres und der Ostsee verbinden. Die Ostsee aber ist deutsch geworden. Der Kampf um die Herrschaft über das Baltische Meer ist nach der Bescheinigung des schwedischen Ministers des Auswärtigen zu unseren Gunsten entschieden. Die verstärkte Tendenz der skandinavischen Königreiche zu England dürfen wir nach Verriegelung der Ostsee vorläufig in Kauf nehmen, weil sie eine Niederlage Englands nicht überdauern wird.

Auf Frühlings Anfang hatte Ludendorff schon sieben Wochen zuvor den Beginn des deutschen Angriffes festgesetzt. „Im Lenz, im Lenz, wenn Veilchen blühen zu Hauf, da wachen die Tränen auf," hat Peter Cornelius mit deutscher Innigkeit zu Paul Heyses ergreifenden Worten gesungen. Und doch ist es ein deutscher Frühling, der Ostern 1918 zu Bismarcks Geburtstag jene Hasenherzen verschwinden ließ, denen die Vorstellung einer Niederkämpfung Englands ganz unfaßbar schien. Dasselbe England, das seine Trabanten Italien und Frankreich bis in die jüngste Zeit durch Trient und Triest, durch Metz und Straßburg zu ködern suchte, wird nicht umhin können, den Kontinent zu räumen. Der Festlandszauber, den es so lange ausgeübt hat, ist gebrochen, sobald der letzte freie Engländer, wenn auch nicht freiwillig, Calais verlassen hat. So paradox es lautet, so wahr ist es doch, daß Frankreich und Italien durch den Sieg der deutschen Waffen ihre Freiheit zurückerhalten werden. Es wird bei ihnen stehen, ob sie diese zur Erneuerung oder zum Selbstmord gebrauchen wollen. Revancheidee und die Aspirationen des sacro egoismo waren Fesseln, die beide Mächte an England gebunden haben. Ihre Lösung könnte auch sie zu unseren Verbündeten machen, wenn Einsicht und Freundschaft sich erzwingen ließen. Napoleon der Erste ist als Zwingherr des Kontinentes aufgetreten. Wir denken nicht daran, seinen Spuren zu folgen, aber wir werden uns eben deswegen gegen französisch-italienische Rückfälle sichern müssen. Wenn wir trotzdem hoffen dürfen, auf dem Kontinente dem britischen Löwen eine lebensgefährliche Wunde beizubringen, so gründet sich das auf die nüchterne Erwägung, daß ein Schwertfriede mit Frankreich und Italien die englische Brücke nach Ägypten, ihrer Pfeiler beraubt, in eine Hängebrücke verwandeln wird.

Es hieße, den hochmütigsten und verbissensten unserer Feinde, der unser ganzes Volk schon 1914 kaltherzig zum Hungertode verurteilt hat, völlig verkennen, wenn wir damit rechneten, daß er sich alsdann schon für besiegt erklären würde. Die offene Tür bis ins innerste Asien hat das Schwert Deutschlands und seiner Verbündeten erkämpft. Die Öffnung des von rivalisierenden Weltmächten eingesäumten Weltmeeres wird unsere Flotte erzwingen, sobald sie einen befriedeten Kontinent im Rücken hat. Wir wollen es als einen Fortschritt im weltpolitischen Denken der Nation ansehen, daß der Streit über die Zweckmäßigkeit des U-Bootkrieges sich in einen Zank über die Zweck-

mäßigkeit der Verſchiebung ſeines vollen Einſatzes bis zum 1. Februar 1917 verwandelt hat. Auch der Hiſtoriker wird ſich dieſe Doktorfrage nicht entgehen laſſen. Soviel iſt wohl unbeſtreitbar, daß ein früherer Beginn einer langſam wirkenden Waffe auch eine frühere Entſcheidung zur Folge haben muß. Die Streitfrage der militäriſchen Sachverſtändigen, ob wir den U-Bootkrieg ſchon früher riskieren konnten, wird durch dieſe Feſtſtellung des geſunden Menſchenverſtandes gar nicht berührt. Politiſch hätte der Einſatz 1916 vor der Präſidentenwahl einen Keil zwiſchen Wilſon und ſeine überwiegend pazifiſtiſchen Wähler getrieben. Zu ſpät aber ſind wir auch 1917 nicht gekommen. Wie England ſeine kontinentalen Verbündeten in ſein Verderben hineingezogen hat, wütet es jetzt auch gegen den neutralen Schiffsraum. Auf der See und zu Lande verſteht es, den Krieg dadurch zu verlängern, daß es andere ſeine Zeche bezahlen läßt. Um die Schlußrechnung wird es ſich trotzdem nicht drücken können. Je mehr der Weltſchiffsraum zuſammenſchmilzt, deſto unentbehrlicher wird für die Friedenszeit der geſchonte größere Teil unſerer Handelsflotte. Bismarck würde zu der Drohung des Handelskrieges geſagt haben: Da lach ik över. Noch lächerlicher als die Drohung muß den Erben Bismarcks an der Waſſerkante die Angſt vor der Drohung erſcheinen. Der verminderte Schiffsraum wird ſich auch da als großer Regulator erweiſen, wo unſeren Feinden in der Tat die Eroberung neuer Märkte und die Hinausdrängung des deutſchen Konkurrenten gelungen iſt. Je ſiegesgewiſſer wir als Sieger auftreten, deſto raſcher gewinnt der deutſche Kaufmann ſeine Weltſtellung zurück. Der civis Germanicus verſteht unter der offenen Tür etwas anderes als einen Eingang für Welthauſierer, die man heute zuläßt und morgen hinauswirft. Die Bürgſchaft, daß die Tür, einmal geöffnet, auch offen bleiben wird, beſitzen wir ſchon ſeit 1914 in der flandriſchen Küſte. Wiederum handeln wir im Geiſte Bismarcks, wenn wir die organiſierte Menſchenkraft, auf der unſere Weltpolitik ſchon vor 1914 beruht hat, auch im Weſten verſtärken und zuſammenhalten. Das mittelafrikaniſche Kolonialreich, das wir der Rohſtoffe wegen erſtreben, würde ſich künftig im Kriegsfalle vielleicht eher behaupten können, aber es wäre wiederum vom deutſchen Mutterlande abgeſchnitten, da Deutſchland weder ein Flächenſtaat iſt noch über engliſche Hängebrücken verfügt. Was wir draußen erwerben, beſitzen wir auch in Zukunft nur im Frieden. Unſere Waffen ſind im Begriff, auch im Weſten die Grundlage zu ſeiner Sicherung zu ſchaffen. Kein Staatsmann, der auch nur einen Hauch von Bismarcks Geiſt verſpürt hat, kann im Zweifel darüber ſein, wie er darauf zu treten hat.

In den Randgloſſen des ehemaligen Staatsſekretärs v. Jagow zu der Denkſchrift des Fürſten Lichnowsky las man kürzlich die bedeutungsvollen Worte: „Die europäiſche Geſchichte beſteht in Koalitionen, die teils zur Vermeidung kriegeriſcher Ausbrüche, teils zu gewaltſamen Zuſammenſtößen geführt haben. Eine Lockerung und Löſung alter, nicht allen Bedingungen

mehr entsprechender Verbindungen ist erst dann angezeigt, wenn neue Konstellationen erreichbar sind. Darauf zielte die Annäherungspolitik an England. So lange sie nicht verläßliche Garantien bot, konnten wir die alten Sicherungen — auch mit ihren Verpflichtungen — nicht preisgeben." Dem Kenner der Geschichte sagt die Betrachtung, daß Bündnisse nicht ewig binden, nichts Neues. Ob ein Staatsmann, dessen Verantwortlichkeit auch im Ruhestande nicht ruht, sie gerade jetzt im Hinblick auf unser Verhältnis zu Österreich-Ungarn aussprechen durfte, ist eine andere Frage. Herr v. Jagow hat denn auch, als er die Wirkung seiner Worte gewahr wurde, sie nachträglich so gedeutet, als ob ihm eine Annäherungspolitik des Zweibundes an England vorgeschwebt habe, also das, was Ibsen ein dreieckiges Verhältnis genannt hat. Wie er mit dieser Deutung den Ausdruck „preisgeben" vereinigen will, ist seine Sache. Jedenfalls wollen wir ihm für die der Abschreckung förderliche Beichte dankbar sein, daß auch er bereit gewesen wäre, alte Verpflichtungen preiszugeben, wenn die Annäherungspolitik an England verläßliche Garantien geboten hätte. Deutlicher konnte gar nicht gesagt werden, daß 1914 zwischen dem Auswärtigen Amt und Lichnowsky nur ein Gradunterschied der Harmlosigkeit bestanden hat. Auch eine Politik, die den Frieden suchte, durfte nicht so weit gehen, daß sie universale Gegensätze ignorierte. Als Bismarck 1857 einer Annäherung an Napoleon den Dritten das Wort redete, war er sich wohl bewußt, daß eine diplomatische Extratour die Erbfeindschaft Frankreichs gegen Deutschland nicht aus der Welt schaffen werde. Das Deutsche Reich ist nicht umsonst in französischem Feindesland gegründet worden. Die Annäherung an den Feind läßt sich rechtfertigen, wenn man es für besser hält, ihm vorläufig noch auszuweichen. Wer auch nur in der Idee bereit ist, ein durch Natur und Geschichte gegebenes Bündnis einer widernatürlichen Allianz zu opfern, hat kein Recht, dem im Kielwasser der englischen Weltpolitik hilflos treibenden ehemaligen Londoner Botschafter ein „si tacuisses" zuzurufen.

Ein ostjüdisches Sprichwort sagt, heiraten soll man in der Heimat, stehlen in der Fremde. Es scheint, daß die Kenntnis des Auslandes vor dem Kriege im Verhältnis zu der zunehmenden Häufigkeit internationaler Diplomatenehen abgenommen hat. Johanna v. Bismarck stammte aus Pommern und verdankte ihre Auslandkenntnis ihrem Bräutigam und Gatten. Bismarcks Epigonen verstanden ihn schlecht, wenn sie ihre Studien in der Fremde damit begannen, daß sie sich sogar mit ihren Studienobjekten verheirateten. Jagow wußte wenigstens, daß jedes Bündnis eine Vernunftehe ist. Fürst Lichnowsky ist zu seinen englischen Freunden mit Rückerts Liebesfrühling in der Tasche gegangen. Gekannt hat weder der eine noch der andere die Welt, die sie einrenken wollten.

Der Verwandlung des ersten Teiles jener ostjüdischen Lebensweisheit in sein Gegenteil entspricht das politische Bekenntnis zu der christlichen Lehre, daß Geben seliger als Nehmen sei. Dem Verzicht auf Entschädigungen hat

nicht nur das oſtjüdiſche Ausland faſſungslos gegenübergeſtanden. Die Anhänger dieſes Grundſatzes haben entweder befürchtet, daß im Falle des Unterliegens auch von uns Entſchädigungen gefordert werden können. Dann überſahen ſie, daß Amerikaner, Engländer, Franzoſen und Italiener ſich keinen Augenblick bedacht haben würden, uns nicht nur bis auf das Hemd, ſondern bis auf die Knochen auszuziehen. Oder aber ſie dachten, bei unſeren Feinden ſei nichts mehr zu holen. Dann vergaßen ſie, daß auch die in Amerika und den engliſchen Dominions geſtapelten Rohſtoffe Entſchädigungen darſtellen, die wir noch beſſer als Milliarden Pfund Sterling gebrauchen können. Im Oſten hatte der Verzicht einen Sinn, weil aus Großrußland außer Anarchie wirklich nichts herauszuholen war und die befreiten Fremdvölker für die ruſſiſche Politik nicht büßen konnten. Im Weſten wäre Schonung eines Gegners, der uns vernichten wollte, das Bekenntnis, daß das Reich der Erben Bismarcks in der Tat nicht mehr von dieſer Welt iſt.

Von den „ungleichen Kindern Evae" haben nicht wenige, die bei Lebzeiten Bismarcks gegen ſeinen Stachel zu löcken pflegten, ſich auf die weiſe Maßhaltung ſeiner Friedensſchlüſſe berufen. Er wird uns gewiß auch da ein Muſter ſein, wenn wir uns auch falſche Parallelen nicht aufdrängen laſſen. Die Schonung der ſüddeutſchen Staaten belohnte ſich durch die Reichsgründung. Die Schonung Öſterreich-Ungarns ſollte ſich zunächſt noch nicht belohnen. Das Donaureich ſteuerte unter Beuſt einem zweiten Waffengange zu. Die Ungarn, die Weisheit Kaiſer Franz Joſefs und vor allem die raſche Niederwerfung Frankreichs haben es 1870 zum Glücke nicht ſo weit kommen laſſen. Den Zweibund, den erſt die Errichtung eines ſtarken deutſchen Reiches ermöglicht hat, konnte Bismarck 1866 noch nicht in ſeine vorſchauenden Berechnungen einſtellen. Die wahren Gründe ſeiner Mäßigung waren das heraufziehende franzöſiſche Unwetter und die Cholera. Was aber ſollte uns veranlaſſen, Feinde, von denen uns die Kluft univerſaler Gegenſätze auch künftig trennen wird, mit ſchonender Hand anzufaſſen? Den Franzoſen hat Bismarck ſelbſt das „saigner au blanc" in Ausſicht geſtellt, wenn ſie noch einmal mit uns anbinden ſollten. Den Engländern, die uns wie der Jäger das Wild aus der Welt gehetzt hatten, würde es wenig Eindruck machen, wenn wir ihnen nur mit dem Grundſatze kämen, daß die Erde Raum für alle hat. In der Weltpolitik muß man Hammer oder Amboß ſein. Wir haben die Verheißung unſeres Kaiſers und Hindenburgs, daß den Krieg, der weniger als je eine weiche Sache iſt, nicht ſelbſtmörderiſche Weichheit, ſondern ein kraftvoller deutſcher Frieden auch im Weſten beendigen wird. Was auch noch kommen mag, die Erben Bismarcks werden die Weltprüfung beſtehen.

Deutschland und Amerika.

(Ein Brief.)

Nachstehenden Brief an General Leonard Wood, den ehemaligen Generalstabschef der Vereinigten Staaten, stellt uns Herr Oberstleutnant H. W. Herwarth von Bittenfeld zur Verfügung. Der Genannte war von 1910 bis 1914 deutscher Militär-Attaché in Washington. Der Brief, der hier in seinen Hauptzügen in deutscher Übersetzung folgt, wurde bereits am 14. März 1915 in der „New York Sun" veröffentlicht und damals viel beachtet. Nachdem am 6. April der Tag des Kriegseintritts der Union sich jährte, gewinnen diese Ausführungen von neuem eine eigenartige Aktualität.

Berlin, 19. November 1914.

Mein lieber General!

Bismarck hat einmal gesagt, zu keiner Zeit werde soviel gelogen wie während eines Krieges, und auch heute empfindet wohl in beiden Lagern ein jeder deutlich die starken Verdrehungen, die seine eigenen Anschauungen sich gefallen lassen müssen. Der gegenwärtige riesenhafte Kampf hat manche nationalen Leidenschaften entfesselt, so daß es für Sie, jenseits des großen Wassers, äußerst schwer sein muß, zu einem ruhigen und leidenschaftslosen Urteil zu gelangen. Ich möchte deshalb versuchen, Ihnen hierzu, soweit Deutschlands Sache in Frage kommt, zu verhelfen.

Sie und alle unsere gemeinsamen Freunde in der Armee der Vereinigten Staaten wissen, daß ich während meines ganzen Aufenthalts in Washington ausschließlich das eine Ziel im Auge hatte, freundliche und kameradschaftliche Beziehungen zwischen unseren beiderseitigen Heeren anzuknüpfen, in der Hoffnung, daß diese guten Beziehungen von den Armeen auf die Völker übergreifen würden. Daher war es mir eine große und unvergeßliche Genugtuung, als mich bei meiner Abschiedsfeier Ihre und die deutschen Farben gemeinsam von den Wänden und der Decke des Festsaales grüßten.

Sie werden sich erinnern, daß ich — ebenso wie die Mehrheit meiner Landsleute — keineswegs ein Engländerfeind war. Stets bin ich für die Gemeinsamkeit der Interessen des Germanentums eingetreten (worunter ich alle Völker der angelsächsischen und der germanischen Rasse verstehe), da ich davon durchdrungen war, daß nur das sieghafte Sichdurchsetzen dieses Gedankens imstande sein würde, diesen fürchterlichen Krieg zu verhindern.

Zwischen Deutschland und England sah ich keinen anderen Vermittler als die Vereinigten Staaten. Niemals wurde ich müde, darauf hinzuweisen, daß ein europäischer Krieg, der Deutschland und England in feindlichen Lagern fände, der ganzen teutonischen Rasse, also auch den Vereinigten Staaten, zum Verhängnis gereichen würde. Eben aus diesem Grunde wünschte ich Ihr Land in dem deutsch-englischen Gegensatz als Vermittler . . .

Meine Gedanken über den Panama-Kanal sind Ihnen bekannt. Bedenken Sie, daß England in diesem Kanal nie etwas anderes erblickt hat als eine äußerst starke Angriffs- und Verteidigungswaffe, nein mehr noch: ein Szepter zur Beherrschung der beiden größten Ozeane der Welt! Sollte England eines Tages des Suez-Kanals verlustig gehen, so sichert ihm die Existenz des Panama-Kanals einen kurzen Weg und eine schnelle Verbindung zu seinen Besitzungen im fernen Osten. England hat bis zu diesem Jahre seine ganze Kanalpolitik stets dementsprechend eingestellt. Diese Tatsache drängt sich jedem auf, der einmal die Geschichte der Kanalverträge und aller früheren Schritte Englands auf diesem Gebiete erforscht hat.

Was ist denn Jamaika anders als ein „Malta" im „Amerikanischen Mittelmeer"? Beide Inseln sind Trutzburgen, Marinestützpunkte in der Nähe zweier Kanäle von weltumspannender Bedeutung. Sie sind Hämmer, deren sich England bemächtigt hat, längst ehe irgend jemand sonst auch nur an die Möglichkeit des Daseins der Amboße dachte. Fürwahr, die britische Diplomatie hat recht frühzeitig mit dem Studium der Weltkarte begonnen!

Ich glaube nun, daß der Panama-Kanal mit dem gegenwärtigen Kriege recht viel zu tun hat, da England auf die Neutralität der Vereinigten Staaten nur so lange hoffen konnte, als sich der Kanal noch nicht dauernd als schiffbar erwies, und nur so lange, als die Masse der Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich noch nicht der Macht bewußt war, die durch das Besitzrecht auf diesen Kanal in ihre Hand gelegt war. Nur so durfte Großbritannien es wagen, die Japaner zum Kampfe gegen Deutschland aufzurufen.

Hätte sich eine amerikanische Flotte im Stillen Ozean befunden, so wäre es zweifelhaft gewesen, welche Haltung die Vereinigten Staaten und die Niederlande angenommen hätten, und ob die Japaner jenem Rufe gefolgt wären, der inzwischen all ihre ehrgeizigen Begierden auf China und auf den Stillen Ozean entfesselt hatte! Möglich, daß ich mich irre; aber in der gegenwärtigen Lage scheint es mir, daß England sich Japans im Hinblick auf Ihre und die holländischen Kolonien im Stillen Ozean nur ganz einfach als eines Knüttels für die amerikanische und die holländische Neutralität bedient — jedenfalls war dies ursprünglich Englands Absicht. Wenn aber dieser Schachzug zum Spiel der englischen Politik gehörte, so ist es klar, daß der Krieg nicht länger verschoben werden durfte.

Diese politischen Erwägungen indessen sind nicht die Veranlassung dieses Briefes. Ich möchte vielmehr Ihnen und meinen Freunden drüben schildern,

was sich ereignet hat und was jetzt in Europa vor sich geht, und hoffe, daß dieser Brief trotz der englischen Zensur glücklich in Ihre Hände gelangt.

Ich übergehe so mancherlei Entstellungen, durch welche die öffentliche Meinung gegen Deutschland eingenommen worden ist, und möchte nur die Rechtslage Deutschlands durch Aufzählung nüchterner Tatsachen klar legen, ohne mich dabei viel um die Behauptungen der Gegner zu kümmern, und weit entfernt davon, Ihnen oder irgend einem sonstigen Leser dieses Briefes meine Ansicht aufzwingen zu wollen. Immerhin aber liegt mir Deutschlands Sache sehr am Herzen, und ich möchte unseren Standpunkt von Ihnen, von meinen ausländischen Freunden, von Ihrem uns verwandten Volke, mit dem wir niemals auch nur das leichteste Zerwürfnis gehabt haben, gern voll gewürdigt wissen. Dieses Verlangen lebt um so stärker in mir, als wir Deutsche, dem Grundsatze „Audiatur et altera pars" zum Trotz, von jeder unmittelbaren Verbindung mit den Vereinigten Staaten abgeschnitten sind.

Die europäische Politik ist, selbst für einen Europäer, äußerst verwickelt, falls er sie nicht gründlich studiert — um wie viel mehr aber für den Durchschnittsamerikaner, der seinen Kontinent als eine Welt für sich betrachtet und sich mit den Dingen „da draußen" weder befaßt noch wünscht, damit befaßt zu werden. Vielleicht hat sich diese Auffassung von der Stellung der Vereinigten Staaten zur übrigen Welt schon während dieses Krieges in den Köpfen breiter Schichten der amerikanischen Bevölkerung wesentlich geändert — zum wenigsten werden auch sie einen Begriff von der engen Wechselwirkung der Wohlfahrt Amerikas und Europas erhalten haben.

Da es nun in Europa drunter und drüber geht, da auch das Geschäftsleben der Vereinigten Staaten von wenigen Ausnahmen abgesehen unter dieser Tatsache leidet, so möchte der Amerikaner gern wissen, wer für diese Störung verantwortlich ist. Mit der Untersuchung dieser Frage aber brauchte er sich nicht mehr lange zu befassen, da man ihm alsbald erzählte, daß Deutschland, und insbesondere der deutsche Kaiser, an allem schuld seien. Dieser Behauptung schenkte er um so bereitwilliger Glauben, als schon seit Jahren der überwiegende Teil der internationalen Presse gewohnt war, nur solche Nachrichten und Gerüchte über Deutschland zu verbreiten, die geeignet waren, uns in einem schlechten, wenn nicht gar verächtlichen Lichte zu zeigen. Weitaus die meisten Amerikaner kennen und verstehen Deutschland nicht, noch sprechen oder lesen sie deutsch. So hatten sie von vornherein wenig oder gar keine Sympathie für uns. Sie boten daher beim Ausbruch des Krieges einen gut gepflügten Nährboden dar für die Saat des Hasses und des Mißtrauens, die unsere Feinde voll Eifer und mit sichtlichem Erfolge auszustreuen sich mühten. Allein, was nützt es, Geschehenes zu bejammern! Wir können nun einmal nichts an der Tatsache ändern, daß wir mehr oder weniger unbeliebt sind, denn hier handelt es sich um eine Frage des Geschmackes, nicht der

Gerechtigkeit, und doch könnte, ja sollte jeder Billigdenkende auch dem Unbeliebten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Überdies birgt das gegenwärtige Chaos, gleichgültig welche Lösung es eines Tags finden mag, die Keime noch mancher schwierigen Zukunftsfrage in sich und zieht die ganze gesittete Welt viel zu ernsthaft in Mitleidenschaft, als daß man es mit vorurteilsvollem Auge betrachten sollte. Wenigstens ist das meine Ansicht.

Nun lassen Sie mich Ihnen einmal unseren Fall vorlegen. Das Deutsche Reich ist mit seinen 540877 Quadratkilometern — wenig mehr also als dem tausendsten Teil der ganzen Erdoberfläche — kleiner als mancher der Staaten der Union und beherbergt doch etwa 68 Millionen Einwohner. Jahrhundertelang ist Deutschland ein blutgetränktes Schlachtfeld gewesen: es war das Bollwerk gegen die Einfälle der Hunnen, das Opfer blutiger Glaubenskämpfe im Dreißigjährigen Kriege, das Ziel der Ländergier eines Ludwig des Vierzehnten und eines Napoleon, und es hat unsägliche Leiden erduldet infolge mangelnder staatlicher Einheit.

Seit dem 18. Januar 1871 aber sind wir ein geeintes Volk. Dieser Tag war sozusagen unser „Unabhängigkeitstag"! Von jenem Augenblicke an hat unser sparsames und fleißiges Volk unablässig an dem Ausbau eines gewaltig wachsenden Handels und Verkehrs mit der ganzen Welt — nicht zuletzt auch mit den Vereinigten Staaten — gearbeitet. Bis 1871 hatte unsere Industrie nur geringe Bedeutung. Beim Ausbruch des gegenwärtigen Krieges aber fanden sich ihre Erzeugnisse auf allen Märkten der Welt. Das „Made in Germany", das nach britischer Absicht zum Boykott unserer Waren führen sollte, wurde zur Kennmarke guter Qualität, und unsere chemische, unsere elektrische und noch manche andere unserer Industrien entwickelten sich zu großer Bedeutung [1]).

Doch waren wir nicht ausschließlich ein Industrieland, wir mußten auch für unsere Nahrung sorgen, und obwohl von den ursprünglichen 42 v. H. unserer der Landwirtschaft gewidmeten Bevölkerung 14 v. H. im Laufe der letzten 25 Jahre in die Fabriken abgewandert waren, gelang es uns doch, die Erträgnisse unserer Landwirtschaft dauernd zu steigern. So ist zum Beispiel Deutschlands durchschnittliche Weizenernte, auf den Morgen berechnet, die größte der Welt.

Ein solches Ergebnis war nur möglich durch den Gebrauch künstlicher Düngemittel und dadurch, daß man jeden verfügbaren Quadratfuß Land unter den Pflug brachte, kurz, durch Anwendung einer intensiven Ackerwirtschaft, die den Ertrag einer großen Anzahl kleiner Landgüter gewaltig steigerte, während ein weit veräfteltes Kreditsystem, das übrigens mit einigen Abänderungen von den Vereinigten Staaten übernommen wurde, den Landmann in seiner Arbeit unterstützte.

[1]) Zu Kriegsbeginn schrieb eine amerikanische Zeitung: This war has not been „made in Germany", but the „Made in Germany" has caused the war.

Es ist Ihnen bekannt, in welch wissenschaftlicher Weise wir die Forstwirtschaft ausgebildet haben, und daß, neben anderen Ländern, auch die Vereinigten Staaten unsere hierauf bezüglichen Wirtschaftsmethoden übernommen haben. Mit einem Worte: auf jedem Gebiete haben wir uns redlich bemüht, den Frieden zu Werken des Friedens zu benutzen und damit nicht nur unseren eigenen Wohlstand und Besitz zu steigern, sondern uns gleichzeitig als ein nützliches Glied in der Familie der gesitteten Völker zu erweisen. Allenthalben genießen wir den Ruf eines zuverlässigen Lieferanten und eines guten Kunden.

Die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland belief sich

im Jahre 1911 auf 335750000 Dollar,
„ „ 1912 „ 396500000 „
„ „ 1913 „ 427750000 „

Die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten betrug

im Jahre 1911 . . 159950000 Dollar,
„ „ 1912 . . 174250000 „
„ „ 1913 . . 178000000 „

Unsere gesamte Einfuhr aus Übersee, ausschließlich der britischen Kolonien bezifferte sich im Jahre 1912 auf rund 1168250000 Dollar.

Dieser gewaltige Handel und alles übrige war, ich wiederhole es, das Werk eines verhältnismäßig kleinen Landes. Das wird vielleicht nicht von allen Amerikanern gewürdigt, deren eigenes Land etwa 17 mal so groß ist wie das unsrige. Daß aber ein räumlich so kleiner Staat es fertig brachte, auf dem Weltmarkt als Wettbewerber Großbritanniens aufzutreten, scheint die britische Eifersucht erregt zu haben. Jedenfalls beobachteten wir mit Bedauern, daß unsere Beziehungen zu England manches zu wünschen übrig ließen. Wir verstanden und verstehen auch heute noch nicht, warum.

Es gab in der ganzen Welt keinen vernünftigen Grund, weshalb Deutschland und England nicht zu einer guten und dauerhaften Verständigung hätten gelangen können. Redlich haben wir uns darum bemüht, aber leider vergebens! England wandte sich Frankreich und Rußland zu, und es war ein Zusammentreffen, das zu denken gibt, daß unsere westlichen und östlichen Nachbarn seit Entstehen des Dreiverbandes uns gegenüber eine wachsend feindselige Haltung annahmen.

In Frankreich wurde die „Revancheidee", die bereits eingeschlummert schien, aufs neue zu einer politischen Frage ersten Ranges. „Revanche" — wofür? Jeder Kenner der Geschichte weiß, daß der Krieg von 1870/71 Napoleons und Eugenies Krieg war, und daß Elsaß-Lothringen jahrhundertealter deutscher Boden ist, den Ludwig der Vierzehnte und seine Nachfolger uns geraubt hatten.

Auch in Rußland, dem wir während seines Krieges mit Japan den Rücken gedeckt hatten, mußten wir eine wachsende Feindschaft bemerken.

Als Österreich-Ungarn sich im Jahre 1909 Bosnien und die Herzegowina in aller Form einverleibte, gab es damit nur einem längst geborenen Kinde den rechten Namen. Rußland aber glaubte sich verletzt fühlen zu müssen, und ein Krieg schien unvermeidlich. Kein Mensch wußte, wodurch in aller Welt Rußland verletzt sein sollte; hatten doch jene Provinzen schon seit dem Frieden von San Stefano, also seit 30 Jahren, stets unter österreichischer Verwaltung gestanden. Vielleicht begehrte Rußland sie für sich selbst und wurde in diesem Verlangen von anderer Seite unterstützt. Vielleicht war es auch nur das Wiederaufleben einer alten Prestigefrage. Jedenfalls aber haben Seeküsten stets Rußlands Begehrlichkeit erweckt.

Es folgte der Balkankrieg, und seither erwuchs die panslawistische Gefahr für Deutschland zu bedrohlicher Größe. Bulgarien, Serbien und Montenegro sollten russische Vasallenstaaten werden, Rußlands linker Arm reckte sich wieder nach der Mittelmeerküste. Oder glaubte wirklich jemand, Rußland würde die Rolle des Beschützers aller Slawen übernommen haben, wenn jene Balkanstaaten zufällig in Grönland gelegen wären?

Die Verhandlungen Iswolskis mit Ito führten zum russisch-japanischen Bündnis, und da Japan bereits Englands Verbündeter war, so umfaßte das Netzwerk des Vier- (nicht Drei-) Verbandes seit 1907 den ganzen Erdball und dehnte sich von der Linie Bermuda-Jamaika-Falklands-Inseln über den Atlantischen Ozean, Europa und Asien hinweg bis zur Brandung des Stillen Ozeans an Australiens Küsten. Und doch war dieses Bündnis lediglich ein Mittel zur Sicherung des Friedens, zur Herstellung eines vernünftigen „Gleichgewichts der Mächte" in Europa — wenigstens hat England dies aller Welt stets versichert, während die gesamte Verbandspresse nicht müde wurde, von der „deutschen Gefahr" zu reden.

Tagtäglich wurde die Welt seit langem mit Nachrichten überschüttet, die die britische Zensur passiert hatten. Warum hat wohl England, im Besitze des Kabelmonopols, die öffentliche Meinung schon im tiefsten Frieden ebenso stark gegen uns erregt, wie es dies jetzt im Kriege tut? Das Sprichwort sagt: „In der Liebe und im Kriege sind alle Mittel recht." Selbst im Kriege sollte man dieses Wort mit einem Körnchen Salz verstehen — wie viel mehr aber erst im Frieden! Vielleicht haben wir Deutsche einen höchst bedauerlichen Fehler dadurch begangen, daß wir uns niemals hinlänglich darum bemüht haben, im Ausland Verständnis für uns zu werben. Der gegen uns eingeleitete Pressefeldzug, der heute heftiger tobt denn je, scheint aber zu den Hilfsmitteln des um das „europäische Gleichgewicht" geführten Krieges zu gehören.

Sehen wir uns dieses Gleichgewicht einmal etwas näher an: In der einen Wagschale finden wir Großbritannien, das in Wahrheit diesen Namen verdient, denn in der Tat: es ist groß, und es würde noch größer sein, wenn das Sternenbanner niemals entrollt worden wäre, und wenn George

Washington nicht den Grundsatz aufgestellt hätte, alle „verstrickenden Bündnisse" zu vermeiden.

Großbritannien (oder genauer das Vereinigte Königreich mit 314377 Quadratkilometern und die britischen Kolonien mit 29703800 Quadratkilometern) umfaßt mehr als 1/5 der bewohnbaren Erde. Auf diesem ungeheuren Gebiete wohnen mehr als 422 Millionen Einwohner. Das britische Reich ist also 55 mal so groß und hat 6,3 mal so viel Einwohner wie das Deutsche Reich, das gleichwohl das Dasein des Britenreiches „bedroht und gefährdet" haben soll.

Ferner finden wir Rußland mit einem Gebiet von 22556500 Quadratkilometern und 170 Millionen Einwohnern; es ist also „nur" etwa 40 mal so groß und hat „nur" 2,5 mal so viel Einwohner als Deutschland. Frankreichs Gebiet drittens ist etwa gerade so groß wie das unsrige und wird von 40 Millionen Einwohnern bewohnt, während die französischen Kolonien 10431200 Quadratkilometer mit 53443000 Einwohnern umfassen. Japan und seine Kolonien endlich erscheinen in dieser Rechnung mit 673700 Quadratkilometern und 72207000 Einwohnern. Rechnet man zusammen, so findet man, daß der Vierverband über ein Gebiet von 64276041 Quadratkilometern mit 575650000 Einwohnern verfügt.

Die das Gegengewicht bildenden Mittelmächte, von denen Österreich-Ungarn 676616 Quadratkilometer mit 51390223 Einwohnern umfaßt, verfügen in Europa über 1217493 Quadratkilometer mit 119390223 Einwohnern; bei Hinzurechnung der deutschen Kolonien erhöhen sich diese Zahlen auf 4170493 Quadratkilometer und 131390223 Einwohner.

Dies ergibt also einen Überschuß von 60105548 Quadratkilometern und 444269777 Einwohnern zugunsten des Vierverbandes.

Und doch klagt man Deutschland an, den Krieg angezettelt und seine Nachbarn überfallen zu haben. Daher sollen Deutschland und der deutsche „Militarismus" zu Nutz und Frommen der Gesittung zertrümmert werden!

Vergleichen wir einmal Deutschlands Heeres- und Flottenausgaben, einschließlich der Militärpensionen, mit den entsprechenden Ausgaben einiger anderen Staaten. Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, betrugen sie kurz vor dem Kriege:

in England	jährlich	33	Mark,
„ Frankreich	„	29	„
„ den Vereinigten Staaten . .	„	24	„
„ Deutschland	„	22	„

Will man trotz dieser Ziffern gleichwohl uns eines wahnwitzigen „Militarismus" beschuldigen, so möchte ich Sie fragen, ob es nicht auch einen „Marinismus" gibt?

Mir scheint, als ob Großbritannien ein recht starker Vertreter dieses „Marinismus" sei, da es sich zum Grundsatz des „Zwei-Mächte-Standard"

bekennt. Dies bedeutet, daß die englische Flotte stets größer sein soll als die beiden nächst großen Flotten zusammengenommen, damit England als einzige Macht unter der Sonne in der Lage ist, die Gesetze der See zu verletzen, ich wollte sagen, zu diktieren. Selbstverständlich will England die Wasserstraße verteidigen, vom Kopfstaat des britischen Weltreiches hinab bis zu allen seinen Gliedern. Das ist die vollkommen verständliche Antwort, die England jedem Frager erteilen würde. Meinetwegen — wie aber steht es in dieser Hinsicht mit Deutschland? Auch wir müssen die Wasserstraßen verteidigen, auf denen unser Handel mit einer Handelsflotte von fünf Milliarden Dollar Wert dahinzieht. Überdies aber müssen wir auch unsere gefährdeten Landgrenzen schützen. — Haben wir nun aber jemals so etwas wie einen „Zwei-Mächte-Standard" zu Lande, nach Art des britischen Standards zur See, für uns in Anspruch genommen? Ein Blick auf die Friedensstärke einiger europäischer Heere gibt die Antwort auf diese Frage:

Rußland	1384000	Mann,	
Deutschland. . . .	797000	„	(einschließlich der Kolonialtruppen),
Frankreich	645000	„	(ausschließlich der Kolonialtruppen),
Großbritannien . .	399081	„	(dazu noch 322910 Territoriale, 271910 Mann indische Truppen usw.).

Hätten wir den „Zwei-Mächte-Standard", so müßte unser Heer mehr als zwei Millionen Mann umfassen, um den vereinten französischen und russischen Kontingenten überlegen zu sein.

Diesen „Zwei-Mächte-Standard" haben wir nicht beansprucht. Aus recht handgreiflichen Gründen aber brauchten wir ein Heer, und wir entschlossen uns, eine gute Armee zu haben, um uns gegen mögliche Angriffe verteidigen zu können. Wir bezahlten damit einfach eine Versicherungsprämie für unser Volksvermögen an Menschen, Land und Geld. Das ist unser ganzer „Militarismus" — jener Militarismus, den England erst bekämpfte, dann lobte und für sich selbst begehrte! Der Verband hatte nicht mehr Recht, mit scheelen Augen auf unsere nationale Verteidigung zu Lande und zu Wasser zu blicken, als Ihr Nachbar berechtigt wäre, sich verletzt zu fühlen, wenn Sie, Herr General, ein Gitter um Ihr Haus ziehen!

Niemals haben wir nach der Weltherrschaft verlangt oder nach der Oberhoheit zur See, wie die Briten, oder nach irgendeiner anderen Herrschaft gleich der, die Rußland über alle Slawenvölker beansprucht, obwohl viele Millionen Deutsche außerhalb unserer Grenzen wohnen. Alles, was wir wünschten, war, in Frieden gelassen zu werden. Das ist die Wahrheit, und meine Stellung ermöglicht mir die bestimmte Behauptung, daß dies die Wahrheit ist. Wir waren durchaus zufrieden und glücklich. Wir konnten selbst bei einem siegreichen Kriege nur verlieren und nichts gewinnen. Für unser Gefühl bedeutete ein Krieg genau dasselbe wie für die Vereinigten Staaten: ein großes Unglück, dem man sich nicht unvorbereitet aussetzen darf, nicht aber

ein Abenteuer, das man aufsucht! Wir sind kein Volk von Narren — wären wir es, so hätten wir der Zivilisation nicht jene Dienste leisten können, die wir ihr geleistet haben.

Nun höre ich, daß ein Buch aus der Feder eines deutschen Offiziers, das von den Engländern als „Deutsche Bibel" bezeichnet und überall in den Vereinigten Staaten verbreitet worden ist, großes Unheil angerichtet hat. Ich habe das Buch nie gesehen oder gelesen; aber sicher gibt es die Absichten und Ziele des deutschen Volkes nicht genauer wieder als etwa Norman Angells „Falsche Rechnung" die Zwecke und Ziele des britischen Kolonialamtes enthüllt.

Seit dem Tage, an dem ich von jenem Buch hörte, habe ich mich danach umgetan, habe aber bisher noch keinen einzigen Menschen gefunden, der es gelesen hätte: keinen einzigen! Wie ich höre, ist es bereits vor mehreren Jahren erschienen, fand aber keinen Absatz. Es ist schon ein geradezu erstaunlicher Gegensatz: der ungeheure Erfolg, den dies Buch in England hatte, und die Tatsache, daß es in Deutschland so gut wie unbekannt blieb. Dennoch ist dies Buch — gleich anderen ähnlichen Schriften — ständig gegen Deutschland ausgebeutet worden, obwohl sich diese Art Literatur doch in allen Ländern findet. Da aber letzten Endes jedermann das glaubt, was er zu glauben wünscht, so will ich darüber nicht weiter streiten. Ich kann jedoch nicht mein Befremden darüber unterdrücken, in welch eigenartiger Weise gewisse amerikanische Blätter jene Grundzüge der Neutralität beobachten, die Präsident Wilson in seiner Proklamation zu Beginn des Weltkrieges niedergelegt hat. Ob es diesen Bürgern Ihres gastlichen Landes, die als Parteigänger unserer Feinde für diese mit Wort und Schrift kämpfen, wohl je zum Bewußtsein gekommen ist, daß sie zu Anglo- oder Franko-Amerikanern usw. geworden sind? Sie also gerade machen sich dessen schuldig, wessen man die Amerikaner deutscher Abstammung ständig angeklagt hat. Ich weiß nicht, wie weit jene Anklagen berechtigt waren; jedenfalls sollte nach meiner Ansicht gerade der deutsche Volksteil der Vereinigten Staaten nur für Gerechtigkeit, nicht für Parteinahme eintreten!

Ein anderer Kriegsruf galt dem „autokratischen" Deutschland. Nun stellt das Deutsche Reich eine konstitutionelle und bundesstaatliche Monarchie dar, genau wie die Vereinigten Staaten eine bundesstaatliche Republik sind. Der Föderalismus aber, so darf ich mit John Bassett Moore[1]) erklären, schließt die Demokratie in sich. Auf welch breiter demokratischer Grundlage nun in der Tat das Deutsche Reich errichtet ist, hat sich in diesem Kriege deutlich gezeigt!

Unser Kaiser ist nicht „Kaiser von Deutschland", etwa nach Art des russischen Zaren, sondern er ist „Deutscher Kaiser", und seine persönliche Macht reicht weniger weit als die des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Keiner von beiden könnte oder würde je für eine ungerechte Sache das

[1]) Ein berühmter amerikanischer Völkerrechtler.

Banner des Krieges entfalten[1]). In der gegenwärtigen Lage aber befand sich der Staat in Gefahr. Nach deutscher Auffassung ist der Staat der Zweck, das Einzelwesen nur ein Mittel zur Verwirklichung dieses Zweckes. Was ist das anders als Kollektivismus? Wenn also der Zweck gefährdet ist, so scharen sich alle diejenigen, die Mittel zum Zweck sind, zusammen und kämpfen für diesen Zweck ohne Rücksicht darauf, ob sie zu den Waffen gerufen werden oder nicht. Und ich kann Ihnen versichern, sie alle strömten vom ersten Augenblick an zu den Fahnen, und es meldeten sich zwei Millionen Freiwilliger, die durch nichts zum Waffendienst gezwungen waren. Sie alle kamen, um für ihr Vaterland zu kämpfen! Auch drüben bei Ihnen leben noch viele, die nur deshalb nicht zurückkehren, weil England sie gegen alle Regeln des Völkerrechtes an der Heimkehr verhindert.

Ich darf Ihnen einen kleinen Vorfall berichten, der sich in jenen Augusttagen des Jahres 1914 zutrug und den ein Augenzeuge in folgenden Versen festzuhalten versuchte:

Ein junger Bursch, kaum sechzehn Jahr,
Steht im Bezirksgedräng',
Der Oberstabsarzt macht ihm klar,
Die Brust sei viel zu eng.
„Für eine Kugel breit genug,"
Sagt keck der junge Schneuz,
Und wenn es Gott im Himmel will,
Auch für ein Eisern Kreuz."

So spricht der wahre Geist unseres Volkes. Kann nun jemand allen Ernstes glauben, daß ein solcher Geist herrschen könnte, wenn es sich hier um einen Kabinettskrieg des Kaisers handelte, einen Krieg, der vom „Militarismus" von langer Hand heimlich ausgeheckt und vorbereitet und durch einen autokratischen Ukas befohlen worden wäre? Wahrlich, ich sollte glauben, nein! Das deutsche Volk ist von solchen Gefühlen beseelt, wie sie Lowell so herrlich in jenen berühmten Worten ausdrückte, die auf dem Denkmal des „Soldiers Field" der Harvard-Universität stehen:

„Mag Liebe jammern, der Verstand sich sträuben,
Nichts kann des Herzens Mahnruf übertäuben:
Verrucht der Mann, der sicher leben wollte,
Wo für die Wahrheit er sich opfern sollte!"

Hätten wir wirklich die Absicht gehabt, unsere Nachbarn anzugreifen, wir hätten andere und bessere Gelegenheiten dazu gehabt! Wir haben es nicht getan: weder während des Burenkrieges noch während des russisch-japanischen Krieges. Aber nicht allein „ließen wir diese Möglichkeiten unbenützt vorübergehen", sondern wir haben es ausdrücklich abgelehnt, anderen Mächten bei-

[1]) Wilson tat es doch.

zustehen, als sie nach dem berühmten Faschoda-Fall England in den Rücken fallen wollten, das in Südafrika beschäftigt war.

Der „autokratische Kaiser und Kriegsherr" wahrte den Frieden, und wir haben ihn mit ihm gewahrt. Seien Sie versichert, zwischen dem Kaiser und jedem Deutschen besteht ein starkes und unerschütterliches Zusammengehörigkeitsgefühl, und es besteht gerade deshalb, weil der Baum des deutschen Kaisertums tief im besten demokratischen Boden wurzelt und seine Krone so recht im Herzen jedes einzelnen Deutschen trägt. Dies ist das Geheimnis unserer Einigkeit und die Erklärung dafür, daß wir all unsere kleinen Zwistigkeiten vergessen, wenn das Vaterland in Gefahr ist, und daß unser Kaiser sagen konnte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche". Darum findet auch jener Kriegsruf gegen die Autokratie in unseren Herzen keinen Widerhall. Heute haben sich die Urheber dieses Rufes längst überzeugt, daß sie sich getäuscht haben, und selbst die „Times" mußte zugeben, daß dieser Krieg ein Kampf des deutschen Volkes ist.

Was ist nun der wahre Grund dafür, daß England dem Deutschen Reiche den Krieg erklärte? Die offizielle Antwort lautet: „Der Schutz der belgischen Neutralität". Doch ist dies ein so selbstloser Grund, daß es durchaus nötig erscheint, ihn einmal etwas näher zu betrachten.

Ehe ich mich aber weiter dazu äußere, lassen Sie mich den schwedischen Abgeordneten G. F. Steffen anführen, der seine Ansichten über die belgische Neutralität anfangs Oktober 1914 folgendermaßen ausdrückte:

„Warum haben die Belgier sich selbst geopfert? Weil sie franzosenfreundlich und deutschfeindlich waren und weil Belgien zu militärischem und diplomatischem Zusammenarbeiten mit Frankreich bereit war. Oder glaubt irgend jemand, Belgien würde bis zum äußersten gekämpft haben, um französische Truppen am Durchmarsch zu verhindern? Und wer glaubt etwa, daß England in diesem Falle Frankreich den Krieg erklärt haben würde, um die belgische Neutralität zu verteidigen?

Warum aber ist es für jeden vernünftigen Menschen unmöglich, derartiges zu glauben? Weil jeder fühlen und zugeben muß, daß kein lebenskräftiges Volk sich selbst zum Opfer bringt lediglich um seiner Neutralität willen; denn nur, wenn es sich um seine eigensten nationalen Interessen handelt, wird es mit dem Aufgebot aller Kräfte kämpfen. Decken sich diese Interessen mit den mehr oder weniger klar umschriebenen Verpflichtungen einer Neutralität — um so besser. Ist dies nicht der Fall, so sollte eben die Neutralität abgeschafft werden.

Belgien war darauf bedacht, seine Zukunft an der Seite und als Freund Frankreichs und Englands zu sichern, und es war sein gutes Recht, so zu denken und zu handeln. Eine ungeheuerliche und bewußte Falschheit aber war es, angesichts der vorliegenden Bedingungen zu behaupten, der Widerstand gegen den Durchmarsch — und zwar nur den Durchmarsch — der

deutschen Truppen sei lediglich eine Verteidigung der Neutralität gewesen. Belgien hat — nicht der diplomatischen Form nach, aber in Wirklichkeit — seinen Platz unter Deutschlands Feinden gewählt und gehorsam beibehalten. Man soll es dafür nicht tadeln — Neutralität aber ist dies nicht.

Das deutsche Vorgehen bot den Belgiern einen Ausweg: den der militärisch-politischen Passivität. Daß sie diesen Ausweg zurückwiesen, kann nur zwei Gründe haben: entweder, daß sie Deutschland als ihren Feind, Frankreich als ihren Freund ansahen, oder aber, daß sie sich seit langem im geheimen Frankreich und England gegenüber gebunden hatten. In beiden Fällen hatte Belgien lange vor dem Kriege seine Neutralität aufgegeben."

Dies ist also die Ansicht, die ein Politiker eines neutralen Landes äußerte, noch ehe wir einige der in Brüssel gefundenen Dokumente veröffentlichten. Die Richtigkeit der Anschauung Steffens aber wird noch greifbarer, wenn man sich der Tatsache erinnert, daß Belgiens allmächtiger Ministerpräsident, Herr v. Brocqueville, ein geborener Franzose ist, dessen Vater sich in Belgien naturalisieren ließ und dessen Sympathien für den Dreibund allbekannt waren. Er hat vom ersten Tage seiner Amtsführung seinen ganzen Einfluß im Dienste französischer und englischer Interessen aufgewandt, und ihn muß man höchstwahrscheinlich in erster Linie für die Stellung verantwortlich machen, die sein unglückliches Adoptivland im gegenwärtigen Weltkonflikt eingenommen hat.

Ein Franzose, E. Troimaux, schildert das Verhalten Belgiens in einem äußerst interessanten Artikel, den er in Le Havre geschrieben und am 9. November im „Echo de Paris" veröffentlicht hat. Er berichtet darin, daß Herr Davignon, der belgische Minister des Äußeren, im voraus gegen eine mögliche Verletzung der belgischen Neutralität in Paris, Berlin, London, Wien und Petersburg am 24. Juli 1914 in einer Note Verwahrung einlegte, in der es hieß:

„Belgien ist entschlossen, seiner Neutralität Respekt zu verschaffen. Die belgische Armee ist mobilisiert.

Und zur Beschreibung der Gefühle der Belgier vor dem Kriege schreibt Troimaux:

„Von welcher Seite würde der Einbruch erfolgen — von der deutschen? von der französischen? In letzterem Falle also Kampf gegen Frankreich? Das wäre unmöglich gewesen. Man hat mir versichert, daß drei Viertel der belgischen Armee in diesem Falle den Gehorsam verweigert haben würden."

Gleichwohl oder vielleicht auch gerade deshalb haben unsere Feinde, insbesondere England, alle Anstrengungen gemacht, uns als ein Volk darzustellen, das gewohnheitsgemäß das Völkerrecht verletzt und Verträge bricht. Man hat sogar behauptet, daß die deutsche Eroberungsgier nicht einmal an den Grenzen der neutralen Niederlande Halt machen würde.

Nach den am 12. Oktober 1914 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erfolgten Enthüllungen hat die Welt, soweit sie dazu überhaupt geneigt war, erkennen können, wie es in Wirklichkeit um die belgische Neutralität bestellt war. Jene amtlichen Veröffentlichungen brachten nur die genaueren dokumentarischen Belege für Dinge, die uns nicht neu waren. Die Tatsache, daß ein heimliches Militärabkommen bestand, denn um ein solches handelt es sich, war lange vorher schon zu unserer Kenntnis gekommen. Es wäre daher geradezu Selbstmord für uns gewesen, hätten wir untätig abwarten sollen, bis die Feinde das abgewickelt hätten, was der ehemalige belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, ihr Programm genannt hat.

Greindl berichtete bekanntlich unter dem 23. Dezember 1911:

„Von der französischen Seite her droht die Gefahr nicht nur im Süden von Luxemburg. Sie bedroht uns auf unserer ganzen gemeinsamen Grenze. Für diese Behauptung sind wir nicht nur auf Mutmaßungen angewiesen, wir haben dafür positive Anhaltspunkte.

Der Gedanke einer Umfassungsbewegung von Norden her gehört zweifellos zu den Kombinationen der Entente cordiale. Wenn das nicht der Fall wäre, so hätte der Plan, Vlissingen zu befestigen, nicht ein solches Geschrei in Paris und London hervorgerufen. Man hat dort den Grund gar nicht verheimlicht, aus dem man wünscht, daß die Schelde ohne Befestigung bliebe. Man verfolgte dabei den Zweck, ungehindert eine englische Garnison nach Antwerpen überführen zu können, also den Zweck, sich in Belgien eine Operationsbasis für eine Offensive in der Richtung auf den Niederrhein und Westfalen zu schaffen und uns dann mit fortzureißen, was nicht schwer gewesen wäre. Denn nach Preisgabe unseres nationalen Zufluchtsortes hätten wir durch unsere eigene Schuld uns jeder Möglichkeit begeben, den Forderungen unserer zweifelhaften Beschützer Widerstand zu leisten, nachdem wir so unklug gewesen wären, sie dort zuzulassen. Die ebenso perfiden wie naiven Eröffnungen des Obersten Barnardiston zur Zeit des Abschlusses der „Entente cordiale" haben uns deutlich gezeigt, um was es sich handelte..."

In seiner Rede vom 3. August 1914 hat sich Sir Edward Grey bemüht, die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß derartige Besprechungen von Militär- und Marinefachleuten keinen bindenden Charakter zu haben brauchten. Dies Bemühen war indessen vergeblich, denn er selbst hat jene Fiktion dadurch zerstört, daß er zugab, in Übereinstimmung mit dem damaligen englischen Premierminister Sir Henry Campbell Bannerman, diese Besprechungen gebilligt zu haben. Das heißt also, daß sie von der britischen Regierung gedeckt wurden. Hieraus folgt, daß die belgische Regierung ihnen gleichfalls zugestimmt hat. Daß dies wirklich der Fall war, erhellt aus der Tatsache, daß ein belgischer Diplomat dem belgischen Auswärtigen Amt gegenüber seine Ansicht über derartige Abkommen ausdrückte und seine warnende Stimme

gegen die ernsthaften Folgen erhob, die hieraus für die belgische Politik im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich entstehen konnten.

Ich bezweifle, daß beispielsweise die Bewohner der Vereinigten Staaten in einem ähnlichen Falle einen derartigen Schritt ihrer Regierung gebilligt haben würden. Ich bezweifle ferner, daß das belgische Volk, hätte man es darüber befragt, den Schutz seiner nationalen Unabhängigkeit englischen und französischen Bajonetten anvertraut haben würde.

Ein seltsames Zusammentreffen hat es gefügt, daß die Londoner „Times" in Unkenntnis unserer in Brüssel gemachten Entdeckungen am 12. Oktober, also gerade an demselben Tage, an dem wir einen Teil jener Dokumente veröffentlichten, ausdrücklich erklärte: „Für Belgien hat sich die Neutralität als ein Danaergeschenk erwiesen. Sie hat es daran verhindert, über irgendwelche militärische oder sonstige Abkommen zu verhandeln und Vereinbarungen zu treffen, um sich der schnellen und entscheidenden Hilfe seiner englischen Freunde zu versichern. So konnten die englischen und belgischen Generalstäbe keinerlei irgendwie geeignete Pläne für kriegerische Vorbereitungen, Truppentransporte, Eisenbahn- und Verpflegungswesen usw. treffen, ohne dadurch, genau genommen, einen Neutralitätsbruch zu begehen."

Obwohl wir nun, wie oben bemerkt, genau wußten, wie es um die sogenannte belgische Neutralität bestellt war, richteten wir doch an die belgische Regierung zweimal die Anfrage — das zweite Mal nach dem Fall von Lüttich —, ob sie uns gegen das Versprechen der völkischen Unabhängigkeit Belgiens und der Unversehrtheit seines Gebietes freien Durchzug gestatten wolle. Sie hat jedoch dieses Angebot nicht nur abgelehnt, sondern die belgische Bevölkerung sogar zu einem Heckenschützenkrieg gegen uns aufgestachelt. Auch hierfür liegen urkundliche Beweise vor, und alle Welt kennt die unsäglichen Leiden, welche die irregeleiteten Belgier infolgedessen erdulden mußten.

Wir haben den Belgiern jegliche Möglichkeit geboten. Obwohl wir seit Jahren von ihrem geheimen Techtelmechtel mit Frankreich und England wußten, haben wir sie dessen selbst dann noch nicht öffentlich beschuldigt, als wir miteinander im Kriege lagen. Unser Kanzler hat am 4. August 1914 mit zwingender Klarheit dargetan, welche Umstände den Durchzug unserer Truppen durch Belgien für uns zu einer gebieterischen Notwendigkeit machten. Ungeachtet unserer Kenntnis des belgischen Verhaltens nahmen wir bewußt das Odium eines Vertragsbruches auf uns in der Hoffnung, daß dem belgischen Kabinett endlich die Augen aufgehen würden.

Erst, nachdem all unsere Versuche, zu einer Verständigung mit Belgien zu gelangen, sich als vergeblich erwiesen hatten, haben wir jene Tatsachen der Öffentlichkeit übergeben. Sie sind so ungeheuerlich, daß man ihnen den Glauben verweigert hat. Ich kann dies natürlich durchaus begreifen. Andererseits beweist gerade das ungläubige Verhalten der Welt, wie weit die Heuchelei gewisser Regierungen gegangen ist. Die Dokumente, von denen bisher nur

einige veröffentlicht worden sind, werden aller Welt in Faksimile zugänglich gemacht werden, wenn wir den geeigneten Augenblick dafür gekommen erachten. Jedenfalls ist hinsichtlich des Durchmarsches durch Belgien unser Gewissen rein — mit oder ohne Berufung auf die Lehre von H. Grotius, dem Vater des modernen Völkerrechts, der in seinem „De iure belli ac pacis II 13, 3" ausdrücklich erklärt, daß die Einräumung freien Durchmarsches kein Aufgeben der Neutralität bedeutet.

Spätere Geschichtsschreiber werden diesen Krieg vielleicht eines Tages als die „Wachstumschmerzen der Welt" bezeichnen. Wir aber, die wir in der Gegenwart leben, müssen und können darin nichts anderes erblicken als das größte Verbrechen, von dem die Weltgeschichte zu berichten weiß. Nicht so sehr wegen des Kampfes selbst — denn der Krieg als solcher ist weder moralisch noch unmoralisch, sondern einfach amoralisch —, vielmehr wegen der Tatsache, daß ein heiligstes Gesetz tödlich verletzt worden ist! Es ist das Gesetz der Rasse, das hier propter invidiam verletzt worden ist, und es konnte nur deswegen verletzt werden, weil es im rechten Augenblick weder erkannt noch ausgebaut worden ist. Für diesen unverzeihlichen Fehler wird die ganze westliche Welt einst teuer büßen müssen! Die Verantwortung für dieses Verbrechen aber fällt auf das Haupt derer, die das Gefühl der Rasse ihrer Goldgier opferten. In der „Saturday Review" vom 11. September 1897 hat Sir Alfred Mond folgende Anschauungen bekundet:

„Gilt es irgendwo ein Bergwerk auszubeuten, eine Bahn zu bauen, Eingeborene von der Brotnahrung zum Büchsenfleisch, von der Nüchternheit zum Schnapsgenuß ‚zu bekehren', so streiten Deutsche und Engländer um den Vorrang. Millionen kleiner Reibereien ergeben zusammen den gewaltigsten Kriegsgrund, den die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt werden würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer auf der Welt, der dadurch nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund kämpfen?

Die ganze Art und Weise, auf die England allmählich die volle Ausdehnung des deutschen Handelswettbewerbs erkennen lernte, hat ihr Werk verrichtet, und heute fühlen England und Deutschland in gleicher Weise die drohende Wahrscheinlichkeit des Krieges. Was Bismarck erkannte und was auch wir vielleicht bald begreifen werden, ist, daß zwischen England und Deutschland nicht nur ein höchst wirklicher Interessenkonflikt besteht, sondern daß England auch die einzige Großmacht ist, die sich ohne gewaltiges Wagnis und ohne Besorgnis wegen des Ausganges auf einen Krieg gegen Deutschland einlassen kann; denn Deutschlands Dreibundgenossen würden ihm in einem Krieg gegen England nutzlos sein: Österreich, weil es nichts tun könnte, Italien, weil es nicht wagen würde, sich einem französischen Angriff auszusetzen.

Infolge des Wachstums der deutschen Flotte würde die Wucht unseres auf Deutschland fallenden Schlages nur um so fühlbarer werden. Die deutschen Schiffe würden bald auf dem Boden des Meeres liegen oder in die englischen Häfen geschleppt werden. Hamburg und Bremen, der Kieler Kanal und die deutschen Ostseehäfen aber würden bis zur Zahlung der Kriegsentschädigung unter den drohenden Rohren der englischen Geschütze liegen. Ist so unsere Arbeit getan, so brauchen wir nicht einmal jene Worte

Bismarcks an Ferry entsprechend zu ändern, noch brauchen wir Frankreich und Rußland aufzufordern: ‚Sucht Euch irgendeine Kompensation, nehmt Euch in Deutschland, was immer Ihr mögt — Ihr könnt es haben!‘

Soweit ist es mit dem Deutschen Reich durch die wirre Politik des deutschen Kaisers gekommen, und das zu einem Zeitpunkte, wo England sich dessen bewußt wird, daß die Vernichtung Deutschlands sowohl unvermeidlich ist, als auch ihm selbst die schönsten Aussichten auf eigenen Wohlstand bietet.“

Dies wurde vor achtzehn Jahren geschrieben, gibt aber ein genaues Bild auch noch der heutigen britischen Denkweise.

Dieser Krieg hat alle Gemüter außerordentlich stark erhitzt. Ich führe dies nicht auf persönliche Zu- oder Abneigungen zurück, denn diese spielen keine große Rolle — sie kommen und gehen wie Ebbe und Flut. Hier aber geht etwas ganz anderes vor. Hier handelt es sich um das unterbewußte Gefühl, daß wir alle, Freunde wie Feinde, Parteigänger und Neutrale, an der Schwelle einer neuen Zeit stehen! Für die gewaltige Bedeutung ihrer Aufgaben nicht ausgerüstet und in hilfloser Uneinigkeit sehen wir sie über uns heraufdämmern und werden uns des unaussprechlichen Unglücks inne, daß Neid und Eifersucht die Augen derer verblendet haben, deren Aufgabe es gewesen wäre, sehend zu sein!

Weder Ihnen noch mir, die wir diese Frage so manches Mal besprochen haben, ist dies etwas Neues; doch scheint sich die Erkenntnis hiervon auch der breiten Schichten zu bemächtigen. Ihrem Gefühl kündigt sich etwas an, sie werden äußerst unruhig und wissen nicht warum.

Der Bergesgipfel ist noch nicht aus dem Nebel gestiegen!

Darum halte ich es für so dringend nötig, daß im gegenseitigen Interesse unserer beiden Länder etwas geschieht zur Beruhigung der Leidenschaften und zur Erleuchtung der Geister. Deswegen habe ich diesen Brief geschrieben. Ich habe damit keine Polemik beabsichtigt, wenn ich auch über einige lebenswichtige Fragen nicht so leidenschaftslos sprechen konnte, wie ich es wohl gewünscht hätte. Ich fühle deutlich, daß die Zeit der Meinungsstreite vorüber ist. Jetzt müssen wir mit Zahlen und Tatsachen rechnen, deren Summe eine Neugestaltung der Welt sein wird. Und in dieser Welt sehe ich unsere beiden Länder für das Prinzip der Rasse streiten. Die Grundlage hierfür aber muß jetzt gelegt werden, noch während des Krieges, nicht nachher.

In bekannter Verehrung bin ich, Herr General,

Ihr

H. W. von Herwarth.

Baltische Hilferufe von 1559 bis 1918.

Von

o o o

In der Weltgeschichte, wie im Menschenleben und der Natur überhaupt, gibt es keinen Stillstand, keinen wirklichen „Status quo ante" und auch keinen typischen Kreislauf der Dinge, die vielmehr in stetem Flusse, in ständiger Fortentwicklung begriffen sind. Wohl aber lehrt uns die Geschichte, daß oft nach Zwischenräumen von vielen Jahrhunderten fast die gleichen politischen Konstellationen sich wiederholen, wenigstens in ihren großen Umrissen und Richtlinien, während sie in ihren Ursachen und Wirkungen allerdings mehr oder weniger wesentlich sich unterscheiden. Man hat wohl kaum ganz zutreffend die Koalitionskriege gegen Friedrich den Großen und Napoleon mit dem ungeheuren, gegen Deutschland gerichteten Massenansturm des jetzigen Weltkrieges in Parallele gestellt. Eine weit größere Übereinstimmung zeigt eine vergleichende Betrachtung der furchtbar bedrängten Lage der baltischen Provinzen im verflossenen Winter, sowie der Schritte, zu denen sie dadurch veranlaßt wurden, mit ganz ähnlichen Vorgängen aus vergangenen Zeiten. Als historisches Schicksal wurde die ständige Bedrängnis des baltischen Gebiets durch seine geographische Lage bedingt, die es im wechselvollen Laufe seiner ganzen Geschichte zum Zankapfel zwischen sechs Mächten werden ließ.

Während der 354 Jahre, da das Ordensland an der Ostsee einen Bestandteil des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation bildete, hat dieser äußerste Vorposten des Deutschtums im Nordosten in den blutigen Kämpfen mit den aufständischen Eingeborenen, in den erbitterten Kriegen mit den immer wieder andrängenden Russen und Litauern, sowie durch die langwierigen Zwistigkeiten und Fehden zwischen dem Orden und den Bischöfen von Riga, Dorpat und Oesel an äußerer und innerer Not schwer und oft genug zu leiden gehabt. Um die Wende des zwölften Jahrhunderts begann erst das Deutschtum an der Düna Wurzel zu fassen, und bereits 1222 brach auf Oesel und dem Festlande ein furchtbarer Estenaufstand aus, in dem sich die Erbitterung der tapferen und freiheitsliebenden Eingeborenen in wilden Orgien der Grausamkeit Luft machte und den eben erst errichteten deutschen Bau in seinen Grundfesten erschütterte. Auch dem dänischen Statthalter von Reval, dem Bischof Tuvo von Ripen, gelang es trotz tapferster Gegenwehr gegen die aufständischen Esten nur mit Hilfe der Deutschen, das Äußerste abzuwenden.

o o o

So waren die tapferen Ordensritter schon in der ersten Zeit ihrer kolonialen Kämpfe genötigt, einer fremden Macht zu Hilfe zu eilen. Schon ein Menschenalter später folgte der Aufstand der wilden und unbotmäßigen Kuren, der sich an die Erhebung der heidnischen Preußen anschloß und am 13. Juli 1260 mit der furchtbaren Niederlage bei Durben den livländischen Orden in die schwerste Gefahr brachte. Die Rechte, die der Hochmeister Otto von Lutterberge den schließlich nach harten Kämpfen besiegten Kuren 1267 im „Ewigen Frieden" zugestand, stehen bei den Anschauungen jener rauhen Zeiten durch ihre Liberalität ganz einzig in ihrer Art da. Sie legten den Grund zu den noch heute unter dem Namen „Kurische Könige" bekannten kurischen Freibauern. In dieser Heroenzeit des Ordens hatten die Deutschen fast unausgesetzt Kämpfe mit den andringenden Litauern und den Russen aus Nowgorod und Pskow zu bestehen. So geringfügig diese Grenzkämpfe mit den Russen an sich auch sein mochten, so kommt ihnen doch eine große weltgeschichtliche Bedeutung zu, da hier die germanische Macht des Westens mit der slawischen des Ostens zusammenprallte und zum Stehen kam. Dies gilt namentlich von den beiden Schlachten, in denen der tapfere Fürst Alexander von Susdal 1240 die Schweden an der Newa und 1242 die Deutschen auf dem Eise des Peipus zurückdrängte und damit dem germanischen Drange nach dem Osten ein Halt gebot.

Seitdem haben die Grenzfehden mit den Russen nicht mehr aufgehört; aber die von überschäumender Tatkraft und frischem Wagemut erfüllten deutschen Ritter, die sich auf ihre eingeborenen Hilfstruppen nur selten verlassen konnten, haben in der Folgezeit zwar oft deutsche Landsknechte, auch schottische Söldner in ihre Dienste genommen, im übrigen aber nicht um fremden Beistand nachgesucht. Dagegen eilten sie wieder ihren nördlichen Nachbarn zu Hilfe, als in Oesel und Estland, die damals noch zu Dänemark gehörten, der furchtbare Estenaufstand von 1343 ausbrach. Diese gefährlichste aller Erhebungen im Ostseelande, die mit den gleichzeitigen Bauernaufständen in Deutschland und in Frankreich vielleicht nicht ohne Zusammenhang war und Tausenden von Deutschen und Dänen das Leben kostete, konnte nur durch die tatkräftige Hilfe der livländischen Ordensritter bewältigt werden. Bald nach der Unterdrückung des Aufstandes, im Jahre 1346, ging Estland dann durch Kauf in die Hände des Ordens über.

Und wiederum sehen wir die Livländer in echt deutscher Treue als Helfer in der Not erscheinen, als im Sommer des Jahres 1410 der Orden in Preußen von der vereinigten Streitmacht der Polen, Litauer und Russen zu Boden geschmettert wurde. Zu der großen Schlacht bei Tannenberg hatten sich die Livländer freilich verspätet; aber unter ihrem tapferen Führer, dem Landmarschall Bernd Hevelmann, haben sie im Verein mit dem Vogte der Neumark, Michael Küchmeister, bis zum Oktober dieses Jahres die polnisch-litauischen Truppen zum Lande hinausgefegt. Diese erste unglückliche Schlacht

bei Tannenberg hat damals dem deutschen Drange nach dem Osten Wunden geschlagen, die erst ein halbes Jahrtausend später durch die zweite glückliche Schlacht in dieser Gegend und die weiteren Erfolge des Hindenburgschen Schwertes ganz zur Ausheilung gelangen können.

Der russische Drang nach der Ostsee hatte zwar bereits im elften Jahrhundert begonnen, sich recht energisch zu betätigen, konnte aber seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, während der zweieinhalb Jahrhunderte dauernden Mongolenherrschaft, die jede russische Tatkraft lähmte, für den livländischen Orden kaum ernstlich in Betracht kommen. Das änderte sich aber sehr, als um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts der Orden durch Wohlleben, Üppigkeit, Sittenlosigkeit und innere Zwistigkeiten immer mehr in Verfall geriet, während gleichzeitig das Großfürstentum Moskau unter Iwan dem Dritten, einem Herrscher von großen Gaben und ungewöhnlicher Tatkraft, staatlich und militärisch immer mehr erstarkte. Wie groß die moskowitische Gefahr schließlich geworden war, das erkannten die Livländer mit Schrecken, als der Zar das deutsche Kontor in Nowgorod schließen ließ und 1492 auf seinen Befehl an der Narowa, gegenüber der stolzen, hochragenden Ordensburg, die noch heute die schönste Zierde Narwas bildet, die russische Trutzburg Iwangorod erbaut wurde. Es war noch ein Glück, daß in dieser schlimmen Zeit ein so treuer und tüchtiger Mann an die Spitze des Ordens trat, wie der Herrenmeister Walter von Plettenberg, der größte aller livländischen Meister. Er erkannte mit staatsmännischem Blick schon früh, daß der Orden in dieser bedrängten Lage sich rechtzeitig zum Kriege rüsten und gleichzeitig nach guten Bundesgenossen suchen mußte, ehe er das Äußerste wagen konnte. Und doch hat Livland den schweren Kampf gegen die erdrückende Übermacht Iwans des Dritten damals ganz allein zu bestehen gehabt, da Plettenberg nirgends auf Beistand zählen konnte. Die Hansa, die auf die starke Entwicklung des russischen Handels in den livländischen Städten eifersüchtig war, verhielt sich ablehnend. Der Orden in Preußen, der seit dem schmachvollen Thorner Frieden von 1466 ganz ohnmächtig war, vermochte nichts. Auch der Kaiser Maximilian, der sich mit den Reichsständen stritt und tief in italienische Händel verwickelt war, konnte keine tatkräftige Hilfe leisten, so daß man sich in Deutschland auf ganz resultatlose Verhandlungen auf den Reichstagen zu Lindau, Augsburg und Worms beschränkte. Ebenso wurde vom Papste Alexander Borgia, diesem sehr unheiligen „Heiligen Vater" und berüchtigten Giftmischer, eine Bitte der Livländer um eine „Cruciate", d. h. einen allgemeinen Ablaßverkauf für Livland, abschlägig beschieden, weil er die Taschen der Gläubigen für andere Zwecke nötig hatte. Erst im März 1501, als der Ausbruch des Krieges schon unmittelbar bevorstand, gelang es Plettenberg, ein Bündnis mit dem Großfürsten Alexander von Litauen abzuschließen, der jedoch den Orden hinterging und ihn in der Stunde der höchsten Gefahr schmählich im Stiche ließ. Bei allem ständischen Hader und der städtischen

o o o

Engherzigkeit, wie sie auf dem von Plettenberg 1498 einberufenen Landtage in Walk recht kraß zutage traten, zeigte es sich in dem 1501 ausbrechenden Kriege dennoch, welcher imponierenden Kraftentfaltung die livländischen „Eisenmänner", wie die deutschen Ritter von den Esten genannt wurden, immer noch fähig waren. In der Schlacht an der Smolina im Jahre 1502 schlugen zweitausend, von ihrem Fußvolk abgeschnittene und vom Feinde umzingelte livländische Ritter ein Heer von zwanzigtausend Russen in die Flucht, und Tausende von Russenleichen bedeckten die Walstatt. Es ist dies die letzte Schlacht in Europa gewesen, die nur von einem Ritterheer geschlagen wurde. Auf die Beseitigung dieser ersten ernstlichen Russengefahr, nachdem 1505 auch Iwan der Dritte gestorben war, folgten jahrzehntelang ruhigere Zeiten, die aber, trotz des geistigen Aufschwunges durch die rasch Eingang findende Reformation, die inneren Zwistigkeiten und die allgemeine Sittenverderbnis nur gefördert haben.

Die drohendste Gefahr für das Ordensland entstand aber erst, nachdem Iwan der Vierte, der Schreckliche, den Zarenthron von Moskau bestiegen hatte. Über die Gefahren, die von Moskau her drohten, sind die Livländer niemals in Zweifel gewesen. So ist es erklärlich, daß 1547 der Meister Hermann von Bruggenoye den deutschen Büchsenmachern, Artilleristen und Gelehrten, die im Auftrage des Zaren sich in Lübeck einschiffen wollten, um durch Livland nach Moskau zu reisen, die Pässe verweigerte und einen von diesen Leuten, der sich trotzdem durch Livland durchschlagen wollte, verhaften und kurzerhand enthaupten ließ. Ein russisch-livländischer Friedensvertrag war zwar noch im Jahre 1554 beschworen worden; aber seit 1556 ballten sich immer größere Haufen moskowitischer Truppen an der Ostgrenze des Ordenslandes zusammen. Von 1554 bis 1557 schickten die Livländer Gesandtschaften nach Moskau, um das drohende Unheil in letzter Stunde abzuwehren; aber der geschickte Kanzler des Zaren, Adaschew, stellte sehr weitgehende Forderungen und verstand es in echt russischer Weise, die Unterhandlungen zu verschleppen. Die zu jener Zeit im Ordenslande herrschende Uneinigkeit und Zerfahrenheit trug das ihrige dazu bei, um die Verhandlungen der livländischen Abgesandten, die im Dezember 1557 vom Zaren schon recht ungnädig empfangen wurden, ganz resultatlos verlaufen zu lassen. Schon im Januar 1558 brach der lange befürchtete Krieg aus — die wilden Horden der Moskowiter und Tataren drangen über die Grenze und verwüsteten auf ihrem Zuge das unglückliche Land überall in der entsetzlichsten Weise. Das von den Russen belagerte Reval konnte sich durch die Tapferkeit seiner Besatzung zwar halten, aber Narwa und Dorpat gingen verloren. Im Dezember verließen die Russen, Tausende von Gefangenen mitschleppend, das Land; aber bereits Ende Januar 1559 waren sie mit ihren mordend, sengend und plündernd einbrechenden Horden wieder da.

In dieser schweren Not entschlossen sich, nachdem bereits die Estländer

und die bischöflichen Vasallen aus Dorpat sich um Schutz an König Christian den Dritten von Dänemark gewandt hatten, der Orden und der Erzbischof Wilhelm von Riga, je einen Abgesandten auf den im März des gleichen Jahres zusammengetretenen Reichstag zu Augsburg zu schicken, um die Hilfe des deutschen Reiches zu erbitten. In bezug auf Schwäche, Zerfahrenheit und innere Zwistigkeiten sah es damals im Heiligen Römischen Reiche freilich nicht viel besser aus, als in seiner Kolonie an der Ostsee. Da die Livländer über diese Zustände in Deutschland gut orientiert waren, so reisten ihre Abgesandten in nicht sehr hoffnungsfreudiger Stimmung nach ihrem Bestimmungsort ab, wo sie Anfang März eintrafen. Abgesehen davon, daß dem erzkatholischen Kaiser Ferdinand dem Ersten die Ketzer an der Ostsee nicht sehr am Herzen lagen, fanden die bedrängten Livländer im allgemeinen auch beim Reichstage und den deutschen Fürsten kein sehr weitgehendes Entgegenkommen. Im April traf in Augsburg Johann Albrecht von Mecklenburg ein, der einzige deutsche Fürst, der es mit der Hilfe für das argbedrohte Livland wirklich ernst meinte und auch die große Gefahr einer Festsetzung der Moskowiter an der Ostsee richtig erkannte. Der Herzog sah auch voraus, daß das vom Reiche im Stiche gelassene Ordensland natürlich sehr leicht die Beute der westlichen Nachbarstaaten werden konnte. Denn man muß bei der Beurteilung der damaligen Sachlage im Auge behalten, daß Altlivland nebst dem Lehnsherzogtum Preußen durch das seit 1466 bis über Danzig ausgedehnte Polen vom deutschen Reiche abgeschnitten waren. Darum richtete der Vertrauensmann des Ordens, der Komtur von Dünaburg, Sieberg von Wischlingen, im April eine erneute Bitte an den Kaiser, mit der eindringlichen Mahnung, „die livländischen Stände müßten sonst entweder in die Hand des Feindes fallen oder bei den nächstgesessenen christlichen Herrschern Heil und Erlösung suchen".

Da noch im April durch die Vermittlung Dänemarks zwischen Russen und Livländern ein Waffenstillstand vereinbart worden war, so machten sich der Kaiser wie der Reichstag die Sache jetzt recht bequem, da die Lage in Livland nach ihrer Ansicht jetzt nicht mehr so gefährlich war. Die Livländer wurden nun mit salbungsvollen Reden und weisen Lehren, die besonders vom Kurfürsten von Sachsen und Friedrich dem Frommen von der Pfalz ausgingen, so lange abgespeist, bis endlich die drohenden Mahnungen Siebergs die hohen Herren aus ihrer Apathie aufrüttelten und das Kurfürstenkollegium der Frage wieder ein größeres Interesse zuwandte. Im Juli schlug endlich Trier vor, zum Schutze von Riga und Reval doch Truppen als „Winterpräsidium" hinzusenden, während Köln meinte, man könne sich mit einer Subsidie von 300000 Gulden begnügen, und Mainz und die Pfalz sogar überhaupt nichts geben wollten. Trotzdem entschied sich die Majorität für den Vorschlag Kölns. Im Fürstenrat war man etwas weitherziger und wollte die vorgeschlagene Geldsumme auf 400000 erhöhen, konnte damit aber nicht

o o o

durchdringen. Am 9. August wurde schließlich dem Kaiser das gemeinschaftliche Gutachten vorgelegt, nach welchem er den Moskowiter um Einstellung der Feindseligkeiten „ersuchen", ferner die Monarchen von Polen, Schweden, Dänemark, England und Spanien zur Fürsprache bewegen sollte. Livland solle 300000 Gulden erhalten, die von Lübeck, Hamburg und Lüneburg vorgestreckt werden sollten.

Kaiser Ferdinand war mit dieser matten und schwachherzigen Resolution vollkommen einverstanden, während der energische Komtur von Dünaburg, der bis zuletzt für militärische Hilfe eingetreten war, sich mit diesem Beschluß natürlich nicht zufrieden geben konnte. Die Schlußworte seiner letzten Erklärung, die er schriftlich und mündlich dem Reichstage vorlegte, erinnern im Lichte der großen und bedeutungsvollen Gegenwart an das bekannte Wort Ben Akibas und klingen beinahe so, als wären sie im Jahre 1918 verlautbart worden: „Wenn die Sachen in Livland dermaßen stünden, daß weiteres Nachforschen und die Erkundigung nötig wäre, daß das erbärmliche und jämmerliche Schreien und Weinen der armen daselbst aufs höchste beängstigten Christen, sowie das unmenschliche Wüsten des unmilden Feindes nicht weiter, als es jetzo leider durch Deutschland erschollen, gehört und vermerkt würde, oder daß die zu Grunde gerichtete Provinz solche weitläuftige Friedensbeförderung aushalten könne — alsdann würden der Meister und die Landschaft die Stände des Reiches nicht mit so ernstlichem, emsigem Ansuchen und Flehen bemühen. Weil sie aber in höchster Not und Gefahr steckten und einem solchen großmächtigen Feinde nicht gewachsen wären, so hätten sie sich nach Beistand in Deutschland umsehen müssen."

Auch diese Worte machten keinen großen Eindruck, denn der Kaiser und der Reichstag glaubten nach so eingehender Beschäftigung mit der livländischen Frage schon unendlich viel getan zu haben. Die Befürchtungen des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg mußten sich bei einer solchen Sachlage nur allzu rasch bewahrheiten. Um so erstaunlicher erscheint es, daß der Kaiser und die Kurfürsten tief gekränkt waren, als der Ordensmeister Gotthard Kettler und der Erzbischof von Riga schon im August und September Schutzverträge mit Polen abschlossen. Und geradezu tragikomisch wirkt es, wenn der Kaiser, nachdem er den kaiserlichen Rat Jeremias Hofmann in natürlich ganz erfolgloser Mission nach Moskau gesandt hatte, im Oktober dem polnischen Könige Sigismund August sein Mißfallen ausdrückte, „weil er die Stände des Reiches beleidige und den Verdacht erwecke, aus Eigennutz die Rechte des Reiches mindern zu wollen". Nun, sowohl der König von Polen wie der Zar Iwan der Schreckliche kümmerten sich nicht im geringsten um diese papierenen Proteste, die der letztere erst nach geraumer Zeit sogar mit unverkennbarem Hohne beantwortete. So mußte sich schließlich das Schicksal des livländischen Ordensstaates erfüllen, der 1561 bekanntlich zwischen Polen, Schweden und Dänemark geteilt wurde, welch letzteres das westliche

Küstengebiet von Estland mit den Inseln Dagö und Oesel erhielt. Für Polen und Schweden war es damals eine große Zeit; aber es ist ein wenig erquickliches und trauriges Schauspiel, das sich bei einem Rückblick auf diesen letzten schweren Kampf der Livländer um ihre Selbständigkeit und auf die völlig ohnmächtige Politik des deutschen Reiches enthüllt. — Der Wechsel der Herrschaft befreite jedoch sowohl das polnische Livland wie das schwedische Estland noch keineswegs endgültig von der Russennot; denn schon 1575 drangen die moskowitischen Horden unter der persönlichen Führung ihres Zaren wieder in das unglückliche Land, und Leichen, Feuerzeichen und rauchende Trümmerhaufen bezeichneten überall den Weg, den der Schreckliche genommen. In diese Zeit fällt in die furchtbaren Greuel bei der Eroberung und Zerstörung Wendens jene denkwürdige und tieftragische Episode vom 5. September 1577, die im Gedächtnis der Nachwelt unvergessen geblieben ist. An diesem Tage sprengten sich unter Führung des Kommandanten Heinrich Boismann mehr als dreihundert livländische Ritter mit ihren Frauen und Kindern, nachdem sie gemeinsam das Abendmahl genommen hatten, in der Schloßkapelle der Ordensburg in die Luft, um nicht lebend dem barbarischen Feinde in die Hände zu fallen. Die hochsinnigen Frauen und Jungfrauen hatten zuerst diesen heroischen Entschluß gefaßt, und der übrig gebliebene Teil der Besatzung, der sich in einem anderen Teil der Burg noch einige Zeit weiter verteidigte, folgte bald ihrem hochherzigen Beispiel.

In der Folgezeit konnten sowohl das autonome Lehnsherzogtum Kurland unter seinem ersten Herzog Gotthard Kettler, wie auch das schwedische Estland, wo der König Erich der Vierzehnte am 2. August 1561 in zwei Urkunden dem Adel und der Stadt Reval ihre alte deutsche Verfassung feierlich bestätigt hatte, sich frei und ungehindert entwickeln. In eine weit weniger günstige Lage geriet dagegen das in eine polnische Wojewodschaft umgewandelte Livland. Zwar hatte auch hier König Sigismund der Zweite August in den „Pacta Subjectionis“, dem Privilegium „Sigismundi Augusti“ von 1561 und auch der „Pacta Unionis“ von 1566 bei der Vereinigung mit dem Großfürstentum Litauen den Livländern alle ihre Rechte und Privilegien bestätigt und im allgemeinen bis zu seinem Tode auch gewahrt. Mit einem slawischen Reiche verbunden, sollte Livland nach diesen Verträgen trotzdem ein deutscher und protestantischer Staat im Staate bleiben. Nachdem aber Sigismund Augusts Nachfolger, Stephan Bathory, auch Riga, das bis 1582 freie deutsche Reichsstadt geblieben war, seiner Herrschaft unterworfen hatte, begann der offenkundige Bruch der Verträge. Bereits mit dem polnischen Statthalter Jan Chodkiewicz, der seine Aufgabe mehr in der Polonisierung Livlands als in der zielbewußten Bekämpfung der Schweden sah, begann eine Reihe willkürlicher Gewalthaber, die die verfassungsmäßigen Rechte der Ritterschaft und der Städte mißachteten und vielfach an Brutalität einem russischen Generalgouverneur des zwanzigsten Jahrhunderts kaum etwas nach-

o o o

gaben. Besonders schlimm wurde jetzt, unter Bruch der in allen Verträgen zugesicherten Gewissensfreiheit, der konfessionelle Druck durch die vom italienischen Jesuiten Antonio Possevino eingeleitete und vom päpstlichen Provinzial Campano und einem polnischen Jesuitenkollegium betriebene katholische Gegenreformation. Allerdings muß man anerkennen, daß die Propaganda dieser italienischen und polnischen Jesuiten sich immerhin in sehr viel feineren und zivilisierteren Formen bewegte, als die brutalen Machenschaften der höheren russischen Geistlichkeit im neunzehnten Jahrhundert. Unter der Herrschaft des sehr intoleranten, seit 1586 regierenden Sigismund des Dritten steigerte sich jedoch der nationale und religiöse Fanatismus der polnischen Gewalthaber in Livland so sehr, daß die Lage, namentlich auf dem flachen Lande und in den kleineren Städten, immer drückender und unerträglicher wurde. Mit welchen Absichten die polnischen Bischöfe nach Livland kamen, das zeigt der hochfahrende Spruch, den der in Wenden einziehende Bischof Patritius Nidecki in lateinischer Sprache in seinem Wappen am Wendenschen Schlosse anbringen ließ:

„Moskaus Macht sank dahin, der Ketzer Hochmut desgleichen,
Da kam ich in das Land, Livlands geistlicher Herr."

Die polnische Willkürherrschaft, die zu einer Aussaugung des Landes und zu einer teilweisen Reduktion der Rittergüter führte, erreichte bis zum Ende des Jahrhunderts den Höhepunkt der Vergewaltigung. Es ist auch vollkommen verbürgt, daß Stephan Bathory dem Könige Johann von Schweden den teuflischen Plan unterbreitet hat, „in einer livländischen Bartholomäusnacht alle Deutschen in Livland (seine eigenen friedlichen Untertanen!) auszurotten". Unter Bathorys Nachfolger Sigismund Wasa häuften sich die gröbsten Vergewaltigungen und Rechtsbrüche, gegen welche die livländische Ritterschaft schon 1587 energisch, aber ganz vergeblich protestiert hatte. In Estland lagen seit dem Tode Johanns des Dritten von Schweden recht verwickelte staatsrechtliche Verhältnisse vor, da seit 1592 Polen und Schweden unter Sigismund Wasa in Personalunion vereinigt waren. Besonders schwierig wurde die Lage der Estländer, als der Konflikt zwischen König Sigismund und seinem Oheim, dem 1597 zum zweitenmal zum Regenten von Schweden gewählten Herzog Karl von Södermanland, sich immer mehr zuspitzte. Polen und Schweden rissen sich um die Estländer, die so zwischen zwei Feuern in eine sehr heikle und bedrängte Lage gerieten, zunächst aber ihrem König Sigismund in streng loyaler Weise die Treue hielten.

Als mit dem Jahre 1598 die schwedisch-polnischen Kriege begannen, in denen die germanische Großmacht des Nordens mit der damals stärksten slawischen Vormacht des Ostens fast zwei Menschenalter hindurch um den kostbaren Besitz an der Ostsee rang, da mußte sich bei den schwer geprüften Livländern bald der Gedanke regen, die polnisch-katholische Herrschaft mit der germanisch-protestantischen des nördlichen Nachbarreiches zu vertauschen. Ein

Vergleich des fanatischen und dabei unfähigen Renegaten Sigismund mit der Person des Herzogs Karl, der an Verstand, Bildung, eiserner Willenskraft und staatsmännischem Blick wohl die meisten seiner Zeitgenossen überragte, mußte die baltischen Ritterschaften in einem solchen Entschlusse noch wesentlich bestärken. Obschon Herzog Karl 1599 Narwa, Wesenberg, Weißenstein und Hapsal den Polen und polnischen Parteigängern abgenommen hatte und der schwedische Reichstag zu Linköping im März 1600 die Wiedervereinigung Estlands mit Schweden kategorisch forderte, suchte der verblendete Sigismund gerade damals Estland unter Bruch der Verfassung zur polnischen Provinz zu machen. Gerade dieses Vorgehen zerriß das letzte Band der Treue; denn am 25. April 1600 stellten sich die Estländer rückhaltlos auf die Seite Schwedens, mit der formellen Erklärung, daß sie sich der Forderung des Reichstages zu Linköping fügten. Im Hinblick auf die politischen Verhältnisse der Gegenwart erscheint es von besonderem Interesse, daß die Estländer gleichzeitig die Forderung des Regenten, die schwedischen Reichstage zu beschicken, zurückwiesen, weil sie vom schwedischen Absolutismus nichts wissen wollten und fest entschlossen waren, auch unter schwedischer Herrschaft ihre alte Autonomie vollständig zu wahren.

Als dann Herzog Karl in glänzendem Siegeszuge im Laufe des Jahres 1600 Pernau, Fellin, Dorpat, Wolmar, Wenden, Ronneburg, Trikaten und andere Burgen eroberte, da flogen ihm in Livland alle Herzen zu, da begannen die offenkundigen Bestrebungen der Livländer, das verhaßte Joch der vertragsbrüchigen polnischen Herrschaft abzuschütteln. Karl, der über die Stimmung der Ritterschaft genau unterrichtet war, beeilte sich, ihr mit staatsmännischem Geschick entgegenzukommen; er ließ die Livländer auffordern, Vertreter zu ihm in das Hauptquartier nach Reval zu entsenden, um auf dem Wege eines festen Vertrages die Grundlagen ihres Anschlusses an Schweden festzusetzen. Eine Abordnung der Ritterschaft unter Führung des ehemaligen Ritterschaftshauptmanns Johann von Tiesenhausen kam im Januar 1601 nach Reval, wo man sich leicht und schnell über alle Vertragspunkte einigte. Sehr wichtig war natürlich die Haltung Rigas, wohin der Herzog Tiesenhausen als Unterhändler entsandte. Schon vorher hatte der Revaler Rat die Schwesterstadt eindringlich gemahnt, sich gleichfalls Schweden anzuschließen; doch blieben diese Aufforderung sowohl, wie die Verhandlungen Tiesenhausens, ohne jeden Erfolg. Denn der eben erst von der polnischen Regierung in seiner Herrschaft von neuem befestigte Rigaer Rat hatte vor allem die wichtigen polnisch-litauisch-kurländischen Handelsbeziehungen im Auge. Er ließ sich von Gedankengängen leiten, die auch in einer 1600 von einem anonymen Dichter verfaßten „Vermahnung an die Stadt Riga" ihren drastischen Ausdruck fanden; es hieß dort unter anderem:

„Du weißt auch wohl,
Deine Kasten sind voll
Durch Litauen und Preußen,
Polen, Kurland und Reußen."

o o o

Damals, als die schwedischen Eroberer des Landes sich jahrelang um die Besitznahme Rigas bemühten, lagen die handelspolitischen Aussichten im Falle einer Eroberung für die Dünastadt fast genau umgekehrt wie heute. Beim Anschluß an Schweden, das damals nur einen geringfügigen Export von Eisenerzen und Butter hatte, konnte Riga in der Tat befürchten, in seinem ganzen Ausfuhr- und Einfuhrhandel schwer geschädigt zu werden. Auch hatte Riga von den politischen und religiösen Bedrückungen verhältnismäßig wenig zu spüren gehabt. Auch vier Jahre später, als König Karl der Neunte, wie der Herzog seit dem Reichstage von Norrköping von 1604 genannt wurde, Riga zu Wasser und zu Lande vollständig eingeschlossen hatte, blieb die tapfere Stadt standhaft und trotzte allen Stürmen.

Das ganze übrige Livland dagegen hatte bereits auf dem Landtage zu Wenden am 28. Mai 1601 den Unterwerfungsakt von Reval bestätigt, worauf 1602 auf dem Stockholmer Reichstage die Union Livlands mit Schweden feierlich vollzogen wurde. Die Livländer hatten damit ein Verhältnis gelöst, das von dem anderen Teil schon längst vernichtet war, wenn auch im allgemeinen die Notwendigkeit eines Wechsels der Herrschaft damals nicht so dringend und unabweisbar vorlag wie 1917. Als aber seit 1604 das Waffenglück die Schweden wieder verließ und sie nach Norden zurückgedrängt wurden, da hatten die Livländer unter der furchtbaren Rache der Polen schwer zu leiden und mußten zum großen Teil landflüchtig werden. Schwere Hungersnot und entsetzliches Elend herrschten in dem unglücklichen Lande, in dessen nördlichem Teil die Schweden sich mit bewunderungswürdiger Zähigkeit jahrelang zu halten wußten. Ein Hauptverdienst hierbei gebührte ihrem deutschen Heerführer, dem Grafen Johann von Nassau-Katzenellenbogen, der vorher in den Niederlanden gegen die „Papisten" gekämpft hatte und 1601 zu dem gleichen Zweck in Livland eingetroffen war. Die Livländer aber blieben auch in der größten Not ihrem neuen Landesherrn bis zu seinem Tode getreu, so daß Axel Oxenstjerna, der spätere berühmte Kanzler von Schweden, der als Gutsbesitzer in Estland den baltischen Adel genau kannte, in einem Schreiben an den Revaler Rat wohl sagen konnte, der Adel im Stifte Riga und Dorpat habe sich, obschon er in höchster Gefahr schwebte, so standhaft gezeigt, daß er allen „zum Spiegel und Exempel anzuschauen" wäre. — Als der Krieg schon länger als ein Jahrzehnt gedauert hatte, suchte noch in elfter Stunde König Christian der Vierte von Dänemark in einer Weise, die an das Vorgehen Italiens und Rumäniens im jetzigen Kriege erinnert, im trüben zu fischen, indem er ohne jede Veranlassung dem arg bedrängten Schweden 1610 gleichfalls den Krieg erklärte. Aber wie in unseren Tagen die genannten treubrüchigen Länder, so hatte auch er sich gröblich verrechnet; denn die Schweden brachten ihm schon im Juli 1610 eine schwere Niederlage bei und eroberten die Sonneburg, den festesten Platz auf der Insel Oesel. Die Lage der Livländer, die nur noch im Norden ihres Landes bei den Schweden Schutz finden

konnten, verschlimmerte sich in diesem langjährigen Kriege so sehr, daß in einem Jahre allein in der Umgebung Rigas mehr als 40000 Menschen dem Hungertode erlagen.

Als König Karl der Neunte, dieser sehr bedeutende Vater eines noch größeren Sohnes, 1611 gestorben war, da richteten sich die Blicke der schwergeprüften Livländer voller Hoffnung auf diesen Sohn, den jungen König Gustav Adolf, obschon sie noch nicht ahnten, daß er sich als ein politisch hochbegabter Staatsmann und zugleich als der vom edelsten Idealismus erfüllte Vorkämpfer des evangelischen Glaubens in Europa erweisen sollte. Von Polen, Dänemark und Rußland bedrängt, befand sich der junge Monarch gleich in den ersten Jahren seiner Regierung in einer sehr schwierigen Lage. Durch Waffenstillstände, die mit Polen seit 1612 immer wieder erneuert wurden, suchte er zunächst Zeit zu gewinnen, um sich auf den unausbleiblichen letzten Entscheidungskampf vorzubereiten.

Als die schwedischen Truppen 1614 gegen die Moskowiter zu Felde zogen, das Ostufer des Peipus eroberten und Pleskau belagerten, entsandte die livländische Ritterschaft eine Abordnung unter Frommhold von Patkul nach Stockholm zum Könige, mit der inständigen Bitte, Livland unter keinen Umständen unter polnischer Herrschaft zu belassen, sondern mit Estland Schweden anzugliedern. Der König, der die Hingebung Livlands wohl zu würdigen wußte, empfing die Deputation sehr liebenswürdig und entgegenkommend. Er antwortete den Abgesandten, er wolle sich redlich bemühen, alle Wünsche der Livländer zu verwirklichen. Erreiche er das unter den derzeitigen schwierigen Umständen nicht, so werde er wenigstens dafür Sorge tragen, daß alle Rechte des Landes im Frieden garantiert würden. Erst nach langjährigen Kämpfen gelang es dem Könige, 1621 nach tapferer Gegenwehr auch Riga zu erobern, dessen Getreideexport wider alles Erwarten sich schon im ersten Jahrzehnt der schwedischen Herrschaft erheblich steigerte. Nach der Kapitulation Rigas sandte der livländische Adel abermals eine Abordnung zum Könige, mit der nochmaligen dringenden Bitte, das eroberte Gebiet beim Friedensschlusse nicht den Polen zu überlassen. Auch jetzt erwiderte der Monarch, er werde auch im schlimmsten Falle Livland „nur durch feste Traktate an Polen kommen lassen, es schützen und nicht verlassen". Erst im Jahre 1626 hielt Gustav Adolf seine militärische Lage für genügend gefestigt, um eine dauernde Annexion Livlands ins Auge fassen zu können. Die kriegerischen Ereignisse in Deutschland, wo um diese Zeit vor den Mauern Stralsunds um das Schicksal des deutschen Protestantismus gerungen wurde, zwangen den König, im Dezember 1628 einen kurzen Waffenstillstand in Livland abzuschließen, der am 16. September 1629 auf sechs Jahre verlängert wurde. Durch diesen zu Altmark abgeschlossenen Waffenstillstand, der in seinen politischen Folgen einem endgültigen Friedensschlusse gleichkam, wurde Livland für immer von der polnischen Herrschaft befreit. Die livländische Ritterschaft aber hatte bereits in einer

o o o

Eingabe vom Oktober 1621, in der sie Gut und Blut für Gustav Adolf einzusetzen verspricht, ihn ausdrücklich als ihren „Befreier und Erretter" anerkannt.

Der große Schwedenkönig hat aber das Land nicht nur vom polnischen Joche befreit und vom Untergange errettet, sondern auch in dem kurzen Zeitraum bis zu seinem Heldentode bei Lützen mit kundiger Hand dem Boden Livlands eine Saat anvertraut, die gute Frucht tragen sollte. Für die Wohlfahrt aller von ihm beherrschten Gebiete hat dieser hochsinnige Monarch ja mehr getan, als irgend ein anderer Herrscher seiner Zeit. In Livland hat er in strammer und gerechter Zucht vor allem erst die Grundlagen einer geordneten Verwaltung in Kirche, Schule und Rechtsprechung geschaffen. In einer verworrenen und zuchtlosen Zeit ließ er aus allen Kriegsgreueln, aus einem Chaos sondergleichen, so ein neues und besseres Livland entstehen und führte es zu einer kulturellen und wirtschaftlichen Blüte, wie sie dieses Land schon lange nicht mehr gesehen hatte. So hat Gustav Adolf namentlich auch in Livland für alle Zeiten ein Vorbild hinterlassen, wie man mit einer eroberten Provinz zu verfahren hat. Pazifisten und Nichtannexionisten hat es in jener kraft- und ruhmvollen Glanzperiode der schwedischen Großmachtstellung freilich nicht gegeben. Der Dank, den die Livländer ihrem Befreier zollten, fand nicht allein in Worten und Ergebenheitsadressen seinen Ausdruck; denn seine livländischen Kerntruppen, als welche Gustav Adolf sie selbst bezeichnet hat, folgten ihrem obersten Kriegsherrn gern und freudig auf die Schlachtfelder Deutschlands; dort haben auch sie unter den Fahnen des Generals Wrangel, der ja auch ein geborener Estländer war, für den evangelischen Glauben gestritten.

Als 1629 der Friede geschlossen war, schickte die livländische Ritterschaft wieder Frommhold von Patkal und den jungen, später als Landmarschall um seine Heimat hochverdienten Otto von Mengden nach Stockholm, um die Bestätigung ihrer Privilegien zu erwirken. Die deutsche Autonomie des Landes wurde anstandslos genehmigt, dagegen scheint das eigentliche staatsrechtliche Verhältnis Livlands zu Schweden in seinen Einzelheiten damals gar nicht erörtert worden zu sein. Diese Frage wurde erst 1634 wieder angeregt, als abermals eine livländische Deputation nach Stockholm kam, um der Vormundschaft, die für die unmündige Tochter des Königs Christine die Regierung führte, ihre Beschwerden und Wünsche vorzulegen. Der an der Spitze der Abordnung stehende Otto von Mengden bat jetzt vor allem darum, man möge Livland mit Estland „in ein Corpus" vereinigen. Die Livländer wünschten damals im Prinzip also dasselbe, was auch der allgemeine Landesrat in Riga durch seinen Beschluß vom 12. April 1918 heute anstrebt, nämlich die Vereinigung mit der schon mehr als siebzig Jahre schwedischen Schwesterprovinz zu einem autonomen Landesstaat unter festem Anschluß an das Reich. Die Livländer drangen mit ihrer Bitte jedoch nicht durch; denn die vormundschaftliche Regierung meinte, daß Livland noch gar nicht definitiv, sondern

nur durch einen Waffenstillstand an Schweden gekommen sei; die Frage müsse daher vorläufig vertagt werden. Was den Ausbau des livländischen Landesstaates betrifft, so nahm er bei den noch in vieler Hinsicht unfertigen Verhältnissen sehr lange Zeit in Anspruch, so daß erst 1643 der erste, vom Generalgouverneur Bengt Oxenstjerna einberufene Landtag zusammentreten konnte. Hier wurde ein aus zwölf Landräten bestehender Landesrat gewählt, zu dem sechs Livländer und sechs Schweden gehörten. Noch 1648 begab sich eine livländische Abordnung unter Otto von Mengden in das königliche Hoflager, um von der Königin Christine statt der provisorischen eine endgültige Bestätigung des Rechtszustandes in Livland zu erhalten. In bezug auf die Verfassung Livlands kamen die Deputierten jetzt zum Ziel; was aber die endgültige Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Schweden betrifft, so blieb diese Frage dauernd ungelöst. Auch als die Livländer 1662 König Karl den Elften baten, er möge „Livland dem schwedischen Reiche als ein membrum regni in perpetuum inkorporieren," so daß die Ritter- und Landschaft auch Sitz und Stimme auf dem schwedischen Reichstage erhalten sollte, blieb diese Frage immer noch „vorläufig" unentschieden. Der Wunsch der Ritterschaft, der sich auf die Zusicherungen der Jahre 1602, 1614, 1629 und 1648 stützte, fand bei der Regentschaft, die für den unmündigen König die Regierung führte, zwar keine unbedingte Ablehnung, aber auch keine sofortige Zustimmung. Obschon im Frieden zu Kardis von 1661 Rußland und Polen den Besitz Schwedens in Livland und Estland endgültig anerkannt hatten, blieb die staatsrechtliche Frage auch fernerhin ungelöst. So wurde nur das eroberte Ingermanland wirklich eine schwedische Provinz, während Livland und Estland dem schwedischen Reiche tatsächlich nicht einverleibt, sondern als zwei deutsche Landesstaaten mit recht weitgehender Autonomie militärisch, wirtschaftlich und zollpolitisch angegliedert waren.

Im allgemeinen war die Epoche von der Eroberung Livlands durch Gustav Adolf bis zum Tode Karls des Zehnten für Livland, dank einer fürsorglichen und gerechten Regierung und der niedersächsischen Tüchtigkeit und Schaffenskraft seiner Bewohner, eine glückliche Zeit gesunder Entwicklung und erfreulichen Fortschrittes. Eine Änderung zum schlimmeren trat erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein, als die schwedische Regierung unter dem finsteren, verschlossenen und unzugänglichen König Karl dem Elften seit 1681 mit dem Bruch der Verträge begann. Denn die berüchtigte Güterreduktion Karls des Elften, die in Estland zwar milder gehandhabt, in Livland aber bis 1690 schon im weitesten Umfange durchgeführt wurde, war hier jedenfalls ein Vertragsbruch gröbster Art. Denn diese einschneidende, durch den finanziellen Bankrott Schwedens veranlaßte und 1680 vom schwedischen Reichstage beschlossene Maßregel erschien in Livland als ein empörender Rechtsbruch, weil alle inneren livländischen Angelegenheiten nicht vor den schwedischen Reichstag, sondern den livländischen Landtag kompetierten. Als

o o o

Protest wurde deshalb schon 1681 ein vom livländischen Landtage ausgearbeitetes „Pro memoria“ an den König eingesandt, das in dem Satze gipfelte: „Ergo rex modernus tenetur jure pactorum“. Die Antwort des ergrimmten Monarchen auf diese Supplik bestand darin, daß er sie als „höchst unanständig“ bezeichnete. Als 1690 schon fast ganz Livland ruiniert war, schickte die Ritterschaft Johann Reinhold von Patkul und Bernhard von Budberg als Deputierte nach Stockholm, von wo sie erst 1692 zurückkehrten. Sie hatten wenigstens so viel erreicht, daß die Ritterschaft eine neue Supplik einreichen durfte. Durch das Dazwischentreten des schwedischen Gouverneurs von Livland, Hastfer, erfolgte jedoch eine erneute Absage des Königs, und als der Landtag 1693 eine abermalige Beschwerde in Stockholm beschloß, wurde er auf Befehl des Königs aufgelöst. Trotzdem entsandte die Ritterschaft 1694 mit Patkul die Deputierten Budberg, Vietinghoff und Mengden nach Stockholm, wo sie jedoch sogleich eingekerkert wurden; Patkul selbst, der zum Tode verurteilt wurde, vermochte zu entfliehen. Im Dezember 1694 wurde die livländische Landesverfassung vom Könige aufgehoben und 1696 das schwedische Kirchenregiment eingeführt, das der livländischen Landeskirche jede Selbständigkeit raubte. Die Reduktionskommission mit ihren fünf Gliedern, die von den Livländern die „fief Düwelskinder“ genannt wurden, setzte mittlerweile ihre Tätigkeit fort und hatte in den letzten Lebensjahren des Königs ihr Zerstörungswerk vollendet. Die Verfassung war aufgehoben, das Land zum größten Teil zertreten und vernichtet, Hunderte von Rittergutsbesitzern buchstäblich zu Bettlern gemacht. In dieser schweren Not schien für Livland nach menschlicher Voraussicht jeder Gedanke an auswärtige Hilfe ausgeschlossen zu sein.

Da fand sich in dem landflüchtigen und zum Tode verurteilten Patkul der Mann, der fest entschlossen war, mit Hilfe fremder Mächte Livland zu retten und zu befreien. Was Peter dem Großen und August dem Starken noch 1698 nicht geglückt war, eine feste Allianz gegen Schweden abzuschließen, das brachte der leidenschaftliche Genius dieses großen Livländers zustande. Am 24. August 1699 schloß er den Geheimvertrag mit August dem Starken im Namen der livländischen Ritterschaft ab. Dazu war er nicht befugt, denn er handelte auf eigene Rechnung und Gefahr, hatte nur einen kleinen Kreis von Landsleuten hinter sich, von denen einige bereits in sächsisch-polnischen Diensten standen, und kein Mandat von seinem Lande, das in germanischer Mannentreue bis zuletzt zu Karl dem Zwölften gehalten hat. Patkuls Charakterbild in der Geschichte ist auch in bezug auf sein politisches Wirken immer noch nicht genügend geklärt. Jedoch ist es jedenfalls durchaus ungerechtfertigt, in diesem hochbedeutenden, von heißer Heimatliebe erfüllten Manne, der die Seele des ganzen nordischen Krieges war, nur einen ehrgeizigen politischen Abenteurer zu sehen. Seine politische Tätigkeit hatte die Befreiung seiner Heimat unzweifelhaft zum Hauptziel, wobei freilich auch

der Rachedurst und das Verlangen, den verhaßten schwedischen Staat zu demütigen, eine große Rolle gespielt haben. Sein abenteuerliches Leben in sächsischen und russischen Diensten, wo er die rechte Hand Peters des Großen war, und schließlich sein martervoller Tod auf dem Richtplatz von Kasimierz am 10. Oktober 1707 sind aus der allgemeinen Geschichte so bekannt, daß wir hier nicht darauf einzugehen brauchen. Nicht umsonst hatte Patkul den Märtyrertod für seine Heimat erlitten. Schon drei Jahre später war Livland von der schwedischen Tyrannei befreit, freilich nicht so, wie man es gedacht hatte, als freie Adelsrepublik unter sächsisch-polnischem Protektorat.

Länger als anderthalb Jahrhunderte, vom Nystader Frieden bis zu Alexander dem Dritten, das heißt, so lange die Verträge nicht gebrochen wurden, konnten die baltischen Provinzen sich in stetigem Fortschritt ungestört entwickeln. Als dann, nachdem Alexander der Dritte als erster Zar die Kapitulationen von 1710 nicht mehr bestätigt hatte, die brutale russische Faust das Baltenland zu erdrücken drohte, da regte sich nicht allein bei den Deutschbalten, sondern auch in der lettischen und estnischen Intelligenz zum erstenmal der Wunsch nach einer Loslösung vom russischen Reiche. Aber bei der politischen Gesamtlage Europas, die jede auswärtige Hilfe ausschloß, mußten solche Wünsche noch mehr, als vor zwei Jahrhunderten, zunächst als eine niemals zu verwirklichende Utopie erscheinen. Und doch sehen wir als Zeitgenossen, bereits ein Menschenalter später, wiederum das eigenartige Walten der historischen Gerechtigkeit, die dem Faustrecht keinen dauernden Bestand einräumt, die bisher noch jede Macht, die die Verträge brach, bald darauf den kostbaren Besitz an der Ostsee verlieren ließ.

Die politischen Stimmungen in der baltischen Gesamtbevölkerung seit 1914 sind in der deutschen Tagesliteratur und auch in dieser Zeitschrift so eingehend erörtert worden, daß wir sie hier übergehen können. Die politischen Fühler, mit denen während der ersten Kriegsjahre die nicht offiziellen Vertreter des baltischen Deutschtums an amtliche deutsche Kreise herantraten, hatten zunächst Erklärungen dieser amtlichen Stellen zur Folge, die, entsprechend der noch ungewissen Kriegslage, noch unbestimmter, noch unverbindlicher gehalten waren, als die vor drei Jahrhunderten den hilfesuchenden Livländern in Stockholm erteilten Zusagen. Als aber der russische Koloß in wüster Anarchie zusammengebrochen war, während die bolschewistische Schreckensherrschaft im Baltenlande ihre wilden Orgien feierte und das Deutschtum dort in größere Not und Gefahr geriet, als jemals zuvor in früheren Jahrhunderten, da drang der verzweifelte Hilferuf des gequälten Landes zum Herzen des Deutschen Reiches. Die zunächst von den Ritterschaften Livlands und Estlands nach Berlin entsandten Vertrauensmänner, die vom Reichskanzler und vom Kaiser ausdrücklich als gesetzmäßige Landesvertretung anerkannt wurden, fanden hier jetzt nicht allein einen warmen und herzlichen Empfang, sondern bald auch die schnelle und tatkräftige Hilfe des deutschen

o o o

Schwertes. Warmherziger und mitfühlender, als 1559 in Augsburg, als 1601 und 1614 in Schweden, war im Februar 1918 in Homburg der Empfang der hilfesuchenden baltischen Delegierten beim Kaiser, der mit Kopf und Herz das Ostseeproblem so richtig erfaßt hat. Und dringender und leidenschaftlicher, als jemals zuvor, äußerte sich bei diesen Männern, die in feuriger Beredsamkeit an das deutsche Herz des Monarchen appellierten, jetzt das Verlangen, für alle Zeiten vom slawischen Joche befreit zu werden. Diesem Wunsche der Ritterschaften schlossen sich dann auch die Städte und die estnischen und lettischen Landgemeinden an, die im April sechsundfünfzig Vertreter in den allgemeinen Landesrat in Riga entsandten. Die aus elf Mitgliedern bestehende deutsch-estnisch-lettische Deputation, die dieser Landesrat dann nach Deutschland schickte, bekräftigte im Hauptquartier vor dem Reichskanzler und dem Feldmarschall Hindenburg nochmals den Wunsch der Gesamtbevölkerung, dem Deutschen Reiche angegliedert zu werden.

Wie wir eben gesehen haben, blieb das staatsrechtliche Verhältnis Livlands und Estlands zu Schweden während eines Jahrhunderts ungeklärt. Heute aber können wir zuversichtlich erwarten, daß diese Frage der staatsrechtlichen Stellung bald gelöst wird, daß sich die festen Formen für das an der Ostsee neu erstehende Leben und seine Verbindung mit Deutschland bald finden werden, wobei die Interessen und die Zukunft des Deutschen Reiches vor allem zu wahren sind. In dieser Hinsicht müssen wir mit einem Wunsche schließen, der aus den Worten Rankes hervorgeht:

„Schlachten können auch durch Zufall oder ein einseitiges Talent gewonnen werden. In der Behauptung einer großen Sache unter Widerwärtigkeiten und Gefahren bildet sich der Held."

Gedanken über Jakob Burckhardt.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages
am 25. Mai 1918.

Von
Carl Neumann.

1. Die Entdeckung der Renaissance.

Für die Geltung der Lebens- und Kunstanschauung, die in der Vorstellung: Italienische Renaissance enthalten ist, bedeutet es nicht wenig, daß eine so anziehende und starke Persönlichkeit wie Jakob Burckhardt ihr Dolmetscher und, wie viele ohne weiteres glauben, ihr Vertreter gewesen ist. Von seinen Werken hat zur Umbildung des Geschmacks weiter Kreise fraglos der Cicerone das meiste beigetragen. Obwohl beim Erscheinen dieses Buches, 1855, ein so guter Kenner wie Waagen, als er das Werk anzeigte, sozusagen vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen und sich den neuen Kurs in der Richtung zur Renaissance nicht klar gemacht hat, ist tatsächlich die Werbearbeit für die neuen Wertungen bis heute vom Cicerone Burckhardts maßgebend gefördert worden. Kein Gebildeter, der neben dem Bädeker nicht den Cicerone mit in das Reisegepäck nach Italien gesteckt hätte, so daß Carl Justi ihn einmal ärgerlich als unseren Geschmacksvormund bezeichnen konnte. Die Theorie zu dieser langsamen, aber sicheren Gängelung des Publikums (von der ersten bis zur zweiten Auflage des Cicerone brauchte es vierzehn Jahre; dann wurde das Zeitmaß ein anderes) hat die „Kultur der Renaissance in Italien" geliefert. Hier sind die Grundlagen für die neue kulturphilosophische Konstruktion gelegt, dem Mittelalter kostbare Provinzen entrissen, aus Annexionen das Gebiet der italienischen Renaissance gebildet und gerechtfertigt worden. Die hier geprägten Meinungen haben fast dogmatische Geltung gewonnen. Der Glaube an die Renaissance ist allmählich ein Stück der auf ihre angebliche Voraussetzungslosigkeit stolzen allgemeinen Bildung geworden. Burckhardts Kultur der Renaissance ist kein leicht zu lesendes Buch. Sich damit zu quälen, ist für die meisten nicht nötig. Denn in zahllosen Verdünnungen, Aufgüssen, Erweiterungen ist der Stoff der italienischen Renaissance zugänglich gemacht worden. Wenigstens die Dialoge über

die Renaissance vom Grafen Gobineau (1877) hat jeder gelesen; die Phantasie der Zeit war so in diese Gegenstände und Personen verliebt, daß das künstlerisch mehr als Unzulängliche des Gobineauschen Buches mit Haut und Haaren verschluckt wurde. Hatte sich unser Gustav Freytag mit guten Gründen gescheut, in seinen „Ahnen" die großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten zu Trägern der Handlung zu machen, um sie lieber bei seltenen Anlässen aus der Kulisse blicken zu lassen, so mußten wir nun die Halbgötter der Geschichte und Kunst der Renaissance als Schauspieler die Rollen des Gobineauschen Textes spielen und lange Reden halten hören.

Um nicht Selbstverständliches unnütz zu wiederholen: hinter der Botschaft an die breiten Kreise und an die Gedankenwelt der Tagesmeinung und Tageszeitung reckte sich die Gestalt Nietzsches empor und die Predigt vom Gewalt- und Übermenschen als des höheren Menschentypus. Vorbilder und Beispiele in Überzahl bot keine weltgeschichtliche Periode so treffend wie die italienische Renaissance. Vom bequemen und verständlichen Schlagwort bis zu den süßgiftigen Prägungen eines in dünne Luftschicht verstiegenen Gratwandlers ging allmählich eine Saat auf, über die der Basler Gelehrte, der einst die Samenkörner ausgestreut hatte, billig erschrecken mußte. Das Schopenhauersche Lauern auf Ruhm und Beifall war ihm ohnedies fremd. Es gab keinen bescheideneren Gelehrten als Jakob Burckhardt. Der Nachlebende besinnt sich, diese Stille zu stören, die vier Wände zu durchbrechen, in die der große Basler sich zurückgezogen, das Inkognito, in das er sich und seine Werke gern gehüllt hätte, taktlos der Maske zu berauben. Aber es sind nun einmal Burckhardtische Gedanken, die der Renaissancebewegung der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das Bett gegraben haben. Einer der Freunde, Schüler und Bewunderer Burckhardts, Heinrich von Geymüller, hat es so ausgedrückt: Ich mochte noch so weit von Basel sein: das Zimmer Jakob Burckhardts kam mir vor wie der Mittelpunkt der Erde, von welchem wir Bürger und Diener der Renaissance angezogen wurden [1]).

*

Von einer gewissen Höhe gesehen, scheinen sich die vielberufenen Gegensätze von Klassizismus und Romantik einzuebnen. Wenn das Wesen der Romantik mit Ungenügen an jedweder Gegenwart, mit Flucht aus der Wirklichkeit bezeichnet wird — einerlei, welches die psychologischen Voraussetzungen des Auseinanderlebens von Einzelanspruch, Ort und Zeit sein mögen —, so macht es keinen Unterschied, ob die Zuflucht unter den Säulen des Parthenon oder im Helldunkel romanischer und gotischer Räume gesucht wird. Winckelmann,

[1]) „Burckhardts Briefwechsel mit Heinrich von Geymüller", herausgegeben von Carl Neumann. 1914. Einleitung S. 6.

auf den das bleierne Grau des Nordens und die theologischen, seine Sinnlichkeit hemmenden Befangenheiten drückten, war nicht minder Romantiker als Wackenroder, der Nürnberg für uns entdeckte. In diesem Sinne ist ein Stück Romantik und Sehnsucht im Blut aller edleren Naturen.

In größerer Nähe gesehen, bezeichnen indessen die berührten Gegensätze Pendelausschwingungen des allgemeinen Geistes, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu wechseln scheinen. Bei uns ist Nazarenertum und Neigung zum Mittelalter um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durch die Wendung zur italienischen Renaissance abgelöst worden, die durch das Neuheidentum des „jungen Deutschland" vorbereitet war[1]).

Diese unsere Renaissance der Renaissance war eine zeitgemäße Umformung des Klassizismus von Goethes mittlerer Lebensbahn, und sie teilte mit diesem den Anspruch, gegenüber mittelalterlichen, sogenannt romantischen Schöpfungen, ein Absolutes und Klassisches zu bringen. Wenn Kunst allemal als Kronzeuge für Sinn und Wert der schöpferischen Leistungen eines Zeitalters angerufen wird, so hat es auch für die italienische Renaissance nicht daran gefehlt, ihre Hochblüte in der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts als die „klassische Kunst" oder, wie Burckhardt zu sagen liebt, als goldene Zeit vorzustellen. Damit ist ein Vorurteil erneuert worden, das von der Altertumswissenschaft, wie man ihr zum Ruhm nachsagen muß, seit dem Abebben des Neuhumanismus abgelegt worden war. In der reinen Wissenschaft war der pädagogische Gedanke des Normativen, Absoluten, des „klassischen" Altertums verschwunden; man überließ dieses Epitheton „ornans" der streitenden Schulpolitik, und das Wort: klassisch bekam überhaupt den verdächtigen Firnisglanz der Geschäftsreklame. Auch hat der Kunsthandel die französische Malerei von der Romantik Delacroix' bis auf Manet als „klassische französische Kunst" angepriesen. Für das Publikum mochte solcher Begleitschein seine alte Anziehungskraft bewähren. Die Auguren lächelten; denn sie wußten, daß der Begriff des Klassischen eine Entschuldigung und Abwehrmaßregel sinkender Kräfte bedeutet, alexandrinische Bildungsformel, Eingeständnis eigener Unlebendigkeit und des Nichtvermögens.

Wir haben diesen Anspruch der neuklassizistischen Renaissancebewegung des neunzehnten Jahrhunderts an den Anfang unserer Betrachtung gestellt, um klar zu machen, daß das Reich der Renaissance in Kampfstellung auf den Plan trat. Burckhardt war darüber nicht in Zweifel. „Ärgert euch nicht, ihr Deutschen," schrieb er 1860 an den gesinnungsverwandten jungen Paul Heyse, „wenn ich den Welschen einige Prioritäten vindiziere, die ihnen gehören," und er setzt hinzu: „ich habe im Ausdruck einiges weggelassen und anderes in Baumwolle gewickelt." Die Problemstellung, von der Jakob

[1]) Hierüber mein Essai über Jakob Burckhardt von 1898, „Deutsche Rundschau", 24. Jahrgang, März, S. 382.

Burckhardt ausging, war deutlich. Ist die italienische Renaissance ein neues weltgeschichtliches Gebilde, ist sie Überwindung des Mittelalters, ist sie innerhalb Europas *früheste* Überwindung des Mittelalters, so muß für ihre Darstellung der Gegensatz auf eine wirksame Formel gebracht, das Mittelalter die Dunkelfolie werden, von der sich glänzend das Neugebilde abhebt, so müssen die alten Aufklärungswaffen Voltairescher Zeit gegen die „infâme", gegen das übersinnlich unsinnliche und verstiegene Mittelalter, gegen sein universal Bindendes, gegen sein unfrei Unpersönliches neu geschliffen werden. Je schroffer und *einseitiger* die Vorstellung vom Mittelalter belichtet und beschattet wird, um so klarer kommt auch das Widerspiel der Renaissance heraus.

Hier waren künstlerische, halb unbewußte Rechnungen, fast möchte man sagen: ein literarischer Zwang mächtiger als Burckhardts Seele und Temperament. In der gefährlichen Einsamkeit der Schreibtischarbeit geriet seine historische Erfahrung und Gewissenhaftigkeit, für die das Mittelalter in Vorzügen und Schwächen klar offen lag, in Streit mit persönlichen Erlebnissen (worüber im nächsten Abschnitt) und eigenwillig künstlerischen Forderungen und Herrschgelüsten. Was er in seiner Kultur der Renaissance in Italien beschrieb, war keine italienische Kulturgeschichte vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, sondern die bewußt einseitige Darstellung der Bestrebungen, Gedanken und Gefühle einer Minorität, die allmählich fast die gesamte Bildung gestaltete. Die konservativen Mächte, das Fortleben der christlich-mittelalterlichen Welt in Italien wird mit Kunst und Absicht beiseite gelassen. Schließlich wird das Mittelalter, wo es unleugbar Größe, Geist und Leben ist, umgedeutet. „Das Mittelalter wird", wie einmal Walter Götz es ausdrückte, „zur Renaissance gedeutet, wo sich lichte Stellen in der Art der Renaissance finden."

*

Die „Kultur der Renaissance" ist nicht in einem „boshaften" Stil geschrieben, für dessen Vertreter übrigens Burckhardt manche Neigung besaß. Indem aber der Kampf, aus dem das Buch geboren war, als ein ganz persönliches Erlebnis nachzitterte, glaubte Burckhardt, manches Befangende abgestreift zu haben, ohne zu bedenken, daß man im Leben eine Befangenheit für die andere einzutauschen pflegt. Sicher glaubte er sich verstanden, wenn einer seiner ersten Leser (Heyse) die „hohe Ironie, die wie ein ätherisches Salz alle Poren durchwittert", in diesem Buch genoß.

Ich wünsche, an wenigen Beispielen zu zeigen, wie der Burckhardt von 1855—1860 mit dem Inventar des Mittelalters verfuhr, um seiner Renaissance Relief zu geben. Es seien diese Beispiele dreierlei Gebieten entnommen, der politischen Geschichte, der Kunstgeschichte, der Literaturgeschichte.

An Stichproben dieser Art kann man sich mindestens die Methode und den Sinn des Werkes deutlich machen.

Daß die Renaissance hauptsächliche Grundlage modernen Wesens sei, ist einer von Burckhardts Glaubenssätzen; die rationalen Methoden und Ziele seien für Staat und Politik dort zuerst erkannt und angewendet worden, und wo derartige Überlegungen zutage treten, da sei renaissancemäßiges, das heißt modernes Denken festzustellen. In diesem Sinn heißt es von Venedig, es habe am frühesten amtliche Statistik getrieben und stelle durch derartige Berechnungen und deren praktische Anwendung eine große Seite des modernen Staatswesens am frühesten vollkommen dar. Was soll das nun angesichts der offenkundigen „Verspätung" und Rückständigkeit besagen, die dasselbe Venedig auf dem Gebiet literarischer und künstlerischer Renaissance darbietet? Ein Handelsstaat wie Venedig hat seine weltlichen Vorteile, und was sie fördern konnte, immer mit angemessenem Verstand gewahrt. Mitten in dem phantastischen Licht der Kreuzzugszeiten steht seine Eroberung von Konstantinopel als höchst unheiliger Akt der Erpressung, die an kreuzgeweihten Pilgern verübt wird, damit sie durch Waffen und Artillerie das abzahlen, was sie an Überfahrtskosten übers Meer den venezianischen Schiffahrtsgesellschaften schulden. Dieser Kreuzzug gegen Konstantinopel, wobei der kontinentale „Degen" in den Dienst venezianischer Eroberungslust gestellt wird, ist ein Kapitel von unheimlicher Modernität, und er wird dadurch nicht verschönert, daß er ein Mißbrauch geistlicher Waffen und Indulgenzen zugunsten weltlicher Politik war. Dies geschah 1204. Ist das nun Renaissance oder Protorenaissance? Einfach betrachtet, ist es weltliche Politik, die es im Mittelalter wie zu allen Zeiten gegeben hat, und es ist nicht einmal ein Widerspruch gegen den „irrationalen Charakter" des Mittelalters; es ist nur eine Warnung, daß man nicht irrational = Mittelalter und rational = modern oder Renaissance setze. Unsere mittelalterliche Überlieferung ist durch Jahrhunderte vorwiegend geistlich; die weltliche Überlieferung kommt darüber zu kurz. Es wäre der größte Fehler, die weltliche Seite des Mittelalters durch diesen zufälligen Nachteil der Überlieferung beschatten zu lassen. Für die Laienseite des Mittelalters ist die Beschreibung der Eroberung von Konstantinopel durch Villehardouin eines der glänzendsten und früheste geschriebenen, völlig unbefangenen Zeugnisse. Diese Laienkultur und ihr Gemenge von Rationalem und Irrationalem bestand immer schon, nur daß sie nicht über die Federkunst eines Villehardouin verfügte und somit für manche, die Realitäten nur greifen, wo sie Bücher lesen können, stumm blieb. Man soll also nicht übersehen oder, wenn man es sieht, soll man es nicht als erste, zweite, dritte (zum Beispiel karolingische, ottonische) Renaissance in Anspruch nehmen, was im Mittelalter als rational gerichtete Bemühung lebt. Ähnlich ist der Satz zu werten, der Staufer Friedrich der Zweite sei „der erste moderne Mensch auf dem Throne" gewesen. Sicher ist es am

wenigsten Burckhardts Art gewesen, sich für „Moderne" und angeblichen Fortschritt zu erwärmen. Hier aber hat er in der Lust der Umwertung an die Leidenschaft für die Suche nach Vorläufern der „Moderne" seinen Tribut bezahlt[1]).

*

Einer der Glaubensartikel der italienischen Renaissance ist es, daß die Gotik als ein nordischer Eindringling in Italien das natürliche italienische Kunstempfinden gestört, einen fremden Blutstropfen hereingebracht habe. In dem Schimpfnamen „Gotik" hat sich mit dem Erwachsen eines rassestolzen Nationalgefühls alles zusammengedrängt, was sich an Haß gegen die Barbaren der Völkerwanderung, gegen die germanischen Eroberer meldete. Die nordische Kunst, deren Denkmäler auf italienischem Boden von Como und Mailand über Bologna und Florenz, über Siena und Orvieto bis Süditalien in Kathedralen und Bettelordenskirchen ragten, erschien wie eine späte Welle von Völkerwanderung und Unterjochung. Indem Burckhardt für die Renaissance Partei ergriff, hatte sich der in der Nachbarschaft und fast im Schatten der Münster von Freiburg und Straßburg Aufgewachsene, der Kenner der damals noch „germanisch" genannten gotischen Kunst mit jenen Auffassungen und Vorurteilen auseinanderzusetzen. So ist die Meinung des Cicerone, das Einmischen der Gotik in den Ablauf der südlichen Kunst habe die Doppelwirkung gezeitigt: für die italienische Kunst, daß sie vorübergehend aus ihrer Bahn gedrängt; für die nordische Kunst, daß sie verfälscht wurde.

Gestehen wir, daß in heutigen Zeitläuften über Gotik zu sprechen, eine verfängliche Sache geworden ist. Das Publikum ist irre geführt, seit man ihm vorredet, Gotik sei gegenüber Antike der Ausdruck eines dualistischen ewigen Grundwesens und reiche von Prähistorie und Ägypten bis zur Gegenwart. Wozu ein witziger Kopf bemerkte, dann könne man Gotik ebenso treffend Chinesik oder Botokutik nennen. Angesichts solcher wohlberechneten Paradoxien darf man feststellen, daß es sich bei der Gotik um eine historische Erscheinung des christlichen Mittelalters handelt, die als wunderhafter Sondercharakter in der Weltkultur auftaucht und nicht ganz vier Jahrhunderte erfüllt (im deutschen Empfinden leben ihre Spuren länger fort).

[1]) Über Friedrich den Zweiten siehe auch meine Bemerkung in: „Byzantinische Kultur und Renaissancekultur", 1903, S. 7. Es kann übrigens angesichts der vielen Wiederholungen, die dieses Urteil Burckhardts gefunden hat, gar nicht nachdrücklich genug gesagt werden, daß Burckhardt selber sein Urteil geändert hat. Er ordnete später Friedrich den Zweiten in die Überlieferung normannischer und mohammedanischer Tyrannenpraxis ein. „Man möge nur keine liberalen Sympathien mit diesem großen Hohenstaufen haben!" Dagegen kommt die Wiederholung der Vergleichung mit dem modernen zentralisierten Gewaltstaat nicht auf, der ihm als Reaktion und im Grunde „unmodern" erscheint. „Weltgeschichtliche Betrachtungen", S. 91.

Nach dieser Zwischenäußerung folge eine weitere Randbemerkung. Wir wissen selber nicht mehr, wie tief sich klassizistische Vorstellungen in unserem Denken und Vergleichen festgehakt haben. Daß im Ablauf eines Stils irgendwo seine beste, seine „klassische" Zeit sein müsse, diesen Maßstäben ist auch die Gotik nicht entgangen. Nehmen wir zum Beispiel die Bewertungen in einem mit Recht hochangesehenen Werk, in Dehio und Bezolds Kirchlicher Baukunst des Abendlandes, so wird hier mit der Vorstellung gearbeitet, daß eine bestimmte gotische Architektur die kanonische, mustergültige, klassische sei; was davon abweiche, sei mißverstanden, unecht, irgendwie, wie man heute sagen würde, Ersatzgotik. Nun hat Deutschland die Gotik verhältnismäßig spät aus dem Westen übernommen, sie in seinen westlichen Randländern, ungefähr längs des Rheins, übernommen, so wie sie gebracht wurde, im übrigen aber zweifellos längere Zeit diese Gotik als eine Störung, als einen Fremdkörper empfunden, bis — vorwiegend in der Hallenkirche gegenüber der Basilika — eine annehmbare Ausgleichsform gefunden war. Dieses Ergebnis der Auseinandersetzung mit der Gotik in Deutschland wird in dem vorhin genannten Werk als Abfall, als minderwertige Mittelmäßigkeit gescholten. Jüngere Beurteiler, die das nicht gelten lassen wollten, haben das Gegenteil ausgesagt, einmal die spätere deutsche Gotik als fortschrittlich und fast im Sinn einer Vorwegnahme der Renaissance gewertet, ein anderes Mal eine Sondergotik konstruiert, deren Wesen als Gegensatz zur französischen klassischen Form gedeutet wird.

In dem Augenblick, wo man den klassizistischen Anspruch einer Normalgotik aufgibt, entfallen alle diese gesuchten und befangenen und gezwungenen Konstruktionen. Denkt doch auch niemand mehr daran, es Wolframs Parzival kritisch anzuschreiben, was an seiner Erfindung von westlichen Vorbildern abhängig ist. Die Gotik hat von Land zu Land gegen örtliche Widerstände und Gewohnheiten ihre besonderen nationalen Prägungen gefunden. Wenn sich die deutsche Gotik vom französischen Muster freigemacht und selbständig ausgestaltet hat, so will mir dieses Verhalten als historischer Fall nicht verschieden von dem italienischen erscheinen, da die Ergebnisse von der Andersartigkeit der Voraussetzungen abhängen. Läßt man also das Renaissancevorurteil als eine allmählich hineingetragene Parteifeindseligkeit beiseite, so entfällt der Grund, italienische Gotik anders zu werten als deutsche Gotik. Die Unterschiede zwischen dem inneren Aufbau des Florentiner und des Mailänder Doms mögen ungefähr denen zwischen Straßburg und Landshut entsprechen; alle diese Fälle sind von der „klassischen" Form der französischen Kathedrale fern.

Wir meinen also, wenn der Cicerone behauptet, Italien habe das „Lebensprinzip der nordischen Gotik preisgegeben", so sei dieses Urteil nicht anders zu bewerten, als wenn neuerdings von deutscher Seite über unsere Spätgotik ausgesagt worden ist, sie habe den Horizontalismus an Stelle des

Vertikalismus gesetzt. Falsche Maßstäbe, falsche Verallgemeinerungen sind hier im Spiel und führen zu einseitiger Konstruktion.

Bemerken wir übrigens, daß der berühmte Jünger Jakob Burckhardts, Heinrich von Geymüller, die Gotik als ein wesentliches und unentbehrliches Stück und fast als character indelebilis der italienischen Renaissance beurteilte [1]). Der Standpunkt Burckhardts, des „Unfanatischen", war anders und schroffer, indem er der Meinung nachgab, das Gotische sei in Italien eine Übergangsepoche; der gerade Weg wäre der von S. Miniato zu Brunelleschi gewesen. Indessen hat Burckhardt selber die Gotik in Italien als ein „Schicksal" bezeichnet, und dabei mag man sich beruhigen. Ist nicht auch in der deutschen Geschichte Christentum, Monarchie und so viel anderes „Schicksal" gewesen? Die Weltgeschichte geht nicht die logischen Geradlinigkeiten des Systematikers. Vielleicht kommt, wenn erst das Renaissancevorurteil einmal gebrochen ist, die Zeit, da man von Botticelli als einem Gotiker wird sprechen können, da man seine Neigung zu Dante und Savonarola nicht als Entsagung und Bankerott, sondern als natürliche Neigung begreifen und vielleicht die „Frührenaissance" überhaupt umtaufen wird.

Die Erwähnung Dantes gibt das Stichwort zu einer der erstaunlichsten Annexionen von Burckhardts „Kultur der Renaissance". Jeder, der das Buch kennt, erinnert sich, welche Stelle Dante, Petrarka, Bokkaz in dem Kapitel der Wiedererweckung des Altertums eingeräumt ist. Es bleibt der Eindruck, daß hiermit drei Edelsteine aus der Krone des Mittelalters ausgebrochen und der Renaissance, der unwiderstehlichen Verführerin, zugeeignet worden sind. Genau besehen, fehlt es auch Burckhardt nicht an Bedenken. Für Dante hat er im Schlußkapitel: Sitte und Religion, des gläubigen Dichters scharfe Absage mittelalterlichen Abscheus gegen Epikur und seine Jünger eingeschaltet, und im Cicerone seiner eigenen Abneigung gegen den moralischen Hochmut Dantes und dessen Absperrungen von Schafen und Böcken einen sehr renaissancemäßigen, über Moralbedenken erhabenen Ausdruck gegeben. Daß Dante von seinem Führer durch Hölle und Fegefeuer, Virgil, just da verlassen wird, wo es sich um Heilserkenntnisse handelt (Purgatorium, 30. Gesang), brauchte man Burckhardt nicht zu sagen. Und so hat er dem Humanisten Petrarka den Rückfall ins Augustinisch-Mittelalterliche in der berühmten Anekdote von der Besteigung des Mont Ventoux aufs Kerbholz geschrieben. Diese Grundfärbung mittelalterlichen Geistes ist doch auch bei Bokkaz unverkennbar.

Man fragt sich, welche Vorstellung denn die Vielen vom Mittelalter haben, daß sie jede kräftige Äußerung von Lebensfreude und -genuß als renaissancemäßig werten. Die Laiengesinnung des Mittelalters spricht doch aus Walter von der Vogelweide, aus den Carmina burana deutlich genug,

[1]) Ich bitte, auf meine Erörterung dieser wichtigen Frage in dem Briefwechsel Burckhardt-Geymüller, S. 19—32 verweisen zu dürfen.

und will man wissen, wie derb die Lebensgefühle in den geistlichen Ständen waren, so braucht man nur in den Fabliaux oder Miracles de Notre Dame Umschau zu halten. Nun hat aber Bokkaz reichlich aus den Quellen mittelalterlicher Minne- und Troubadourgedanken geschöpft. Es wird nicht viele so ergreifende Geschichten aus der hohen Minnewelt geben wie die Falkennovelle im Dekamerone (5. Tag, Nr. 9). Ein Ritter, durch übergroßen Aufwand für seine Dame arm geworden, zieht sich auf seine letzte dürftige Besitzung zurück. Als fast einzige Habe ist ihm ein trefflicher Jagdfalke geblieben. Das Söhnchen der Geliebten, die inzwischen verwitwet ist, wirft sein Auge auf diesen Falken, und da es schwer erkrankt, erbittet es von der Mutter just diesen Falken. Sie entschließt sich zu dem schweren Bittgang zu dem einst verschmähten Liebhaber, und dieser, um den angekündigten Besuch zu ehren, schlachtet („trovatolo grasso") seinen kostbaren Falken als Festbraten. Das Kind stirbt usw. Heyse hielt dieses Stück für die Novelle der Novellen, und Goethe hat sich in der Zeit seines Troubadourverhältnisses zu Frau von Stein (1776) damit beschäftigt, die Geschichte von Federigo, Monna Giovanna und dem Falken zu dramatisieren. Es ist nicht die einzige Verklärung mittelalterlicher Minne bei Bokkaz.

Der Begeisterung für die Welt des zunehmend entdeckten Altertums gehen bei Bokkaz wie bei Petrarka und Dante ausgesprochen mittelalterliche Charakterzüge zur Seite. Die Frage ist, was im Bild der Persönlichkeit vorherrscht, und diese Frage ist von unserer Auffassung, von der Entlastung des Mittelalters von fälschenden Einseitigkeiten, abhängig. Kenntnis und Einstrom des Altertums durchzieht das ganze Mittelalter. Wo von den großen Stoffen mittelalterlicher Literatur gesprochen wird, findet man gern die Verse eines Franzosen des dreizehnten Jahrhunderts angeführt:

> Ne sont que trois matières a nul homme attendant:
> de France et de Bretagne et de Rome la grant.

Trojasage und Virgil, Eneit und Alexanderroman und so viel andere antikische Stoffe haben die Phantasie des Mittelalters erfüllt. Die Sicherheit und Größe des Mittelalters war, daß es aus den alten Historien und Epen Abenteuerromane ritterlichen Stils machte, daß es den „klassischen" Figuren Kettenhemd und Eisenrüstung anzog, statt des ruhiglinigen Helmkammes steilgotische Federbüsche auf ihre Köpfe gab, kurz, die ganze Summe der Überlieferung zeitgemäß mittelalterlich einkleidete. Diese Selbstverständlichkeit der Aneignung und Übersetzung in ein jeweils Modern-Zeitliches hat sich die Antike durch die sogenannte Frührenaissance gefallen lassen müssen. Pinturicchio und Dürer, später Shakespeares Troilus und Kressida, Rembrandts Ganymed haben es so gehalten. Völlig unterschieden von diesem natürlich-starken Ebenbürtigkeits-, ja Überlegenheitsgefühl gegen die Antike ist das Sichbeugen vor der Antike als einer höher stehenden Macht,

das Heraustreten der Antike als einer alten hohen Offenbarung aus dem Zusammenhang der Überlieferung und Hand in Hand damit: Wiederbelebung des reinen, von mittelalterlicher Trübung befreiten Altertums, Entstehung von Orthodoxie und Dogma des „klassischen" Altertums.

Diese Wiederbelebung der reinen Flamme hat Jakob Burckhardts Klassizismus gemeint, als er seine Kultur der italienischen Renaissance schrieb und den Strom der Antike als das lebenspendende Element der Renaissance entdeckte. Dann hat sich der Entdeckersinn mit dem Konquistadorenwillen vereinigt, um das neu gegründete Reich mit Provinzen und Namen auszustatten, die mindestens nicht restlos in der Renaissance aufgehen, und er hat Bereich und Bedeutung des Mittelalters gewaltsam zurückgeschoben, um seiner Renaissance die erhöhte Wichtigkeit zu geben. Er durfte meinen, „ein Zeitalter entdeckt" zu haben (der Ausdruck in einem Brief an einen seiner Studenten, Salomon Vögelin, Basler Jahrbuch 1914). Zugleich hat Burckhardt der italienischen Renaissance eine bis heute geltende Modernität zugesprochen (da er 1860 noch nicht den heftigen Abscheu gegen modern Fortschrittliches hegte oder in der Verankerung in die Antike vielleicht den notwendigen Widerstand und die Versicherung gegen das zeitlich Moderne erblickte) und ihr im Schlußsatz des Buches die Empfehlung auf den Weg gegeben, sie sei die Führerin unseres Weltalters.

Es sind Wiederholungen dieser Tendenz und Sentenz, wenn Burckhardt an Italien als die magna parens glaubt, die Italiener als Erstgeborene der modernen Völker begrüßt, und diesen wie den bekannten anderen Schlagwörtern von der Entdeckung der Welt und des Menschen, der Befreiung des Individuums, dem Erwachen der Persönlichkeit ihre heutige Gemeinplätzigkeit, Übereinkömmlichkeit und ihren Scheidemünzencharakter ermöglicht hat.

Unter den Wissenden ist heute wohl Einverständnis darüber, daß in diesen Prägungen wissenschaftlich unzulässige Wertverschiebungen vorliegen[1]). Für den Anspruch der angeblichen Erstgeburt Italiens wird es ewig darauf ankommen, ob man für die Weltgeschichte das Rom Alexanders des Sechsten und Leos des Zehnten für wichtiger hält als die aus mittelalterlichen Seelenkämpfen erwachsene deutsche Reformation. Zieht man schließlich von der italienischen Renaissance Burckhardtischer Meinung die Annexionen ab, so bleibt als großartiges Phänomen die Durchdringung des italienischen Geistes mit der Antike seiner Vorzeit übrig, und hier muß man, um gerecht zu sein, mit allem Nachdruck feststellen, daß Burckhardt unter Renaissance nur diese Wiederbelebung aus eigenen alten Wurzeln verstanden hat und nur von italienischer Renaissance hat wissen wollen.

[1]) Es sei genug, auf das Urteil des Münchener Romanisten Karl Voßler in der Zeitschrift „Logos" III (1912), S. 203 ff. hinzuweisen: „Das Buch Burckhardts ist aus der Reihe der wissenschaftlichen Werkzeuge in die der wissenschaftlichen Kunstwerke getreten."

Von anderer, nicht Burckhardtischer Seite ist die Meinung vertreten worden, den der öffentlichen Meinung wohlklingenden Namen Renaissance auch den zeitgenössischen Kulturen des Nordens zu sichern, also die Namen: deutsche Renaissance usw. zu rechtfertigen. Da es sich in diesen Fällen nicht um Wiederbelebung des eigenen Altertums, sondern eines fremden Altertums handle, so müsse der Begriff Renaissance in den einer allgemeinen Erneuerung und Wiedergeburt umgedeutet werden (so etwa Konrad Burdach). Schon wegen der Gefahr der starken Mißverständnisse, daß dann ein Wort und Begriff ganz verschiedene Tatsachenreihen decken soll, möchte ich diese Namengebung nicht empfehlen. So viel ist gewiß: Burckhardt hat die angeblichen nordischen Renaissancen folgerichtig und klar abgelehnt; wie in seinem Frühwerk über die belgischen Städte (in dem Kapitel über Lüttich S. 8) hat er später noch schroffer diese Bereicherung der spätgotischen Kunstwelt des Nordens mit antiken Schmuckformen als „Bastardkunst" von seiner Renaissance ausgeschlossen, Lübke wegen der Modernisierung der „deutschen Renaissance" getadelt, die bald „weder Hund noch Katze mehr fressen wolle" (was sich dann rasch genug erfüllt hat), und Geymüller, den Verfasser der ausgezeichneten „Baukunst der französischen Renaissance", um jede Stunde bedauert, die er auf anderes als Italien wende. Es ist wirklich keine Frage, daß diese sogenannten Renaissancen des sechzehnten Jahrhunderts im Norden in das Kapitel Spätgotik gehören, und daß Burckhardt, der sonst in Annexionen nicht Bedenkliche, diese Einverleibungen und Angliederungen für seine Anschauung von Renaissance als einer wurzelmäßig antik gewachsenen Kultur widersprechend und unmöglich hielt. Die Renaissance war für ihn etwas dem Wesen nach Italienisches. Wenn er sie auf zwei Voraussetzungen gegründet fand, die Wiederentdeckung des Altertums und die Art des italienischen Volksgeistes, so war die Meinung, daß Italien in einer Art atavistischer Bewegung sich selbst wieder entdeckt und von Fremdlastendem befreit habe. Das Altertum, als künstlerische Kultur in Literatur und Kunst sichtbar geworden, drängte sich den künstlerischen Sinnen des neuen Italiens auf und begegnete dem Entgegenkommen einer außerordentlichen *ästhetischen Verführbarkeit*, derengleichen kein nordischer Volkssinn kennt. Die Italiener der Renaissance sind auch die Italiener d'Annunzios.

Die Entdeckung der Renaissance war auch für Burckhardt eine *künstlerische* Entdeckung, und die persönliche Leidenschaft, mit der sich seine jugendliche Männlichkeit auf dieses Gebiet warf, verrät, daß seine Entdeckung zugleich — als Erlebnis — eine Erlösung war. Von was er erlöst zu werden verlangte, wird der nächste Abschnitt zu deuten versuchen. Die „Kultur der Renaissance in Italien" enthielt außer der künstlerischen Darstellung eines historischen Weltzustandes eine persönliche Abrechnung. Burckhardt trat als eine Art Renegat auf die romanische Seite hinüber. Indem er aber seiner Renaissance das Zeugnis der Modernität mitgab, kam in seine Vor-

stellung des Modernen ein Zwiespalt. Fortan bestärkte er sich in Feindschaft und Ablehnung des modernen Weltwesens, soweit es in der Hauptsache Nordeuropa geprägt hat. Nietzsche hat das wiederholt, als er sich von Wagner lossagte und die Musik von Bizets Carmen pries. Die coriolanhafte Abneigung des Aristokraten gegen Masse und Demokratisierung teilten die beiden. Burckhardt hatte Stunden, in denen er den Weltuntergang nahe glaubte. Zu den apokalyptischen Zeichen des Endzustandes rechnete er die Begehrlichkeit der Massen und das Wagnertum. Ihre Erfolge bestärkten seine Gegnerschaft. „Die öffentliche Meinung," konnte er wohl sagen, „hat immer unrecht; schon deshalb, weil es die öffentliche Meinung ist" [1].) Seine Renaissance ist die Geschichte einer aristokratischen Minorität.

Indessen war Burckhardt viel zu sehr Künstler, als daß wir nicht gewarnt sein sollten, persönliche Bekenntnisse und den Sinn seiner Werke für ein und dasselbe zu halten. Das subjektive Element ist da; aber seine Kunst war zu künstlerisch, als daß sie mit dem persönlichen Erlebnis erklärt werden könnte.

2. Burckhardts Romantische Zeit.

Der Ausdruck stammt von Burckhardt selber. Als er 1877 auf dem Weg war, die Galerie in Dresden zu besuchen, schrieb er: „Auf der Fahrt zeigte man mir den Kyffhäuser, wo Kaiser Barbarossa schlafen soll, wenn es ihm nicht 1870/71 verleidet ist. Davon wurden Erinnerungen, muffig verschimmelte Erinnerungen an meine romantische Zeit wach, daß ich lachen mußte." (An Alioth, S. 24.)

Wenn der junge Goethe ein vollwertiger Teil in der Gesamterscheinung Goethes ist, und wenn der junge Goethe als Abschnitt seines Lebens diesseits von Weimar, oder besser diesseits von Italien, eine geschwinde und faßliche Vorstellung in jedem von uns aufweckt, so ließe sich von dem jungen Burckhardt nicht dasselbe aussagen. In jedem, auf dessen Pfad Goethe geleuchtet hat, lockt etwas zur Imitatio, zur Nachfolge Goethes. Aber wie Burckhardt vor der Nachwelt steht und durch seine maßgebenden Werke zu uns spricht, ist er eben der Darsteller des Untergangs der Antike und der Wiedererstehung der Antike. Darin scheint er reif geworden. Was er vorher war und wollte und leistete, sind Ansätze, Vorbereitungen, einerlei, ob die Äußerung dieser Vorperiode Übereinstimmung oder Gegensatz zu dem Kommenden enthält.

[1]) Über Burckhardts Stellung zur Idee der Gleichheit, wie über die Gesamtheit seiner politischen Meinungen geben seine „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", die aus dem Nachlaß 1905 veröffentlicht wurden, Aufschluß. Vgl. dazu meine Aufsätze über Burckhardts politisches Vermächtnis, „Deutsche Rundschau", 34. Jahrgang, Oktober und November 1907, und, von teilweise anderen Gesichtspunkten ausgehend, Karl Joel, Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph, 1910.

Dennoch lohnt es sich, bei dem jungen Burckhardt zu verweilen, die Sonderart dieser Jugend zu begreifen und die Umstände der schmerzlichen Krise kennen zu lernen, aus der heraus Burckhardt zur Reife seines Charakters erwuchs, indes Goethe, in jedem Stück seines Lebens ein Ganzer, immer nur ein anderer wurde. Bei Goethe wie bei Burckhardt trifft das, worin sie ähnlich sind, die Krise, in das vierte Lebensjahrzehnt, gegen Ende ihrer dreißiger Jahre.

Die Romantik des jungen Burckhardt kam in eine Zeit, da Nazarenertum und Bekehrung zur katholischen Kirche überwunden war und der philosophische Hochdrang seinen Gipfel überstiegen hatte. In der Kunst war eben der belgische Realismus eines Gallait im Begriff, die Ideologien von Cornelius und Kaulbach vom Thron zu stoßen. Die Philosophie Ludwig Feuerbachs stieg empor, für die, die damals jung waren, für Gottfried Keller, Richard Wagner, maßgebend. Den Bruch mit dem Christentum und der Kirchlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts hatte Burckhardt früh vollzogen; als ein „Kind der Weltlust" bezeichnete ihn der Lizentiat der Theologie Gottfried Kinkel, der damals den Übergang von der theologischen in die philosophische Fakultät noch nicht gefunden hatte. „Die Kirche (schrieb Burckhardt fünfundzwanzigjährig) hat über mich jegliche Gewalt verloren, und das ist in einer Auflösungsperiode nicht mehr als recht und billig." Aber es hatte von hier bis zum entfesselten Anarchismus der Renaissance noch weite Wege. Die „Auflösung" hatte doch, seit durch die große Revolution glatte Bahn gemacht war, in Zeitmaß und Ausdehnung ein Unheimliches, Erschreckendes. „Die furchtbar gesteigerte Berechtigung des Individuums besteht darin: cogito, ergo regno." Etwas von dem tiefen Mißtrauen, wie es Schnaase von der Schrankenlosigkeit und Überheblichkeit der Renaissance fernhielt und im Glauben an das Mittelalter befestigte, spricht aus dieser Aussage des jungen Burckhardt. So ist denn kein Wunder, daß er in seinen Berliner Studienjahren die trotz Schinkel und Rauch in den Kreisen der Kunstfreunde und -forscher vorwaltende Neigung zum Mittelalter in sich aufnahm. Es war die geistige Luft, in der Schnaase, Franz Kugler, Hotho atmeten. Als Burckhardt im Sommer 1841 in die alte Pfaffengasse des Reiches geriet und ein Semester in Bonn verlebte, da umfing ihn vollends die mondbeglänzte Zaubernacht des „süßen Taumels", einerlei ob Kinkel, dem er Freund ward, weidlich auf die „Pfaffen" schimpfte. Er wurde Mitglied der „Maikäfer", genoß ihr brüderliches Du, machte mit ihnen Gedichte, war bei Wein und Gesang und Naturlust mit ihnen jung. Im folgenden Jahr kam König Friedrich Wilhelm der Vierte an den Rhein und vollzog im September die Grundsteinlegung des Weiterbaues am Kölner Dom. Damit mag wohl Burckhardts Büchlein über den Domgründer des dreizehnten Jahrhunderts, den Erzbischof Konrad von Hochstaden, in Zusammenhang stehen (Trog, Burckhardt, S. 25). „Köln", schreibt er 1843, „hat wieder ein ganz Fuder Romantik auf mich ausgeschüttet", und dasselbe klingt aus seinen Versen:

„In süßer Mondnacht stand ich oft,
Wenn überm Rheine alles schwieg,
Und aus den Gärten mild herauf
Ein Duft von tausend Blüten stieg."

Die holdseligen Marien der Altkölner Bilder haben es ihm angetan, und das Dombild fällt ihm ein, da er zum erstenmal vor dem Eyckschen Altar in Gent steht, und die „gemeine Lebenssphäre" dieser Kunst ihn zurückstößt. Den tiefen Ausdruck der Gottseligkeit, das Ideal, die himmlische Grazie der bescheidenen Gottesmagd, „wie Meister Stephan sie darzustellen vermochte", vermißt er bei dem Niederländer (Kunstwerke der belgischen Städte 1842, S. 134). Der traumhafte Sommer am Rhein wie der Studienkreis, in den Berlin ihn festbannt, halten ihn verzaubert bei der mittelalterlichen Kunst fest. Die Germanen sind ihm das erste Kunstvolk der Welt (neben den Griechen). Als ihn später der junge Freund aus dem Kuglerschen Haus, Paul Heyse, in Basel besucht und von da nach Straßburg wandert, holt Burckhardt die Abbildungen des Münsters hervor und entläßt ihn mit den Worten: hodie eris in paradiso. Den Freiburger Münsterturm hat Burckhardt nie aufgehört zu bewundern[1]), und daß auch die karikierende Kehrseite seiner gotischen Romantik nicht fehle: sein romantischer Haß gegen die Eisenbahn konnte wie bei dem Gotiker Ruskin drastischen Ausdruck finden.

In all diesem Hingenommensein schwingt hörbar genug ein deutschbegeisterter Ton mit. Die Aufwallungen des: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, machten an der politischen Grenze nicht Halt, und so wie Gottfried Keller empfand:

Nun wallt der Hirtensohn hernieder
Hin in mein zweites Heimatland:
O grüß' mir alle deutschen Brüder,
Die herrlichen, längs deinem Strand!

so war es auch dem jungen Burckhardt ums Herz. Er ging im altdeutschen Barett, mit langen Haaren und bloßem Hals; er war dabei, als bei Kinkels Hochzeit ein Ausflug ins Ahrtal gemacht und bei Fackelschein: Was ist des Deutschen Vaterland gesungen wurde. Die Mutterarme des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, „das ich anfangs verspottete und zurückstieß", das warme Mutterherz pries er in der frohlockenden Gewißheit, daß auch er zu dem Stamm gehöre, „in dessen Hände die Vorsehung die goldenste reichste Zukunft, das Geschick und die Kultur einer Welt gelegt hat.... Daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind."

Unter den Kameraden galt er damals als der Teufelskerl, der alles könne. Er zeichnet und malt; er sang Schubert und italienische Volkslieder,

[1]) Der „mythische Eindruck" des Münsterturmes wie vor dreißig Jahren lebendig. An Ribbeck, 17. Oktober 1865.

und sehr viel später bezeugt der enthusiastische Geymüller: „er war weder, was man einen Klavierspieler noch einen Sänger nennt, und doch habe ich selten eigenartigere, feinere musikalische Freuden erlebt, als wenn Burckhardt eine der Opern Glucks, die Messen Mozarts und dergleichen alleredelste Kompositionen spielte und dazu sang." Ungewöhnlich war seine dichterische Begabung. Es gab da Zeitliches genug an Balladen, Novellen, Operntexten, Dramen; wir hören von den Stücken einer Faustdichtung [1]). Doch neigte er zum historischen Drama. In der Lyrik darf man nicht verwundert sein, gelegentlich lange romantische Sehnsuchtsseufzer in Heines Art durch grell realistische Abschlüsse beendet zu finden. Eine Ähnlichkeit, die die nüchterne Kritik über Heine keineswegs ausschließt: er habe eine Zeitlang gern zu den interessanten, schmerzlich-skeptischen Wesen à la Byron gehört, bis er fand, das reine Schindluder stehe ihm besser zu Gesicht. Manchmal aber rührt Burckhardt an Mörike (was auch Paul Heyse fand), wie in der Elegie von 1853, dem Zwiegespräch mit den Gedichtbüchern, die er mit auf die Reise nach Italien nehmen will (bei Trog, S. 66). Von den Dialektgedichten, über die ein Baseler Landsmann wohl richtig urteilt (wenn ein Fremder seine Beistimmung geltend machen darf), der Ausdruck erscheine manchmal wie aus dem Hochdeutschen ins Baseldeutsche übersetzt, soll nachher gesprochen werden.

In der Fülle dieses hochgestimmten, geselligen, poetischen, austausch- und briefschreibelustigen Daseins lebt der in die Heimat nach Basel Zurückgekehrte weiter. Aus Musik und Dichtung, aus der gern gewährten Gastfreundschaft bei Pastete und Burgunderwein, aus dem Mondenschein, der als unentbehrlicher Stimmungswecker diese romantische Jugend begleitet, hebt sich als besonders starker Zug jener Frühzeit Burckhardts die Fähigkeit zur Freundschaft heraus. Auch von den schwärmerischen Zügen, die mehr gewissen Lebensjahren als dem Charakter eignen, abgesehen, bleibt ein überaus starker Gehalt an Hingebung, Opferfähigkeit, Zutraulichkeit, betätigter Neigung und Menschenliebe, ein optimistischer Zug zum Helfen und Bessern, der sehr weit von dem Wesen des späteren Burckhardt absteht. Was er in der Stille und ohne mit Namen hervorzutreten, für Erleichterung der Notlage Arnold Böcklins damals getan hat, war Bewährung einer enthusiastischen Freundschaft. Dem Lehrer und Professor konnten solche Eigenschaften nicht anders als Vertrauen, Treue und Anhänglichkeit der Schüler und Studenten verschaffen. Mit väterlicher Seelsorge und Geduld geht er auf ihre Nöte ein, rät ab von Selbstzerstörung und Negation, mahnt zu allem schöpferisch Idealen, zu Hingebung, Herzensgüte, Milde. „Wenn Sie die fürchterlichen

[1]) Hierüber ausführlich in dem Briefwechsel mit Albert Brenner im „Basler Jahrbuch" 1901. Die übrigen Quellen für die romantische Zeit sind die Briefe an Kinkel in der „Deutschen Revue" 1899, die Briefe an Beyschlag im „Basler Jahrbuch" 1910, teilweise die an Heyse. Die Briefe an Kugler sind auf Burckhardts Anweisung verbrannt worden.

Spalten und Klüfte kennen, welche unser Leben unterirdisch durchziehen, Sie würden heut lieber als morgen alle Schätze der Liebe und Hingebung auftun." Dieselbe Mahnung hat er in einem der Dialektgedichte von 1853 an sich selber gerichtet: das sei das einzige Glück, daß man die Menschen gern habe. Auch wenn es eine Täuschung wäre um Liebe und Freundschaft, Heimat, Poesie: ein geheimer Segen mag darauf ruhen. Später, als die bitteren Einsichten zunahmen und die Illusionen zergingen, herrscht bei Burckhardt, der sich in sein Schneckenhaus zurückzog, ein anderer Ton. In den Gesprächen, über die Carl Spitteler aus seinen Studentenjahren (1865—1870) berichtet hat, wird man vielleicht an den mephistophelischen Zug der Schülerszene im Faust erinnert. Die Temperatur ist kälter geworden: aus den schönen Zügen blitzt es manchmal mit voltairischer Schärfe.

Wo wäre nun aber in dem jugendlichen Burckhardt die Summe von so viel Herzensgüte, gepaart mit Phantasie und Geist, wenn sich die Frauenliebe nicht meldete? In einem Gedicht von 1842 steht es geschrieben:

Und Liebe stieg, ein leiser Dieb,
Im Herzen wiederum empor.

Zehn Jahre später kam in Basel die große Leidenschaft. „Du weichst deinem Herzen nicht aus, und führest du mit zehn Rossen." Man muß das „Hämpfeli Lieder" lesen, und es taugt nicht, ihre ergreifende Poesie in Prosa umzuformen. Da hat es in seinem Herzen „Sturm" geläutet; in einem Wechsel von Schüchternheit und eifersüchtig wilder Leidenschaft zieht das vom Herbst über Winterschnee bis zum Frühjahr vorüber, und es bleibt eine dumpfe Einsamkeit, die den Kopf in die Hände vergräbt, wo keine Arbeit mehr rückt und kein Buch tröstet. Diese Liebe blieb unerhört.

*

Berufliche Verstimmungen kamen durch Entziehung der Lehrstelle an der Schule in Basel hinzu. Um Geselligkeiten abzubrechen, um mehr Bücher zu haben, als ihm die Basler Bibliothek für seine neuen Studien bot, nahm Burckhardt 1855 den Ruf in das ihm fremde Zürich an. Schon vorher waren aber die Würfel gefallen Die lange Reise nach Italien 1853 auf 1854, in der sich Stoff und Bewertungen für den „Cicerone" ordneten, ist wohl das Jahr der Krise und Entscheidung, die Hedschra in Burckhardts Leben.

Zwar war es anders als bei Goethe, es war keine erste italienische Reise. Seit seinen Studentenjahren war Burckhardt wiederholt, für kürzere und für lange Zeit, in das Kastanien- und Freskenland hinabgestiegen. Er kannte seine Kunst. Venedig, Florenz und Rom waren ihm geläufig. Ja immer schon, mitten in deutscher Romantik, hatten seine Gedichte von verfallenen Marmortempeln unter blauem Himmel und von Palästen und Zypressen im Mondschein geträumt. Als diese Träume in die Wirklichkeit niederstiegen, wurde es auch

noch nicht mehr als eine hinzukommende Bereicherung künstlerischer Erlebnisse. Ob die Akazien des Pincio durch die Nacht dufteten oder die Reben am Rheinstrom: zwischen den Orangenhainen des Südens und dem deutschen Wald stand die Wage noch gleich. Jene sehnsüchtigen Schauungen der Gedichte waren gaukelnde Bilder, wie sie ungezählte andere ebenso umschwebten, Stilübungen, wie sie andere auch machten. Aber die große italienische Reise 1853/54 muß ganz anderes geweckt haben. Sie folgte ganz persönlichen und von tief einschneidenden Erlebnissen. Von 1853 waren die Liebesgedichte; sie trugen nicht die „wohlerzogenen" Manieren der Freunde Geibel und Heyse. Die Sehnsucht verlangte nicht nach augenblicklicher Befriedigung. Ein heilender Schnitt war nötig.

„Der ich so vieles verlor, gern steig' ich hinab zu den Vätern,
Wenn das Beste mir einst südliche Sonnen gereift."

Burckhardt trat in die Jahre seiner Krise. Nie mochten ihm die Farben Italiens so glühend geleuchtet haben, wie in diesem Jahr 1854, nie die Sinnenfreiheit so erlösend auf das nordische Gemüt und Geblüt gewirkt haben, nie die Stockungen und Bedrängnisse von tausend Verflechtungen einem so wohltätigen und erleichternden Fluß gewichen sein.

Es war der Wendepunkt, in dem so vielen Deutschen Goethes Beschreibung seiner „Italienischen Reise" als ein normaler Lebens- und Gesundungsprozeß klar wird. Rettung zum Klassizismus!

Enttäuschung über das Weimarer Hofleben, das zuerst zwischen den Grenzbereichen bürgerlicher Beengtheit und titanenhaften Übermutes den wohltätigen Spielraum zu gewähren schien; Abarbeiten in der Verwaltung eines kleinen Staatswesens mit beschränkendem Format; die Leidenschaft für eine ältere Frau, deren zarte Kränklichkeit Rücksichten heischte, deren Gouvernantenton den Genius zu beherrschen sich vermaß, so daß Beziehung und Neigung an der gefährlich langen Zeitdauer zugrunde gehen mußte — das sind die Voraussetzungen, die Goethe in die große italienische Revolution seines gesamten Innern und Äußeren gestürzt haben.

Aber, ob groß oder klein, Krisen dieser Art sind typische Fälle. Wie sich an den Faust in Italien nur die Hexenküche mit ihrem Spott gegen den Norden und den Spuk einer „formlosen" Phantasie angliedern wollte, und wie allmählich für Goethe, den „der Weg zur Klarheit aufgeführt", Zaubereien und „Barbareien" wurden, was sich seinem neuen klassizistischen Formbegriff nicht ohne weiteres fügte, so wich für Burckhardt der Norden als Sammelbecken für alles, was er als Verworrenheit, Schwärmerei, Sehnsucht, Unfrieden und Qual empfand, zurück. Von dem Gedanken, eine Geschichte des Mittelalters zu schreiben, ist hinfort nicht mehr die Rede. Was davon blieb, war eine herrliche Vorlesung (die ich gehört habe), in der die Völkerwanderung leibte und lebte, Byzanz und Islam greifbare Gestalt gewannen, die aber im neunten Jahrhundert abbrach. Dafür brachte er aus Italien 1854 einen neuen „wissen-

schaftlichen Quälgeist" mit, die Idee eines Werkes, das die Überwundenheit des Mittelalters, den hellen Vernunfttag, die Wiederbelebung des Altertums, ein Zeitalter schildern sollte, das als solches eine Burckhardtsche Entdeckung war. Die „Kultur der Renaissance in Italien", in Burckhardts Buch über Andreas von Krain noch ein Hintergrund „welscher" Ferne (1852), schob sich von Jahr zu Jahr gebieterisch vor und fand in dem Kunstkörper, den der Cicerone beschrieb und pries, ihre erste literarische Gestalt. Wie das neue Buch von Haus aus geplant war, weiß ich nicht zu sagen, jedenfalls viel umfassender als der vorliegende „Versuch". Burckhardt, der in den Züricher Jahren für diese Studien den Grund legte, war seit seiner Rückberufung an die Basler Universität und Schule überbelastet. Mitten hinein traf der Tod von Kugler und die dringende Bitte der Familie an Burckhardt, den wissenschaftlichen Nachlaß zu verwalten und Angefangenes fertig zu machen. Wahrhafte Konflikte für den Freund und Schüler, bis er die Entschließung fand. Wir hören zum ersten Male aus dem Briefwechsel mit Paul Heyse, wie Burckhardt sein Buch nur noch als Fragment betrachtet, daß es zu „ein paar Aufsätzen zusammenschrumpfe". Vielleicht wird einmal eine Untersuchung des Nachlasses aufklären, wie sich die Ausführung zum ursprünglichen Wunsch und Plan verhält[1]). Auf der anderen Seite stand fördernd die Leidenschaft des Verfassers für das Auftauchen dieser neuen Welt, weiter die allgemeine politische Stimmung dieser Jahre, in denen, den großdeutschen, Italien feindlichen Gesinnungen entgegen, in Preußen und Norddeutschland wie in der übrigen Welt alle Sympathien sich dem Unabhängigkeitskampf Italiens zuwandten; in München dachten Heyse, Sybel, Bluntschli genau wie Burckhardt und sein italienischer Kollege in Basel, der alte Carbonaro Picchioni. Zu dieser begeisterten Überschätzung Italiens, da sich in Burckhardt politische Anteilnahme mit der Dankbarkeit für persönlich erlebte Kultur- und Kunstwohltaten des Südens zusammenfanden, kam als letzter Antrieb die erneuerte Neigung für die Alten hinzu. Auch hier die Wiederholung Goethescher Stimmungen: „Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert!" Auch Burckhardt ließ sich von den römischen Elegikern aufs neue für das Künstlerische in der Kunst begeistern; der Immoralismus der Renaissance wirkte mit, ihn in der Geringwertung nordischer Gemütsmitschwingungen zu bestärken. „Diese Nation" (die Deutschen), schrieb er, „nimmt in alle Ewigkeit Tendenz für Kunst." Man glaubt Goethe und Heinrich Meyer zu hören, als sie das Gewitter gegen die neudeutsche Kunst zusammenbrauten.

So formte sich gegen 1860 Burckhardts neues Glück. Es hatte die Goethesche Spätfarbe der Entsagung und des Glücksverzichtes. „Es hat mir

[1]) Nach Trog, S. 103, las Burckhardt an der Universität im Wintersemester 1858/59 Kulturgeschichte Italiens vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert. Vgl. dazu unsere Bemerkung oben S. 212.

seit 47 zu oft auf den Hut geschneit", gestand er. An die Stelle der liebenswürdigen Illusionen der Goetheschen Pandorabüchse, an Stelle jugendlichen Überschwangs und freundwilliger Hingebung trat allmählich die gewollte Einsamkeit und Weltabkehr, die Beschäftigung mit Schopenhauer und Hartmann, das Studium der griechischen Kultur, das ihn im Pessimismus befestigte. Den Kopf aber ließ er nicht hängen. Es wurde der Zustand einer heiteren, kunstbelebten Geistigkeit. Die Sehnsucht seines Herzens kam zur Stille. Das romantische Herz schwieg.

3. Burckhardts Gedächtnisrede auf Schiller 1859.

Hellsichtig für die Möglichkeiten, zu denen sich sein Leben gestalten würde (wofür das letzte der Dialektgedichte „Vorgesicht" eine merkwürdige Probe ist), hat Burckhardt seiner Freundschaft mit Picchioni die Beobachtung abgewonnen: „Ein Germane, dessen Jugendtäuschungen zugrunde gegangen sind, wird leicht mürrisch und unleidlich; der Romane wird in solchem Falle erst recht liebenswürdig." Nimmt man das Wort liebenswürdig nicht nach dem Allerweltssprachgebrauch, sondern nach seiner wahreren Bedeutung, so mag es die Normaltemperatur bezeichnen, zu der der abgekühlte Burckhardt der reifen Zeit (dem es „auf den Hut geschneit hatte") gekommen war, seit Antike und Renaissance den großen Platz in seinem Leben und Denken besetzt haben. Dieses reifen Burckhardt Psychologie darzustellen, ist nicht die Absicht der gegenwärtigen Betrachtung. Soviel ist aber klar: zwischen dem Weltphänomen, das die Kultur der Renaissance schildert, und der Moral, die Burckhardt daraus etwa für sich oder andere gezogen hätte, muß streng geschieden werden. Der heitere Skeptizismus, zu dem er in den Hafen gelangt war, hat gelegentlich das Wort geprägt: irgendein Evangelium gibt es für mich überhaupt nicht. Auch für die, welche die Botschaft der Renaissance für ein solches neues oder ewiges Evangelium halten, gilt diese Warnung. Burckhardt war weit entfernt, sich der Renaissance mit Haut und Haaren zu verschreiben. Der künstlerische Gestalter (in diesem Falle der Geschichtschreiber) und der Mensch waren zweierlei. Die Grenze, die ihn von Nietzsche schied, wird an dieser Stelle überaus deutlich. Seit Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte" gedruckt ist, gibt es kein Mißverstehen mehr in diesen Dingen. Das antike Gewalt- und Übermenschentum, die antike „Unbußfertigkeit" hat er nach streng unerbittlichen, ethischen Maßstäben gewertet und verurteilt und den Granitboden seiner eigenen Moral aufgedeckt, für die jede praktische Empfehlung der Schrankenlosigkeit und Frivolität antiker, romanischer, renaissancemäßiger Denk- und Formart ausgeschlossen war.

Hier ist der Punkt, in dem die Einheit des jungen und des späteren Burckhardt gewahrt ist. Hier ruht die Gewähr für Größe und Dauer seiner

Persönlichkeit; hier ist das Überzeitliche und Unsterbliche seiner Erscheinung zu fassen. Sein Lebenswerk kann, so sehr sein literarisches Denkmal dem Burckhardt der Renaissance gilt, nur als Ganzes, als die polare Ausschwingung scheinbar gegensätzlicher Gemüts- und Geisteskräfte gewertet werden.

Aus dem Jahre 1859, da die Krise seines Lebenswerkes zur Lösung kam, besitzen wir ein wundervolles Zeugnis der Freiheit seines Geistes in der Rede, die der der Vaterstadt Wiedergewonnene im Auftrag der Universität zur Vorfeier von Schillers hundertstem Geburtstag, am Abend des 9. November, in Basel gehalten hat. Diese Rede wird im folgenden nach dem handschriftlichen Entwurf aus Burckhardts Nachlaß mitgeteilt. Daß diese Handschrift streckenweise aphoristisch ist, mag heute manchem den Reiz erhöhen [1]).

Für den Zusammenhang unserer Auffassung des Werdens von Burckhardts Persönlichkeit fügen wir erläuternd hinzu: Die Rede auf Schiller ist der denkmalmäßige Abschluß von Burckhardts erster Periode und als solcher von großer Bedeutung. Sie enthält drei Kernstücke: eine Art Bekenntnis zum Deutschtum Schillers und zur Dichtung für das „Volk". Zweitens: gegenüber der Wertung der Formprobleme in der Kunst ein nachdrückliches Anerkennen der menschlich bedeutenden Gegenstände und Inhalte für die Kunst. Drittens eine Neigung — soll man sagen: Parteinahme? — für das rationalistische Element einer bewußten Kunst, zu deren näherem Verständnis eine Gesprächsäußerung Burckhardts herangezogen sei: „Als Künstler steht Schiller höher als Goethe. Auf einen so nebensächlichen Umstand die Krisis zu gründen, wie Goethe in seinem Tasso, hätte sich Schiller niemals erlaubt." Dies ist ein Stück vom Credo des späten Burckhardt. Schließlich: das Herausarbeiten des optimistischen Grundwesens Schillers.

*

[1]) Ich verdanke die Handschrift dem verehrten verstorbenen Geheimen Kommerzienrat Wilhelm Spemann in Stuttgart, der sie als Verleger von Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" und der „Griechischen Kulturgeschichte" von deren Herausgeber, dem trefflichen Professor Jakob Oeri, Burckhardts Neffen, überkommen hatte. Spemann schenkte, wenn ich mich recht erinnere, die Handschrift der Schillerrede dem Marbacher Schillermuseum, behielt mir aber das Veröffentlichungsrecht vor. Einmal ist, mir scheint nach der nämlichen Vorlage, der Entwurf gedruckt worden, in der Sonntagsbeilage der „Basler Nachrichten" vom 7. Mai 1905, angeblich „nach zeitgenössischen Notizen". Es hat kein allgemeines Interesse, den Grund für diese irrige Angabe darzulegen. Die folgende Ausgabe hält sich strenger an die Fassung der Handschrift als der Abdruck der „Basler Nachrichten"; auch habe ich einige dort ausgelassene Zitate aus Schiller hinzufügen können.

Zur Schillerfeier. Vorabend. Auf 8./9. Nov. 59.

Ausdehnung seines Rufes und seiner Feier über die Erde bis zu den Antipoden. [Zu diesen Merkwörtern gibt ein Beiblatt die wörtliche Ausführung[1]).] Verehrte Mitbürger, Einwohner und Freunde!

Am Vorabend des Schillerfestes richtet die philosophische Fakultät unserer Universität durch mich ihren Gruß an Sie und heißt Sie hier festlich willkommen. Gehören doch die Abendstunden dieser Tage überall Seinem großen Angedenken, und wo irgend Deutsche beisammen sind, werden sie jetzt seinen Namen feiern, und ein Häuflein Schweizer wird sich beigesellen, zu Melbourne in Australien wie zu Valparaiso am stillen Ozean. Freilich, was bei uns Abend ist, mag dort noch oder schon Morgen sein; auf den Schwingen der erdumwandelnden Abendstunde, nach dem wechselnden Meridian, zieht die Feier um die Welt.

Denn sein Name ist unsterblich.

Ob er diesen Ruhm ersehnt habe?

Die Strophe aus dem Siegesfest

„Dem Erzeuger jetzt [dem Großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen hohen Losen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch"].

Und dieser Ruhm, den er schon bei Lebzeiten genoß, wird ihm bleiben bis ans Ende der deutschen Nation, weil er nicht bloß auf ästhetischer Bewunderung beruht, sondern auf einem tiefen Einklang mit dem Seelenleben lange nicht bloß der deutschen, sondern aller Nationen.

Er ist darin einzig unter den neueren Dichtern, ohne daß er der „Größte" zu sein braucht.

Er würde mancher Überschwänglichkeiten lächeln, wenn er hören könnte, wie man ihn über Andere setzt; ihm und seiner hohen Art anzuschauen war es gewiß am allerklarsten, wie die großen Dichter aller Zeiten einander ergänzen, nicht weil Einer absolut größer ist als der Andere, sondern, weil jeder anders. Aber jene Eigenschaft gehört doch zu den segensvollsten. Es ist die angeborene und ausgebildete Begeisterung für das Gute und Rechte, beruhend auf einem völlig idealen Naturell; er will vor Allem dieser [Begeisterung] dienen.

Doch das große Bild der Welt, das er wie alle großen Dichter aus sich herauszufördern hat, enthält ja viele Einzelteile, wo diese Eigenschaft sich nicht zeigen kann. Z. B. Schilderung des äußeren Daseins, der Natur, Scherz und Genuß. Aber sie zeigt sich doch; aus dem untergeordneten Bilde errät man den

[1]) Seit Burckhardt frei sprach, pflegte er wenigstens die Anfänge und Schlüsse seiner Vorträge schriftlich festzulegen (über deren Wichtigkeit vgl. auch Trog, S. 144). Für das Auswendigwissen des Übrigen hatte er sich, wie mich der verehrte Heidelberger Kollege Klebs versichert, ein technisches System in der Art eines Grundrißplanes von örtlicher Anschaulichkeit zurechtgemacht. Über Burckhardt als Redner habe ich meine Erlebnisse in der „Historischen Zeitschrift", Neue Folge, 49. Band, S. 446 ff. geschildert. Ferner Heinrich Gelzer, Ausgewählte kleine Schriften 1907, S. 295 ff.; Trog, S. 127 ff.

reinen Blick, der es schaute, die feste Hand, die es zeichnete, mit anderen Worten: den Menschen Schiller immer heraus.

Und dann der negative Nachweis: es sind keine Gedichte aus seiner reifen Zeit da, welche jener früheren Begeisterung widersprächen.

Seine Jugend fällt in die sogenannte Sturm- und Drangperiode mit ihrem unbändigen Sichvordrängen der Empfindung tale quale, die bei größter Heftigkeit doch sehr arm an Gestaltung sein kann und sich in Ermangelung wahren Ausdrucks dem Ungeheuerlichen überließ. Und doch, schon in seinen frühesten lyrischen Gedichten und Dramen dringt jene wahre Begeisterung oft so siegreich durch.

Mitten aus wilden { unreifen / manierierten } Gesängen (Wellenschlägen zwischen Klopstock und Schubart) erhebt sich stellenweise strahlend die ideale Natur und findet den echtesten Liedesklang (Hektors Abschied)

„Darum fliehn, [wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke".
Das Geheimnis der Reminiscenz. An Laura].

Seine Jugendliebe schmiegt sich an die höchsten, obwohl wunderlich gährenden Gedanken von Gott und Unsterblichkeit.

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Wer die steile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister." [Der Triumph der Liebe.]

Er wird melancholisch, aber nie zerrissen-interessant; mishandelt und höhnt den Leser nie.

Frühe Dramen: Räuber, Fiesko, Kabale — sie mußten sogen. Tendenzstücke sein, eben weil Schiller sein Ideal vom Guten und Rechten an die phantastisch gesteigerte Wirklichkeit hielt.

Läuterung der Erfindung und des Stils in den drei Stücken.

Dann, seit 1785, folgt auch sein Stil seiner Gesinnung. Das erste Drama des idealen Stils: Don Carlos. Mit voller, mächtiger Absicht schafft er den Posa. „Seine Neigung war die Welt mit allen kommenden Geschlechtern." (Alles unhistorisch und a priori unmöglich und doch Posa in der Entwickelung der deutschen { Poesie / Gefühlswelt } unentbehrlich.) Dieser Kosmopolit die nationalste Figur.

In der Lyrik: Das Lied von der Freude — { es ist ein Rausch / es hält die logische Prüfung nicht aus } — aber keine Literatur der Welt besitzt wohl etwas Aehnliches. Die Götter Griechenlands, die man ja nicht zu dogmatisch nehmen darf, auch nicht das

„Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn!"

— vorher und nachher gibt es die deutlichsten Aussagen von Schillers Monotheismus. Dann: sein Programm über die Bestimmung der Poesie auf Erden: die Künstler; das höchste, welches je aufgestellt worden. Neben seinen philosophischen Schriften und Briefen über Don Carlos der höchste Beweis für seine Gewissenhaftigkeit im Fache.

Fortan ist er einzig unter allen lyrischen Dichtern, weil er mit starkem geläutertem Willen der Verewigung { des einzelnen Moments / der Situation } wesentlich entsagte.

(Hierin groß: Properz, Ovid, Byron, V. Hugo, Goethe.)

Er verewigt das Ganze einer Empfindung in der edelsten und gewaltigsten Stilform; fortan sammelt er alle Strahlen des Gefühls vollständig, so daß er trotz des Allgemeingültigen so ergreift, wie nur das Momentane irgend kann.

Tausende haben schöne Liebeslieder gedichtet, nur Er die „Würde der Frauen"; nur Er das Allgemeine der Sehnsucht:

„Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden . . ."; [Sehnsucht]

nur Er das Allgemeine der heiteren gesellschaftlichen Stimmung:

Und so finden wir uns wieder
[In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein . . .
Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt. Die Gunst des Augenblicks.]

Nur Er die Erscheinung der Poesie im Leben: „Das Mädchen aus der Fremde" und ihre Herrschaft: „Macht des Gesanges". Endlich hat nur Er sich zu jenen kurzen ergreifenden Programmen sammeln können: „Hoffnung", „Worte des Glaubens", „Worte des Wahns".

Von dieser zentralen Eigenschaft aus wählt er auch seine Balladenstoffe und behandelt sie. Das Jahr 1797. Er nimmt nicht die erste beste Sage, die einen poetisch-fremden Schimmer hat und in Prosa schöner ist als in Versen, sondern lauter Gegenstände, wo ein großer, menschlich bedeutender Inhalt in der Erzählung schön aufging. „Kraniche des Ibykus" — Rache der Götter für den Mörder des Dichters. „Bürgschaft" — die siegreiche Macht der Treue. „Kampf mit dem Drachen" — das gemeinsame Ideal von Heldenmut und Gehorsam. „Gang nach dem Eisenhammer" — göttlicher Schutz über die Unschuld. Endlich hat er geistige Bilder des ganzen Lebens und seiner höchsten Ursachen und Zusammenhänge in großen künstlerischen Formen entworfen: Die Glocke — worin sich das Bürgertum erkennt. Der Spaziergang — (kunstreiche Verflechtung von Landschaft und Menschenleben). Das eleusische Fest — der Ursprung der Gesellschaft und Sitte unter dem Segen der Götter.

Derselbe ideale Geist offenbart sich merkwürdig in den Dramen der reifsten Zeit: Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wallenstein, Tell.

Unser Maßstab stammt heute wesentlich von Shakespeare her. Dieser schildert die leichte Oberfläche, die leidenschaftliche Mitte und die Abgrundtiefe des mensch-

lichen Wesens; er erkennt die Welt als eine gemischte zwischen Wahrheit und Lüge; Gutes und Böses ist bei ihm nur bedingt vorhanden; über beiden stehen die geheimsten geistigen Lineamente, der besondere innere Kern jedes Karakters. Seine Personen handeln mit solcher Notwendigkeit nach ihrem Wesen, daß man die Menschen selber zu sehen glaubt. Da entsteht endlich auch der wunderbar gemischte, sich selber rätselhafte und dem Zuschauer durchsichtige Karakter: Hamlet.

Bei Schiller sind gerade in der reiferen Zeit alle Karaktere ursprünglich gut. Sie haben nicht ein angeborenes fatalistisches Recht, nach ihrem Wesen zu handeln wie bei Shakespeare. Auch bei den Widersachern der idealen Karaktere erklärt Schiller, warum sie so geworden (die Teufel a priori, Franz Moor, Sekretär Wurm etc. kommen nur in seinen Jugendwerken vor). Elisabeth kann noch immer neben Maria Stuart bestehen. Ottavio Piccolomini neben seinem Sohn und neben Wallenstein Oberst Buttler. Selbst auf Geßler ruht noch ein letzter Abglanz dieser Art; sonst dürfte Harras ihm nicht Vorstellungen machen.

Woher das? Gewiß nicht aus Armut der Phantasie, auch nicht aus weichlichem Widerwillen gegen das Zeichnen von Schurken und Verbrechern, sondern Schiller hielt die menschliche Natur für *gut*.

Alles Tun und Denken der Wichtigsten und Größten in dieser Humanitätsperiode ging von dieser Voraussetzung aus, und die französische Revolution begann ausdrücklich damit. Sie konnten Großes, weil sie Großes hofften.

Daher diese Dramen allerdings nicht das Vollkommenste in ihrer Gattung; aber die Menschheit wird um so lieber ewig ihr Bild darin erkennen, weil die Karaktere *normal* (nicht wie Byrons unverstandene höllentiefe Weltverächter) sind. Und die eigentlich idealen sind dann mit einer solchen Glut der Begeisterung geschildert, daß sie auf immer das geliebte Eigentum des deutschen Geistes bilden müssen: die vom Unglück verklärte Königin Maria, das herbe wunderbare Mädchen von Orleans. Das Höchste wohl: Max Piccolomini. „Sein Leben liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet!" Ein solches Bild als Ideal ganzer jugendlicher Generationen ist ein wertvoller Besitz für das ganze Volk.

Dramatisch das Meisterhafteste: Wilhelm Tell. Mit höchster künstlerischer Sicherheit verteilt der Dichter seine gleichmäßig fortschreitende Handlung in drei Zweige, die sich verschlingen: Tell, die Verbündeten, Rudenz und Bertha. Ein ganzes Volk, in reicher Abstufung von Karakteren, schreitet unwiderstehlich sicher dem Abschluß seiner Befreiung zu; der Eindruck der einer majestätischen Notwendigkeit, eines evidenten Rechtes. Und dieses Drama zugleich das höchste Geschenk Deutschlands an die Schweiz. Günstige Vorurteile und Gefühle seitdem in regerem Austausch. Wer will die seitherigen Verzweigungen der Sympathie berechnen? Ueberhaupt wer kann den Segen ernsten künstlerischen Wollens eines großen Dichters berechnen, der seiner Nation das Beste gönnte? Er ahnte, wieviel in seinen Händen lag; nicht umsonst redet er die Dichter an:

Der Menschheit Würde ist in Euere Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Das Schuldbuch der Götter.

Aus der Geschichte der deutschen Seele.

Von
Wilhelm Schäfer.

Er.

Im Anfang war Er, der himmlische Gott; die Erde grünte in Seiner Sonne.

Im ewigen Gleichmaß kam Er zu schauen die Schöne Seiner Geliebten, die im blinkenden Glanz der Gewässer, im stummen Stand der reifenden Halme, in der frohen Gewährung weit geöffneter Blüten, in den Untiefen schwellender Kelche die Seligkeit Seiner luſtwandelnden Liebe genoß.

Wenn Sein Himmel die Erde umspannte mit Bläue, wenn Sein Auge den Raum durchsonnte mit Licht, das Meer und die Berge beschüttend mit wärmendem Feuer, wenn der Mittag stand über der Welt, daß sie den Atem anhielt, erschauernd in Fülle: dann war Seine Stunde.

Stark und stetig im Gang Seiner steigenden Bahn ließ Er den Morgen erröten und trank den Tau aus dem Gras, daß Blätter und Halme kristallisch funkelten, Seinen Bogen zu bauen; wonnig und warm ließ Er den Abend anschwellen zum Segen der Nacht; Sein Geleucht blieb zurück in lohender Glut und wartete still im Glanz Seiner Gestirne.

Und wie den Tag hielt Er das Jahr in unverrückbarer Schwebe: Er ließ die Sehnsucht der Erde blühen im Schaum des Frühlings, Er begoß ihre Träume mit zärtlichem Regen, Er ließ ihre Brüste schwellen in himmlischer Nahrung und ihren Leib schwer werden im Segen der ewigen Frucht.

Die aber Menschen waren im unermeßlichen Reich Seiner Macht, gingen gefangen im Netz Seiner starken Gesetze; wenn Er der Erde bräutlich nahte, eilten sie Blumen zu streuen, wenn Er sich grollend entzog, brachten sie Opfer: ihr Tagwerk war in die Tiefen der Gottheit getan und ihr Glück in den Traum Seiner gnädigen Neigung.

Darum hielt Er das Recht ihres Daseins über dem ewigen Abgrund, Seine Priester lasen die Zeichen auf heiligen Stäben und hielten den weißen Rossen die Zügel, wenn sie den Bannkreis Seiner irdischen Wohnung um-

schritten; darum stak das Kriegsschwert im Erdreich, bis Sein Gebot es den Männern gab, die Schärfe Seiner Sonne zu zeigen.

So war Er der himmlische Gott; ob sie Ihn Ear oder Ziu, Tyr oder Ziwaz, Thys oder Thingsu nannten: keinen anderen gab es im Himmel, Seine Macht zu bestreiten; nur die ewige Mutter des irdischen Lebens trat mit Liebe Ihm bei in Sein starkes Geheimnis.

Er war Gott, und die Welt war im Gang Seiner Tage geordnet, Mond und Sterne standen in Seinem Gedächtnis, über allem menschlichen Tun thronte Sein ewiger Wille, und über allem irdischen Leid lag der tröstliche Blick Seiner Sonne.

Die Götter.

Aber Himmel und Erde kamen ins Wanken; Wolken stiegen vom Abgrund, das zärtliche Auge verhüllend; die Wasser begannen zu strömen, und alles Leben versank.

Stärker als Er schien die entfesselte Kraft und höher als Liebe der Aufruhr: Ymir, das rauschende Naß, erfüllte die Welt; seine Söhne, die Reifriesen, herrschten über dem Abgrund.

Aus Urgebrausdunkel aber kamen die Mächte ans Licht: Urluft, Urwasser, Urfeuer; sie hoben das Erdenrund wieder und schieden Midgard vom Meer; noch irrten die Sonne, der Mond und die Sterne planlos umher, sie setzten sie ein in die ewigen Bahnen: dann schien die Sonne auf Midgard und ließ wachsen das erste Grün.

Als sie gingen am Strand, fanden sie Bäume dastehen und weckten Menschen daraus: Urluft gab die suchende Seele, Urwasser die wachsamen Sinne, Urfeuer die Farbe des Lebens.

Sie hießen nun Götter, Wuotan, Hoenir und Loki genannt von den Menschen; sie taten der Welt den Richterspruch auf ihres neuen Gesetzes und fingen das goldene Zeitalter an ihrer heiteren Spiele.

Sie kannten nicht Schuld und Schicksal, bis die drei Urwassertöchter kamen aus Riesengeschlecht, die weitaus gewaltigsten Weiber: Urd war die älteste Schwester genannt, der Herkunft heilige Norne; Verdandi, des Werdenden Mahnung, die zweite;. die dritte der Zukunft drohende Schuld.

Sie schnitten Runen, warfen die Lose und sagten das Leben voraus; sie saßen am Brunnen des Lebens, zu pflegen den Welteschenbaum, daran das Dasein der Götter verbunden hing dem Schicksal der Welt.

Der Kampf mit den Vanen.

Aber Er war nicht tot; aus unendlichen Fernen blinkte Sein Gold und entzückte die Gier der Götter nach seinem gleißenden Glanz; sie schufen den

lichtscheuen Schwarm der albischen Geister und Zwerge, das Gold zu erlisten für ihre Burg, die sie bauten in Asgard.

Die aus dem Urdunkel kamen und aus dem Kampf mit den Riesengewalten, die hoch gestiegenen Götter sagten der himmlischen Herkunft Urfehde an.

Da wurde die Walstatt laut vom Kampf der alt- und neuen Gewalten; Vanen hießen die Kämpfer des Himmlischen da, und Asen die Urdunkelsöhne: die Erde barst und der Abgrund erbebte, als Vanen und Asen um die Herrschaft rangen der neugewordenen Welt.

Aber der brausende Sturmwind entwand der leuchtenden Fülle das Schwert, und müde schwand in die himmlische Ferne der Gott, Wuotan, der wehenden Unrast die Welt überlassend.

Nun kam Er nicht mehr zu schauen die Schöne Seiner Geliebten; abgelöst von der ewigen Fülle ging sie ein in die Schuld und das Schicksal der asischen Götter, denen Wuotan Allvater war.

Freya und Fro, die lieblichen Kinder der Vanen, wurden den Asen vergeiselt; die im ewigen Licht spielten, spürten den Wind und die Wolken um Asgard, und die Schicksalsansagung der Nornen.

Wuotan.

Die Asen sandten Hoenir als Geisel und gaben ihm Mimir zur Seite, den Weisen aus Urwassertiefe, daß er den Bruder Wuotans heimlich beriete.

Hoenir aber war blöde, darum erschlugen die Vanen den Mimir und sandten sein Haupt den Asen zurück; Wuotan sprach seinen Zauber über dem Haupt, daß es nicht wese, und hütete seiner im Brunnen an Ygdrasils Wurzeln.

Täglich ging er hinunter zum Wasser, die Weisheit Mimirs zu wecken, und setzte sein Auge zum Pfand dem klagenden Haupt: so saß er einäugig da im Rat der asischen Götter, der ihr Notsorger und Wahrsager war.

Scharf spähte sein Auge trotzdem wie keins in Walhall, und höhere Weisheit ward ihm als einem der Götter; auf seinen Schultern saßen die Raben Gedank und Gedenk, ihm täglich Kunde zu bringen von allem Ereignis der Welt.

Auch hieß er der Wanderer, weil er im Wind unterwegs war; wo die Räder der Wolkenlast rollten, wo die Bäume sich bogen im Sturm und die Wellen schäumten wie Rosse, war Wuotan im flatternden Mantel.

Denn nicht mehr im ewigen Gleichmaß die Tage zu füllen, war der Götter und Wuotans Geschick; im elementarischen Aufruhr zur Herrschaft gekommen, in Schuld und Schicksal den Vanen verschworen, von der Rache der Riesen bedroht, im Bangen um Ygdrasil, dem von drei Ästen schon einer verdorrt war: hielt Unrast ihr Dasein, und Wuotans Allvaterteil war die Sorge.

Heller war es um ihn, wenn er ausritt zum Kampf auf Schleifner, dem achtfüßigen Schimmel; dann war der Allvater wieder der Riesenbezwinger, dann sauste der Speer durch die Wolken, dann wankten die Berge und sprangen die Fluten, dann war die göttliche Lust in ihm wach, sich selber noch einmal zu wagen, statt grübelnd um kommende Tage dem Schicksal zu lauschen.

Darum liebte Wuotan die kampfkühnen Krieger mehr als die langlebigen Greise, Walküren holten sie heim aus der blutigen Schlacht, Walküren auf windschnellen Rossen.

Fünfhundertundvierzig Türen hatte Walhall, und der Weg ging hinein durch den Hain der goldenen Blätter; da hielt allabends Wuotan das Mahl, die walkürischen Jungfrauen kredenzten den Wein nach fröhlichem Speerwurf.

Denn nicht Ruhe war dort, wie auf Erden die Ruhe nicht wohnte; der Hahnenruf rief die Helden zur Schlacht, und die Sonne lief ihre leuchtende Spur über den krachenden Speeren: ewiges Leben war ewiger Kampf, und ewiger Kampf war das Heil für den Mann, den Wuotan heimholte.

Ewiges Heil und ewige Pflicht; denn einmal stieg der Tag über Walhall, da der Nornen Spruch sich erfüllte, da Unheil zum andernmal Midgard bedrohte, Midgard und Asgard mit all seinem Glanz und all dem selbstherrlichen Tun der starken Urdunkelsöhne.

Donar.

Donar hießen sie Wuotans rothaarigen Sohn, den stärksten der Götter im Kampf mit den Riesen und Zwergen, Zermalmer den furchtbaren Hammer, damit er die Berge zerbarst und im Wetterstrahl seines Zorns die Elemente durchzuckte.

Zwei Böcke zogen den rollenden Wagen, darin er hochgerecht stand mit feurig lohendem Bart und mit blitzfunkelnden Augen, zwei Böcke mit zackigen Sprüngen.

Und wenn er sprach in den feurigen Bart im Ungestüm seines Zorns, wenn er den Hammer warf, daß er krachend einschlug mit weißglühenden Funken: dann hielt ihm keiner der Götter stand, und furchtsam verkroch sich die Kreatur, bis sein Bocksgespann donnerrollend verscholl.

Auch die Reifriesen spürten den Hammer, wenn er die Winterfahrt machte in ihr eisiges Reich; dann hielt er den Kraftgürtel um die Lenden geschürzt, und so fern seine tollkühne Fahrt in die kalte Dunkelheit führte: der Frühling brachte ihn wieder nach Asgard, den Göttern zur Lust, die längst auf ihn lauernd in Ungeduld harrten.

Fünfhundert Zimmer und viermal zehn waren in Blitzeblinks Bau, wo er die Sommerrast hielt seiner sausenden Fahrt; da saß er zuhöchst in der

Halle, und der Blitz seiner Augen zuckte hin über Asgard, daß die Reifriesen ihm seinen Einbruch nicht trotzig vergalten.

Und hielt mit eisernem Handschuh den Hammer, daß sonst kein Verrat das Vorrecht der Asen gefährde; und wie Er der Himmelsgott tat im Gleichmaß ewiger Schöne, hielt Donar das Recht über dem Abgrund in der Kraft seiner Faust und in der Furcht seiner Strafe.

Freya und Fro.

Freya und Fro hießen die friedlichen Kinder der Vanen, Heilzeugen himmlischer Herkunft, vergeiselt den schuldvollen Asen: ihr Teil war die fruchtbare Fülle der Felder im hellichten Segen der Sonne.

Auf einem Eber ritt er durchs Korn, Fro der freudige Jüngling; es dunkelte nicht um sein goldborstiges Tier, so hell lag um die glückhaften Läufe das Licht seiner frohen Erscheinung.

Nicht Waffengeklirr war um ihn und nicht der Kampfruf der Krieger: der Karst war geweiht und die Kelter gesegnet, wo seine Sonnenglanzfährte die Erde bestrich.

Glück war die Gabe, und fröhliche Feier die Gunst seiner göttlichen Einkehr, wenn er aus Alfheim niederkam zu den Menschen, wenn ihn Gesang der harrenden Herzen empfing, auf blumenbestreuten Wegen, mit Kränzen und dankreichem Opfer.

Huldreicher aber als Fro war Freya die Schwester, holder als alle Erscheinung; ihre Gunst hob Göttern und Menschen das Herz in die Sonne.

Keinem der Asen hielt sie als Gattin die Kammern in Zucht, und keine dienende Pflicht zwang die rosigen Finger an Kunkel und Kumme: strahlengekrönt von der Sonne ging ihre Schönheit auf in den Tag, ruhte am Mittag im Glück ihrer selbst und sank mit der Pracht ihrer Glieder hin in den glühenden Abend.

Dann hielten sich Himmel und Meer verzückt in den Armen, und die Wolken glühten vom Schaum ihrer rosigen Brust, daran der Schmuck Brisingamen hing, das köstlichste Kleinod der Welt.

Das gläubige Glück der Morgenröte galt ihr und die rauschgoldene Glut des Abends; Mond und Sterne tranken das Licht ihrer Liebe und trugen es glückselig hin durch das schwarze Geheimnis der Nacht.

So hielten die Vanengeschwister den Glanz uralten Glücks in den Gärten der Götter; sie waren den Asen vergeiselt im schuldvollen Kampf um das Gold und blieben dem Himmelsgott eigen im Licht ihrer schuldlosen Tage.

Frigga.

Die aber Seine Geliebte war, die ewige Mutter des Lebens, sie war die Gattin Wuotans geworden und die spinnende Hausfrau in Asgard.

Sie saß am Wocken und spann dem Dasein das wärmende Kleid; sie trug die Schlüssel am Gürtel und teilte mit Wuotan den goldenen Hochsitz, wenn er als sorgender Hausvater Umschau hielt über den Kreis seiner Welt.

Darum war ihr die Spindel geweiht, und am Himmel stand ihr Wocken den Menschen als tröstliches Sternbild, daß Ordnung und Fleiß im Reich der Götter die segnende Hausmutter hätten.

Auch kam sie gern auf die Erde zurück, hielt in Bergen, Brunnen und Waldgewässern heimliche Wohnung, die Keime des irdischen Lebens zu pflegen, und hatte den Kinderbrunnen in Hut als ihr liebstes Geheimnis.

In den zwölf Nächten aber des innersten Winters, wenn Wuotan seine Sturmfahrten tat, über Berge und Bäume, über Dächer und Dumpfheit der Menschenwelt hin, fuhr Frigga mit ihm als brünstige Windsbraut.

Und hatte die Holden mit sich, die Seelen der Toten, die aus dem Dunkel der Tiefe aufstiegen und hinter ihr her als wütende Jagd die zwölf Nächte durchstürmten.

Denn Urmutter war sie der Tiefe, daraus alles Leben kam im Geheimnis seiner Geburt und dahinein alles wieder versank im Geheimnis des Todes: aus dem Dunkel ins Licht zu flattern für eine flüchtige Stunde und wieder zu warten im Schoß der ewigen Zeugung.

Loki.

Lieb und willkommen war Loki, als Wuotan dem Wandergesellen die Blutspur beschwor; fremd ging der lüsterne Spötter in Asgard, und die Asen trauten ihm wenig, der ihrer Zwietracht listig die Zankäpfel brachte.

Sie mochten sein meidiges Dasein nicht missen, holten sich Rede und Rat in vieler Gefährnis; aber sein züngelndes Wort spielte frech mit dem Feuer, keinen der Stolzen in Asgard verschonend; er hielt mit dem Riesengeschlecht, wenn es ihm paßte, und höhnte mit List der Gewalt.

Als ob er der Nornen Nothelfer wäre, klüglich verkleidet als Schalksnarr und heimlicher Schildhalter verdrängter Vanengewalt: so hielt er das Glück der Götter in Atem und hing ihrem sorgenden Zweifel das göttliche Schellenspiel an.

Heimlich half er dem Riesen, den Hammer Donars zu stehlen, aber mit zänkischem Eifer sprang er dem Zornigen bei, den Zermalmer wieder zu holen: als bräutliche Freya verschleiert mußte der Ase ihm folgen, der selber als Magd verkleidet den spöttischen Brautführer spielte.

Der Dämon aber der Ränke und ruchlosen Rede schwoll auf und wurde Gestalt im Mißwachs der dreifachen Brut:

Hel hieß die finstere Fürstin der Toten, die bei den kalten Strömen der Unterwelt hausend das Ende der Taten empfing; da hielten sie alle den

schweigsamen Einzug, die abgeschieden vom leiblichen Dasein ins Schattenreich kamen, Menschen wie Götter im Schicksal der letzten Erfüllung.

In der Tiefe des Meeres, rund um den Teller der Erde geringelt, schwoll ihrer Schwester der schelfernde Riesenleib auf, der gewaltigen Midgardschlange: Urfeindin dem asischen Göttergeschlecht und allen Glanz Asgards unentrinnbar umschließend.

Stärker als Geri und Flecki, die Wölfe Wuotans, war Fenrir, der dritte der fahlen Geschwister; noch lag er gefesselt, ein Schwert stak ihm quer in dem Rachen: aber einmal riß er sich los, dann half Wuotan die Weisheit Mimirs nicht mehr noch Donars zorniger Hammer, dann sank Asgard hin mit dem Übermut seiner Götter.

Baldur.

Näher als alle asischen Götter stand Baldur den Kindern der Vanen: der blühende Frühling war sein und das steigende Licht, wie Fro die schwellende Reife und ruhende Schwebe des Sommers gehörte.

So licht war sein Wesen, so lieblich die Wohlgestalt, daß alle Götter ihn liebten und gern seiner Sonnenlust Zuschauer waren, wenn er im Blütenkleid spielte.

Aber dunkle Träume betrübten den Hellen, und traurig ritt Wuotan hinunter zum Brunnen, Kunde zu holen, daß Baldur, dem trautesten Sohn, früh zu sterben im Schicksal bestimmt sei.

Frigga, die bangende Mutter, nahm allen den Schwur ab, tot und lebendigen Dingen, den Tieren und Bäumen, Feuer, Wasser und Stein: daß keines Baldur ein Leid antäte; und alle schwuren den Eid aus Liebe mit Eifer.

Als danach die Götter kurzweilten in Asgard, stand Baldur mitten im Kreis; alle warfen, stachen und schossen nach ihm: aber nichts tat ihm leid, der lächelnd abwehrte, als Sieger im Scherzspiel der Götter.

Nur den leidigen Loki verdroß der lockige Lächler; listig verkleidet als Weib entlockte er Frigga das bange Geheimnis, daß der Mistelstrauch nicht in Baldurs Liebesbann sei.

Da gab er dem blinden Hödur den Zweig der Mistel zur Hand, den Bruder zu werfen im Scherzspiel der andern; aber der Zweig traf hart, er durchbohrte den lockigen Lächler und warf die lichte Gestalt hinunter in Nebelheims Nacht.

Als Baldurs Leichnam lag im Kreis der erschrockenen Götter, durch Lokis Argliſt gefällt, da wußte nicht einer zu klagen; stumm standen sie da und erstarrt, die starken Asen in Asgard, daß nun das Sterben begänne, daß ihrem Dasein für immer das Frühlingsglück fehle, für immer das heitere Spiel.

Auf seinem Schiff legten sie Baldur die Scheite, alle Götter wohnten dem Leichenbrand bei, den Donar mit seinem Hammer entzückte: seine lohende Glut sank in die flutende Ferne, als es nordwärts fuhr und langsam den Blicken entschwand.

Seitdem brennen die Feuer am Sonnenwendstag, von den Bergen lodernd bis Mitternacht; Baldur, das steigende Licht und der schwellende Frühling, fährt hinunter zur Hel, und die Scheite werden entzündet, dem Toten den Abschied zu leuchten.

Baldurs Beweinung.

Indessen das Schiff mit dem Leichenbrand Baldurs nordwärts nach Nebelheim fuhr, ritt Hermut hinunter zur Hel, der schnelle Sohn Wuotans, den Bruder zu lösen und wieder zu bringen nach Asgard.

Neun Nächte lang ritt er durch traurige Täler bis an den Strom und die Brücke aus gleißendem Gold, wo die Riesenmaid wachte, daß keiner aus Nebelheim wieder nach Midgard entkäme.

Und als er eindrang in das Reich der kalten Urströme, da sah er Baldur den Bruder sitzen, zuhöchst in der Halle, vom Gold der Tiefe umglitzert, im Reich der Hel noch immer herrliche Mann.

Gruß und Gedächtnis gab er dem Bruder und harrte am Morgen der finsteren Fürstin, daß sie ihn ließe, den Fürsten des Frühlings, in seinen Saal Weitglanz zurück.

Und so bat der göttliche Bote im Weh der klagenden Welt, daß er die Finstere rührte: wenn alles Wesen weine um Baldur, was tot und lebendig wäre, und keines die Träne versage, solle er wiederkehren nach Weitglanz, den Frühling zu hüten.

Fröhlich der freundlichen Kunde sandte Wuotan Botschaft in alle Weiten der Welt, um Baldur zu weinen; daß ihm aus Tränen die Wiederkehr würde, aus Tränen der Trauer die Gunst der Gewährung.

Da weinten die Götter und weinten die Riesen, die Menschen und alles Getier, da weinten die Bäume mit tropfenden Blättern und die Blumen mit silbernem Tau, da weinte die Erde tief in den Brunnen, das blinkende Erz und die zackigen Felsen im Schnee: Baldur zu lösen, den Fürsten des Frühlings.

Schon fuhren die Boten mit fröhlicher Kunde hinunter zur Hel, als sie das Riesenweib fanden, hockend in greulicher Höhle: Wo hatte ich Nutzen von ihm, dem weißnackigen Neuling der Asen? Behalte drum Hel, was sie hat!

Da weinten zum andernmal Götter und Menschen, die Bäume und Blumen, die Brunnen und Steine der Erde, daß die Wiederkehr Baldurs verwirkt war; das Glück der Gewährung starb in den Tränen der Trauer.

Wuotan aber, der Allwisser, wußte, daß Loki das Riesenweib war, Loki, der Allesbeschließer, und daß nun dem asischen Dasein die Dämmerung kam: todeswund quoll aus dem Groll der Götter der Schuldruf der Rache.

Die Rache.

Loki der Leugner entging den grollenden Göttern mit List: in einem Wasserfall saß er in Lachsgestalt und spottete ihrer Verfolgung.

Aber Wuotan von seinem Hochsitz erspähte den Falschen; eilig kamen die Götter und flochten das Netz, den Fisch in den Maschen zu fangen.

Als er sich aufschnellte über dem Wasser, den Schnüren noch zu entgehen, ergriff ihn Donar mit grimmiger Hand und hielt den Entgleitenden fest am schuppigen Schwanz.

Da mußte der listige Leugner sein Dasein bekennen; in eine Höhle brachten sie ihn, fesselten ihm Schultern, Lenden und Knie hart ans Gestein, wie sie den Fenriswolf banden, den Bruder der Hel und der Midgardschlange, das böse Gezücht seiner Feindschaft.

Sie hängten den Giftwurm auf ihm zu Häupten, daß der ätzende Saft, ins Angesicht träufelnd, ewige Qual dem Spötter bereite.

Aber Sigune hielt ihrem Gatten die Treue; mit einer Schale stand sie dem Steinlager bei, die Tropfen zu fangen; nur wenn sie eilte, die volle Schale zu leeren, traf Loki das sengende Gift.

Dann bebte die Erde, so qualvoll zuckten die Glieder und bäumten sich auf in der Fessel; rüttelnd durch alles Gestein ging der Grimm des gemarterten Leibes, und alle Kreatur fiel in Furcht, daß einmal die Fessel zerspränge.

So war die Herrschaft der Götter im Haß ihrer Herkunft zerfallen; noch hielten Wuotans wachsame Waltung und Donars drohender Hammer die Wahlstatt: der Femspruch der Nornen stand nahe vor seiner Erfüllung.

Götterdämmerung.

Drei Winter werden der Welt nicht zum Frühling, und die Sonne verliert ihre Kraft; kalt wehen die Winde von Nebelheim her; in die Blüte fällt Schnee und Frost in den Mißwachs: auf den kahlen Feldern der Erde ist Krieg; Krankheit, Hunger und Furcht fressen die Menschenwelt leer.

Da kommt die Wolfsbrut der Riesen ans Ziel: den Mond und die Sonne fallen sie an mit gierigen Zähnen, daß der selige Saal bespritzt wird mit Blut.

Die Sterne sinken am Himmel, die Erde erbebt in der schwarzen Nacht, daß die Berge umfallen und das Meer einbricht ins stöhnende Land: da wird von den Fesseln Loki befreit; hohnlachend ruft er die Brut, den Göttern zur Rache.

Hel die finstere Fürstin der Tiefe rüstet das Schiff Nagelfahr, aus den Nägeln der Toten gefügt und mit dem Neid der glücklos Entseelten befrachtet.

Der Fenriswolf reißt sich los, rotglühend den weltweiten Rachen und die Augen düster im Brand; über die Lefzen trieft ihm das fließende Feuer, aus den Nüstern fahren ihm Flammen.

Entfacht in Wut wälzt die Midgardschlange sich her in unbändiger Wildheit; aufschäumt das Meer und begräbt die Erde in seiner rauschenden Flut: als sie das Gift ihrer Gründe ausspeit, entzünden sich Wasser und Luft, nach Asgard hinauf spritzt die kochende Glut.

Der Himmel birst, und Muspilheims Söhne kommen im Feuer gefahren, Surtur vorauf, das Schwert in der Hand, weißglühend wie nie eine Sonne.

Da bricht unter den Füßen der feurigen Riesen die Fährte des Himmels, die Brücke der seligen Farben schmilzt hin in der Lohe; nur noch die Burgen auf Asgard halten ihr stand.

Durch Heimdalls warnenden Hornruf geweckt sind die Götter sorgend versammelt; Wuotan reitet hinunter zum Brunnen, Mimirs Weisheit zu holen, aber das Haupt bleibt ihm stumm; die Welteſche wankt in den Wurzeln.

Grimmig ziehen sie aus in den Kampf, den letzten der gramvollen Götter, Wuotan und Donar voraus mit dem tödlichen Speer und dem alles zermalmenden Hammer, hinter dem Zürnenden her der Einherier unübersehbare Scharen.

Wohl schwingt der greise Allvater den Speer, aber das glühende Wolfsmaul verschlingt ihn; rächend stößt Widar, der Sohn, seinen Stahl durch den gähnenden Rachen dem Untier ins schwarzblütige Herz.

Der Midgardschlange zerschmettert Donars Zermalmer das Haupt; aber hoch spritzt das Gift des sterbenden Tiers und versengt den stärksten der Asen.

Heimdall den warnenden Wächter fällt Lokis listige Waffe; der Treue trifft noch im Sterben den leidigen Leugner der Götter; indessen Surturs weißglühendes Schwert Fro, den freudigen Jüngling heimholt ins Feuer.

Dann steht er allein auf der Walstatt der Götter, Surtur der Sieger aus Süden, und zückt mit der ziſchenden Glut seines Schwertes den Brand aus der Wohnung der Vanenbezwinger.

Bis an die höchsten Ränder der Welt züngeln Muspils gierige

Flammen: die aus Urgebraus kam, aus dem rauschenden Naß durch die Scheidung der Mächte, die Welt der schuldvollen Götter brennt hin in der letzten Entscheidung.

Wiederkunft.

Einmal wird die Lohe verlöschen; aus dem gestillten Meer hebt die Erde von neuem ihr Antlitz gegen den Himmel.

Die Flut wird kühl und verrinnt; im grünen Kleid wie zuvor prangen die Täler und Berge; auch blühen die Blumen im Gras.

Denn die Sonne steht wieder im Blau; ungesät wachsen Halme und Ähren; im Holz des Welteschenbaums haben sich Leben und Lebluft gerettet, die Ahnen künftiger Menschheit.

Baldur ist heimgekehrt aus dem Verhängnis der Hel, und Hoenir kam wieder, die Geisel der Götter: Vanen und Asenkinder vereint spielen im Gras mit den goldenen Tafeln, wie vormals die Väter.

Schuld und Schicksal beschatten nicht mehr die ruhelos drängenden Tage; nach ewigem Gleichmaß schreiten die Stunden im Glanz der neuen Gestirne.

Der im Anfang war und ewig sein wird, der Starke, kam wieder von oben: in unverrückbarer Schwebe hält Er dem Dasein das Recht über dem ewigen Abgrund.

Reineke Fuchs.

Ein Spiegel deutscher Einfalt.

Von

Herbert Martens.

De Reinkes Kunst nit heeft geleerd,
de is tor wereld nit veel weerd.
(Reineke Voß von Karl Tannen.)

Die Urfassung.

Wer den Spuren des Reineke Fuchs nachgegangen ist, bis nach Flandern, wird auf Grund des vorhandenen Forschungsmaterials zu dem Urteil gelangt sein: die Urfassung der schönsten und tiefsten Tiersage ist altflämischen Ursprunges. Zwischen dieser Urfassung (in der Comburger Handschrift) „Van den Vos Reinaerde", die um 1245 bis 1250 entstanden ist, und Goethes getreuer Nacherzählung in Hexametern bis zum siebenten Gesang — nur bis hierhin geht die Urfassung, der Rest ist hinzugedichteter Anhang von einem Unbekannten und wiederholt nur in der Hauptsache die bisherige Handlung in veränderter Gestalt — ist kein so wesentlicher Unterschied, wie man nach der langen Wanderung und den mehrfachen Umarbeitungen annehmen müßte. Nur die Ortschaften und Tiere haben sich gewandelt. Ein Vergleich der Verse 1848 bis 1864 (1) in der Urfassung mit den Versen 1872 bis 1890 (2) der ersten Umarbeitung („Reinaerts Historie", rund hundertdreißig Jahre später) und der entsprechenden Stelle in der dritten, der niedersächsischen Umarbeitung (Lübeckische Ausgabe 1498), nach der Goethe dichtete, hier Vers 1764 bis 1790 (3) der Marbachschen Übersetzung ins Hochdeutsche, gibt über die Veränderung der Tiere oder ihrer Namen deutlichen Aufschluß; die entsprechenden Textstellen seien zu diesem Vergleiche hier angeführt:

1	2	3
Belijn sprac 'gawi alle voort met onser claghe!' Bruun spranc up met sinen maghen, ende Tibeert die felle ende Isingrijn sijn gheselle:	Belijn sprac 'nu toe, ga wi alle voort mit onser claghen'. Brune spranc op mit sinen maghen, ende Tibaert sijn gheselle ende Isegrijn die snelle,	Da rief der Bock mit Amtsgebärde: „Wer klagen will, der klage recht!" Und Isegrim und sein Geschlecht

Forcondet dat everswijn
ende die raven Tieecelijn,
Pancer de bever, ooc Bruneel,
Dieweline, die vrauwe fine:
Cantecleer ende die kindre fine
maketen groten vederflach.
dat foret, Clenebejach,
liep ooc mede in dese scare.
alle dese ginghen openbare
voor haren here, den conine, staen
ende daden Reinaerde vaen.

die hase ende dat everswijn:
ele wilde in die claghe sijn.
Panther, die kemel ende Bruneel,
die gans, dat tijtsel ende Lampreel,
Bandwijn die esel, Borreel die stier,
dat hermel, die wesel waren ooc hier.
Cantecleer ende sine kinder claechden sere haren hinder
ende maecten groot vederflach.
dat groeusel ende Cleenbejach
liep ooc mede in deser schare.
alle dese ghinghen openbare
voor haren here den conine staen
en deden den vos Reinaert vaen.

und Hinz der Kater, Braun der Bär,
die kamen und viel andre mehr:
als Hase Lampe, Esel Baldewein,
die Hunde Wackerlos und Rein.
Auch traten Bock und Ziege hin,
Eichhörnchen, Wiesel, Hermelin,
der Hirsch, das Reh und auch der Biber,
Kaninchen, Aff' und wilder Eber,
Bertold der Storch, Marquart der Hehr,
Lütke der Kranich und andre mehr:
Henning der Hahn mit all den Seinen,
die hörte man vor allen weinen,
und dachten drauf mit allem Sinnen
das Leben ihm abzugewinnen.
Sie gingen vor den König all,
da gab es Klagen ohne Zahl.

Isingrijn verwandelt sich in Isegrijn und zuletzt in Isegrim. Aus Pancer dem Biber wird ein Panther; aus Cantecleer (französischer Abstammung chanteclair): Henning der Hahn; aus Bruun: Brune: Braun; aus Tibeert: Tibaert: Hinze. Aus Lampreel wird Lampe, obschon Cuwaert der Hase und Lampreel das Kaninchen ist. Im alten flämischen Volksbuch in Prosa: De Historie van Reynaert de Vos, Antwerpener Ausgabe 1564, werden die Tiernamen wie folgt angeführt: Lyon de coninck (also nicht Nobel), Isegrim den wolf, Courtoys den hont, Tybaert den cater, Panther de losse (der Luchs), Cuwaert de hase, Grimbaert de dasse, Cantecleer de haen, Reynaert den vos, Bruyne den beyr, Lampreel het conijn.

Wer ist aber der Dichter des Reineke gewesen, der köstlichen Satire, wie sie uns in ihrer Urfassung als van den Vos Reinaerde (Comburger Handschrift) hier beschäftigen soll? Der erste Vers des Reinaert gibt uns über seinen Namen Aufschluß: Willem, die Madoc maecte. Madoc ist eine allegorische Traumdichtung, die der flämische Dichter Jacob van Maerlant in seiner Reimbibel Vers 34846 erwähnt:

Want dit en is niet Madocs droom
no Reynaerds no Arturs boerden. (Boerden bedeuten Geschichten.)

In Vers 34877 bis 34889 gibt Maerlant an, daß er die Reimbibel am 25. März 1271 vollendete. Er kannte damals also schon den Madoc und den Reinaert. Nach Ernst Martin und Jonckbloet, den beiden größten Forschern des Reineke, soll das mittelniederländische Gedicht vom Vos Reinaerde etwas vor 1250 entstanden sein. Wo aber wohnte der Dichter Willem? Die Ortschaften im Reinaerde liegen hauptsächlich in dem Lande Waes, tland van Waes, welches der Dichter Vers 2255, offenbar mit Heimatsgefühl, tsoete lant nennt[1]). Dort wird in Vers 2261 das Dorf Hijfte genannt, ein Gehöft bei Desteldonk und Loochristi. In Vers 2576 heißt es:

Int oostende van Vlaendren staet
een bosch, ende heet Hulsterlo.

Dort soll der Schatz König Ermelincs an einer Stelle vergraben sein, die Kriekeputte heißt. Hulsterlo wird der Wald genannt, der bei Hulst liegt, denn loo heißt Gehölz; es soll auch nach Urkunden von 1139 und 1141, die Jonckbloet anführt, einen Ort gegeben haben, der Hulsterlo hieß. Nun besteht nach A. Kluit[2]) eine Urkunde der Gräfin Margarete von Flandern, in welcher Ländereien bei Hulsterlo genannt werden satis prope domum Willelmi clerici. Ernst Martin sagt, der kleine Ort Hulsterlo im Reinaert werde so bedeutsam hervorgehoben, daß die Vermutung recht annehmbar wird, der Dichter sei dort zu Hause gewesen. Ebenso fällt die Zeit der Urkunde: 1269 ungefähr mit der Entstehungszeit des Reinaert zusammen. Auch der Stand des Clericus stimmt zu dem, was wir von den bedeutendsten mittelniederländischen Dichtern wissen: von Jacob van Maerlant, Diederic van Assenede, Jan Boendale. Als Klerke, das heißt in geistlichen Schulen gebildet, dann in die abhängige, aber höchst einflußreiche Stellung der Schreiber an Höfen oder in städtischen Versammlungen eingetreten, vereinigten sie gelehrte Bildung mit Lebensgewandtheit. Soweit Martin. Ich fand auch im Vaderlandsch Museum von C. P. Serrure, Gent, 1858, 2. Teil, S. 341 eine diesbezügliche Bemerkung: dat men in de middeleeuwen door het woord klerken, dikwijls wereldlyke en zelfs gehuwde personen verstaet.

Aus dem Bishergesagten läßt sich also folgern, daß der Dichter Willem der Urfassung des Reineke Fuchs ein Ostflame war, der als Klerke der Gräfin Margarete von Flandern Mitte des dreizehnten Jahrhunderts unweit des Ortes Hulsterlo bei Hulst in dem reichsflandrischen Amt gleichen Namens lebte und dort den Reinaert etwas vor 1250 zu Pergament brachte. Wir wollen ihn daher Willem van Hulsterlo nennen, wie sein Kollege Diederic, der Übersetzer der französischen Epopöe: Floris en Blanchefloer, die Hoffmann von Fallersleben in altflämischem Text 1836 zum erstenmal herausgab, laut Urkunde von 1262 nach dem Orte benannt wurde, in dem er lebte, nach dem

[1]) Ernst Martin, Paderborn 1874: Reinaert, S. XVI.
[2]) Historia critica comitatus Hollandiae et Selandiae (Medioburgi 1782).

gleichfalls reichsflandrischen Assenede. Die Urkunde lautet: Nos Margharetа, Flandrie et Haynoie comitissa usw. venditionem Dirkino de Hasnede, clerico, consimilis littera data fuit eisdem anno et die, super alia tercia parte dicte wastine. Noch ein drittes der vier reichsflandrischen Ämter: Axel, wird in einer anderen Urkunde von 1273 im Zusammenhange mit der Abtei Baudelo im Lande Waes, die in dem Anhang der ersten Umarbeitung, also in Reinaerts Historie, Vers 6785 genannt wird, und mit dem Klerke Dierekin de Hassenède erwähnt. Diese letzte Urkunde ist französisch geschrieben. Lateinisch und Französisch waren damals die amtlichen Schriftsprachen. Deutsch oder Dietsch: das alte Flämisch, wurde nur sehr selten zu Urkunden verwendet. Hierbei sei erwähnt, daß in Flandern die Dichter ihre Volkssprache die dietsche nannten, in Antwerpen dagegen die duytsche. Ein vielgelesenes Buch, das in einem Jahrhundert in sieben Ausgaben zu Antwerpen gedruckt wurde, hieß: De schat der duytsscher talen. Erster Druck 1559 by Hans de Laet. Sprachen die Antwerpener aber von der reichsdeutschen Sprache, so sagten sie: den hoochduytsche tal.

Der Dichter und seine Quellen.

Madocs Traum hatte seinen Dichter in Flandern bekannt gemacht; der Reinaert, sein Meisterwerk, hätte ihn aber berühmt gemacht, wenn er es nicht vorgezogen hätte, einsam und ungenannt zu bleiben. Wenige Jahre nach dem Erscheinen wurde Reinaert von einem Unbekannten ins Lateinische als Reynardus Vulpes übertragen und mit noch weiteren Ausfällen gegen die Kirche versehen. Es ist anzunehmen, daß das Werk in dieser Form auch in den Abteien und Klöstern mit großem Eifer und da meist heimlich wohl um so lieber gelesen wurde.

Mit dem etwas schmalbrüstigen Ruhme eines Traumdichters und einer entsprechend bescheidenen Börse kaufte sich Willem in Hulsterlo an, nachdem er die letzten Jahre am Hofe der Gräfin von Flandern als Klerke zugebracht hatte. Es wird ein kleines Gehöft gewesen sein, im profanen gotischen Stil, prunklos und etwas schwerfällig im Aussehen, aber wie die meisten Häuser damaliger Bauart von einem Turm überragt, von dessen Zinnen aus man einen weiten Blick ins Land hatte, nördlich nach Hulst bis an die Schelde und südlich über Heideland und Wiesen hinweg bis an den Rand des Waldes, der aus Eichen, Buchen, Ulmen und Rüstern bestand. Die paar ärmlichen Äcker, die zum Gehöft gehörten, ließ Willem durch einen Tagelöhner bestellen, wie das noch heute in Flandern vielfach alte Gewohnheit ist. Die Bauern in den umliegenden Weilern hatten es nicht leicht; sie waren Pächter der welschen Barone oder taten Tagelöhnerdienste auf den ausgedehnten Ländereien der Kirche. Grundeigentümer gab es noch keine im niederen Volke. Dazu waren Urkunden notwendig, die von der regierenden

Gräfin von Flandern unterfertigt und versiegelt werden mußten, deren Erteilung aber die Junkerschaft am Hofe hintertrieb. In dieser Landschaft der menschlichen Armut, die ein mildes Seeklima und ein gesegneter Polderboden noch einigermaßen erträglich machte, siedelte sich der Dichter an, und es währte nicht lange, so hatte er Land und Leute seiner neuen Heimat lieben gelernt, ehren gelernt das schicksal- und darbenreiche Leben seiner Anwohner, ehren gelernt die stumme, geduldige Art, mit der sie es ertrugen. Ihre bäurischen Roheiten ertrug der Lebensgewandte allerdings mit schwerem Herzen; aber gegen das welsche Regiment von Krone, Junkertum und Kirche erfüllte ihn der ganze Zorn seines germanischen Herzens; er fühlte, daß er sich diesen Unwillen von der Seele schreiben mußte. So entstanden die ersten Keime des Vos Reinaerde.

Die Quellen, die ihm für diese Persiflage in Gestalt einer Tierkomödie zur Verfügung standen, waren recht mannigfaltige. Von Jugend auf waren ihm die Fabeln des Aesop und der daraus hervorgegangene niederländische Esopet in Fleisch und Blut übergegangen, ferner die vielen Fuchsfabeln und Wolfsmärchen, die in Flandern zu Hause waren. Hier ist zum ersten Male die Sitte aufgekommen, den Tieren Eigennamen zu geben. In den Jahren 1146 bis 1148 wurde von einem Geistlichen zu Gent das ältere Epos vom Wolf und Fuchs in lateinischen Distichen verfaßt, der „Ysengrinus", in welchem außer der Geschichte vom kranken Löwen noch elf andere Tierschwänke erzählt werden, darunter im vierten Buch die scherzhafte Episode der Haustiere, die zu einem Hochzeitsschmause geschlachtet werden sollen, aber von Reinaert zu einer Wallfahrt nach Rom überredet werden, was an das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten anklingt. Das Ganze ist mit überaus scharfen und treffenden Ausfällen auf Laster und Gebrechen des geistlichen Standes durchflochten. Daneben hatten sich dieser Stoffe auch schon die französischen Jongleurs bemächtigt, aus deren Dichtungen ein großer epischer Zyklus erwuchs, welcher uns in den 27 Branchen des Roman du Renard von Pierrot de St. Cloud vorliegt, der einen Umfang von über 30000 Versen aufwies. Ein älterer Bestandteil dieser Sammlung bildete, in einer vom Roman abweichenden Ordnung der einzelnen Erzählungen, die Grundlagen des ersten deutschen Tierepos, des Reinhart Fuchs, den Heinrich der Glichezâre, ein elsässischer Dichter von Gewerbe, um 1180 verfaßte. Die Komposition des Gedichtes ist im Anfange, wo der Fuchs regelmäßig als der von schwächeren Tieren betrogene Betrüger erscheint, sehr nachlässig. Besser gliedert sich weiterhin die Darstellung, indem sie von den Streichen, welche Reinaert dem Wolfe spielt, allmählich aufsteigt zu der geschlossenen Erzählung der Krankheit des Löwen, seiner Gerichtshaltung, Reinharts Vorladung und der auf Kosten aller seiner Widersacher durch ihn bewirkten Heilung des Königs, seines Wohltäters, den der Treulose dann schließlich doch noch vergiftet [1]).

[1]) Hermann Paul, „Grundriß der germanischen Philologie". Straßburg 1893.

Fabeln und Märchen im Reiche der Tiere sind in keinem Lande so natürlich emporgeschossen und beliebt gewesen wie in Flandern. Eine Probe solchen altflandrischen Humors sei hier zum Besten gegeben: Der Fuchs fragte einmal einen Maulesel, was für ein Geschöpf er denn eigentlich sei? Dieser antwortete, er sei ein Geschöpf Gottes. Das weiß ich schon, ohne Euch erst lange zu fragen, erwiderte der Fuchs, denn wir sind alle Kreaturen Gottes; aber von welchem Geschlechte seid Ihr? Da schämte sich der Gefragte der Antwort, daß sein Vater ein Esel gewesen sei, und da ihm plötzlich einfiel, daß seine Mutter bei Hofe, im Marstall geboren sei, erwiderte er: „Ick ben consijn van het sadelpeert van Sijne Majesteyt“ [1]).

Ähnlich wie Goethe den Stoff zu seinem „Faust“ der alten Volkssage entnahm und daraus etwas ganz Neues, ein von eigenem Geist und eigener Persönlichkeit durchtränktes Werk erschuf, legte Willem van Hulsterlo seinem Tierepos die zwanzigste Branche des französischen Roman du renard zugrunde, eine der Riesenepopöen seiner Zeit, die altflämisches Volksgut, germanische Tierfabeln langschweifig und gespreizt verschnörkelte. Nur einige Tiereigennamen, wie der König Nobel, der Hahn Cantecleer sind romanisches Eigengut, ferner die Burg Malepertus und noch einiges andere, wie der Junge Martinet. Sie heißen dort: Noble, Chantecler, Malpertuis, Martinet. Die meisten anderen Tiernamen sind jedoch flämischen Ursprunges. Wie aber Goethe gleich von den ersten Versen ab den Faststoff souverän meisterte, so tut dieses auch Willem mit dem ihm im Roman du renard Gebotenen. Der Gang der Handlung, der fein durchdacht und abgewogen wird, hauptsächlich mit Bezug auf die Natürlichkeit und Ungezwungenheit in der Folge der Fuchsstreiche, ist unübertrefflich entworfen. Auch die Erfindung derselben wird größtenteils dem Dichter zuzusprechen sein.

Wie aber und unter welchen besonderen Umständen Reinaert zur Satire des Volksbedrückers und Überlisters deutscher Einfalt wurde, soll in den nächsten Abschnitten geschildert werden.

Deutsche Einfalt.

In die Zeit des Streites um Reichsflandern fällt die Entstehung der Satire vom Vos Reinaerde und zwar ganz am Anfang dieser erbitterten Fehde, die wir heute richtig als Grenzscheidekampf zwischen Germanentum und Romanentum betrachten, etwa in die zweite Hälfte des Jahres 1248.

Gewöhnlich wird die Schelde im Mittelalter als Markscheide zwischen Deutschland und Frankreich betrachtet, indem das Land westlich der Schelde, also Flandern, bis zum Eintritt der burgundischen Herrschaft zu Frankreich gerechnet wird. Von einer Landschaft, die Reichsflandern hieß und seit den

[1]) „Vaderlandsch Museum.“ Von C. P. Serrure. Erster Teil.

Ottonen zum deutschen Reich gehörte, wird keine Erwähnung getan. Und doch besaßen die Grafen von Flandern neben dem französischen Flandern auch einige kleinere Gebiete links der Schelde zu Lehen, die der Hoheit des deutschen Kaisers unterstanden und als Reichsflandern zusammengefaßt wurden. Es waren dies: das Gebiet zu beiden Seiten der Oberschelde in unmittelbarer Nähe der Stadt Gent, das Land Waes gegenüber Antwerpen, die vier Ämter Assenede, Bouchante, Axel und Hulst und die Grafschaft Alost nebst Geerardsbergen. Es ging mit der Errichtung des Herzogtums Burgund langsam, aber um so sicherer dem deutschen Reiche verloren.

Im dreizehnten Jahrhundert waren Flandern und Hennegau miteinander vereinigt und seit 1244 der Gräfin Margarete von Flandern untertan, wie ihre verstorbene Schwester Johanna genannt: van Constantinopelen, nach ihrem Vater Boudewijn van Constantinopelen. Die Gräfin Margarete war seit 1241 Witwe, nachdem sie zweimal vermählt gewesen war. Sie hatte in ihrer Jugend, als noch ihre Schwester Johanna (1205 bis 1244) die Herrschaft führte, mit dem Flamen Bosschaert van Avesnes die Ehe geschlossen (1213), ohne zu wissen, daß dieser früher dem geistlichen Stande angehörte. Sobald dieses ruchbar wurde, verfiel Bosschaert dem Bann (1215), und die Ehe wurde getrennt, wozu Margarete jedoch erst um 1221 ihre Einwilligung gab. Sie war inzwischen Mutter mehrerer Kinder geworden, von denen zwei Söhne: Jan und Boudewijn, am Leben blieben. Obwohl ihr erster Gatte noch bis 1241 lebte, heiratete sie um 1225 einen französischen Ritter Wilhelm, Herrn von Dampierre, dem sie drei Töchter und drei Söhne: Willem, Guido und Jan, gebar. Da sich ihre ganze Neigung den Kindern zweiter Ehe zuwandte, so bemühte sie sich, als sie wenige Jahre nach dem Tode ihres zweiten Gatten die Herrschaft übernahm, die Söhne erster Ehe, also Jan und Boudewijn van Avesnes, von der Erbfolge auszuschließen[1]).

Nun hatte Kaiser Friedrich der Zweite im März 1242 die Brüder van Avesnes für legitim erklärt und den Söhnen Dampierres gleichgestellt, und König Ludwig der Neunte von Frankreich sowie der päpstliche Legat, Bischof Odo von Tuskulum, hatten 1245 dies Urteil insoweit bestätigt, als sie dem Jan van Avesnes die Grafschaft Hennegau und dem Willem van Dampierre das ganze Flandern einschließlich Reichsflandern zusprachen. Jan aber beruhigte sich nicht bei diesem Schiedsspruch, da die Entscheidung über Reichsflandern nicht dem Könige von Frankreich zustand. Nachdem Willem im August 1248 mit dem König von Frankreich zur Kreuzfahrt ins heilige Land aufgebrochen war, benutzte Jan, der von Willem ein Bastard genannt worden war, die Gelegenheit, sich an seinem Stiefbruder, dem zukünftigen Erben der Fürstenkrone von Flandern, und an seiner Mutter zu rächen, die seit ihrer Ehe mit Dampierre ganz französisch gesonnen war. Er

[1]) H. Brosien, „Der Streit um Reichsflandern". 1884.

verband sich mit dem jungen Grafen Willem von Holland, der im Jahre zuvor von der päpstlichen Partei im deutschen Reich zum König ausgerufen worden war, und fiel im Herbst 1248 in Flandern ein. Zwischen Hulst und Biervliet kam es zu einer großen Schlacht, die siegreich für Jan ausfiel. Er sollte aber keinen Vorteil aus seiner günstigen Lage gewinnen können, und was ihn daran hinderte, war wieder einmal die deutsche Einfalt im Kampf mit der französischen Pfiffigkeit.

Was das holländische Heer unter einem deutschen Edeln, dem Herrn Jan von Avesnes, gewonnen hatte, das ging wieder durch die deutsche Politik verloren. Kein Wunder, daß auch hier der germanische Geist im Kampf mit den Französlingen den kürzeren zog, wie es auch heute wieder in Belgien der Fall ist, wo sich deutsche Regierungsbeamte zu Brüssel von Franskillons und Wallonen umschmeicheln lassen, und fast ausschließlich das Werk von Französlingen dem deutschen Publikum als flämische Dichtung angepriesen wird; denn Buysse, Vermeylen, Teilinck, van den Woestijne, de Coster sind alle ausgesprochene Deutschenfeinde, während die Dichterwerke des viel bedeutenderen René de Clercq, eines vollblütigen Germanen und Deutschenfreundes, dem Goethe und Schubert Geistesführer sind, unberücksichtigt bleiben.

Es ist halt immer wieder das alte Lied von der deutschen Einfalt.

Die Schlacht bei Hulst.

Wie ein Sturmwind fegte die Kunde durchs reichsflandrische Land: Jan van Avesnes sei mit starker Heeresmacht bei Hulst gelandet und bedrohe die Erblande seiner Mutter. Bestimmt hatte er auf den Beistand der bäurischen, von welschen Junkern und Pfaffen bedrängten Bevölkerung gerechnet, deren Heimatboden seit Jahrhunderten dem deutschen Kaiserreiche zugehörte. Aber auch diese Hoffnung, wie so manche andere, artete in Enttäuschung aus, denn die Bauern wollten ihn, den rechtsgültigen Lehnserben von Reichsflandern, nicht anerkennen, trotz des Schiedsspruches des deutschen Kaisers, der die feindlichen Stiefbrüder gleichstellte und Flandern zwischen den germanischen und romanischen Erben nach ihrer jeweiligen Lehnshörigkeit aufgeteilt sehen wollte. Aber auch der Kaiser verweigerte jetzt seine Anteilnahme, seit er, betört durch die schmeichlerischen Reden des welschgesinnten Henricus von Luxemburg, mit Margarete von Flandern, der für alles Welschtum schwärmenden, sich ausgesöhnt hatte, trotzdem diese sich immer noch weigerte, ihm den Lehnseid für das reichsdeutsche Gebiet ihres Landes zu leisten, der nach alter Gepflogenheit innerhalb Jahresfrist nach der Thronbesteigung zu erfüllen war; und doch waren bereits vier Jahre seither ins Land gezogen. Da wandte sich Jan um Hilfe an seinen Schwager, den papistischen deutschen Gegenkönig Willem van Holland, der ihm auch anfangs

beistand mit einer stattlichen Anzahl von holländischen Bogenschützen und Glavienträgern, ihn aber nachher verriet. So ging das reichsflandrische Grenzland dem deutschen Reiche durch die Schwachheit und Einfalt seiner Fürsten verloren.

An die Zinnen seines Turmes gelehnt, schaute der Dichter des Madoc abwechselnd nach Norden, wo Jan sein Heer landen ließ, und in das blühende Heideland, das sich weit nach Süden hin ausdehnte und in dem die beiden Herren de Dampierre die gesamte französisch gesinnte Ritterschaft von Flandern mit ihren Gefolgschaften zusammengezogen hatten. Wie kaum ein anderer wünschte unser Dichter in seinem deutschgesinnten Herzen dem germanischen Sproß des Hauses Flandern den Sieg, und er verfolgte daher mit gespanntester Aufmerksamkeit die Entwicklung der über Deutsch- oder Welschtum entscheidenden Schlacht. Das Herz schlug ihm fast bis zur Kehle, als er am nördlichen Saume des Horizontes, vom ersten Morgengrauen belichtet, einen langen Zug flämischer Reiter erblickte, die sich unter der bewährten Führung Boudewijns van Avesnes mit dem Fußvolke Jans vereinigte.

Da wurde Willem van Hulsterlo von einem Hagel Steine überschüttet, so daß er auf einmal aus mehreren Kopfwunden blutete, und ehe er noch so recht die Besinnung wieder erlangte und sich überzeugen wollte, wer ihn so hämisch bedacht, stürzte sein Diener die Turmtreppe herauf, um dem rohen Bauerngesindel zuvorzukommen, das mordend und sengend in den Hof gedrungen war, die Scheunen und den Viehstall angezündet hatte und gerade ins Haus hineinpolterte. Ein in der nächsten Umgebung dröhnendes Hornsignal ließ die Mordbrenner jedoch stutzen, und es währte nicht viel länger als ein Schwerthieb, daß sie sich auf und davon machten und im nahen Gehölz verschwanden.

Die Schlacht war bereits seit mehreren Stunden im Gange, als Willem aus einer tiefen Ohnmacht erwachte. Sein Diener, in dessen Armen er das Bewußtsein verloren hatte, hockte neben ihm auf dem steinernen Boden und wartete der Wunden, die er sorgsam gewaschen und verbunden hatte. Nun reichte er dem Dürstenden einen erfrischenden Trunk und mußte ihn mühsam an dem Turmgeländer emporrichten, damit er durch eine Zinnenspalte den Gang der Schlacht verfolgen konnte. Dabei erzählte er ihm von dem Überfall der deutschfeindlichen Bauern, die von ihren weltlichen und geistlichen Herren wider Jan den Flamen aufgewiegelt worden waren und deren Zerstörungswut sich gegen alles Deutschgesinnte richtete. Wie durch ein Wunder seien sie beide und das Hausgesinde gerettet worden, das sich rasch ans Löschen des Feuers gemacht.

Ein betäubender Lärm drang aus den hohen Staub- und Sandwolken, die sich über der Heide lagerten, vom Schwerterfunkeln und Glanz der Ritterrüstungen im Licht der mittäglichen Herbstsonne durchblitzt. Immer

weiter nach Süden entfernte sich das Dröhnen der Hörner, das Schmettern der Fanfaren, das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden, das Schreien der stürmenden Krieger, bis das Schlachtgetümmel sich endlich ganz in der Ferne, im Walde von Artevelde verlor.

Jan hatte seine welschen Stiefbrüder aufs Haupt geschlagen und sie mit ihrem Gefolge in die Gefangenschaft abführen lassen. Und dort, wo germanische Kraft, deutscher Mut über welsches Rittertum obgesiegt, blühte die Heide in ihren leuchtendsten Farben, gerötet vom brennenden Abendrot und vom strömenden Blute stolzester Ritterschaft.

Und vom Turme des Klerke Willem drang ein flämisches Danklied von solch überwältigender, fast überirdischer Schönheit und Kraft hinab in die geisterhaften Abendnebel der Wiesen und empor zum sternenklaren Himmel, daß die Natur umher verstummte und eine lautlose Stille sich über die unsichtbar gewordenen Schrecken des Schlachtfeldes wie eine sanfte Liebkosung breitete.

Wie die Satire vom Vos Reinaerde entstand.

Ganz in die prächtig verzierte Handschrift des Roman du renard von Pierrot de St. Cloud vertieft, ein huldreiches Geschenk der Gräfin Margarete, empfand es Willem als unliebsame Störung, als sein Diener nach mehrmaligem vergeblichen Klopfen in das große, von Schneelicht und Wintersonne grell erhellte Gemach eintrat. Doch sobald er die unerwartete Ankunft seines jungen Freundes, des Klerke Diederic van Alssenede meldete, der früh am Tage von Gent aufgebrochen war und es sich nicht verdrießen ließ, trotz des anstrengenden Rittes, selber müde und bestaubt, erst seinen Gaul zu säubern und im dampfenden Kuhstall unterzubringen, da hellte sich sein großes bärtiges Gesicht auf, als malte sich ein Regenbogen am dräuenden Gewitterhimmel, und mit schnellem Entschluß ging er dem jungen Dichter entgegen. Der aber brachte schlechte Kunde aus Gent, böse Nachricht für deutsche Seelen: Willem van Holland hätte sich mit der Gräfin ausgesöhnt, die siegreiche Schlacht bei Hulst wäre umsonst geschlagen worden, sie hätte sich sogar für die germanische Sache zu einer Niederlage gestaltet, denn Jans Ansprüche auf Reichsflandern wurden nicht mehr als rechtsgültig anerkannt. Bis in die sinkende Dämmerung hinein saßen sich die beiden Dichter schweren Herzens gegenüber, und der gebrochene Mut des Wirtes ließ sich durch die tröstlichen Versicherungen des jüngeren Freundes auf eine bessere Zukunft nicht mehr aufrichten; selbst die Grüße, die er Willem von der Geliebten aus Gent brachte, fanden heute kein helles Echo im Herzen des mit dem zerbrochenen Glücke Deutschflanderns ringenden Mannes.

Als Diederic sich spät am Abend auf den Heimweg machte, war ihm bange um den Einsamen, den er zurückließ, denn dieser Mann war immer einsam gewesen wie jeder wahre Dichter; und jetzt war ihm ein großer Teil

seines inneren Lebensglückes, das ihn mit seiner engeren Heimat verband und an dem er sich in dem letzten Jahre aufgerichtet hatte, verloren gegangen. Die Bitterkeit würde ihn knechten. Diederic konnte nicht wissen, daß sich ein großer, schöpferischer Gedanke in der Seele seines Freundes, wunderbar wie ein Naturereignis, aus der Glut der Schmerzen geboren, emporblühte und ihn vor Verbitterung und Verkümmerung bewahren sollte. Es war die Idee zum Vos Reinaerde, die Willem vor seelischem Untergang rettete. Und in diesem Gedanken lag eine Mission: das Deutschtum vor den Schlichen des Welschen, des Franzmannes, des Reinaert, zu bewahren. Aus dem Roman du renard sollte eine warnende Satire entstehen, welche das Schildbürgertum, das Schwäbische im dietschen Charakter, diese unverbesserliche Einfalt, die jeder Schmeichelei zugänglich war, bloßstellte und lächerlich machte. Reinaert der Fuchs, immer wieder sollte er durch Ränke und Listen die Einfalt des deutschen Königs, des Löwen von Flandern, der Löwin und des gesamten Tierhofes und Tierparlamentes in ein so lächerliches Licht stellen, daß jeder Mann und jede Frau im Volke die Persiflage erkennen müßte. Der Volksbetrüger Reinaert stellte das Junkertum und die Geistlichkeit dar, wie sie im welschen Geiste das ungebildete Volk belügen und bedrücken. Jedem Dietschen zur Mahnung!

Ist diese Mission des Reinaert in Erfüllung gegangen? Hat der deutsche Michel umgelernt? Wer hat jetzt mit dem Blute seiner Söhne, wie in der Schlacht bei Hulst, Flandern erobert? Wer schaltet und waltet dort wie der König Nobel? Wer läßt sich von den Wallonen umschmeicheln, sie seien die braven, lieben, umgänglichen Freunde der Deutschen, während die Flamen Querköpfe und Deutschenfeinde seien? Sogar das Tierparlament im Reinaert hat mehr als einmal zu Brüssel getagt, hat mehr als einmal mit seinen Intrigen und Parteien dem welschen Fuchse Vorschub geleistet, anstatt ihn zu fangen und damit der deutschen Sache zu dienen. Da herrscht kein einheitlicher Geist, sondern eine vielköpfige Körperschaft, zu verwickelt und umständlich für die Einfalt germanischen Volksgeistes und doch nicht so vielgewandt, um des listenreichen Erbfeindes Tücken mit politischer Klugheit zu meistern. Die Geschichte wiederholt sich.

Hier offenbart sich Reinaerdes völkische Sendung.

Wie Reinaert zum Reineke ward.

Das Werk Willems umfaßt 3475 Verse; sein Inhalt deckt sich fast genau mit den 3246 Versen des ersten Buches des niedersächsischen Reynken de Voß im Lübeckischen Erstdruck von 1498. Dieses erste Buch des deutschen Reineke ist demnach identisch mit der flämischen Urfassung des „van den Vos Reynaerde"; nur hat sie sein unbekannter Übersetzer jedenfalls nicht in Händen gehabt, sondern die etwa hundertunddreißig Jahre später erfolgte Umarbeitung

eines Unbekannten: „Reinaerts Historie", die 7794 Verse zählt und die gegen 1485 zum ersten Male zu Delft, Utrecht oder Gouda von Hendrik van Alkmar, einem Gelderländer, gedruckt wurde, nachdem der Herausgeber, dem Geschmack seiner Zeit zuliebe, das Ganze in vier Bücher und diese wieder in Kapitel eingeteilt hatte. Die Bücher 2 bis 4 sind also das Werk des unbekannten Umarbeiters, können aber an Kraft und Eigenart der Erfindung und Komposition nicht an das erste Buch von Willem heranreichen. Die von dem Schreiber Claes van Aken etwa im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts angefertigte Handschrift von Reinaerts Historie befindet sich in der bibliothèque des ducs de Bourgogne als Nr. 14 601 zu Brüssel und schließt mit:

Hier neemt ende Reinaerts Historie.
God gheve ons sijn hemelsche Glorie!

Die Lübeckische Ausgabe endet sehr ähnlich:

Alsus endiget sik Reinkens Historie.
God helpe uns in syne ewige Glorie!

Es bleibt nun eine offene Frage, wie der holländische Druck nach Lübeck gekommen ist und wer der humorvolle niedersächsische Übersetzer war. Jedenfalls ist anzunehmen, daß ihm die zweite Umarbeitung des noch in gotischer Starrheit befangenen Textes in die gemütreichere Art der Niedersachsen zuzuschreiben ist. Man nimmt wohl auch mit Recht an, daß er ein Ostfriese war, der im Jülischen und Lüneburgischen zu Hause und nach Lübeck oder Rostock verschlagen worden war. Vielleicht brachte er den holländischen Druck aus seiner Heimat mit; dieser mag aber auch auf dem Seewege nach der Ostsee gelangt sein.

Jedenfalls vermutete er in Hendrik van Alkmar den Dichter von Reinaerts Historie und ließ den Lübeckischen Druck unter dessen Namen erscheinen. Nun trat der deutsche Reineke seinen gesegneten Weg in alle deutschen Gaue an und wurde zu hunderten Malen in Nieder- und Hochdeutsch, nicht gerade durch rohe Holzschnitte verschönt, immer und immer wieder aufgelegt. Er wurde zum deutschen Volksbuch!

Dann kam der Dreißigjährige Krieg, und auch diese edle Volksbelustigung versank unter den Trümmern der verbrannten Städte und Dörfer mit all den anderen Kulturkostbarkeiten der ehemals so stolzen deutschen Nation. Erst der brave Gottsched lenkte die Augen der Gebildeten wieder auf die Mutter der vielen deutschen Reineke-Ausgaben, auf die erste Ausgabe von 1498, deren einzig uns erhalten gebliebenes Exemplar er aus dem Staub der Wolfenbütteler Bibliothek an das helle Tageslicht zog und, mit einer hochdeutschen Wiedererzählung und den köstlichen Kupferstichen von Elverdinghen versehen, 1752 herausgab. Goethe fühlte sich noch später durch diese hübsche Gottschedsche Veröffentlichung so kräftig angeregt, daß es ihn drängte, die hochdeutsche Wiedergabe in ein klassisches Gewand, in Hexameter, zu kleiden.

Unser heutiges Gefühl sagt uns aber mit Recht, daß der Reineke hierdurch nicht an Schönheit gewann, nicht an der inneren Schönheit der Volksdichtung, die allein maßgebend ist. Wie aus edlem Holz geschnitten muten uns noch die alten flämischen und niedersächsischen oder west- und ostdeutschen kurzen Reimzeilen an. Sie atmen eine Stimmung, die wir als gotisch empfinden.

Die beste plattdeutsche Übersetzung des Reineke verfaßte der Ostfriese Karl Tannen, die der Großniederländer Hansen in seiner Dietschen Letterkunde: Over Reinaard den Vos, Brüssel 1864, in bewegten Worten pries. Dagegen schenkte uns 1802 der lange Jahre in Lüneburg angesessene D. W. Soltau die schönste und lieblichste Verserzählung vom Fuchse, die weiteste Verbreitung fand und bis in die sechziger Jahre hinein in Deutschland oft und immer sehr gern gelesen wurde. So sind einige der nachfolgenden bekannteren Aussprüche Reinekens in der Soltauschen Übertragung zu volkstümlichen Sprichwörtern geworden.

Erstes Buch. 1. Kapitel: Wer Böses tut, der scheut das Licht.
3. Kapitel: Kein Lob kommt aus des Feindes Mund.
3. Kapitel: Übel gewonnen, übel zerronnen.
8. Kapitel: Maß ist zu allen Dingen gut.
12. Kapitel: Man findet manchen kleinen Mann,
begabt mit Klugheit und mit List,
die Größern nicht zu eigen ist.
12. Kapitel: (sprach Reinke). Wer bei Tag uns sieht,
und mit Respekt sein Hütchen zieht,
fiel über uns wohl mördrisch her,
käm er des Nachts uns in die Quer'.
35. Kapitel: Besser geschworen, als verloren.
Zweites Buch. 7. Kapitel: Die kleinen Diebe hängt man auf,
den großen gibt man sichern Lauf.
8. Kapitel: Denn wer die Obrigkeit nicht ehrt,
ist keiner guten Obern wert.
8. Kapitel: Nicht die Geburt macht gut und schlecht,
nein, nein, was unrecht ist und recht.
Ein Priester, der die Tugend lehrt
und übt, ist hoher Ehre wert;
ein andrer kann durch Lasterleben
den andern böses Beispiel geben.
9. Kapitel: Dem Recht will nachgeholfen sein.
Drittes Buch. 1. Kapitel: Das Glück, das nur dem Kühnen frommt,
dem Blöden nie zu Hilfe kommt.
9. Kapitel: Wo Esel stehn am Regiment,
da nimmt es nie ein gutes End.
Sie wissen nicht dem Staat zu raten,
und suchen nur sich selbst zu baten (nützen).
Doch leider ist es zu bekannt,
sie nehmen ständig überhand.
11. Kapitel: Mord bleibt nie verhohlen.

Drittes Buch. 13. Kapitel: Nie kann es denen wohl ergehn,
die Wölfen zu Gebote stehn.
Viertes Buch. 2. Kapitel: Der eine steigt, der andre fällt,
das ist nun so der Lauf der Welt;
nach seinen Tugenden und Gaben
wird man erniedrigt und erhaben.
9. Kapitel: Wem's wohl geht, dem ist jeder hold,
er schwimmt in Freundschaft, wie in Gold;
geht's aber schief, so kehrt im Nu
ihm jedermann den Rücken zu.
12. Kapitel: Es gibt jetzt Füchse mancher Art,
nicht jeder zeigt den roten Bart.
Sie finden überall viel Lob,
nur machen sie es gar so grob.
12. Kapitel: Die Klugheit geht doch über Gold.

Dann kam mit der Gründung des neuen Deutschen Reiches eine Zeit über Deutschland, die an französischen Vorbildern hing und mit vielen anderen Volksschätzen auch den alten Volksreineke vernachlässigte und vergaß. Nicht einmal bei Reclam ist er mehr zu finden, ein trauriges Zeichen der Verbildung, ein Schandfleck, der auch nicht in dieser schwersten deutschen Zeit seit dem Dreißigjährigen Kriege ausgetilgt worden ist, wo es doch mit vollem Herzen an ein Sammeln und Erbauen am alten deutschen Kulturgut ging, im Gegensatz zu dem Getue der anglo-romanischen Zivilisation. Für den Reineke ist leider nichts getan worden, nichts für seine Wiederbelebung, nicht einmal als die Zeit gekommen war, die deutsch-flämischen Beziehungen enger zu knüpfen. Eine ganze Reihe anderer flämischer Dichtungen sind uns in diesem Kriege zugänglich gemacht worden. Der Insel-Verlag, Eugen Diederichs und Borngräber haben vor allem darin gewetteifert, uns De Costers Werke zugänglich zu machen, leider auch andere von stark französischer Richtung; aber den alten Reinaert, der dazu noch aus Reichsflandern, aus deutschem Hoheitsgebiet stammte, hat Deutschland vergessen. Vielleicht läßt sich seine Wiedererstehung noch vor Friedensschluß ermöglichen — es ist dies eine Ehrenpflicht der deutschen Nation —, und zu diesem Zwecke scheint es wahrhaftig noch notwendig zu sein, dem alten Gesellen ein Empfehlungsschreiben des alten mecklenburger Satirikers und Humoristen Lauremberg auf den Weg zu geben:

In wereldlike Wysheit is keen Boek geschreven,
dien men billig meer Roem end Lof kan geven
als Reinke Vos; een slicht Boek, daarinnen
to sien is een Spiegel hooger Sinnen,
Verstandigheit in den geringen Gedicht,
als een düürbaar Schat verborgen ligt.

Es gilt also, diesen Schatz zu heben und den Kriegern ins Feld zu senden. Wie manche humorvolle Stunde ist ihnen bisher durch diese Vernachlässigung vorenthalten worden!

Gestern und heute.

Im einstigen deutschen Reichsflandern, im Amte Hulst, ist der ursprüngliche Reineke von einem germanischen Dichter deutscher Abstammung geschrieben worden. Im deutschen Reichsflandern! Wie seltsam müßten diese drei Wörter im Munde derer klingen, die sich dazu bestimmt fühlten, im Deutschen Reich Vorträge über Belgien zu halten, in denen des Namens Flandern im Sinne der heutigen Flamenbewegung nicht einmal Erwähnung getan wurde. Dieser schöne alte Name für eine noch schönere alte Sache wird ängstlich verschwiegen. Aber Belgien, dieser Bastardname, schmilzt ihnen wie Honig auf der Zunge.

Und wieder wie vor sechshundert Jahren und mehr ist das flämische Volk, das brave, alte dietsche Volk, vom welschen Reineke mißhandelt und unterdrückt worden, und sein deutscher Bruderstamm stand abseits und ließ sich in seiner diplomatischen Einfalt von dem heutigen Reineke, dem welschen falschen Belgien ködern, indem er die Verwelschung der Flamen duldete, wie er sie vor sechshundert Jahren geduldet hatte. Und Reineke spielt noch heute mit der deutschen Macht, dem Löwen, und tut schön mit der Königin, dem deutschen Liberalismus, indem er es versteht, sich von der gewalthabenden Behörde besser behandeln zu lassen, als die deutschen Kaufleute zu Antwerpen im vierten Kriegsjahr. Ja, Reineke Fuchs hat noch heute genau so gut seine Geltung wie zur Zeit der Gräfin Margarete von Flandern, denn Reineke und Belgien sind Symbol für ein und dasselbe: den Sieg der welschen Schläue in ihrer souveränen Lebensgewandtheit über die gute, fromme deutsche Einfalt. Ewig wahr bleibt, was im Reineke viertes Buch zwölftes Kapitel zu lesen steht, und gilt von jeder deutschen Seele zu beherzigen, ehe es wieder zu spät ist:

Wer nicht in Reinkens Kunst gelehrt,
wird wenig in der Welt geehrt.

In Flandern, meiner Heimat, nicht weit von Hulst, blühen im März schon die Pfirsichbäume, dort, wo sich das Kempenland zu der schwarzen, fetten Polderkrume herabneigt. Fürwahr, es ist ein schönes, mildes, fruchtbares Land! Das wußte auch der welsche Reineke, der am liebsten Frau und Kinder in seiner wallonischen Zwingburg Malepartus zurückließ, um in Flandern auf Raub, Mord und Ehebruch auszugehen. Kein Wunder, daß dem Welschen in den saftigen Gebieten von Hulst die fetten Hühner und Gänse köstlicher mundeten, als im rauhen Bergland der Ardennen. Und so ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Armes Flandern!

Kreuz- und Quer-Züge

von

August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von seinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Fortsetzung.)

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Position der englischen Armee. Die Franzosen refüsieren. Plötzlicher Aufbruch. Meine Gefahr dabei. Nehmen Reißaus.

Am 8. Januar, morgens 10 Uhr erreichte ich Lugo, eine ziemlich große Stadt nahe an den Quellen des Minho und auf einer Bergfläche belegen. Im Billettamte war ein großes Gedränge; jedoch gelang es mir, ein Quartier bei geringen Leuten zu bekommen, wo mein Pferd sich gut befand, auch ich mich eines Bettes erfreute, welches man mir auf der Erde gemacht hatte. Die Armee, hieß es, würde vor der Stadt biwakieren, sich sammeln, von neuem geordnet werden und den Franzosen alsdann eine Schlacht anbieten. Etwas frisches Schweinefleisch, einige Zwiebeln, etwas Brot und Wein und Gerste für mein Pferd hatte mein Wirt für mich aus irgendeinem Verstecke angeschafft; Sachen, die, weil die Einwohner sich geflüchtet und alles vergraben hatten, selbst für Geld schwer zu haben waren. In der Stadt selbst herrschte die greulichste Konfusion. Viele spanische Rekruten wurden hereingebracht und bewaffnet; sowie es aber dunkel wurde, warfen sie die Gewehre weg und desertierten. Auch von unseren Pferden wurden hier wieder viele totgeschossen. Die Armee hat in einer Entfernung von etwa drei englischen Meilen auf einer Hügelkette eine feste Position genommen. Das Hauptquartier ist in Lugo. Hier erwarten wir die Ankunft unserer Reserve und der Kavallerie. Die Brigaden unter General Crawford, Alten und Frazer sind nach Vigo. Wir anderen müssen nach Corunna, dem endlichen Ziele unserer Leiden, woselbst uns unser bester Freund, der Ozean mit seinen Schiffen, aufnehmen wird. Wir werden, wie ich höre, aus Mangel an

Fuhrwerk unsere armen Kranken und Verwundeten hier zurücklassen und der Gnade des Feindes überlassen müssen. Unsere Maroden kommen in Haufen stündlich hereingezogen, aber zu leben haben wir nichts, und ich glaube daher, wir werden bald weiter müssen. Da mein Wirt von einem schönen Kaffeehause sprach, so ging ich dahin, fand aber nur die Ruinen. Das grüne Tuch war vom Billard gerissen, Stühle, Bänke usw. umgeworfen, Glaskronen und Wandleuchter zerschlagen, der Wirt geflüchtet. Alles öde! Auf meinem Wege nach Haus begegnete ich dem Falludo, dieser treuen, guten Seele, der wiederhergestellt, ganz bekümmert schon seit mehreren Stunden in der Stadt umhergegangen und mich gesucht hatte. Seine Freude, mich wiedergefunden zu haben, war grenzenlos. Infolge der mißlungenen Auffsprengung der Brücken rückte der Feind sowohl hinter uns als von den Seitenwegen schnell und stark heran und erschien vor unserer stark gewählten Position. Ein Tal trennte die beiden Armeen. Am 6. Januar wurden unsere Vorposten von den abgesessenen Chasseurs à cheval, unterstützt von dem Feuer einiger spanischer Kanonen, darunter eine Haubitze, die der Feind unterwegs genommen, mit vieler Energie angegriffen; aber unsere Leute, deren gelähmte Spirits plötzlich wieder erwachten, wiesen den Angriff mit dem Bajonett so ernstlich und blutig zurück, daß es einen jeden verwunderte. Am 7. Januar hatte der Feind Verstärkung an sich gezogen und griff abermals mit erneuerter Lebhaftigkeit an, wurde aber wie das erstemal mit unwiderstehlicher Wut angepackt und auf seine eigenen Linien dermaßen zurückgeworfen, daß das Feld mit erschlagenen Franzosen überall bedeckt gewesen war. Der Mut unserer Leute, ihre Kaltblütigkeit, Ordnung und das von den Offizieren durch ihre Tapferkeit gegebene gute Beispiel hat den Feind mit Erstaunen erfüllt; er hat geglaubt, eine plötzlich von den Toten auferstandene Armee vor sich zu sehen. Beim ersten Schlachtruf haben unsere Leute, die vorher halb verhungert und verkümmert kaum imstande waren, sich aufrecht zu erhalten, sich aufgerafft, ihr Elend vergessen, das Gewehr ergriffen und mit Ungeduld ihre Regimenter aufgesucht. Hier merkte man, was den Soldaten früher dahin gebracht hatte, sich subordinationswidrig zu betragen — es war Verzweiflung; aber jetzt, da Kampf und Ehre ihm winkte, trat er wieder in die Reihen und unterwarf sich der direktesten Disziplin. In der zweiten Affäre nahmen wir eine Menge Gefangene. Wir hatten nur einen Offizier verwundet, nämlich den Brigademajor Roberts, dem die Hand abgeschossen war. Man erwartete unsererseits, zum dritten Male noch heftiger angegriffen zu werden. General Moore nahm seine Maßregeln danach. General Frazer war mit seiner Division von Vigo zurückgerufen worden. Am 8. Januar mit Tagesanbruch stand die Armee in der Schlachtlinie. Ein fürchterliches Unwetter mit Sturm und Regen zog herauf und währte den ganzen Tag, aber Soult kam nicht. Ihn aufzusuchen und anzugreifen erlaubte uns unsere Lage nicht; auch war er uns an Zahl sehr überlegen und hatte an den Bergen eine feste Position genommen. Am 7. Januar

abends war die Division des Generalleutnants Frazer, die von Sobrade auf dem Wege nach Vigo kontremandiert worden, nach Lugo zurückgekehrt und hatte sich mit unserer Armee, die eine Meile von der Stadt auf einer kleinen Hügelkette, welche der Fluß Tambago, der auch bei Lugo vorbeifließt, begrenzt, die rechte Flanke deckt und nicht ohne Brücke passiert werden konnte, Position genommen, wieder vereinigt. Mehrere Offiziere, die ich in den Straßen traf, sagten mir, daß General Moore mit der Arrieregarde vor der Stadt angekommen sei und daß die französische Kavallerie und andere leichte Truppen ihm auf den Fersen folgten. Die Auffsprengung der Brücke bei Konstantine sei mißlungen. Seitdem wir Astorga verlassen, hätten täglich Scharmützel mit der Arrieregarde unter anderem bei Cacabelos stattgefunden, wobei die Franzosen aber stets den kürzeren gezogen und viele Leute eingebüßt hätten. Ehegestern und gestern, nämlich am 6. und 7. Januar, sei das Scharmuzzieren stärker und hitziger geworden, weshalb Moore die ganze Armee heute herausgezogen und eine Schlacht angeboten habe. Gefangene, die heute gemacht wurden, hätten ausgesagt, daß Marschall Soult mit einer starken Reserve eingetroffen sei, ob er aber eine Schlacht annehmen werde, sei noch ungewiß. Alle, die mir begegneten, schienen froh zu sein, daß man sich endlich einmal ordentlich schlagen konnte, und daß General Moore hoffe, in diesem Falle dem Feinde so blutig die Zähne zu weisen, daß er unsere Einschiffung nicht weiter beläftigen würde usw. Dies bewog mich, mein Pferd zu satteln und hinauszureiten, damit ich mich überzeugte, wie die Sache eigentlich stehe und ob es sicherer sei für mich, die Nacht in Lugo auf meiner Matratze oder bei der Armee in einem kalten und nassen Biwak zuzubringen. Auf einem Hügel zur Linken der Stadt konnte ich alles übersehen und machte in mein Taschenbuch eine leichte Skizze davon. Ich brachte wohl eine Stunde damit zu, und da alles ruhig blieb, man mir auch versicherte, wir würden die Nacht so stehen bleiben, auch spät nachmittags der eintretende Nebel den Feind vor unseren Blicken verschleierte, ritt ich nach meinem Quartier zurück und legte mich, aufs äußerste ermüdet, ruhig nieder. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen, als ein heftiges Tirailleurfeuer mich wieder weckte. Eilig sprang ich auf — ich schlief in meinem Zuge —, rief Falludo und meinen Wirt, der uns satteln half und uns dann zum Tore hinaus das Geleite gab. Es war finster, die meisten Einwohner entflohen, und aus den öden Straßen und offenstehenden Häusern hallte vom Hufschlag unserer Pferde ein schauerliches Echo. Wie wir heraus waren, warf ich noch einen Blick auf die verfallenen schwarzen Stadtmauern, welche über die glühenden Reste von Feuern, an denen man Munitionswagen usw. verbrannt hatte, finster herüberdrohten. Quer über dem Wege, den wir einschlugen, standen die dritten Husaren von der Legion und leichte Artillerie. Da nämlich die uns in die Flanke kommenden französischen Kolonnen bereits zu sehr vorgedrungen waren und die Annahme einer Schlacht sowohl als nutzlose Verzögerung hier unratsam machten, so

hatte unsere Armee plötzlich Befehl erhalten, die Biwakfeuer zu verstärken und dann langsam zu retirieren. Die Franzosen, auf den folgenden Tag eine Schlacht erwartend, waren anfänglich durch diese ruse de guerre verführt worden, auch halt zu machen und ihre Streitkräfte an sich zu ziehen; als sie aber unser Vorhaben endlich merkten, attackierten sie sofort, und dieses war das Feuer, welches uns geweckt hatte; daher war es für mich und meinen Falludo hohe Zeit gewesen, uns herauszumachen. Eine Stunde länger geschlafen, und wir waren verloren. Schweigend ritten wir in die Nacht hinein, die von den Biwakfeuern, welche hier und da aufglommen, erhellt wurde. Es fing wiederum an zu regnen. Elf Uhr nachts erreichten wir endlich mehrere große Häuser hart am Wege. Wir drängten uns in eins derselben hinein; Hunderte hatten hier ihre Zuflucht genommen, die Diele stand gedrängt voller Pferde. Es kostete Bitten und Flüche, ehe man ein kleines Plätzchen just zum Niederlegen erhalten konnte. Ans Feuer zu kommen war gar nicht möglich. Man schlief vor Müdigkeit endlich ein; weder der Steinboden, auf welchen man sich niedergehockt hatte, noch die Nässe bis aufs Hemd hinderten daran. Uns klapperten vor Frost die Zähne, indessen lagen wir so gedrängt, daß zuletzt einer den andern erwärmte. Es mochte wohl ein Uhr sein, als plötzlich ein Husar rief: „God bless us, there comes the Rearguard!“ — „Was gibt's, was gibt's!“ rief ich. „Auf, auf!“ hieß es, „soeben hat die Arrieregarde geblasen!“ Es war bekannt gemacht, daß dieselbe, wenn sie Häuser oder Dörfer passierte, blasen sollte, um die, welche etwa darin sein möchten, zu warnen, daß sie sich fortmachen möchten. Nun ging's zum Tempel Hals über Kopf in die dunkle Nacht in Regen und Sturm wieder hinaus. Mir war im Gedränge auf der Diele meine Decke unterm Sattel weggezogen, einem Offizier ein Steigbügel abgeschnitten usw.

9. Januar. Es wurde Tag, als wir einen Arm des Minho erreichten, über dessen tiefe Ufer eine Brücke ging, welche eine Partei vom Staffkorps zu demolieren sich anschickte. Nachdem es die ganze Nacht sanft geregnet, erhob sich gegen Morgen ein solcher Sturm mit Schlappschnee und Hagel begleitet, daß man kaum auf dem Pferde sitzen konnte; letzterer schmerzte, wenn er einem ins Gesicht schlug, wie geschmolzene Bleitropfen. Die Armee, welche diese furchtbare Nacht meistens ohne Lebensmittel in einem kalten Biwak zugebracht hatte, marschierte zerstreut, ermüdet, entmutigt, hungrig, naß bis aufs Hemd und mit Mudde bedeckt, langsam ihren Weg nach Quinterez zu. Alle Einwohner waren entflohen, alle Dörfer verlassen und wurden daher auch sofort geplündert. Viele Soldaten legten sich ganz und gar erschöpft in die Gräben, um vielleicht nie wieder aufzustehen. Wenige Frauen wurden noch gesehen, die meisten waren zwischen Villafranca und Lugo liegen geblieben. Eine sah ich in einem Dorfe, durch welches der Zug ging, im knietiefen Morast umsinken, bis ihre Röcke, mit Mudde und Morast bedeckt und beschwert, sie zuletzt am Aufstehen verhinderten; sie fiel,

und alles marschierte über sie weg. In Quinterez angekommen, stieg ich vom Pferde, war aber so verklommen und steif, daß ich beim Aufsteigen zurückfiel und nur mit Mühe wieder auf die Beine kommen konnte. Wir drängten uns in ein Haus ein und tränkten unsere armen Tiere, so gut wir konnten, und labten uns mit etwas Brot, welches Falludo auf einem Seitenwege für schweres Geld von einem Bauer heimlich gekauft hatte. Hier wurde auch etwas Salzfleisch und Rum ausgeteilt; da man aber weder Feuer noch Töpfe hatte, so wurde das Salzfleisch gierig roh verschluckt und der Rum, von dem aber nicht alle bekommen konnten, in die verhungerten Magen dazu hinuntergestürzt, welches vielen auf der Stelle den Tod gab; mehrere Soldaten wurden verrückt. Einer stellte sich kühn wie ein Fabius mit gezogenem Bajonett mitten in den Weg, schrie, er wäre der General Moore —, die Armee solle halt machen, solle umkehren und sich schlagen, oder der erste, der ihm vorbeipassiere und seine Order nicht befolge, den wolle er kalt machen usw. Dadurch hielt er mich, einen Obersten und mehrere Offiziere, ja mehrere Soldaten auf, indem er mit ausgespreizten Beinen mitten auf der Chaussee stand und das Bajonett schwang. Wie endlich sanfte Zureden nicht helfen wollten, platzte der Haufen vorwärts, und er wurde umgeritten. — Man ruhte alle Augenblicke; wo irgendein Obdach oder ein wenig Grünes fürs Pferd, da hielt man an; so ging's den ganzen Tag.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Erster Ruhepunkt.

Spät abends erreichten wir, durch Kälte und Ermattung beinahe aufgerieben, die Stadt Betanzos, allwo das Hauptquartier lag. Wir waren nun nicht weit mehr von Corunna. Hier fanden wir einige vom Kommissariate, namens Senhor Lebo und Mr. Nesbit, die mit zum Billettamte zogen, und wir erhielten ein Quartier, welches uns wie ein Paradies vorkam. Dieses Haus lag ein wenig aus dem Wege, daher wir bis auf ein paar Offiziere, die am Abend noch hinzukamen, so ziemlich ungestört blieben. Die Stadt war nicht klein und von der Armee, welche teils noch unterwegs, teils in den benachbarten Dörfern, Klöstern, Gartenhäusern usw. untergebracht, teils biwakierte, noch ziemlich unberührt geblieben. Unsere erste Sorge war ein gutes Feuer in der Küche; dann erfreute uns unser Wirt mit einem reichlichen, vortrefflichen Abendessen. Wir hörten von den Offizieren, daß dieser Marsch von Quinterez die Truppen mehr aufgerieben habe, wie alle anderen. Soldaten und Offiziere von allen Regimentern, in Haufen und einzeln, müde, marode, verhungert und verklommen, sind angekommen mit geschwollenen, erfrorenen Füßen, die Fußsohlen blutend von dem Wege, der meistens über Granit und Quarzkiesel oder durch tiefe Mudde lief; auch eine Soldatenfrau, wahrscheinlich die letzte, die bis dahin ausgehalten, ist dicht vor Betanzos umgefallen

und gestorben. Hier wurde die Armee schnell wieder gesammelt, geordnet und dann nach Corunna aufgebrochen. Eine traurige Geschichte hat sich hinter der Brücke über den Minho zugetragen. Nachzügler und Marode, etwa fünfhundert Mann, wollten nämlich die Brücke passieren und finden sie bereits gesprengt. Da erscheinen plötzlich die französische Avantgarde und die polnischen Lanciers von der Garde, erheben ein wildes Geschrei, schwingen ihre Lanzen und machen sich zum Angriff bereit. Unsere Nachzügler von allen Regimentern lassen sich aber nicht irre machen, erwählen einen Sergeanten zum Kommandeur, formieren sich en carré, empfangen die Lanciers mit Hurra und einem Feuer, welches den Feind so lange in Respekt hält, bis mehrere französische Regimenter heranrücken, wo sie dann ordentlich erst kapitulieren und dann gefangen werden. — Wir schliefen wie Betrunkene. Mir träumte beständig, ich ritte noch an fürchterlichen Abgründen und über Felsen hinweg; wie im Fieber fuhr ich alle Augenblicke erschrocken in die Höhe; ich glaubte immer das Bügelhorn der Arrieregarde zu hören.

11. Januar. Am anderen Morgen wurde es mir zu bunt und zu laut in der Stadt. Die beiden Kommissäre wollten noch erst den Generalkommissär aufsuchen und um Erlaubnis bitten, nach Oporto, ihrem Geburtsort, gehen zu dürfen, auch ihre rückständige Gage einziehen. Ich aber machte mich auf und zog von dannen. Die Stadt Betanzo liegt drei Leguas von Corunna auf einer Halbinsel, die von zwei Strömen gebildet wird. Über einen derselben, den Maudea, geht eine Brücke von vierzehn Bogen; eine Mine war angelegt, um sie zu sprengen, sobald die Armee hinüber sei. Wie schlug mir das Herz vor Freude, als ich von einer Anhöhe herab den Saum des blauen Ozeans am Horizont und eine Meile diesseits Corunna die Spitzen einiger Schiffsmasten erblickte! Gottlob, nun sind wir geborgen! rief ich, und ein jeder, der neben mir hertrabte, stimmte mit ein. Indem sich nun der Weg am Abhange eines Berges herumwindet, kamen wir über Inas nach Burgo zu einer Brücke, auf welcher abermals ein Kommando an einer Mine arbeitete. Auch ein Detachement vom sechzigsten Regiment war aus Corunna an dieser Brücke aufgestellt. Dieses hatte die ganze Zeit in Corunna als Wache bei den Magazinen gelegen. Wetter! was sahen die Kerls wohlgenährt und blank gegen uns aus!

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Glückliche Ankunft in Corunna. Die Pulvermagazine fliegen auf. Schlacht. Tod des Generals. Der Hafen wird bombardiert. Einschiffung.

Indem ich in die Vorstadt von Corunna hinein- und vor einem Kloster, Santa Lucie, genannt, vorbeiritt, begegneten mir viele Einwohner, die hinausflüchteten und alles mitnahmen, was sich fortbringen ließ; dann gelangte ich

ins Tor und über schöne, mit platten Steinen gepflasterte Straßen zum Kommandanten. Ich erhielt ein Billett in dem Teile der Stadt, welcher die Zitadelle genannt wurde und wohinauf ich noch durch ein anderes Tor reiten mußte, und erhielt Quartier bei einem reichen Herrn Don Bernardo Muscoso. Wir wurden in ein prachtvoll möbliertes Visitenzimmer geführt, wo es uns wie in einem Himmelreiche vorkam; dann wies man uns ein anderes niedliches Zimmer mit zwei Betten an und gab uns ein herrliches Essen. Seelenvergnügt rauchte ich mit meinem Falludo bei Glühwein einige Zigarren und ging sehr früh ins Bett.

Am 12. Januar morgens schauten wir uns um. Aus meinem Fenster hatten wir die Aussicht über den Hafen, wo Admiral de Courcys großes Kriegsschiff mit einigen Transportschiffen allein vor Anker lag. Die große Flotte ist nach Vigo gegangen, soll aber durch Expresse bei Land und zur See zurückgerufen sein. Corunna liegt auf dem schmalsten Teil einer unregelmäßigen Halbinsel und wird durch eine Kette von Bastionen verteidigt. Auf einer Ecke liegt die Zitadelle, die dann gleichsam wie ein Horn die eine Seite des Hafens umschließt; auf der anderen Ecke, genannt St. Diegos Spitze, liegt ein Fort, in dessen Mitte auf einem Felsen ein Gebäude steht, das Kastell von St. Antonio genannt. Im Süden der Stadt läuft eine doppelte Kette von Anhöhen, auf welchen da, wo sie am niedrigsten und ebensten sind, unsere Armee Position nehmen wird. Unser Hauswirt nebst seiner Frau sind nette Leute und sehr gastfrei. Jeden Mittag werden wir zum Essen gebeten und sehr splendid bewirtet. Ein Knecht, zwei Mägde und eine dicke, runde Mamsell sind die Hausgenossen. Oft kommt eine Art Kanonikus zum Besuch und findet dann ein großes Vergnügen daran, die dicke Mamsell zu kitzeln und unter Gekicher und Geschrei so lange durch alle Zimmer zu jagen, bis sie schachmatt auf ein Sopha sinkt. Am folgenden Tage war es wohl Zeit, endlich hinunter in die Stadt zu gehen und mich beim Generalkommissär zu melden. Der erste, dem ich in den Straßen begegnete, war meine alte Plage, Herr Kommissär Kearney! „Gut, daß Sie kommen," rief er; „gehen Sie sogleich mit auf mein Bureau, es gibt viel zu tun." Ich erzählte ihm meine Fata mit der Kavallerie, berührte auch etwas bitter die Art und Weise, wie er mich in Verlegenheit gesetzt und im Stich gelassen. Er tat aber, als merke er nichts. Mein Gehilfe Falludo, der, ehe die Franzosen Corunna umzingelten, zu Lande nach Portugal zurückzukehren wünschte, hatte seine Abrechnung erhalten und schickte sich zur Abreise an. Er nahm einen wehmütigen Abschied von mir. „Ach," rief er weinend aus: „V. Senhoria sempra me tratta come pay! V. Senhoria e humanjo, viva V. Senhoria multos annos!" usw. Ich schenkte ihm mein Pferd — und so zog er ab. Viele Truppen sind eingerückt und haben die Häuser gefüllt. In mein Quartier sind ein Major und vier Offiziere von den Bergschotten gelegt worden; die Gastfreiheit meines Wirtes scheint sich daher zu verringern. Das

Gros der Armee biwakiert vor der Stadt auf den Bergen ohne Zelte in Regen und Wind.

Am 13. Januar saß ich auf dem Bureau am Fenster und schrieb Anweisungen, vor dem Tische standen drei Husarenquartiermeister, als plötzlich, wie mir dünkte, zwei solche Blitze und Donnerschläge auf die Stadt herunterfielen, daß davon die Fensterscheiben in tausend Stücken und uns ins Gesicht sprangen, die Türen aufflogen, die Ziegel von den Dächern rollten, und ich, da ich mich eben sprechend auf dem Stuhle wiegte, vom Druck der heißen Luft, welche ins Fenster schlug, mit demselben zurück überschlug. Selbst die Quartiermeister, welche glaubten, eine Bombe sei ins Zimmer gefallen und daselbst gesprungen, duckten sich unter den Tisch. Wir waren beinahe taub geworden; das Haus wurde gleichsam in seinen Grundfesten erschüttert. Indem wir uns aufrafften und sprachlos einander verdutzt anstarrten, erscholl in den Straßen ein jämmerliches Geschrei. Alles und besonders die Weiber, die vielleicht glaubten, ein Erdbeben wolle die Stadt verschlingen, stürzten mit Verzweiflung auf den Gesichtern aus den Häusern, schrien wie besessen und rissen sich die Haare aus. Auf Nachfrage hörten wir dann, daß diese furchtbaren Erschütterungen von zwei Magazinen herrührten, die, 24000 Pfund Pulver enthaltend, auf der Anhöhe von Santa Margaretha von den Spaniern in die Luft gesprengt worden wären, damit sie nicht den Franzosen in die Hände fallen möchten. Der Druck der Luft war so furchtbar, daß ein Freund von mir, Leutnant Hesse vom ersten leichten Bataillon, der, am kalten Fieber leidend, eine innere Fensterlade, vor der sein Bett stand, zugemacht hatte, um seine Kopfkissen dagegen zu legen, durch das gewaltsame Aufspringen dieser Fensterlade von seinem Bett geworfen worden ist. — Der Tag war schön und ruhig. Wunderbar prachtvoll war daher die Dampfsäule des entzündeten Pulvers! Sie stieg wie ein schwarzer Marmorfelsen, so groß wie der Teneriffa, bis zum Himmel, unbeweglich, an den Rändern wie weißer Basalt von der Sonne blendend bestrahlt! Erst nach einer Stunde neigte sie sich und versank nach und nach landeinwärts. — Die Einwohner sind hier sehr freundlich gegen uns. Verschiedene Offiziere, die mit dem General Spencer in Cadiz gewesen, sagen, daß die Einwohner dort ebenso liberal und enthusiastisch gesinnt wären, wie hier. Jedermann, jung oder alt, reich oder arm, ja selbst Frauen und Mädchen sind an den Wällen beschäftigt und helfen schanzen. Ganze Züge junger, schöner Mädchen gehen in Prozessionen mit Körben auf den Köpfen und tragen Ammunition in die Forts und die Batterien, welches sich wunderhübsch ausnimmt. Hätten die Spanier sich allenthalben so patriotisch betragen, so würden die Sachen besser und wir vielleicht noch bei Salamanca stehen. Die meisten Offiziere haben alles verloren. Ich habe nur zwei Hemden und keinen anderen Anzug, als den ich auf dem Leibe trage. Ich sehe daher sehr lieblich aus! Zerrissen und mit zäher Mudde beschmiert sind meine Kleider, das Hemd hängt mir durch die

Hosen, und die verfaulten Strümpfe schauen durch die Stiefel. Das erste, was ich mir in Corunna kaufte, waren Stiefel und Strümpfe. Überhaupt nahm ich es wahr, mich wieder zu restaurieren und für die ausgestandenen Leiden und Entbehrungen zu entschädigen. War ich nicht im Dienst, so lag ich in den Kaffeehäusern und Konditoreien; die Abende wurden mit Damen zugebracht, gelacht und geschäkert, auch oft mit anderen Offizieren ein Gesäufte gehalten. — Beinahe die ganzen Kavalleriepferde sind unterwegs totgeschossen, teils weil sie aus Mangel am Beschlag auf den Granitwegen lahm geworden, teils wegen Mangel an Futter nicht weiter konnten. Auch die Artilleriepferde sind in großer Anzahl gefallen, indem sie die Kanonen über die ungeheuren Gebirge diesseits Astorga ziehen mußten. — Den General Moore tadeln einige sehr bitter, daß er die Armee durch solche Berge und Pässe, die so famos verteidigt werden konnten, auf eine so schnelle Art hat retirieren und dadurch alles zugrunde gehen lassen. Er mußte es tun, sagen andere, wenn er nicht abgeschnitten, umzingelt werden oder verhungern wollte; die wüsten Berge haben weder Korn noch Brot! Recht gut, aber sie enthielten Schaf- und Ziegenherden, dazu unsere Pferde, Maultiere, Zugochsen usw.; damit hätte man wenigstens so lange aushalten können, bis die Kranken, Verwundeten, die Ammunition, das Geld usw. nach der Küste expediert und in Sicherheit gewesen wären. Gott weiß, wer recht hat! Man glaubt nun, unser General wird hier eine Schlacht liefern und die Franzosen ganz zurückwerfen müssen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß sie mit ihrer gewöhnlichen Schlauheit erst so lange ruhig warten, bis die eine Hälfte der Armee embarkiert ist, damit sie dann über die andere Hälfte desto sicherer herfallen und selbige vernichten können. Die französische Armee kann die ganze Bai und alle unsere Bewegungen von den Höhen herab observieren, und das ist schlimm. — Unser Verlust wird auf sechstausend Mann kalkuliert, der an Gelde, Pferden und Material eine halbe Million Pfund Sterling.

Am 14. und 15. Januar kam die Flotte von Vigo und lief in Corunna ein. Die Kranken und Verwundeten, viel Artillerie und die Kavallerie sind embarkiert. Wir haben seit dem 24. Dezember dreihundertsiebzig englische Meilen während eines unmenschlichen Wetters über hohe unwirtliche Gebirge, durch Eis, Schnee und Schlamm marschiert, ohne zu halten. Hunger, Pest und Tod, die Gefährten des Krieges, sind in Corunna mit uns eingezogen. Wir sind zwar die unmittelbare Ursache dieser Plagen; aber die Nation, die uns in unsere jetzige Lage verführt hat, hat es sich selbst beizumessen, wenn die Folgen furchtbar sind. Unsere in und bei Corunna angekommenen Kavallerie- und Artilleriepferde sind so schwach, aufgerieben und lahm, daß ein Teil in den Straßen umgefallen ist; ein anderer Teil, um ihren Jammer zu enden, hat erschossen werden müssen. Ihre faulenden, vom Regen und Sonnenschein angeschwollenen und zum Teil geborstenen Körper liegen am großen Marktplatz unter den Kolonnaden vor den öffentlichen Gebäuden, an

den Quais am Hafen und in den Straßen umher, beleidigen das Auge und erfüllen die Luft mit einem Verwesungsgestank, der die Pest erzeugt und wovon man übel wird. Über vierhundert dieser unglücklichen Tiere liegen hier, und das Geknalle der Pistolenschüsse, womit man diese Zahl vergrößert, dauert ununterbrochen fort. Hunderte von Pferden wurden an der Bai vor der Stadt totgeschossen. Viele sich einschiffende Offiziere von der Kavallerie konnten es nicht übers Herz bringen, ihre Pferde als ihre treuen Leidensgefährten, ja oft ihre Retter, totzuschießen. Sie ließen sie laufen. Nun gingen diese edlen Tiere, worunter oft echte Blutpferde von hohem Werte waren, in den Straßen umher und fraßen Kohlblätter aus den Gossen und dem Kehricht. Eines solcher Pferde folgte dem Boote, welches seinen Herrn, einen Offizier vom achtzehnten Husarenregimente, an Bord holte, wie ein Hund und schwamm zweimal vom Ufer bis ans Schiff, konnte aber nicht aufgenommen werden. Allen Umstehenden kamen die Tränen in die Augen. Eine Generalorder befahl zwar, daß man seine Pferde an einen dazu beorderten Offizier abliefern möge; da man aber voraussah, daß alle diese Pferde nicht embarkiert, vielmehr Hungers sterben oder den Franzosen in die Hände fallen würden, so wurde jene Order nicht beachtet. Die Artilleriewagen wurden von einem Felsen hinunter ins Meer gestürzt. Viele von unseren Magazinen waren nur unvollkommen geleert, und die Straßenjungen von Corunna hatten zum Beispiel große englische Husarensäbel in den Händen, mit welchen sie in großen Haufen herumzogen und Soldaten spielten. Der spanische Gouverneur von Corunna war ein wackerer Mann! Auf einem andalusischen Hengste galoppierte er alle Straßen auf und ab, und wo Spanier müßig standen, da redete er sie an und bewog sie halb mit Güte, halb mit Gewalt, an die Wälle zu gehen und zu schanzen. Ungeheuere Mörser wurden aufgefahren, das Tor der Zitadelle wurde von englischen Pioniers und Geniehandwerkern wieder hergestellt. Kurz es gab einen greulichen Spektakel.

Am 16. Januar. Diesen Morgen haben die Vorposten tirailliert. Die Franzosen haben viele Verstärkungen erhalten, und man glaubt, eine Schlacht sei unvermeidlich. Es hatte nämlich lange genug gedauert, ehe die Franzosen hinter Behanzos sich versammelten, wozu der Übergang über den Fluß Burgo beitrug, indem unsere Ingenieurs mit Unterstützung aus Corunna die Brücke endlich einmal gänzlich zerstört hatten.

Erst am 14. gelang es dem Feinde, sie wieder instandzusetzen und seine Artillerie herüber zu bringen. Diese Zeit benutzte General Moore, um die Ordnung in der Armee wiederherzustellen und eineinhalb Meilen von der Stadt auf einer Kette von Anhöhen, über welche die große Straße herüberzieht, eine Position zu nehmen. Der linke Flügel war hier durch die hohen Ufer des Burgo sehr gedeckt, dagegen für den rechten, der sich an das kleine Dorf Elvina am äußersten Abhange der Anhöhen, auf deren Rücken die

Armee stand, anlehnte, das Terrain nicht so günstig, daher, um diesem Mangel abzuhelfen, ungefähr eine halbe Meile hinter dieselbe die Division des Generals Fraser auf einem schicklichen Punkte en echelon aufgestellt wurde. Die Reserve unter dem General Paget formierte sich dicht hinter dem Centro. Ein Uhr kam ich vom Essen und ging wie gewöhnlich ins Bureau, als sich nach der Gegend zu, wo die Armeen standen, ein starkes Tirailleurfeuer vernehmen ließ, welches viele Leute herbeizog, die sich an den Quais versammelten. Man konnte aus den Fenstern beinahe das Schlachtfeld übersehen. Um zwei Uhr wurde die Kanonade heftiger, worauf sich alsdann ein fürchterliches Gewehrfeuer entwickelte, welches alle Anhöhen und Täler in Rauch hüllte. Alle Dächer, Fenster, Balkons und die Masten der Schiffe waren mit Menschen bedeckt, die nach dem Schlachtfelde schaueten. Ich lief aus dem Tore, um von der Höhe von Santa Lucia die Schlacht mit anzusehen. Es sah fürchterlich aus; das ganze Tal in Pulverdampf gehüllt, durch welchen die Blitze der Kanonen und des kleinen Gewehres hindurch leuchteten. Das Feuer war ungewöhnlich heftig; der Kanonendonner rollte ohne Aufhören. Man nahm mehreremal deutlich wahr, wie englische Regimenter mit dem Bajonett die Franzosen mit einem Hurra chargierten und wie letztere dann bergan unter ihre Artillerie liefen. Außer vielen Verwundeten, die an uns vorbei in die Stadt getragen wurden, kam um vier Uhr ein Komitat von mehreren Adjutanten und Offizieren langsam herangewankt, die einem Verwundeten, der in einer blutigen Decke, die an zwei Stangen befestigt und von sechs Soldaten getragen wurde, trauernd folgten; zwei Ärzte zogen nebenher und sahen oft sorgsam hinein. Es war General Moore. Eine Kanonenkugel hatte ihm die Schulter ausgerissen. Er lebte noch, allein die ihm folgten, gaben keine Hoffnung auf Genesung. Betrübt folgte ich mit in die Stadt hinein bis vor sein Quartier, wo sich alsbald eine große Menge Volks, Engländer und Spanier, versammelte, die in dumpfem Schweigen ängstlich und mit Teilnahme jeden, der aus dem Hause kam, fragten, wie es mit dem General stehe. Mehrere leicht verwundete Offiziere, die in die Stadt kamen, erzählten folgendes: Am 16. des Morgens hatte der Feind Verstärkungen erhalten und war bis auf 20000 Mann angewachsen. Ungefähr 2 Uhr nachmittags tritt seine ganze Linie ins Gewehr, formiert sich, und gleich wird, unter Deckung eines Gehölzes und unterstützt von einiger Artillerie, das Dorf Elvinas auf unserem rechten Flügel, der von dem tapferen General Baird kommandiert wurde, von einer starken Kolonne angegriffen. Der erste Anprall dieser ungeheueren Kolonne wurde vom General Moore in Person, sodann vom General Baird — einem höchst tapferen Offizier, von Geburt ein Schotte, der lange in Ostindien und allen vier Weltteilen gedient, auch nachher alle Schlachten, inklusive Waterloo unter Lord Wellington, mitgemacht hat — an der Spitze des 42. Regiments und der Brigade des Generals Lord W. Bentink kraftvoll zurückgewiesen. Das Dorf wurde

wütend verteidigt; General Baird verlor bei dieser Gelegenheit einen Arm. Die Brigade des Lord Bentink empfängt den Feind mit einem gut angebrachten Kugelregen, drei Hurras hinterher. Das 52., 42. und 4. Regiment fällt mit Bajonett dazwischen und vermehrt des Feindes Konfusion, der sich zurückziehen muß. Eben hatte der General Sir John Moore seine schönen und meisterhaften Dispositionen zur Verteidigung und zum Angriff beendigt, als auch er, indem er einer angreifenden Brigade ermutigend zuruft, von einer Kanonenkugel tödlich getroffen wird. Unsere Truppen, hierdurch nicht niedergeschlagen, greifen an und bringen den Feind zum Weichen, der neue Verstärkungen heranrücken läßt. In diesem Augenblick macht Lord Paget eine Bewegung mit der Reserve, und, indem er sich an die Spitze des 95. Jägerregiments und des 1. leichten Bataillons vom 52. Regiment setzt, wirft er alles vor sich nieder und gewinnt des Feindes linke Flanke, wo er von des Generals Frazer Division unterstützt wird. Wie nun die Franzosen hier nichts machen können, formieren sie sich abermals und greifen das Zentrum mit großer Wut und Hitze an, werden aber von den Generalmajoren Manningham und Leith, welche mit ihren Divisionen hier standen, zurückgeworfen. Nun kommt der linke Flügel an die Reihe, und der Feind greift hier mit solchem Ungestüm an, daß er wirklich in das Dorf, welches in der Linie liegt und durch welches der Weg nach Madrid führt, gelangt, sich in den Häusern festsetzt, aber auch sogleich durch das 14. Regiment unter Obrist Michels mit dem Bajonett dermaßen wieder hinausgeworfen wird, daß man die Kerls hat aus den Fenstern springen sehen. Das Blutbad in den Häusern und Straßen soll fürchterlich gewesen sein. Um 5 Uhr ist nicht nur der Feind allgemein zurückgetrieben, sondern es sind die Engländer sogar vorgerückt. Um 6 Uhr hat der Feind unter einer schweren Kanonade und dem Schutze eines starken Tirailleurfeuers seine Truppen zurückgezogen. Endlich wurde alles still. Am meisten haben gelitten das 4., 42., 50. und 81. Regiment. — General Sir David Baird hat einen Arm verloren, Leutnant-Kolonel Napier des 92. Regiments, die Majore Napier und Stanhope sind geblieben; Leutnant-Kolonel Wynch des 4. Regiments, Maxwell des 26., Fane des 59., Griffith von der Garde, die Majore Williams und Miller vom 81. Regimente, nebst einer Menge Subalternoffiziere sind verwundet oder tot. General Moore wird außerordentlich bedauert und mit dem General Wolf verglichen, der vor Quebeck blieb. — Ich kam zu Haus, ganz wüst und betäubt von dem, was ich gehört und gesehen hatte. Am 10. abends zogen die englischen Truppen, welche das Schlachtfeld behauptet hatten, nach und nach in der schönsten Ordnung in die Stadt, um zu embarkieren. Sie waren abgerissen, hohläugig und mit Blut und Dreck bespritzt und sahen so fürchterlich aus, daß die Bewohner Corunnas sich bekreuzigten. Nachdem nun die Verwundeten so viel wie möglich gesammelt und die Toten begraben waren, nahmen unsere Piketts wieder ihre vorige Stellung ein, und die Armee schickte sich an, zu embarkieren. Die

ganze Nacht vom 16. auf den 17. wurde dazu angewandt, so daß bei Tagesanbruch alles, die Brigaden der Generale Hill und Beresford ausgenommen, an Bord waren. Die Pikette zogen sich nun zurück und wurden ebenfalls zu ihren Regimentern eingeschifft. Der Feind lag, während alles dieses vor sich ging, ganz still. Er hatte uns kennen lernen. General Beresford okkupierte das Terrain bei St. Lucia und General Hill die Höhen vor der Zitadelle. Die Einwohner taten unterdessen alles, unsere Einschiffung zu erleichtern, so daß wir mit dem spanischen Charakter doch etwas wieder ausgesöhnt wurden. In der Nacht vom 17. auf den 18. Januar waren auch die Brigaden Hill und Beresford eingeschifft. Sobald der Feind sich von unserer Einschiffung überzeugt hatte, bewegte er sich vorwärts und besetzte die Anhöhen von St. Lucia und errichtete Batterien, die den Hafen bestrichen. General Sir John Hope hat nun das Kommando übernommen, ein schöner Mann mit kühnem soldatischen Blick. Ich sah ihn wie wütend vom Schlachtfelde in die Stadt und hie und da Anordnungen treffend durch die Straßen jagen. Er soll über den Verlust seines Freundes Moore untröstlich sein. Einige von den gefangenen Franzosen, die ich selbst sprach, sagten, daß sie zu denen gehörten, die bei Lissabon infolge der Konvention von Cintra kapituliert und als Kriegsgefangene auf englischen Schiffen nach Frankreich geschickt worden wären. Obgleich nun stipuliert gewesen, sie sollten nicht wieder dienen, so wären sie doch von Bonaparte beordert worden, augenblicklich nach den Pyrenäen wieder zurück und gegen die Engländer zu marschieren. Auf diese Art halten die Franzosen ihre Kapitulationen! Wie ich auf mein Bureau kam, vernahm ich mit Ingrimm, daß mein Herr Kommissair Kearney mit mehreren früher ihm bekannten Spaniern — er hatte nämlich einstens hier in Corunna als Kommis in Kondition gestanden —, die sich aus Corunna flüchten wollten und vermittelst eines Bootes, welches einem der Spanier gehörte und das man versteckt gehabt hatte — denn alle anderen waren requiriert und für Geld nicht mehr zu haben —, mit den gehörigen Entrée-Billetts versehen, sich auf ein Transportschiff, da die ganze Flotte nunmehr von Vigo zurückgekommen war, ruhig und bequem und heimlich eingeschifft und mich armen Teufel abermals im Stich gelassen hätte; ich konnte zusehen, wie ich aus Corunna herauskam, und dennoch sammelte und rettete ich mehrere ihm gehörige, mitunter wichtige Dienstpapiere, die er in der Eile im Bureau vergessen hatte. Gute Seele ich! —

Am Morgen des 17. Januar fingen die Franzosen an, die Stadt enger einzuschließen, wurden aber dabei sehr inkommodiert; denn wo sie sich nur blicken ließen, da wurde gleich ein halbes Dutzend Mörser oder auch einige 36-Pfünder hinausgesandt, daß der Erdboden krachte. Ich stand wohl ein paar Stunden am Tore, wo eine große Batterie die Straße von Betanzos bestrich, und sah diesem Spiele mit vielem Interesse aufmerksam zu. Jedoch konnte man den Feind nicht hindern, auf der Anhöhe von St. Lucia, die den Hafen beherrschte, sich zu verschanzen und Batterien aufzuwerfen. Hierbei

deuchte mir nicht ganz wohl, denn die Fenster meines Quartiers auf der Zitadelle lagen dieser Anhöhe gerade gegenüber. Das Getümmel nahm nun in der Stadt überhand. Alles lief, schrie, ritt, fluchte und fuhr durcheinander, daß einem Hören und Sehen verging. Ich erhielt endlich auch ein Entrée-Billett (Ticket) auf ein Transportschiff, welches wie gewöhnlich mit großen Buchstaben bezeichnet war. Allein, wo ich dieses Schiff in der großen Flotte finden und ob und auf welche Art ich ein Boot erhalten würde, um an Bord zu gelangen, das war mir überlassen: kein Boot war aber zu haben. Die englische Marine hatte alle Boote embarkiert, um vereint mit den ihrigen einzig und allein nur Truppen nach den Schiffen zu führen. Um einzelne Individuen wie ich, um Pferde, Magazine usw. bekümmerte man sich gar nicht. Endlich war ich von allem Herumlaufen so müde, daß ich nicht mehr stehen konnte. Ich ging daher zu Haus, und indem ich mich in vollem Zeuge niederlegte, konnte ich von meinem Bette aus nach den Anhöhen von St. Lucia sehen, wo ich außer den unzähligen Biwakfeuern oft Laternen oder Fackeln gewahrte, die hin- und hergetragen wurden. Hätten die Franzosen in der Nacht auch auf die Zitadelle die Batterien eröffnet, wie man glaubte, so würden sie mich auf meinem Bette totgeschossen haben. Es war eine scheußliche Nacht. Jedoch schlief ich infolge meines damaligen sehr großen Leichtsinns sehr bald und ruhig ein!

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben Martin Luthers.

Erzählt von

Eugen Fischer.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte vom Heimritt und ein anderes Ereignis.

Als dies zu Altenburg geschah, wurde auch im Geiste des Doktors Luther zu Wittenberg ein Kind geboren. Und wenn diese Chronik, die freilich manchmal gern ein wenig fabuliert, recht haben soll, so müssen gar beide Ereignisse am gleichen Tag gewesen sein.

Jedenfalls geschah es bei Doktor Luther an einem sogenannten Bibelabend.

Die Bibelabende waren eigentlich Bierabende, wie es Doktor Luthers Temperament entsprach, sie zu halten. Er brauchte das Bier, um seine Verdauung zu beleben, und er hatte es auch als Mittel gegen Trübsinn kennen gelernt. Wenn dann noch Menschen um ihn saßen, mit denen er ein Wort reden konnte, so fühlte er Leib und Seele auf der Weide. Er ergriff deshalb jeden Anlaß, sich Gäste zu verschreiben.

Mit der Zeit bekamen die Zusammenkünfte ihre Art. Die Bibel rückte in den Mittelpunkt. Oft lag sie schon da, wenn die ersten Gäste eintraten, und gründete sozusagen den Tisch. Das kam von des Doktors Sitte, die Bibel für seine Meinungen zum Zeugen anzurufen. Ganz von selber gingen die anderen darauf ein. Es wurde viel über die Bibel gestritten, und so war es kein übler Spruch, wenn einer den Namen Bibelabende für diese Unterhaltungen aufbrachte. Junge Magister und Studenten, denen so etwas einfallen konnte, fehlten selten unter den Gästen. Flogen die Witze und übertrumpfte einer den andern, so wurde gelacht, daß die Balken zitterten, und die Bibel war bei der Lustigkeit ein guter Geselle. Von allem, was einen angehen konnte, wurde geredet, und einmal sagte der Doktor, an einem solchen Abend sei mehr zu lernen, als wenn man zwei Jahre lang beim zünftigsten Professor im Hörsaal sitze. Damit hatte er wohl recht.

Ein solcher Abend gab einer der seltsamsten Offenbarungen, mit denen des Doktors Geist erhellt wurde, die Möglichkeit, sich zu ereignen.

Es gelang ihm wieder einmal, die Gelegenheit zu einer Einladung zu ergreifen. Die Universität machte in jedem Jahr Bakkalare, Magister, Lizentiaten und Doktoren, je mehr, je lieber. Die Einweisung in solche Würde galt jedesmal als ein Fest. Das Mittelalter huldigte gläubig der Göttin Wissenschaft.

Es gab sich, als die theologische Fakultät einen zum Lizentiaten machte, daß Herr Martin Luther den Neubewürdeten und einige Freunde für den Abend zusammenrief. „Der Wissenschaft zu Ehren und um Bier zu trinken," sagte er wörtlich, indem er nach der Prüfung an den Kandidaten und einige Kollegen herantrat, um sie einzuladen. „Und weil so ein ehrsamer Grund die ausschweifende Absicht entschuldige," — so schrieb er einem, der schon gegangen war, als er sich nach ihm umsah — „so möge doch auch seine Würdigkeit die Zusammenkunft der barbarischen Tischgenossen als Stern im Unwetter mit seiner Gegenwart beehren." Der Mann, an den der Doktor diesen zarten Scherz richtete, ging selten in laute Gesellschaft. Um so schärfer geizte Doktor Luther um ihn. Ja, er bewarb sich förmlich um sein Erscheinen. Dem Doktor war, als hätten seine eigenen Worte einen doppelten Wert, wenn jener, den er meinte, sie hörte.

Rang und Stand spielten für ihn bei seinen Einladungen keine Rolle. Er hätte einen Handwerksburschen, wenn er urwüchsige Reden von ihm hörte, ebenso leicht an den Tisch gebracht, wie es ihm denselben Abend möglich gewesen wäre, den Kurfürsten zu empfangen. Studierte Leute, besonders seine Mitarbeiter an der Universität, dazu einige nicht akademische Stiftsherren, sowie der und jener Stadtrat, standen ihm aber am nächsten. Es brauchte einer nichts Besonderes oder Berühmtes zu sein. Wenn einer von gutem Durchschnitt seine Art und Meinung vertrat, so genügte es dem Doktor. Doch fehlte es nicht an einem Bodenstein von Karlstadt, der alles daran setzte, um wenigstens berühmt zu werden; nicht an einem Lukas Cranach, diesem stillen, nachdenklichen Maler mit den großen Zügen, der den Luther im geheimen wie einen Fürsprecher der Malerei vor dem Weltrichter ansah und in Luthers Namen anfing, weibliche Gestalten in dem Stand zu malen, den die Natur ihnen gegeben; nicht an einem Philipp Melanchthon, dem Humanisten. Er war der, um den Doktor Luther geizte und der selten erschien.

Sein Name bedeutete fast schon eine deutsche Berühmtheit.

Ein schwacher Jugendlicher, kaum gesund zu nennen mit seinem blassen Gesicht und eingefallenen Backen, zeigte er sich an jedem Ort, sobald er das Instrument der wissenschaftlichen Rede zu spielen anfing, als ein unbeirrbarer Meister. So sprach er, daß man ihn am liebsten nicht als Spieler, sondern als das Instrument selbst bezeichnen mochte. Die alten Griechen hätten von ihm gesagt, er sei die Stimme eines Gottes oder vielleicht richtiger, dieser Mensch sei der Sohn einer Muse, gezeugt von einem Zwerg. Sein Wesen erweckte immer den Anschein, als wohne er in einem

Gehäuse, durch dessen Fenster nur das Säuseln der reinen Begriffe eindringe, in denen sein Mund auf alles antwortete.

Die Sprache, in der es geschah, war die lateinische und, wenn er wollte, die griechische. Über den Griechen, wie man ihn nannte, staunte die Welt, die seine Hörerin war, am meisten. In Tübingen, der Schwaben-Universität, gewahrte man das junge Licht zuerst. Dorthin gehörte der Knabe, denn er stammte aus einem Franken-Städtchen, nicht weit von der Enz gelegen, die zum Neckar fließt. Sein Vater war da Kunstschmied und hieß Schwarzert. Dem Sohn gefiel es, seinen Namen ins Griechische zu übersetzen und darnach schrieb er sich Melanchthon. Wie der Jüngling berühmt genug war, um jeder alten Universität als Lehrer zur Zierde zu gereichen, holte ihn der Wittenberger Senat und der Kurfürst Friedrich nach Sachsen.

Doktor Luther hatte an der Berufung starken Anteil.

Er verfolgte ja seit dem ersten Tage, an dem er die Aufgabe des Erziehers zur Wissenschaft übernommen hatte, einen Plan, die Lern- und Forschungsweise der Deutschen zu ändern. Diesen Plan sollte ihm Philipp Melanchthon verwirklichen helfen.

Er hielt nichts von der herkömmlichen Wissenschaft.

Das sagte er, obwohl er wußte, daß er den Ruhm der gepriesensten Namen verachte.

Da war der große Aristoteles, der für den Ahnherrn der Weltweisheit, für den Halbgott des Denkens geachtet wurde. Martin Luther haßte ihn. Vor Aristoteles erschien dem Auge, das rückwärts schaute, ein Vielgeliebter, vielleicht deswegen viel geliebt, weil man seinen geringen Umfang und seine einfache Lehre noch mit Ruhe übersehen konnte. Er hieß darum einfach der Meister, der Peter aus der Lombardei. Martin Luther studierte sein Werk und wurde enttäuscht. Aber näher zur Gegenwart kam dann ein Weltwunder, wie man vermeinte, jener erste, der einen Menschheitstraum verwirklichte, der eine Summe des menschlichen Wissens, Denkens und Glaubens niederschrieb, eine Weltanschauung, das Ganze der Vernunft. So schien sein Werk, dafür galt es. Er hieß Thomas, der Heilige. Luther glaubte nicht an ihn. Und aus des Thomas Nachfolge tauchte wieder ein Näherer auf, der es ihm fast gleich getan, der Schotte Duns, den zu jener Zeit, da Martin Luthers Leben Tatsache war, schon der Hauch eines Neuen umwitterte. Die nach ihm lebten, das waren die, die dem Auge der Gegenwart am nächsten standen und die Alten überdeckten. Unter ihnen gab es einen Engländer. Wenn Doktor Luther Bekenntnis zu einem aus der Wissenschaft ablegte, so bekannte er sich zu ihm und sprach: ich bin Occamist.

Dieses Wort entschlüpfte ihm einmal und gestand mehr, als er eigentlich zugeben wollte. Es gestand, daß er unter den wissenschaftlichen Größen seiner Zeit Partei ergriffen. Hatte er aber Partei ergriffen, dann hatte er von seiner Partei wohl auch etwas gelernt.

Die Zeit des Kampfes, die kam, duldete nicht, daß er diesen Dank abstattete.

Es tat ihm leid um seine Lehrer.

Er wollte keinen verletzen, wenn er erklärte, daß ihre Weise falsch sei. Er dachte, sie könnten ja zu ihm übergehen.

Freilich, wenn er die Fehler der Herren, die um ein halbes Menschenleben älter waren als er, beim Namen nannte, so erschrak er selbst, aber es mußte gesagt sein. Und dieses Sagen der Wahrheit riß Freundschaften entzwei, die nach dem Maß des gemeinen Menschlichen rein und edel gewesen waren.

Daß man zur Vergeltung alle Größen der Vergangenheit gegen ihn ausspielte, daß die Welt ihn fragte, ob er allein klug sei, daß er für den Schein der Überheblichkeit erbarmungslos mit Spott und Hohn begossen wurde, das alles blieb dem Doktor Luther nicht erspart.

Seine Meinung war aber die.

Alle sogenannten Weltweisen seit Aristoteles, auf die man zurücksah, litten an einer gemeinsamen Einbildung.

Diese Einbildung, deren Martin Luther sie schuldig sprach, bedeutete allerdings einen Charakterfehler.

Die Herren hatten die Unbescheidenheit, sich zuzutrauen, daß sie aus der Erfahrung der vier Wände des Studierzimmers die Erkenntnis der Welt aufrichten könnten. Welch überhebliche Ansicht nach Doktor Luthers Meinung!

Erkenntnis gewann der Mensch, wie er, Martin Luther, wußte und sich zu sagen getraute, nur in der Erfahrung. Alles andere war in seinen Augen Hirngespinst, das so oder so gedeutet werden konnte, weil ihm nicht die Gewißheit innewohnte, die aus dem Herzen kam. Nicht oft genug konnte er seinem Unmut über die Unsicherheit dieser künstlichen Erkenntnis Worte leihen. Eine Hure sei die Wissenschaft — das wiederholte er immer —, eine Hure, die jedem diene und mit dem Herzen niemand gehöre. Denn sie habe keines.

Nicht als ob ein Mensch wie er nicht gewußt und verstanden hätte, daß die tiefste Erkenntnis, die wahre Offenbarung, sich in der Stille eines Winkels und im Dunkel der Nacht über Menschen senke. Er wußte aber auch, das waren Erkenntnisse, um die einer im Umgang mit Menschen und mit Gott gerungen hatte. Auf den Umgang, auf die Liebe, auf das Ringen kam es an. Was dann der Mund sprach, das waren Bekenntnisse, Bekenntnisse von Gängen und Irrgängen und zuletzt gefundener Wahrheit.

Dieses Leben aber vermißte Martin Luther bei den sogenannten Philosophen. Ihre Worte, ob er sie las oder hörte, kamen nicht aus einem erfahrenen Herzen, sondern waren irgendwo im Raum zusammengerafft und hingesagt. Darum galten sie ihm als nutzloses, sinnloses Flickwerk.

Bei Gott, er wollte Männer nicht beleidigen, wollte ihnen nicht unrecht tun. Aber immer endigte sein Nachdenken bei solcher Schärfe, solcher Verurteilung.

Und dann sehnte er sich mit Leidenschaft nach einem neuen Wissen, einem Wissen, das die Seele ernährte. Seine Gedanken gingen lange Bahnen, um solchen Wissens Quelle zu finden. Ein Schöpfungsgefühl überkam ihn. Er ahnte etwas Fernes, Fernes. Das war: eine Wissenschaft in allen deutschen Schulen, die nichts anderes enthielte, als die lautere Lebenserfahrung.

Dachte er dann an die Verwirklichung seines ahnenden Traumes, so hielt er sich fürs erste an sein Fach, die Theologie. In dieser glaubte er den rechten Weg zu wissen.

Hinweg, sagte er, mit den Versuchen derer, die im Studierzimmer zufällige Begriffe nach Willkür zusammenfügen. Sie werden aus ihrem Hirn heraus so wenig etwas Göttliches sagen, wie einer aus Knochen und Haut, die ihm auf dem Tisch liegen, ein lebendiges Tier machen könnte. Erschüttert wie vom Anblick des Sternenhimmels war Martin Luther, wenn er hinschaute auf den Schwung und Zug des Menschenlebens. Wie ungeheuer es strömte und wogte! Und der Mensch sollte etwas Gewisses haben außer dem, was er erlebte? Nein. Und lernen konnte nichts anderes sein, als in die Schule gehen zu denen, die etwas erlebten, um mit ihnen zu leben, mit ihnen zu denken, denkend etwas zu werden.

Sie waren da, die in Gott das Größte erlebt hatten. Die Gottesstimmen der Schrift, die die Heilige hieß. Ob sie körperlich nicht mehr atmeten, in dem geschriebenen Wort lag noch der Geist ihres Erlebnisses. Diesen Männern, riet Luther, solle jeder, der etwas Göttliches wissen wolle, sich anvertrauen. Niemand solle weiter den Versuch machen, aus erklügelten Begriffen die Geheimnisse des Unendlichen zusammenzusetzen. Er wollte, daß die Theologie nichts mehr sei, als eine Lesung der heiligen Schrift.

Sobald er sich in seiner Überzeugung sicher fühlte, begann er mit der Ausführung. Er konnte es. Er war Professor. Er rief die Studenten zu Betrachtungen des ersten Buches der Bibel, der Psalmenlieder, der Schriften des Weltapostels Paulus. Er las vor seinen Studenten. Er erklärte die Worte, die Sätze, den Sinn, den Geist. Er mühte sich und glühte, und die ihn hörten, wurden geweckt. Aber so sicher er sich fühlte, durch seinen Geist das Rechte zu sagen, so fehlte ihm doch hinter jedem Satz, den er in der Bibel lateinisch las, die Ursprache. Denn nicht deutsch oder lateinisch war die Bibel, wenn man auf die Ursprünge zurückging, ihren Gläubigen geschenkt, sondern im Alten Testament hebräisch, im Neuen griechisch. Doktor Luther blieb zwar auch in diesen Sprachen nicht lange unwissend, aber er kam in langen Jahren nicht dazu, sie zu beherrschen. Als er die Thesen anschlug, hätte er nicht behaupten können, daß er Hebräisch und Griechisch verstehe. Er sah ein, daß er Kenner dieser Sprachen nach Wittenberg holen müsse,

sowohl zu seiner und der andern Lehrer Vervollkommnung wie zur Unterweisung der Studenten.

Für das Griechische ersah er sich den jungen Philipp Melanchthon.

Mit des Fürsten Unterstützung hatte der Ruf der Universität Erfolg. Die junge Hoffnung der Wissenschaft versprach sich nach dem kleinen Wittenberg.

Doktor Luther dachte, auch sein Name habe ihn angezogen.

Den feierlich Erwarteten holten Herren in Wagen ein, wie es ihm und ihnen gebührte. Auch der Doktor war unter denen, die mitfuhren.

Sie dachten, sie würden mindestens eine Viertelstunde warten müssen, aber sie kamen keine Minute zu früh.

Der Ankömmling hatte die gewöhnliche Gangart der Pferde mit dauerndem Drängen des Fahrers beschleunigt. Man erfuhr dies nachher von dem Herbergswirt, bei dem der Fahrer einstellte. Ein Wirt lacht gerne über einen Knecht. Und so erzählte er mit Behagen nach des Knechtes Mund, wie das kleine Männlein diesen unaufhörlich und hartnäckig getrieben habe. Man hätte geglaubt, es koste das Leben, wenn der Wagen eine Sekunde zu spät komme.

Dem Doktor Luther mußte der Wirt die ganze Geschichte Wort für Wort hersagen, wie der Frankenknecht sie gegeben hatte. Und der niedersächsische Wirt, der nicht gern Theater spielte, lachte wieder und konnte sich über das „Mandle", wie der Knecht den Herrn genannt hatte, gar nicht beruhigen. Da lachte auch der Doktor und erinnerte sich, wie es ihm selbst mit dem „Mandle" gegangen war, als er es aussteigen sah und zum ersten Mal betrachtete.

Die Wagen der Wittenberger hatten also kaum gehalten, als der andere aus dem Holz fuhr und gleichfalls sein Ziel erreichte. Die Wittenberger Herren stiegen aus, ordneten sich und traten vor. Der Gast entstieg inzwischen seinem Wagen. Jetzt hielten die Wittenberger und sahen auf das „Mandle". Es stand armselig da, müde von der Reise. Die Wittenberger waren auch keine Hünen. Aber dem Redner wollte das schwungvoll vorbereitete Wort in der Kehle stecken bleiben, als er diese Dürftigkeit sah. Und als der Begrüßte erwiderte, war auch das nicht gut. Er sprach unsicher, fast ängstlich und, obgleich die Sitte lange Worte nicht gebot, doch gar zu wenig. Er machte den Eindruck, als wisse er nichts zu sagen.

Doktor Luther schüttelte ihm mit besonderer Herzlichkeit die Hand.

Als er aber an der Seite des Ratsherrn hinter dem Gastwagen zurückfuhr und sein Nebensitzer bedenklich den Kopf schüttelte, konnte er sich selbst einer kleinen Enttäuschung nicht erwehren.

Doch das Männchen bekam seine Wohnung, aß, trank, schlief, erholte sich, und nach etlichen Tagen, als die amtliche Einführung im Hauptraum der Universität stattfand, stand es auf dem Katheder und sprach.

Sprach lateinisch.

Sprach über das Thema: „Von der Verbesserung der Studien der Jugend".

Stille herrschte im Raum, Andacht, Achtung.

Vom ersten Wort an hatte er gewonnen. Als er ansetzte, es zu formen, ging eine Kraft von ihm aus.

Es war eine sanfte, zwingende, leise Gewalt, die in seiner Rede wohnte.

Die Stimme klang wie ein Wasserquell, der eigenartig gedämpft ist.

Eine gewisse zauberhafte Eintönigkeit war seiner Sprache Element.

Wie anders krähte der Diskant des Doktor Luther. Wie unregelmäßig!

Irgend einer dachte daran.

Aber der Einton des kleinen Schwarzert gab genug Unterschiede.

Man hörte ihn schildern, wie unter der Herrschaft bildungsfeindlicher Mächte der Geist der Menschen in Finsternis versunken war. Er machte Anspielungen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen.

„Jene Unerträglichen," sprach er, „welche die Schätze der Überlieferung eines ganzen Volkes verbrennen wollten, aber um so mehr Eifer darin zeigten, die Taschen der Unwissenden durch ihren Schwindel zu lehren", —

Die erste dieser Spitzen richtete sich gegen die Kölner Theologen, die aus Judenhaß alle hebräischen Bücher mit Ausnahme der Bibel hatten verbrennen wollen; mit der zweiten stach er nach den Feinden Doktor Luthers und der Wittenberger Hochschule.

Die Zuhörer merkten auf.

Sieh da, dieser leidenschaftslose Erkenner!

Und er sprach weiter.

„Das Licht der Erkenntnis ging den Menschen auf, als sie sich zu den reinen Sprachen und zu den Schriften des griechischen und lateinischen Altertums zurückwandten."

Es klang, als gebe er Grundsätze wieder, die niemals zweifelhaft werden könnten.

Endlich machte er den Übergang zur Theologie. Jetzt rötete sich sein Gesicht ein wenig, seine Stimme wurde um einen Ton heller. Es war nur ein einziger Ton. Aber die Hebung wirkte.

„Nichts ist an Heiligkeit der Schrift zu vergleichen, nichts ist ihr ähnlich an Wert für die Jugend, wenn sie ihr nach der hebräischen und griechischen Ursprache gelehrt wird."

Er sprach, als verkünde er das Evangelium.

Wie er schloß, war bei den Zuhörern seine Kleinheit vergessen. Vielleicht war ein Teil seiner Seele Körper und sichtbar geworden.

Die öffentliche Meinung brauchte zu ihrem Spruch, wo immer sie nach dem Schluß der Feierlichkeit zu arbeiten anfing, nirgends mehr als Minuten und im ganzen keine halbe Stunde.

„Vollendet in der Form" — darauf erkannten die, die ihm wenig geben wollten.

„Ein zweiter Erasmus, der sein Werk beginnt" — so drückten sich die Erregbaren aus, deren höchsten Begriff von einem Geist sein Können erfüllte.

Martin Luther, die Leuchte der Universität, saß als der Wissendste unter den Hörern.

Es entging ihm nicht, daß sich in diesem Geist, der da Satz an Satz bedeutenden Inhaltes mit unheimlicher Geläufigkeit reihte, ohne daß er auf das vor ihm liegende Heft sah, doch keine Schöpfung ereignete.

Das störte ihn.

Wenn er einen Geist prüfte, so achtete er eigentlich auf nichts, als auf dessen Not.

Er wartete auf das Bekenntnis einer Seele, die er fühlen konnte.

Allzu große Gewandtheit war ihm unangenehm. Er glaubte nicht an diese Sprache.

Hätte der Redner nur einmal gestottert, gezögert, einen Satz zweimal angefangen — es wäre ihm lieber gewesen.

Möglich schien ihm an sich und denkbar, daß auch die Not zuletzt in schöner, göttlich bewußter Ruhe sich löste.

Aber so durfte er sich nicht einmal seinen Apostel, den Paulus, denken; der bekannte von sich, daß er ärmlich erschienen sei in der Rede.

Der Herr, den er für den vollendeten Menschen ansah, er hatte vielleicht so gesprochen.

Und ihm selbst, dem Luther, fielen Augenblicke ein, in denen ihm solch göttliches Reden zuströmte.

Aber der da, der war nicht der Mann, dem diese Ruhe zukam. Das war nichts als ein Vortäuschen.

Da zeigte sich doch der Humanist, dieselbe verfluchte Eitelkeit, die er auch aus dem Meister der Humanisten, dem Erasmus herausfühlte!

Der Grund, der Grund fehlte; die Worte hingen nicht an den Wurzeln.

Das war doch alles nachgeredet — wenn man es ernst nahm.

Eifersucht auf den Erfolg dieser Scheinvollkommenheit, Ingrimm über einen Menschen, der dieser Genügsamkeit fähig war, erfaßte den Doktor Luther. — —

Aber je länger er hinhörte, desto mehr versöhnte er sich. Die Unterwürfigkeit dieser Gedanken tat es ihm an, wenn er so sagen wollte.

Er hatte ein Gefühl, als würde er in der Gegend des Herzens fortwährend gestreichelt.

Und eh' er sich's versah, war er an den Redner gewöhnt, war mit ihm zufrieden, konnte ihn bewundern.

Was er, der Luther selber, dachte, das hatte er noch nie so deutlich gehört, wie aus den Worten dieses Melanchthon.

Dieser Mensch war ein ausgezeichnetes, ein vom Himmel geschicktes Werkzeug, das erkannte Doktor Luther.

Und je länger die Rede dauerte, desto tiefer prägte sich ihm diese Vorstellung ein, desto mehr erlag sein Gefühl dem Eindruck dieser Tatsache.

Und in diesem Sinne äußerte er sich nachher trotz dem, was er zuerst gedacht hatte.

Er lobte, wo sich Gelegenheit gab. Er erwarb sich den jungen Mann zum Freund.

Den Tadel, den er zuerst gedacht hatte, ließ er vorläufig unbenutzt in seinem Innern.

So brachte es das Leben.

Jetzt, in dem halben Jahr, das vergangen war, hatte die Freundschaft, in die er den Jüngling zog, hin und her schon manche Betätigung gefunden.

Diesen besonderen Gast durfte Doktor Luther heute Abend erwarten. Auf seinem Schreibtisch lag ein Zettel, der vor einer Stunde gekommen war und der die Zusage enthielt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Aus dem Elsaß.

Die zeitgenössische Literatur des Elsaß hat bis heute bei deutschen Lesern und Kennern nicht die Würdigung gefunden, die ihr von Rechts wegen gehört. Von Rechts wegen: denn zum einen ist sie eine wahre Heimatschöpfung des Elsaß, zum andern eine deutsche Angelegenheit. Aber man nahm in Deutschland nur schnell hergerichtete Produkte aus irgendeiner Reisegegend als heimatliche Kunst an, man kam auch bei der vielen Beschäftigung mit Allerweltliteraturen nicht zu der Empfindung, daß Heimatdichtung nicht ein Modeereignis, sondern eine recht ernsthafte Sache für die Gesamtkultur eines großen Volkes ist, das noch den Vorzug hat, aus einer Reihe von Stämmen mit einem gemeinsamen Sprachgut, aber nicht mit einer Sitte zu bestehen. Das Wort „Heimatkunst" schlug sich sofort wieder tot, und die ersten Keime einer eigenen geistigen Entwicklung in jeder Heimat des Vaterlandes fraßen gleich wieder die Schädlinge an, die in Deutschland die lauten Wortführer sind, sobald die deutschen Füße kindhaft schwer ihre Gehversuche auf ihre Art machen wollen. Weil die junge elsässische Literatur die stillste war, so hatte sie wenigstens das Glück, als Heimatkunst weder entdeckt noch verworfen zu werden. Wer sie las, in Zeitschriften oder gar als Buch, hielt sich meist stofflich an sie; vergeblich aber konnte man jemand suchen, der im Reich einmal kräftig auf die elsässischen Dichter und die geistige Sonderart hingewiesen hätte, die dort ganz allein, ohne Nachlesebedürfnis von Ferienreisenden, ihren Ausdruck im Schrifttum fand. Aber man hat eher für kreischende Weltfaseleibücher eigenen und fremden Erzeugnisses Zeit und Geld verschwendet, noch im Krieg an schlechte Übersetzungen minderer Autoren (namentlich an „ungarische" Literatur, die aber nicht des magyarischen, nur eines reihumgehenden, unsauberen Großstadtgeistes voll ist), als daß man sich um die dichtende Seele der Landsleute drüben überm Rhein kümmerte, von deren Sein und Wesen doch die politische Welt widerhallte.

Es ist hohe Zeit, sich den kleinen Kreis anzusehen, der die elsässischen Dichter umfaßt, und sich auch die beiden Zeitschriften zu merken, die vor dem Krieg eigentlich nur Elsässern bekannt waren und fast ein wenig zu hochmütig das elsässische Spezifikum mit seiner engen Heimatgläubigkeit und seinem weiten Horizont über zwei alten Kulturnationen hüteten: die „Elsässische Rundschau" und die „Revue alsacienne". Man tut gut daran, einmal die Vereinsamung und Verkettung des elsässischen Schicksals auch in seiner Geistigkeit zu erfassen und sich aus lärmentrückten, aber tief von des Heimatlandes Geschick bewegten Werken seiner Söhne das Urteil zu bilden und alles zu verstehen, auch wo nichts zu verzeihen ist. Die elsässischen Dichter sind im großen gerade als solche nicht bekannt geworden. Das internationale Interesse, mitten im Kriege, das sich an Hermann Stegemann erfreut oder ereifert, weiß kaum, daß dieser Kolmarer seine elsässischen „Erntenovellen" und auch drei Romane geschrieben hat, die kräftig und blutwarm von rein elsässischem Bau sind. In „Söhne des Reichslands" erzählte er von der ländlichen Bürgerlichkeit, die im Elsaß noch gedeiht; in

der „Kraft von Illzach" von dem stockenden Vollblut der französierten Bourgeoisie; in den „Himmelspachern" vom starren Bauerntum der Hochvogesen. Ihm nahe in dem Wunsche, ein elsässisches Bild zu geben und doch vom Heimatlichen aus in der größeren Daseinsform der alten deutschen Kultur sich zu fühlen, steht Fritz Lienhards „Oberlin"-Roman, der aus der elsässischen Landschaft die edle Gestalt des Menschenfreundes und seiner Getreuen herauswachsen ließ. Aus der Heimatgeschichte holte Lienhard auch den deutschen Inhalt dieses Geschehens in seinen Gedichten und in seinen köstlichen „Wasgaufahrten" heraus. Die Jungelsässer René Schickele und Otto Flake scheinen auf den ersten Blick gemeinsam aus dem Zwielicht der „Doppelkultur" zu treten und die ganze Unruhe und Überlegenheitslust dieser politisch-literarischen Vorabendatmosphäre zu geben. Aber es sind auch zwischen den beiden die elsässischen Unterschiede zu machen. Flake zog in der Erzählung seiner Jugend, dem „Freitagskind", an den im Elsaß geborenen Altdeutschen die Hingabe an die dort von ihm vorgefundene westliche Art und Weise und die heftige Neigung, ganz Elsässer dieser Prägung zu sein, als symbolisches Ergebnis zusammen. Da aber bei dem Eingewanderten der Zusammenhang mit der elsässischen Erde noch nicht vollkommen ist, so muß ein so spielerisch begabter und an seinem französischen Vorbild wirklich zu Flüssigkeit und Eleganz geschulter Schriftsteller wie Flake mehr zu kosmopolitischen Endresultaten in seinen Absichten und Forderungen gelangen und darf sein elsässisches Schirmchen allmählich zuklappen. Schickele dagegen ist in der Tradition des elsässischen Bürgertums nach 1870 geboren und lebt auch aus ihr in allen seinen, bis zur Manier in Satzbau und Rhythmus französierten Veröffentlichungen. Schickele ist während des Krieges durch sein Schauspiel „Hans im Schnakenloch" auch in Deutschland zu der Berühmtheit und Zweideutigkeit gelangt, die ihm schon seine Herausgabe der Zeitschrift „Die weißen Blätter" im Ausland eingetragen hatten. Den früheren amüsanten Pariser Causeur mag man übersehen; nicht aber darf man diesem Altelsässer, als der er zuweilen aus seiner gezirkelten Welt hochfährt, ihm, der vielleicht das „Elsässische Problem" künstlich am stärksten konserviert, seine Gedichte von der Heimat — „Mein Herz, mein Land" — vergessen, zumal den „Elsässischen Sommer", den er echt und sehnsüchtig in Landschaft und Sage mit kultivierten Sinnen und doch als sein Kind erlebt und genossen und gedichtet hat. — Gleich Schickele stand Ernst Stadler, früh im Kriege in Nordfrankreich gefallen, ruhiger nur und in der Zurückhaltung des jungen Gelehrten gewisser, auf seinem elsässischen Boden. Stadler, der in England und Belgien gelehrt hat, schrieb seine Gedichte, „Der Aufbruch", in einem, jedes fremden Anklangs baren, prachtvoll strömenden Deutsch. Im Kriege, doch nicht vor dem Feind, starb auch der junge Arthur Babillotte, der in ein paar sehr rasch sich folgenden Romanen in „Der König von Herrstadt" und im „Neubau" das Jungelsässertum und die Heimat in feinen Strichen zeichnete. Vielleicht, daß er nach dem Kriege noch mehr Hoffnung gewesen wäre, wie es die Allerjüngsten im Elsaß sein mögen, deren Namen dann einmal genannt seien. Fast ganz unbekannt außerhalb der Heimat, mit beiden Füßen im Volksleben seiner Elsässer haftend, brachte Gustav Stoskopf in Straßburg mit der Gründung des „Elsässischen Theaters", für das er eine Reihe leichter, aber durch guttreffende „harmlose Wahrheiten" wirkungsreiche Stücke (wie „D'r Herr Maire") schrieb, das Elsässer Ditsch auf die Bühne. Die reichsdeutschen Landsleute, die es sich da anhörten, haben wohl nicht alle Besonderheiten, aber doch die Hauptsache verstanden: daß auch diese elsässische Muse keine Gallierin ist.

Nun hat das Elsaß auch aus Altdeutschland seinen Roman erhalten. Abermals im Kriege will ein dicker Band der Anselma Heine, wie sein Titel be-

weist, „Die verborgene Schrift“ [1]) im Elsaß klarlegen. Es ist ein springlebendiges Buch, weit über die mit blendender Technik gebotene „Unterhaltung“ hinaus eine bis in Einzelheiten natürliche Schilderung vom Elsaß im Jahre 1870, um 1900 und bei Beginn des Krieges. Eigentlich könnte man schon mit der sprudelnden Fülle des ersten und zweiten Teils von 1870 befriedigt schließen, aber Anselma Heine führt weiter und mit dem fünften Teil — in keiner Zeile je uninteressant — in jene denkwürdigen Stunden des Reichslandes, in die Augusttage von 1914. Aus einer kleinen Stadt mit ein paar alten Familien trägt eine Elsässerin als Mädchen, Frau und Mutter die reiche Handlung fort, mit ihr am Anfang wie die Verheißung neuen Lebens für ihr Land und Volk, die doch am Schluß erst nahe Wirklichkeit wird, ein Deutscher, was ihm vom Elsaß kommt. In den Rahmen des elsässischen Geschicks ist die von junger Leidenschaft zu sanft-schönem Ausklang geebnete Liebesgeschichte von Françoise und Heinrich eingespannt — oder beide sind Sinnbilder eines Schicksals, das einte und trennte, traurig süß von Anbeginn vorbestimmt durch das große von Heimat und Vaterland, das erst den Kindern der neuen, auch den Gealterten sich nähernden Zeit reife Vollendung werden wird. Die Volks- und Kulturbilder, die Anselma Heine aus dem alten und neuen Elsaß malt, auch von jenseit der Grenze, haben niemals jene peinlichen Mängel der Zeichnung, die auch üppige Farbe nicht decken kann. Der Elsässer darf sich dieser Sicherheit freuen, der deutsche Leser sich ihr anvertrauen. In diesem Elsaß-Roman ist äußerlich nichts vergessen, was zu ihm gehört; auch nach innen sind viele Saiten angeschlagen, klingende und zersprungene, so viele, daß „die verborgene Schrift“ manchmal vor so verschiedenen Tönen nicht auch tönend werden kann. Daß sie aber, die Schrift vom deutschen Elsaß, tönend werde, das ist der Gedanke auch dieses Romans, der so manche, stumm gebliebene Vorgänger hat. Und ihren Ton angestimmt zu haben, ist Anselma Heines Verdienst, das ihr die Leser danken werden. Möge der Ton aus dem Elsaß in ihnen nachhallen.

* * *

Der neue Kurs. Erinnerungen von Otto Hammann. Berlin, Reimar Hobbing. 1918.

Diese interessante Schrift fließt nicht gerade aus einer großen schöpferischen oder darstellerischen Kraft; aber sie trägt das Gewand der Objektivität mit mehr Geist und Urteil, als man von der nachbismarckischen Wilhelmstraße erwartet. Sie erhebt sich in der Verteidigung Caprivis sogar zu geschichtlicher Bedeutung; sein und des Kaisers „Neuer Kurs“ ist ihr eigentliches Thema; Hammann, der dem zweiten Reichskanzler viel verdankt, ergreift fortiter in re, suaviter in modo für ihn Partei. Glückt es ihm auch nicht, seine Leser zur Begeisterung fortzureißen, so gewinnen diese doch ein sympathisches Bild von dem aufrechten Manne und lauteren Charakter, der bei seinen drei verdienstvollen Taten, „beim Helgoland-Vertrag, bei der Militärreform, bei der Behandlung der Umsturzgefahr, von seinem großen Vorgänger nicht unterstützt, sondern bekämpft wurde“. Wenigstens glückt es dem Verfasser, der von 1892 bis 1916, unter vier Reichskanzlern, im Auswärtigen Amte tätig war, in der Tat, uns mit der Erscheinung Caprivis zu befreunden und durch die Kraft sachlicher Darlegungen einige der Hauptvorwürfe (Aufhebung des Rückversicherungsvertrages zwischen Deutschland und Rußland, Haltung in der Frage des Sozialistengesetzes) zu entkräften. Wie der Verfasser weiterhin die Krügerdepesche als Auslösung, nicht als eigentliche Ursache der deutsch-englischen Verstimmung ansieht, zu der tiefere, unvermeidliche Gründe vorlagen, so geht er auch bei der deutsch-russischen Entfremdung auf die tieferen Ursachen ein, die sich vor der Kündigung des Rückversicherungsvertrages längst unabwendbar gehäuft hatten. Nächst dem Bilde des zweiten Reichskanzlers fesselt am meisten das des Herrn von Holstein,

[1]) Ullstein und Co., Berlin und Wien 1918.

das natürlich weniger sympathisch anmutet; dann Streiflichter auf andere Persönlichkeiten: auf Kiderlen-Waechter, Marschall von Bieberstein, von Kardorff, von Bennigsen, Stöcker u. a.; alles in ruhiger Tonart, wenn auch mit deutlicher Parteinahme. Das Buch schließt mit einem Beitrag zur Entwicklung der deutsch-japanischen Beziehungen (S. 114 ff., wobei die Auffassung bekämpft wird, als sei die deutsche Besetzung Kiautschaus ganz glatt im Einvernehmen mit Rußland erfolgt) und mit optimistisch ausklingenden Betrachtungen über den neuen (nachbismarckischen) Kurs in der Behandlung der Sozialdemokratie (S. 131 ff.); Betrachtungen, die zwar die Notwendigkeit geistiger Waffen betonen, aber doch wohl die Schwierigkeiten und Gefahren zu leicht wägen, die mit dem Komplex dieser Probleme verbunden sind. *evσ.*

Kants Ansichten über Krieg und Frieden. Von Willy Moog. 122 S. Darmstadt, Falkenverlag. 1917.

Fichte über den Krieg. Von Willy Moog. 48 S. Ebendaselbst.

Eine der umstrittensten Arbeiten Kants ist seine Schrift „Zum ewigen Frieden". Während die einen, kosmopolitische Pazifizisten, in ihr das Ideal sehen, das möglichst bald zu verwirklichen sei, erblicken andere, einseitige Vertreter des Nationalitätsgedankens, in ihr eine abstrakte Utopie, die die Aufhebung der nationalen Selbständigkeit fordern, dessen Verfasser „das Verständnis für den Wert des nationalen Staates" fehle. Beide Anschauungen werden der Schrift nicht gerecht. Kant will mit der Idee des ewigen Friedens kein Ideal aufstellen, sondern ihn als eine Idee in prägnantem Sinne fordern, das heißt als eine unendliche Aufgabe, die vielleicht niemals restlos gelöst werden kann, die vor allen Dingen aber nicht ohne weiteres auf die empirische Wirklichkeit der gegenwärtigen Zustände übertragen werden darf. Ähnlich verhält es sich auch mit seinem Postulate der Volksentscheidung für oder gegen den Krieg, die so oft von einer einseitigen Demokratie als Beweis ihrer Meinung herangezogen wird. Der Krieg ist für Kant kein absolutes Mittel der geschichtlichen Entwicklung, wohl aber auf einer bestimmten Entwicklungsstufe ein notwendiger Kulturfaktor, der nur durch das Recht und die Gründung eines geordneten Staatensystems überwunden wird, was die Moral allein niemals zustande bringt. „Die gute moralische Bildung eines Volkes" wird erst gegründet auf die „gute Staatsverfassung". Hier ergeben sich bei Kant enge Zusammenhänge mit den Gedanken der Aufklärung. Umgekehrt urteilt zum Beispiel Schiller in den Briefen an den Herzog von Augustenburg. Auch Fichte dürfte hier im Gegensatze zu Kant stehen, namentlich in seiner letzten Periode, so sehr der Verfasser ihre Zusammengehörigkeit mit Recht hervorhebt. Die zweite Schrift läßt unter der Fülle der Zitate oft eine schärfere systematische Verarbeitung vermissen. *μx.*

Goethe-Handbuch. Herausgegeben von Dr. Julius Zeitler. Zweiter Band. Göchhausen bis Mythologie. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung. 1917.

Goethes Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Leipzig, Insel-Verlag. 1917.

Die Bedeutsamkeit des großzügigen Unternehmens ist schon bei Gelegenheit der Besprechung des ersten Bandes und in dem kurzen Hinweis, den die weihnachtliche Rundschau von dem vorliegenden bringen konnte, genugsam betont worden, so daß sich jedes weitere Lob erübrigt. Das Werk hat bisher erfreulicherweise gehalten, was es bei seinem ersten Erscheinen versprach. Gewiß überkommt einem bei der Lektüre das unbehagliche Gefühl, daß dieses bequeme, ja unentbehrliche Handbuch künftig von manchem fronenden Handlanger des Geistes dazu mißbraucht werden wird, Goethe in alle möglichen Verbindungen zu unserer Zeit und zu gegenwärtigen Problemen zu setzen; aber einerseits hatte bereits der trefflich gearbeitete Registerband der Jubiläumsausgabe diesen Damm eingerissen, und schließlich werden, so trösten wir uns, derartige Kärrner in Zukunft reichere Fuhre laden können. Denn auch dieser Band hat trotz allen entgegenstehenden Schwierigkeiten, die der Krieg bot, in geplanter Reichhaltigkeit vorgelegt werden können. Es sind 680 Stichworte, die abgehandelt wurden, und nicht wenige davon in der erfreulichen Rundung und Vollendung, wie sie im ersten Band schon hervorgetreten war. Der dort gebotenen Faust-Skizze Pniowers (der auch hierin mit guten Beiträgen zu diesem Thema vertreten ist) entsprechen in dem neuen Band die gediegenen Ausführungen über Wilhelm Meister, die Robert Riemann, der verdienstvolle Nachprüfer Goethescher Romantechnik, beigesteuert hat. Aber auch sonst fehlt es keineswegs an selbständigen, das Lexikonartige weit hinter sich lassenden Aufsätzen. Daß zuweilen nicht auch größere Vertiefung zu wünschen gewesen wäre, soll nicht geleugnet werden, doch wird man daher die Zeitumstände nicht aus dem Auge verlieren dürfen.

Nur der Vervollständigung halber mag also für eine spätere Auflage gesagt sein, daß die Ausführungen über Hölderlin einen Hinweis auf die Spezialuntersuchung von Frank Thieß, „Die Stellung der Schwaben zu Goethe", verdient hätten, wie man auch bei Gutzkow oder dem jungen Deutschland die Namhaftmachung der Studie Kanehls, „Goethe und das junge Deutschland", vermißt. Mehr noch nimmt es wunder, weder unter „Märchen" noch unter „Mythologie" auf das zweibändige Werk von Fritz Strich, „Die Mythologie in der deutschen Literatur von Klopstock bis Wagner", zu stoßen. Wenn aber der frisch geschriebene Artikel „Jena" auf den chronologisch-trockenen Vortrag von Michels über das gleiche Thema nicht aufmerksam macht, so ist das kein Schade; dagegen wird man zur Beurteilung der „Kampagne" neben der älteren Arbeit Chuquets seine neueren, charakteristisch abweichenden nicht übergehen dürfen, wobei auch der einschlägige „Grenzboten"-Aufsatz vom 25. Juli 1917 heranzuziehen wäre. Druckfehler begegnen wir ziemlich selten, doch stört die Wiederkehr von „Ausgewanderter" statt „Ausgewanderten" in dem bekannten Titel (so S. 370, 371, 496); S. 59 muß es Weißenfels statt Weikerfeld heißen. Zum Schluß eine prinzipielle Bemerkung. Daß der Name Heygendorf als Stichwort keine Aufnahme gefunden, mag undiskutiert bleiben; daß aber der Artikel „Jagemann" die Erhebung der berühmten Künstlerin zur Frau v. Heygendorf mit keinem Wort erwähnt, befremdet um so mehr, als im ersten Teil bei Besprechung der Fellenbergschen Erziehungsanstalt ihr Sohn — hier aber als natürlicher Sohn Carl Augusts — genannt worden war. Von dem wahren Verhältnis wird aber in so preziösen Worten gesprochen, daß den Zusammenhang der Dinge schlechterdings nicht erraten kann, wer ihn nicht vorher kannte. Sollte es sich hierbei um eine absichtliche Retuschierung handeln, so muß doch gesagt werden, daß ein solches Verfahren eines derartigen Werkes in keiner Weise würdig erscheint. Da dem Buch im übrigen ähnliche Tendenzen völlig fremd zu sein scheinen, so wird man auch die Darlegungen, die von Goethes Verhältnis zu Mérimée gegeben sind, nicht als stillschweigende Opposition zu den jüngsten Forschungen zu deuten brauchen. Wie sich nämlich einwandfrei ergeben hat (vgl. dazu Voyslav M. Jovanovitch, „La Gugla de Prosper Mérimée", Paris 1911, und die Rezension im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Januar 1913), erkannte Goethe zwar die in der „Gugla" vorliegende Mystifikation, nachdem er allerdings zuvor ein noch jetzt in Weimar befindliches Widmungsexemplar des Autors erhalten hatte.

Eine Anzeige der neuesten Auswahl aus den Goetheschen Gedichten mag der Kürze halber gleich angeschlossen werden. Es handelt sich um eine Auslese, die Hans Gerhard Gräf nach seiner in diesen Blättern bereits gewürdigten chronologischen Anordnung vorgenommen hat, und die deshalb besonders bemerkenswert erscheint, weil sie nicht bloß nach dem herkömmlichen Kanon gesichtet ist, sondern weil hierin auch Dichtungen aufgenommen sind, deren zu Herzen sprechender Ton bisher überhört worden war. So wird stillschweigend eine ästhetische Pädagogik geübt, die nur zu rühmen ist. Dem nach Zeichnung von Emil Pretorius geschmackvoll ausgestatteten Pappband (der manchem namhaften Verlag zeigen könnte, was auch im Kriege noch zu leisten ist) wird es an verdientem Zuspruch nicht fehlen. *ωχ.*

Sonnseitige Menschen. Roman von Hans Schratt-Fiechtl. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Daß ein Tiroler Roman ein katholischer Roman sein muß, steht fest, daß er aber ein sozialer Roman sein muß, ist neu, und daß der Verfasser mit verständigem Optimismus die Wege weist, wo Glaube und Arbeit, Besitz und Heimat zusammentreffen, das macht ihn interessant. Wo ist das alte Thema von Stiefmutter und Stiefsohn schon so hübsch gelöst worden wie hier. Kein Don Carlos auf dem Dorfe, keine verbotene Leidenschaft und doch eine Liebe, die diese beiden prächtigen Gestalten, die Burgl und den Fons (Alfons), verbindet, die gemeinsame Liebe zum Gatten und Vater. Die Glasfabrik mit ihrem Drum und Dran von Stadtherren und Bauernarbeitern, von Christlich-Sozialen und Sozialdemokraten gibt die Bühne, darauf sich der Fons, der halb Arbeiter, halb Erfinder ist, zum Manne auswächst; aber ohne die Hand der Stiefmutter würde er doch den rechten Weg verfehlen, die lenkt den Trotzkopf, ohne daß er es merkt, und als der junge Erfinder sich schließlich vom Erlös seines Patents einen Bauernhof kauft, um nichts anderes zu sein als ein Bauer, und sich die schöne Moni heimholt als Bäuerin, da ist es wiederum das gute Beispiel von daheim, das ihm vorschwebt. — Die Burgl ist dem Dichter am besten gelungen, die diplomatische Bäuerin, die so gut schweigen kann, wenn es not tut, und so warm und hübsch reden, wenn's paßt, die wohnt nicht nur auf der Sonnseite, die ist selber ein Sonnenstrahl. *λβ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Barlach. — Der arme Vetter. Drama. Von Ernst Barlach. 127 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1918.

Barthel. — Freiheit! Neue Gedichte aus dem Kriege. Von Max Barthel. 81 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1918.

Borchardt. — Demokratie und Freiheit. Eine Untersuchung über das parlamentarische System und seine Wirkungen in den westlichen Kulturstaaten. Von Julian Borchardt. 39 Seiten. Berlin, Buch- und Zeitschriften-Verlag Georg Sturm. 1918.

Bröger. — Soldaten der Erde. Neue Kriegsgedichte. Von Karl Bröger. 56 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1918.

Büttner. — Streich-Quartett G-Moll. Von Paul Büttner. Analysen mit Vorwort von Dr. Georg Kaiser. Leipzig, Verlag Leukardt.

Cauer. — Walther Rathenaus staatsbürgerliches Programm. Darstellung und Kritik. Von Paul Cauer. 72 Seiten. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1918.

Egger. — Student und Politik. Vortrag von Dr. A. Egger, Prof. an d. Universität Zürich. 53 Seiten. Zürich Rascher und Cie. 1918.

Enver Pascha. — Um Tripolis. Von Enver Pascha. 100 Seiten. München, Hugo Bruckmann Verlag. 1918.

Fendrich. — Mehr Sonne. Das Büchlein von der Liebe und von der Ehe. Von Anton Fendrich. 110 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1918.

Fleiner. — Zentralismus und Föderalismus in der Schweiz. Von Fritz Fleiner. 30 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Floericke. — Forscherfahrt in Feindesland. Von Dr. Kurt Floericke. 84 Seiten. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckh'sche Verlagshandlung.

Gorion. — Die ersten Menschen und Tiere. Auswahl aus den Sagen der Juden. Herausgegeben von M. J. bin Gorion. 96 Seiten. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten und Loening. 1917.

Gorion. — Abraham, Isaak und Jakob. Auswahl aus den Sagen der Juden. Herausgegeben von M. J. bin Gorion. 97 Seiten. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten und Loening. 1917.

Gorion. — Joseph und seine Brüder. Ein altjüdischer Roman. Herausgegeben von M. J. bin Gorion. 97 Seiten. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten und Loening. 1917.

Grabein. — Allzeit bereit! Erzählung aus Jung-Deutschlands Kriegszeit. Von Paul Grabein. 148 Seiten. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten und Loening. 1917.

Greeven. — Das Haus im süßen Winkel. Novellen von L. A. Greeven. 149 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co.

Grueber. — Was können unsere Universitäten und Hochschulen für ihre im Studium gehemmten Kriegsteilnehmer tun? Von Dr. jur. Erwin Grueber, Prof. d. Rechte in München. 40 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung.

Halbe. — Verse und Erzählungen. Von Max Halbe. Gesammelte Werke. Erster Band. 237 Seiten. München, Albert Langen.

Halbe. — Schloß Zeitvorbei. Dramatische Legende in fünf Akten. Von Max Halbe. 179 Seiten. München, Albert Langen.

Hamacher. — Von den Mysterien. Erster Teil. Phantasien, Lieder und Sprüche mit Goethes Weissagungen der Bakis, dem Hexeneinmaleins und Oberons goldener Hochzeit. Von Theodor Hamacher. 238 Seiten. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.

Hampe. — Das belgische Bollwerk. Die aktenmäßige Darlegung über Barrierestellung, Neutralität und Festungspolitik Belgiens. Von R. Hampe, o. Prof. der Geschichte a. d. Univers. Heidelberg. 232 Seiten. Berlin, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Hamsun. — Die Stadt Segelfoß. Roman. Von Knut Hamsun. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber. 381 Seiten. München, Albert Langen.

Hartmann. — Die Wiedergeburt der deutschen Volkskunst als wichtigstes Ziel der künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit und die Wege zu seiner Verwirklichung. Von Karl O. Hartmann. 163 Seiten. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1917.

Hassert. — Das Türkische Reich politisch, geographisch und wirtschaftlich. Von Kurt Hassert. 242 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1918.

Hawel. — Die Patrioten. Schauspiel in 4 Akten. Von Rudolf Hawel. 104 Seiten. Warnsdorf, Wien, Leipzig, Ed. Strache. 1917.

Hecker. — Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer. Herausgegeben von Max Hecker. 1. Band: Juli 1788 bis Juni 1797. 458 Seiten. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. 32. Band.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1917.

Heinc. — Die verborgene Schrift. Roman. Von Anselma Heine. 506 Seiten. Berlin, Ullstein u. Co.

Henseling. — Sternbüchlein für das Jahr 1918 von R. Henseling. 66 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Hettner. — Der Friede und die deutsche Zukunft. Von Alfred Hettner, Prof. der Geographie an der Universität Heidelberg. 244 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Hildebrandt. — Ins deutsche Gewissen. Zwölf Sonette. Von Martin Hildebrandt. 14 Seiten. Charlottenburg, Verlag der Schriftsteller-Genossenschaft. 1917.

Hildebrandt. — Das deutsche Schwert. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer. 2. Auflage. Herausgegeben von Paul Hildebrandt. 150 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Hohohm. — Der Tag des Deutschen. Schriftenreihe. Herausgegeben von Martin Hohohm, Leiter der deutschen Korrespondenz. 6. Heft: Vaterlandspolitik. Erste Auswahl aus der deutschen Korrespondenz. Von Martin Hohohm. 228 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1918.

Hoeber. — Englands Kriegs- und Blutschuld vor dem Richterstuhl der Geschichte. Tatsachen und Akten. Herausgegeben von Dr. Karl Hoeber. 235 Seiten. Köln, J. P. Bachem.

Hoechstetter. — Der Opfertrank. Ein Roman aus der französischen Revolution. Von Sophie Hoechstetter. 163 Seiten. Jena, Landhaus-Verlag.

Hoecker. — Drei Jahre Liller Kriegszeitung. Eine Denkschrift zum 2. Dezember 1917 mit den Bildnissen der Mitarbeiter von Hauptmann d. L. Hoecker. Verlag der Liller Kriegszeitung.

Hoffmann. — Jacob Burckhardt als Dichter. Von Karl Emil Hoffmann. 56 Seiten. Basel, Helbing und Lichtenhahn. 1918.

Hohlfeld. — Die deutsche Kriegsliteratur. Wegweiser durch die wichtigsten Werke über die Probleme des Weltkriegs. Von Dr. Johannes Hohlfeld, Oberleutnant d. R. 50 S. Dresden-N., Lehmann'sche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. 1917.

Holl. — Was verstand Luther unter Religion? Von Karl Holl. 38 S. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1917.

Hollaender. — Der Tänzer. Roman. Von Felix Hollaender. 398 Seiten. Berlin, S. Fischer Verlag.

Holm. — Herz ist Trumpf. Roman. Von Korfiz Holm. 482 Seiten. München, Albert Langen.

Horn. — Anna vor der Hochzeit. Novellen von Hermann Horn. 208 Seiten. Berlin, Egon Fleischel und Co.

Kahane. — Clemens und sein Mädchen. Ein kleiner Roman. Von Arthur Kahane. 129 Seiten. Berlin, Erich Reiß Verlag.

Keller. — Jeremias Gotthelf. Aufsätze von G. Keller. (Schweizerische Bibliothek.) 68 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Kiesgen. — Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären. Von Laurenz Kiesgen. Mit 20 Bildern. Von Adolf Winkler. 186 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung.

Kircheisen. — Major Massons geheime Memoiren über Rußland. Neubearbeitung von Friedrich M. Kircheisen. 259 Seiten. München, Albert Langen.

Krauß. — Deutschlands Dichter. Neuzeitliche deutsche Lyrik. Ausgewählt von Ernst Krauß. 451 Seiten. Leipzig. (Meulenhoff-Ausgaben. Geschichte, Kunst, Literatur.) 1918.

Lagarde. — Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben. Von Anna de Lagarde. 2. Aufl. 192 Seiten. Leipzig, Wilhelm Heims. 1918.

Lambertz. — Die Volkspoesie der Albaner. Eine einführende Studie. Von Dr. phil. Maximilian Lambertz. Zur Kunde der Balkanhalbinsel. II. Quellen und Forschungen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Carl Patsch, Dir. d. Bosn.-Herz. Instituts f. Balkanforschung in Sarajewo. Heft 6. 80 Seiten. Sarajewo, J. Studnička und Co. 1917.

Landmann. — Die objektive Ursache des Weltkriegs. Mit bildlicher Darstellung der aufsteigenden Lebensentfaltung. Von Rudolf Landmann. 40 Seiten. Dortmund, Rudolf Landmann.

Landmann. — Grundgedanken zur neuen Ethik. Von Rudolf Landmann. 80 Seiten. Dortmund, Rudolf Landmann.

Lange. — Kriegszeitung der Festung Borkum. Auswahl. Herausgegeben von Carl Lange. 274 Seiten. Berlin, R. v. Deckers Verlag. 1917.

Lersch. — Deutschland! Lieder und Gesänge von Volk und Vaterland Von Heinrich Lersch. 143 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1918.

Llorens. — Eduardo L. Llorens. Monroismus — Panamerikanismus. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Spanischen. Von Aug. Strube. 80 Seiten. Hamburg, Verlagshandlung Broschek und Co. 1918.

Luther. — Rußland. II. Geschichte, Staat, Kultur. Von A Luther. (Aus Natur- und Geisteswelt.) 134 Seiten. Leipzig, Berlin, B. G. Teubner.

Mayrhofer. — Spanien. Reisebilder. Von Johannes Mayrhofer. Mit 17 Bildern und einer Karte. 256 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Meinecke. — Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Historische und politische Aufsätze. Von Friedrich Meinecke. 552 Seiten. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1918.

Mohr. — Geschichte des ewigen Juden und Geschichte des Doktor Faustus. Herausgegeben von Heinrich Mohr. (Deutsche Volksbücher.) 72 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Mohr. — Der arme Heinrich und Historie von der wunderlichen Geduld der Gräfin Griseldis. Herausgegeben von Heinrich Mohr. (Deutsche Volksbücher.) 74 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Mohr. — Historie von der unschuldigen, bedrängten heiligen Pfalzgräfin Genovefa. Herausgegeben von Heinrich Mohr. (Deutsche Volksbücher.) 73 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Mohr. — Die Rache des Herrn Ulrich und andere Geschichtlein. Von Heinrich Mohr. 90 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Mollat. — Der Glaube an unsere Zukunft. Rede von Dr. jur. Georg Mollat, Syndikus d. Handelskammer und Geschäftsführer des Berg- und Hüttenmännischen Vereins zu Siegen. Nebst zwei Beilagen. Festansprachen über die Königin Luise und Kaiser Wilhelm II. 49 Seiten. Siegen, Verlag d. Volksbildungsvereins. 1917.

Moeschlin. — Die Revolution des Herzens. Ein Schweizerdrama 1917. Von Felix Moeschlin. 75 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Nelson. — Die Reformation der Gesinnung durch Erziehung zum Selbstvertrauen. Von Leonard Nelson. I. Band. 254 Seiten. Leipzig, Der neue Geist-Verlag.

Oertel. — Der Vormarsch in Oberitalien. Vom Isonzo zur Piave. Von Walter Oertel. Mit 10 Kartenskizzen. 77 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Zeitschriften

Politisch-anthropologische Monatsschrift. Berlin-Steglitz. Pol.-anthrop. Verlag.
Österreichische Rundschau. Wien und Leipzig. Carl Fromme.
Konservative Monatsschrift. Berlin. Reimar Hobbing.
Süddeutsche Monatshefte. Leipzig und München.
Hochland. München. Josef Kösel'sche Buchhandlung.
Deutsche Revue. Berlin und Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
Onze Eeuw. Haarlem. de Erven F. Bohn.
De Toekomst. Haag.
Die Grenzboten. Berlin.
Das junge Europa. Leipzig. L. A. Kittler.
Ungarische Zukunft. Leipzig. Verlag F. E. Fischer.
Aus dem Ostlande. Lissa i. P. Verlag Oskar Eulitz.
Polen. Wien I. Hermann Goldschmiedt.
Preußische Jahrbücher. Berlin. Georg Stilke.
Deutsche Politik. Weimar. Gustav Kiepenheuer.
Westermanns Monatshefte. Braunschweig. Georg Westermann.
Deutscher Wille. Des Kunstwarts 29. Jahrgang. München. Georg D. W. Callwey.
Stimmen der Zeit. Freiburg i. Breisgau. Herder'scher Verlag.
Die Bergstadt. Breslau-Wien. Bergstadt-Verlag. Wilh. Gottl. Korn.
Deutsche Juristenzeitung. Berlin. Verlag Otto Liebmann.
Literarisches Zentralblatt. Leipzig. Eduard Avenarius.
Das Literarische Echo. Berlin. Egon Fleischel und Co.
Dietsche Stemmen. Utrecht.
De Toorts, Staat- en letterkundig Weekblad voor Holland, Vlaanderen en Zuid-Afrika. Utrecht.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Zwischen Osteuropa und Ostasien.

Von

B. L. Freiherrn von Mackay.

Fürst Lichnowsky hat als Ergebnis des Weltkrieges vorausgesagt: „Die Welt wird den Angelsachsen, Russen und Japanern gehören und der Deutsche allein bleiben mit Österreich-Ungarn." Wenn derartig ein seltsamer, aus dem geistigen Gleichgewicht geratener deutscher Staatsmann spricht, so kann es schließlich nicht sonderlich verwundern, daß ihm eine Menge politisch ungeschulter Köpfe, durch die Nöte und Wirren des Weltkriegs ebenfalls aus der normalen seelischen Verfassung gestoßen, als Herde von Mutlosen und Kleingläubigen Gefolgschaft leistete und schließlich sich sogar zur Reichstagsmehrheit verdichtete, die dem Schemen des Verständigungsfriedens nachjagte. Die Mehrheit hat immer unrecht: in diesen Worten prägte Ibsen einmal, im Ärger über die „verdammte kompakte Masse", der Mut und Ritterlichkeit in gleichem Maß wie Standhaftigkeit und Blickweite abgehe, eine durch geschichtliche Erfahrung nur zu wohlbegründete Wahrheit aus. Diese Mehrheit hat sich dementsprechend nicht nur in ihrem Urteil über die Erfolgsmöglichkeiten der deutschen Heerführung gründlich irre führen lassen, sondern auch die allgemeine weltpolitische Lage in völlig verbogener Gesichtslinie betrachtet: eine Tatsache, die nirgendwo so deutlich in Erscheinung tritt, wie auf dem weiten politischen Kraftfeld zwischen Osteuropa und Ostasien, wo die Entwicklung der Gleichgewichtsverschiebungen schon heute auf ein den Lichnowskyschen Zukunftsdeutungen stracks entgegengesetztes Endergebnis hindeutet. Der Vielverbandsring ist nicht nur an der russischen, sondern auch an der fernöstlichen Lötstelle auseinandergerissen; dem Vierbund winkt die beste Aussicht, die stärkste asiatische Machtgruppe zu werden; Japan hat sich zwar äußerlich zum Rang der gebietenden ostasiatischen Macht erhoben, erinnert darum aber doch in seiner eigentümlichen Klemme zwischen Scheinfreundschaften und neu sich formenden Gegnerschaften in mehr als einer Richtung an die Lage Englands zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, da dieses seine Herrschaft auf festländisch-französischem Boden immer weiter vom Kanal bis zur Loire und Lothringen hin ausgebreitet hatte, dann aber, nach dem Tod seiner großen Herrscher, Heinrich des Vierten und des Fünften, sich durchaus unfähig zeigte, seine festländische Machtpolitik weiter zu entwickeln. Auf der anderen Seite ist ganz Innerasien ein vulkanisches Bebengebiet, dessen Erschütterungen unberechenbar sind; schon darum erscheint die

politische Konstruktion Berlin-Petersburg-Tokio als ein Wolkengebilde politischer Phantasten und eine Generalreinigung unseres asiatischen Programms von solchen rein spekulativen, praktisch wertlosen Ideen, seine Abklärung nach Maßgabe der neuen Grundformen des politischen Weltbildes als eine dringliche, zeitgemäße Aufgabe.

I.

Die tragische Geschichte des großen asiatischen Länderblocks zwischen dem Ural und dem Ochotskischen Meer reicht, erinnernd an die einstmalige Eroberung Amerikas durch die spanischen Konquistadoren, bis tief in das dunkelste Mittelalter zarischer Machtherrlichkeit. Die Petersburger Archive breiten tiefe Verschwiegenheit über die Greuel der ersten „friedlichen Durchdringung" des Landes, als in dessen weite Räume sich bunt zusammengewürfelte Heere von verbannten Weiß-, Rot- und Kleinrussen, Deutschen, Polen, Litauern, Esten, Finnen, Kaukasiern, kurz allen Parteien der zarischen Völkerherberge, ergossen und in verzweifeltem Selbsterhaltungskampf teils die eingesessenen Stämme verdrängten, teils sich mit ihnen vermischten. Die halbwilden Steppenvölker zogen sich in unwirtliche Berggegenden zurück und nahmen in ihre Einsamkeit gleichsam als vestalische Herdglut nichts als tiefen Haß gegen das Moskowitertum mit. Das zugeströmte Europäertum aber vertrat eine höhere Gesellschafts- und Bildungsstufe als das Großrussentum. Nach der ersten Umwälzung von 1905 begann zugleich mit der Stolipinschen Agrarreform die systematische Ansetzung von Bauern in Sibirien, um dort, wie der Ministerpräsident sich ausdrückte, eine „regierungstreue Landbevölkerung" zu schaffen; die Menge der Umgesiedelten erreichte die Höchstziffer 664 000 im Jahre 1908, um dann schon 1910 auf die Hälfte zurückzusinken, während die Zahl der Rückwanderer seit 1905 von 3600 Köpfen unaufhaltsam bis zum Zwölffachen dieser Summe stieg. Schon diese Feststellung bezeugt, wie wenig der russischen Regierung eine bodenständige Festwurzelung der Umgesiedelten gelungen ist. Das Endergebnis des mit so großen Hoffnungen betriebenen Kulturwerks war, daß in Westsibirien ein unter ärmlichen Verhältnissen dahindämmerndes Arbeitsproletariat sich zusammenballte, daß in Mittelsibirien dank der überlieferten weitflächigen Raubwirtschaft des russischen Bauern schon um die Jahrhundertwende kaum noch Siedlungsland frei war und das Schreckgespenst des Landhungers umging, während in Ostsibirien nach dem mandschurischen Krieg der japanische Kolonist und vorab der chinesische Kuli als überlegener Wettbewerber auftreten konnte. Man kann sich hiernach ohne weiteres denken, in welche Lage das großrussische Kolonialland geriet, als ihm mit dem Kriegsbeginn alle waffenfähigen Männer entzogen wurden und dieser „Generalstreik der Arbeitsunfähigen" mit der Länge der europäischen Kämpfe immer weiter sich ausdehnte. Ein zuverlässiger Boden für die Entwicklung vaterländischer Gefühle,

staatlicher Ordnung und Anhänglichkeit an das Mutterland fehlte; dafür war ein Ackerfeld bestellt, auf dem der anarchistisch gefärbte Sozialismus ebenso gut gedeihen mußte wie im engeren Umkreis der Petersburger Machthaberschaft. In Tomsk und Irkutsk bildeten sich „nationale" sibirische Regierungen, Bauern- und Soldatenklubs nach dem Vorbild der Petersburger Sowjets. Dementsprechend sind ihre Leistungen: es wird viel geredet und in sozialistischen Theorien regiert, aber in der Praxis lediglich der kümmerliche Rest früherer Ordnung zerstört und durch „fliegende Agrarkomitees" das echte alteinsässige sibirische Bauerntum, das niemals hörig war und sich zum Teil eine verhältnismäßig große Wohlhabenheit bewahrt hat, von Haus und Hof getrieben.

Fünfzig Jahre nach jener östlichen Weltenwende, da Europa angesichts des japanischen Meidsi und der Brandgluten des Christenhasses in China von einem ersten Auffahren Asiens aus jahrtausendlangem Schlummer sprach, vollzieht sich ein zweites Erwachen, das diesmal die innersten Herzkammern des gewaltigen Erdteils ergreift. Es handelt sich um die Wiederaufrichtung neuer Staatswesen im weiten innerasiatischen Raum, wo gegenwärtig nur die Trümmer einstmals gebietender mongolischer, tatarischer und islamischer Reiche zu finden sind. Der Nationalismus macht sich in der Form des hordenmäßigen Wandertriebs geltend, der die Ketten der russischen Gewaltherrschaft zerreißt und, wie in der Zeit der mongolischen Völkermärsche, sich auf Grund alter Rassenverwandtschaften zu neuen Staatsbildungen hintastet. Denn so bunt gemischt und gleich verworfenem Gestein zersprengt die Völkermasse Innerasiens ist, die Naturgewalt, die gerade dort mit solcher Kraft und Eindringlichkeit schaltet, hat doch bereits die Grundform eines einheitlichen Menschentyps geschaffen. Nicht mit Unrecht ist behauptet worden, daß sich hier neben den osteuropäischen Arten des Slawentums wie der lettischen, finnischen, griechischen, lateinischen ein neuer Schlag, der sibirische, herausgebildet habe. Amerikanisch ist der Zuschnitt der natürlichen wie menschlichen Lebensbedingungen. Wie durch wirtschaftliche und soziale Wahlverwandtschaft fühlt sich so die Neue Welt dorthin gezogen, sucht das New-Yorker Großkapital über die Alaska- und Aleutenbrücke hinüber in großem Stil den Raubbau mit Land und mineralischen Schätzen der Erde fortzusetzen, für den ihm auf heimatlichem Boden der Raum zu eng wird. Sibirien ist fünfundzwanzigmal größer als Deutschland; seine Bevölkerung aber zählt nur 8,5 Millionen Köpfe, wovon die Hälfte in der Zeit seit 1903 eingewandert ist, während es mit den landwirtschaftlichen und industriellen Kräften und Schätzen seines Bodens, gering gewertet, das Dreifache der Menschenmasse des Deutschen Reichs ernähren könnte. Rußland steht vor dem endgültigen Fiasko einer Politik, die dieses Riesengebiet zu einem geschlossenen, ganz Asien beherrschenden Bollwerk seiner Weltmachtherrlichkeit machen wollte; „ein großer Aufwand schmählich ist vertan!" Aber auch der Yankee dürfte die Erfahrung machen, daß sich politisch seinem Marsch die-

selben Widerstände entgegensetzen wie beim Zug über Panama nach Südamerika, mag er mit noch so großer Betriebsamkeit seiner Kapitalgewalt als Bauunternehmer, Bergwerksspekulant und Händler sich vordrängen. Wie dort aus Eingeborenen, den Resten spanischer Herrschaft und dem Schwemmsand eines vielfältigen Einwandererstroms eine neue lateinische Rasse sich geformt hat, die der allamerikanischen Gleichmacherei mit unbeugsamem Selbstbehauptungswillen des Blutes sich entgegenstemmt, so hat sich in Sibirien aus gleichartigen Kräften und Säften das Wurzelgeflecht eines Volkstums entwickelt, das in seiner neuen Welt ein eigenes Dasein leben und sein Schicksal selbst bestimmen will.

Japan hat seine Augen nach dem sibirischen „Wildwest" und nach dem Baikalsee nicht erst in den Weltkriegsstürmen gerichtet. Um die Jahrhundertwende kam zwischen der Ostchinesischen Eisenbahngesellschaft und der Russisch-Chinesischen Bank ein Vertrag zustande, der dieser allein das Recht zugestand, ein Gebiet, ungefähr so groß wie das Deutsche Reich, den nördlichen Teil der an Transbaikalien angrenzenden Tsetsen- und Tuschetuchanate auszubeuten. Die alsdann im Auftrag der russischen Regierung vorgenommenen Durchforschungen dieses Gebirgslandes hatten sehr bestechende Ergebnisse; es soll nicht nur reich an goldführenden Erzgängen, sondern vor allem auch an gewaltigen Lagern vorzüglicher Kohle sein. Sofort wurde auch in Tokio die Aufmerksamkeit rege, der Wettbewerb mit Rußland um das aussichtsreiche Siedlungs- und Wirtschaftsgebiet aufgenommen, eine „Amurgesellschaft" zu dessen friedlicher Durchdringung gegründet. Schüchtern begann man damals zugleich in Japan, der amerikanischen Monroelehre eine mongolische unter dem Schlagwort „Asien den Asiaten!" entgegenzustellen; der tiefere Sinn des damit gegebenen politischen Kurses war, anstelle des schwebenden, durch Bildung europäischer Einflußsphären erstrebten Gleichgewichts, ein eigenständiges asiatisches zu setzen, dessen Anordnungskraft in Tokio ruhen sollte. Der Friede von Portsmouth war der erste dicke Strich durch diese Rechnung. Rußland war zwar geschlagen und von der Angriffs- in die Verteidigungsstellung gedrängt. Aber an der Newa konnte man nicht ohne Recht behaupten, daß der Kampf unentschieden geendet habe. Petersburg war nach wie vor im Besitz der großen sibirischen Bahn bis nach Charbin und Wladiwostok, welche zusammen mit der alsbald in Bau genommenen Amurbahn seinen militärischen wie wirtschaftlichen Einfluß in der Nordmandschurei und Mongolei sicherte. Es hätte ohne Zweifel diese Herrenstellung voll erhalten können, wenn es nicht unter Preisgabe alter guter Überlieferungen und ungeachtet der Warnung seiner besten Staatsmänner wie Murawjeff, Witte, Rosen Handlanger der englischen Einkreisungspolitik geworden wäre. Zugleich nach dem Westen und Osten zu drücken, war der zarische Koloß in seinem erschöpften Zustand natürlich nicht imstande; so mußte er notwendig vor dem klug seine Linien vortreibenden Japan Schritt um Schritt zurückweichen. Die Meilensteine

dieser Schamade sind die russisch-japanischen Abkommen vom Juli 1907 und Juli 1910 sowie von 1915 (Sachalinvertrag), wodurch Petersburg in immer weitergehendem Maße die Ansprüche Tokios auf dem nordasiatischen Festland anerkannte, zugleich aber auch die politischen Beziehungen mit dem Gegner von 1904 05 immer enger gestaltete. Auf der anderen Seite aber war das Mikadoreich durch die Aufbürdung der Kriegslasten beim Friedensschluß mit Rußland kapitalistisch derart gelähmt und matt gesetzt, daß ihm die Kraft zur großzügigen selbständigen wirtschaftlichen Durchdringung der Gebiete, die es erobert hatte oder die offen und hilflos vor seinen Toren und zu Füßen seiner militärischen Übermacht lagen, durchaus fehlte. Das gelbe Monroegesetz blieb auf dem Papier stehen; in Wirklichkeit taten sich die Ententemächte, insbesondere England und die Vereinigten Staaten, die ihm jene finanzielle Zentnerlast in Portsmouth aufgehalst hatten, unter Ausnutzung ihrer Geldsackübermacht und unter möglichster Abdrängung Japans an der ostasiatischen Speise gütlich. Indessen die entscheidende Waffe aller wirtschaftlichen Kämpfe um die Eroberung kulturbracher Gebiete ist und bleibt zum Glück der Welt doch nicht das rollende Geld, sondern der Mensch, seine Seßhaftmachung als Bauer und Handwerker. Rußland brachte das System der militärischen Kolonisation in Gang, indem es längs der Ostsibirischen Bahn Kosakenniederlassungen vorschob. Japan folgte dem Beispiel durch die Ansetzung entlassener Soldaten in der Wirtschaftszone der südmandschurischen Bahnen. Die Erfolge beider Wettbewerber waren aber nicht eben groß; eine unvermeidliche Wirkung der für alle Siedlungswirtschaft maßgeblichen dynamischen Gesetze von der Masse und der Entfernung. Das einstmals zarische Reich verfügt wohl über die für größte Kolonisationsaufgaben notwendigen Volksmengen; aber auf dem weiten Weg vom europäischen Rußland durch fast unabsehbare Öden zum fernen Osten verebben sich die Fluten seiner auswandernden Volksteile zu kleinen, machtlosen Wellen. Die vielberedeten Fehler der russischen Kolonialpolitik, ihre Systemlosigkeit, ihre törichte Taktik, die Stationen abseits der chinesischen Siedlungen anzulegen, die unrationelle und überaus kostspielige Anlage der Verkehrswege vergrößerten das Übel. Bei Japan wiederum steht die Volksmasse in keinem Verhältnis zum Umfang des zu besiedelnden Gebietes. Berichte der europäischen Presse, die von Hunderttausenden nach der Mandschurei auswandernden Japanern zu erzählen wußten, waren Erfindungen freischaltender Phantasie. Man darf schon heute mit Bestimmtheit voraussagen, daß die völkische Stoßkraft Japans auf dem Festland niemals weit über die Grenze des Sungari und Liauho hinausragen wird. Das rauhe Klima des Nordens sagt dem Japaner nicht zu, wie er ja auch sein eigenes Land in der kälteren Zone halb brach liegen läßt. Alles, was er jenseits jener Grenze unternimmt, hat einen provisorischen Charakter. Er tritt als geschickter Spekulant und Gewerbetreibender auf, wandert zu, wandert ab; von einer wirklichen

Seßhaftwerdung ist nicht die Rede. Umgekehrt ist Chinas Volkstum den Japanern an bäuerlicher Härte wie Arbeitszähigkeit und Massenstoßkraft weit überlegen. Den praktischen Beweis dafür hat es in der Nordmandschurei geliefert. Sie ist ein Arbeitsfeld ersten Ranges für das landwirtschaftliche Gewerbe; sie verspricht eine Kornkammer Nordasiens zu werden, und zugleich die ostasiatischen Weltmärkte mit Fleisch, Gartenfrüchten und Pflanzenstoffen für die Industrie zu versorgen. Heute ist das ganze platte Land dieses Gebiets, dessen Besetzung die Herrschaft über das ganze Kampffeld sichert, vollständig chinesiert. In den Städten vollzieht sich allmählich der gleiche Vorgang. Von den früher fast rein russischen Städten Mandschuria, Chailar, Tsitsikar hat heute die erstere 5000 russische, 3000 chinesische Einwohner; bei Chailar ist das Verhältnis 3000:3000, bei Tsitsikar 2000:1500. Schon brandet die Flutwelle der chinesischen Siedler von der Nordmandschurei aus über den Amur hinweg auf russisches Gebiet hinüber. Eine ähnliche Wanderbewegung chinesischer Ackerbauer in der Mongolei ist in der Wirtschaftszone der zukünftigen Bahn Peking-Kalgan-Urga bereits bis zur Ordosteppe vorgedrungen.

Mit diesen Feststellungen gewinnen wir einen festen Standgrund, um einen der wichtigsten und doch am wenigsten beachteten Faktoren des ostasiatischen Problems zu bestimmen: das Verhältnis zwischen Japan und China.

II.

Als der Weltkrieg ausbrach, hatte Japan die Wahl zwischen Neutralität, Anschluß an die Entente oder an die Mittelmächte. Abwartend das Schwert in der Scheide zu halten, konnte als klügste Taktik erscheinen; den Vertragsverpflichtungen wäre genügt worden, und Tokio hätte, bedeutende britische Flotten- und russische Truppenverbände im Osten festhaltend, sicherlich als Preis für die neutrale Haltung sich beträchtliche Gewinne zu sichern vermocht. Aber gegen diese Haltung sprachen nicht nur schwere wirtschaftliche, voran handels- und finanzpolitische Bedenken; entscheidend wurde eine gewisse Umbiegung der japanischen Politik durch Katsura. Er, der Tschoschumann, war doch der eigentliche Begründer des japanisch-britischen Bündnisses. Er, der bedeutendste Staatsmann nach Ito und Schüler Yamagatas, lebte, grundsätzlich deutschfreundlich, doch der Überzeugung, daß das Mikadoreich seine Ziele nicht gegen, sondern nur mit England oder vielmehr durch ein doppelseitiges Spiel mit Petersburg und London erreichen könne. Darum trennte er seine Sache von Kanrioseji (Beamtenschaft) und den „alten Staatsmännern", darum gründete er seine Partei der Rikken Doschikai, ein Zwittergeschöpf, in dem Konservative und Liberale, Herrenhausmehrheit und radikale Tschuseikai Fühlung nahmen und in dem die Gegensätze zwischen Armee- und Marinegruppe sich versöhnen sollten; darum reichte er Okuma die Hand,

dem Begründer des Kenseito oder Schimpoto (Fortschrittler), der dann nach dem Sturz des Sejukaiministeriums Yamamoto als Mittelsmann und Figurant der eigentlichen politischen Drahtzieher vorgeschoben wurde. Zu alledem kamen die Einflüsse von Kato, dem früheren Gesandten in London und „japanischen Privatsekretär von Lord Grey", als Minister des Auswärtigen unter Okuma, und schließlich die lockende Aussicht, durch Eroberung von Tsingtau mit einem Schlag und leichtem Hieb die Durchführung des festländischen Programms in den wesentlichen Punkten vollkommen sicher zu stellen: im gesamten Hinterland des inneren Gelben Meeres das japanische Machtgebot aufzurichten, durch die Sicherung der umflügelnden Aufmarschgebiete von Korea und Schantung Nordchina und dessen Haupt, Peking, in eine eiserne Zange zu klemmen und die Stellungen und Ansprüche in der Mandschurei und Mongolei gegen jeden Widersacher unangreifbar zu befestigen.

In den Zettel dieser Ententepolitik verschränkten sich freilich von Anfang an Einschläge ganz anderer Farbe und in gegenläufiger Querrichtung. Tokio hat beim Kriegsausbruch nicht um der Feindschaft gegen Deutschland willen die Faust auf Tsingtau gelegt, sondern in der Absicht, England zuvorzukommen, das sich andernfalls sofort des deutsch-asiatischen Machtbesitzes bemächtigt hätte. Damit war der Samen der Gegnerschaft zwischen Tokio und London ausgestreut, die dann im Kriegsverlauf weiter und weiter auswucherte mit dem Enderfolg, daß heute von der einstmals herrschenden Stellung Albions im Bereich des Gelben Meeres nichts mehr übrig ist als schöne Erinnerungen; damit aber war auch die Grundlage der immer schärfer werdenden Zwietracht zwischen den beiden mongolischen Mächten gesetzt: und zwar zum gleichmäßigen Schaden beider. Der Republik der Mitte wurde jede Möglichkeit, von den Fiebern der Umwälzung zu gesunden, genommen; an Japan aber rächte sich immer schwerer die Sünde der Handelschaft mit den umstürzlerischen Kantonesen, durch deren Unterstützung es Schmarotzergeschäfte auf Kosten Chinas zu machen suchte, anstatt seinem natürlichen Beruf gemäß vor die Monarchie den Schild zu stellen und in solcher Rolle eines ehrlichen Beschützers und Maklers dem Monroeruf: Asien den Asiaten! moralische Bedeutung und ehrlichen Inhalt zu geben.

Nach dem Hausgesetz der Mandschudynastie wird ein kaiserliches Kind mit elf Jahren großjährig, und siehe da: — fast genau nach Ablauf dieser Frist wurde Wirklichkeit, woran gewiß in Europa während der Kriegswirren kaum von irgend einer Seite gedacht worden ist: der entsetzte Herrscher Hsüan-tung wurde für kurze Zeit berufen, den Drachenthron neuerdings zu besteigen. Daß der Tatsung-hoaminko, der große Freistaat des Reichs der Mitte trotz aller förmlichen Anerkennung der Republik niemals den monarchischen Charakter ganz abgelegt hat, ist bekannt. Der Kaiser residierte nach wie vor in seinem alten Palast; nichts wurde an der höfischen Verfassung geändert, keine der überlieferten Ehrenbezeugungen Hsüan-tung vorenthalten;

nach wie vor paradierten täglich die ritualen achtzig Gerichte auf seiner Tafel, und nach wie vor wurde der „Tientsu" von Großsekretären und „Aufsehern der kaiserlichen Unterweisung" nach den martervollen Regeln der Prinzenerziehung für sein zukünftiges Herrscheramt vorbereitet. Nun hatte das Kaiserkind Pu-ji (Hsüan-tung nach seiner Regierungszeit 1908–1912 genannt) einen Erzieher, Hsü Schi-tang, den einstmaligen Generalgouverneur der Mandschurei unter Tsü-hsi, und dieser wieder zwei hochangesehene Freunde und Gesinnungsgenossen: Wang Li-tscheng, den Generalstabschef unter Jüan Schih-kai, und Tschang-Hsün, der beim ersten großen Umsturz als heldenmütiger Verteidiger der Mandschus bis zum äußersten gekämpft hatte. Diese drei galten seit langem als Häupter des Offiziersbundes, der ebensowenig aus seinen monarchischen Überzeugungen wie aus seiner deutschfreundlichen Stimmung jemals ein Hehl machte, der sein Standquartier in Tientsin hatte und in Peking eine starke Rückendeckung in der sogenannten gemäßigten Gruppe besaß, der Nachfolgerin der früheren „kaiserlichen Partei". Auf der anderen Seite verfügte Tientsin über die Seeverbindung nach Peking, und da vertragsmäßig, nach dem Friedensprotokoll vom 7. September 1901, die Schutzmächte zur Offenhaltung des Weges berechtigt sind, so war von vornherein gerade durch die Wahl dieses Sammellagers Tokio die beste Gelegenheit gegeben, sich in den Streit zu mischen. 1911, nach dem Sieg der Republikaner und musterhaft durchgeführtem Rückzug seiner Truppen über die Jangtselinie, war Tschang Hsün nach Honan abmarschiert und hatte dort, in Hsütschou an der Bahn Hankou-Peking, als Generalinspektor der Jangtseprovinzen, in seiner Art selbstherrlich wie einer der Vizekönige der Mandschuzeit regiert; er hielt straffe Ordnung, ließ widerspenstigen Parteigegnern die Köpfe abschlagen, hatte die Verbindung zwischen Nord und Süd in der Hand, kurz, war eine der Hauptstützen Pekings und wartete doch nur darauf, daß der Radikalismus abgewirtschaftet haben und die Zeit für die Wiederherstellung des alten Kaisertums gekommen sein würde. Die Gelegenheit schien unter dem Kabinett Tuan Schi-juih da zu sein. Über den Charakter dieses eigentümlichen Ministerpräsidenten ist in der gesamten europäischen Presse sehr viel mehr Dichtung als Wahrheit verbreitet worden. Er gilt gemeinhin als ein gemäßigter Fortschrittler; in Wirklichkeit ist er nichts als ein demagogisch gefärbter ehrgeiziger Autokrat, dem kein Mittel zu schlecht ist, um seine Machtlüsternheit zu befriedigen. Die Zersetzung, Fäulnis und Verderbnis der republikanischen Regierung nahmen unter seiner Amtsführung in erschreckender Weise zu. Die Ententepresse verbreitete damals die Lüge, die monarchische Erhebung sei mit deutschem Geld angestiftet und finanziert worden. Zur gleichen Zeit war in der kleinen Gruppe der chinesischen Presse, die sich noch Unabhängigkeit gewahrt hatte, zu lesen, daß Tuan große Bestechungssummen zugesichert wären, wenn er die unter deutscher Leitung mit Kriegsmaterial versehenen chinesischen Arsenale an Japan auslieferte. Der Handel

sollte nach der Kriegserklärung an Deutschland endgültig durchgeführt werden. Obwohl all diese Angaben mit genauen Daten versehen wurden und die Schuldigen deutlich bezeichneten, konnten sie natürlich nicht ohne weiteres als unverbrüchliche Tatsachen gelten; immerhin sprachen alle Anzeichen dafür, daß sie in der Hauptlinie auf Wahrheit beruhten. Chinesische Staatsmänner, die im Ruf der Unbestechlichkeit und echter Vaterlandsliebe stehen, jammern seit Jahr und Tag darüber, daß die Beschlüsse im Parlament immer mehr vom rollenden Yen, Pfund, Dollar abhängig würden. Schon in der Zeit, da Peking die Beziehungen mit Deutschland abbrach, machte Tuan den Versuch, über den Kopf von Volksvertretung und Präsidenten hinweg China in den Krieg hineinzustoßen; der Anschlag scheiterte damals daran, daß ebensowohl Li-Jüan-hung wie die Vertreter der Militärpartei auf dem Posten waren. Es galt also, diese Widerstände zu beseitigen, was auf folgenden Schleichwegen echt ostasiatischer Ränkepolitik erreicht wurde. Zunächst mußte der bloßgestellte Tuan abdanken. Darauf breitete sich plötzlich mystisches Dunkel über die Vorgänge in Peking. Tschang Hsün unternahm jenen Vorstoß zugunsten des minderjährigen Kaisers Hsüan-tung, und es schien einen Augenblick, als ob Japan in vollem Gegensatz zur bisherigen Taktik die monarchische Bewegung zu unterstützen bereit sei. In Wirklichkeit zog der alte Feldherr der Mandschus mit seinen Truppen und kaisertreuen Generälen triumphierend in Peking ein, um die Gewalt ein paar Tage darauf ebenso schnell, wie er sie gewonnen, in rätselhafter Weise zu verlieren. Schon am 11. Juli 1917 hatten plötzlich republikanische Truppen die Hauptstadt umzingelt und brauchten nicht einmal einzumarschieren, um die Kaiserlichen völlig matt zu setzen. Tschang Hsün durfte froh sein, wenn er mit Leben, Hab und Gut begnadet wurde. Aus der Verbannung gab er den Grund seiner Ohnmacht mit aller Deutlichkeit an: auch seine Soldaten nebst vielen Mitgliedern der Militärpartei waren bestochen worden und unversehens nach der republikanischen Seite hin umgefallen.

So also endete das Trauer-Possenspiel. Hsüan-tung mußte schleunigst eine Erklärung abgeben, wonach er, ein hilfloser Knabe, durch Tschang gezwungen worden sei, die Erlasse über die Wiederherstellung des Kaisertums zu unterzeichnen. Haupt des Kabinetts wurde wieder der Ehrenmann Tuan, und neben ihm thronte als Ersatzmann für Li und als Präsident der Republik ein würdiger Gesinnungsgenosse, Fang Kuo-tscheng, der sich einst durch gemeinen Verrat Jüan Schih-kais einen Namen gemacht. Das neue Ministerium war weder radikal noch gemäßigt, weder süd- noch nordchinesisch, sondern bestand aus lauter Nullen mit einer dicken Eins davor: Japan. Tokio hat wieder einmal einen gewaltigen Schritt vorwärts zu seinem Ziel der Eindeckung Chinas hin gemacht und wird doch seines Gewinns in keinem Augenblick froh. Denn je mehr es auf der Linie der berüchtigten 21 Forderungen die Republik der Mitte zur Stufe eines Vasallenstaats hinabzudrücken sucht, desto schärfer bäumt sich der chinesische Nationalstolz

mit altüberlieferter Verachtung des Vetters jenseits des Gelben Meers gegen solche Anmaßungen auf; wahrheitsgemäß hebt die englisch-amerikanisch-ostasiatische Presse immer wieder hervor, diplomatische Geschäfte seien in China gegenwärtig am besten mit dem Programm: Vertreibung der Japaner zu machen. Tatsächlich hat sich dort eine seltsame Verschiebung der Parteigewichte in einheitlicher Achsendrehung gegen Tokio vollzogen. Die früher japanbegeisterten Radikalen des Südens, die mit dem sogenannten Liberalismus Tokios paktierten und mit dessen kapitalistischer Hilfe ihre politischen Geschäfte betrieben, wollen nichts mehr vom „Absolutismus des Nordens", ebensowenig aber von der Scheinfreundschaft Japans wissen und haben in Kanton auf eigene Faust und Rechnung eine demokratisch-sozialistische Regierung nach Bolschewikenart begründet. In Mittel- und Südchina geht alles drunter und drüber. An Stelle der Gouverneure und der Mandarinengentry sind die „Tuchüns", will sagen Militärmachthaber vom Schlag der mexikanischen Desperados, getreten, die mit ihrem Anhang von Soldatengesindel sich gegenseitig überfallen, Städte und Handelsniederlassungen ausrauben und es dahin gebracht haben, daß die Schlagader der chinesischen Wirtschaft, der Jangtseverkehr, so gut wie gesperrt ist. Britische Kanonenboote suchen zeitweise die Ordnung wiederherzustellen, und Tokio nimmt die günstige Gelegenheit wahr, um seine militärischen Vorposten zum Schutz des japanischen Handels immer weiter — neuerdings bis Tschunking — vorzuschieben. Jenseits des Jangtse hat die Pejangpartei ihre Taktik ebenfalls umgedreht. Sie hat die Unmöglichkeit, mit Gewalt der Aufruhrbewegung des Südens Herr zu werden, eingesehen und erstrebt die Versöhnung der beiden Reichshälften auf Grund der gemeinsamen Erbitterung gegen die japanischen Eindringlinge. Der bisherige Erfolg der Ausgleichsversuche ist zwar gering; daß aber der Norden sich keineswegs machtlos gegen die Ränke Tokios fühlt, beweist die Tatsache, daß die Militärgouverneure der Südmandschurei es wagen, die von Japan bis Mukden und andernorts zur Unterstützung seiner Parteisöldlinge in Peking angesammelten Waffenvorräte kurzerhand zu beschlagnahmen. Kurz, China hängt sich dem Mikadoreich wie ein schwerer Klotz bei jedem Schritt vorwärts an und ist ihm ein nicht so sehr durch seine Schlagkraft als durch den Druck der ungefügen Masse gefährlicher Feind in der Flanke oder im Rücken bei allen Unternehmungen auf dem Marsch nach Sibirien oder auf den pazifischen Gefilden. In der Japan Times schrieb ein japanischer Politiker unlängst Wilson und seiner Staatskunst, mit verdeckter Spitze aber auch Terautschi, folgendes ins Stammbuch. Die Vereinigten Staaten verfügten über eine beneidenswerte Dickfelligkeit, wenn sie beim Krachen aller politischen Bomben und unterseeischen Torpedos in China den traumlosen Schlaf des Gerechten zu schlafen vermöchten, was sich nur daraus erkläre, daß Amerika China nicht im geringsten kenne. Zweifellos sind die Zustände im Himmlischen Reich derart, daß man in Tokio alle Ur-

sache hat, Gewehr bei Fuß zu stehen. Weil Japan einmal die einzige große Militärmacht Ostasiens ist, herrschen im Westen meist töricht übertriebene Vorstellungen von der Stärke seines Arms. Im Vergleich zum Reich der Mitte ist es ein Zwerg, nicht größer als die Antillen im Verhältnis zu den Vereinigten Staaten, und den 400 Millionen Chinesen hat es ein Siebentel dieser Kopfzahl entgegenzusetzen; verlangten London und Paris in höchsten Ententenöten von ihm immer wieder militärische Unterstützung in großem Stil, so bedeutete das nichts anderes, als wenn etwa England in der Zeit der Entdeckung Amerikas dort Spaniens Herrenehrgeiz mit großen Truppensendungen hätte unterstützen und zugleich im ganzen zerrissenen festländischen Europa mit gewappneter Faust als Ruhestifter hätte auftreten sollen. Die grundlegende Schwäche der Politik Tokios liegt in der Verkennung der Tatsache, daß große in den Tiefen jahrtausendlanger Geschichte verankerte Staaten vom Gepräge des Reichs der Mitte — ganz anders als Rußland, bei dem diese innere Verwachsung nur sehr schwach entwickelt ist — wohl Zeiten der Ohnmacht haben, sich aber von solchen Schwächeanfällen immer wieder vermöge der natürlichen und nicht zu entwurzelnden körperlichen, politischen und moralischen Innenkräfte erholen. Das als kranker Mann verspottete osmanische Reich ist ein lautredendes Zeugnis dessen, und China wird aller Voraussicht nach in absehbarer Zeit und — hoffentlich! — gestützt auf dieselben Machthilfen, welche die Türkei emporgehoben haben, ein neues Beispiel dieser Wahrheit werden.

III.

Als Graf Nogi durch Seppuku sich entleibte, wurde für kurze Zeit sein dem Staat vermachtes Haus ein Wallfahrtsort des Volkes, das den Eroberer von Port Arthur zum Nationalhelden erhob. Sehr bald aber zeigte sich, daß der Zweck, den der General beim Selbstmord nach altem Samuraibrauch im Auge hatte, nicht erreichbar war. In Japan sollte ein unauslöschliches Warnungszeichen gegen einen verhängnisvollen Entwicklungsgang aufgerichtet werden, dessen weiterer Fortschritt nach der Auffassung des catonischen Feldherrn Staat und Vaterland über kurz oder lang ins Verderben reißen mußte: das Überwuchern von Luxus und Hochmut, der Tanz ums goldene Kalb, die sinkende Ehrfurcht vor dem Schinto-Glauben und dem Tenno, die wahllose Aufnahme abendländischer Gesittungsgüter von zweifelhaftem Wert, vorab der Volksherrschaftsgedanken mit ihrer Aufpeitschung der Massenleidenschaften, kurz, die Abkehr von den Altären der Väter, die das Land groß gemacht hatten. Indessen die Stimme des Bußpredigers, der sich ins Grab legt, verhallt erfahrungsgemäß meist ebenso schnell, wie die Kränze, die seine Ahnentafel schmücken, verbleichen; nicht anders war der Lauf der Dinge im Land des Sonnenaufgangs. Mit dem Tod Katsuras schied der letzte große Führer,

der das Erbe der „alten Staatsmänner", eines Ito, Jamagata, Ojama, Matsukata, betreut hatte, aus der Regierung Japans aus. Das Ministerium Okuma-Kato, das folgte, war weder konservativ noch liberal — soweit es überhaupt Sinn und Bedeutung hat, diese recht dehnbaren Firmenschilderbegriffe des europäischen Parteiwesens auf die durchaus fremdartigen politischen Lebensgesetze des Ostens anzuwenden — sondern ausgesprochen großkapitalistisch, und der Goldstrom, der jetzt durch die Massenlieferung von Kriegsgerät nach Tokio geflossen ist, hat natürlich den Einfluß der Hochfinanz, die seit den neuen Frühlingswahlen dieses Jahres erst recht gebietend im Sattel sitzt, noch mehr gesteigert.

Als Okuma seine Platzhalterdienste verrichtet hatte und Terautschi, wie es von den Genro vorausbestimmt war, an seine Stelle trat, wurden von dem früheren Kriegsminister große Dinge erwartet. Er hätte bereits, als das Koalitionsministerium Jamamoti fiel, dessen Stelle übernehmen können. Aber angesichts der heiklen Schwebelage zwischen jenen Parteigruppen hielt er seine Zeit noch nicht für gekommen, zog er es vor, hinter den Kulissen mit Hilfe des Genroin die Regierung zu beeinflussen und vorab sein Lebenswerk in Söul zu vollenden. Er behielt also sein Amt als Generalgouverneur Koreas und befriedete das einverleibte „Land der Morgenfrische" in seiner Art der harten Faust weiter; wie rücksichtslos diese war, das beleuchtete gelegentlich mit Blitzlichtschärfe das Harakiri des Oberrichters Namakura Ribschu vom Berufungsgericht des Taiku-Verwaltungsbezirkes. Militärisch ist gleichwohl, was er geschaffen, eine großartige Leistung. Tschosön hat sich unter seinem Regiment durch Truppenansammlung, Bahn- und Straßen- und Hafenbauten zu einem Waffenarsenal ersten Ranges entwickelt; es stellt gleichsam eine gewaltige Zugbrücke dar, die dem Reich der zehntausend Inseln erlaubt, jederzeit zu wuchtigem Schlag nach dem asiatischen Festland, sei es nach dem mandschurischen Norden, sei es nach der inneren Mongolei, sei es nach Chinas Haupt, Peking, auszuholen. Der „Roon" Japans war bekanntlich der Nachfolger Itos als Verweser Koreas; er ist aber zugleich der Erbe der Politik dieses größten Staatsmannes des nach dem Meidsi neugeschaffenen Mikadoreiches. Er gehört mit Inouje, Jamagata, Ojama, Matsukata, all den alten Paladinen des Kaisers Mutsohito, zur Schule der „Festlandspolitiker", und welche Kluft der politischen Weltanschauung ihn von Okuma und dessen großkapitalistischer Anhängerschaft trennt, ergibt sich am deutlichsten aus einer geschichtlichen Erinnerung. Was waren die staatsmännischen Absichten, Grundgedanken, Hoffnungen, die einst einen Ito zur Wanderschaft nach der Newa trieben? Hajaschi erinnert in seinen „Secret Memoirs" an den Bericht der Hotschi Schimbun (des Organs des Grafen Okuma) vom 8. Januar 1912, wonach am 1. August des vorhergehenden Jahres im Landhaus Katsura eine verschwiegene Zusammenkunft von Ito, Jamagata, Matsukata und Inouje stattgefunden habe;

hier sei die eigentliche Entscheidung über die Bündnispolitik Japans zugunsten Englands gefallen, und damals habe der Schöpfer des modernen Japans mit seinem Judo auf einen Kakemono den Namen Tschunkaku, Haus der langen Wolke, geschrieben, der dem Besitztum geblieben sei. Sollte die Erzählung nicht wahr sein, so ist sie jedenfalls gut erfunden. Daß der Marsch Schulter an Schulter mit Großbritannien dem Mikadoreich außerordentliche zeitliche Vorteile brachte, lag auf der Hand. Aber Ito sah mit dem durchdringenden Geisteslicht des genialen Staatsmannes in die Ferne und erkannte, wie am Horizont düstere Wolkenbildungen als Vorzeichen eines letzten schlimmen Endes aus der Bündelei mit dem Briten auftauchten. Er war es gewesen, der sein Land in enge Fühlung an die europäische Gesittung herangeführt hatte; aber er, genau wie ein Nogi und so viele andere der Paladine Mutsuhitos, vermochte sich nicht für das moderne Karthago des Westens, für das britische Welthändlertum zu begeistern und sah aus der Verbindung mit ihm und der Entwicklung Japans zu einem England des fernen Ostens schlimmes Unheil, die Zerstörung der geschichtlichen kaiserlichen und aristokratischen Reichsgrundlagen und des festen Wurzelbodens soldatischer und sittlicher Zucht voraus. Ihn zog Deutschlands innere, nicht äußere Größe an, und er erstrebte die Anlehnung an Rußland um des Schutzes der beiden Mächten gemeinsamen monarchischen Ideale willen. Er dachte sich einen Vergleich mit dem zarischen Reich in der Weise, daß Japan freie Hand in Korea und in den Amurgrenzgebieten der Mongolei gelassen werden sollte, und glaubte auf Verständnis für seine Vorschläge an der Newa um so mehr rechnen zu können, als dort damals noch scheinbar jene gemäßigte Partei die Oberhand hatte, deren Anschauungen Kuropatkin vertrat und von der immer wieder darauf hingewiesen wurde, wie allein Turkestan mit seinen unberechenbaren Entwicklungsmöglichkeiten und mit seinem gewaltigen sibirischen Hinterland Rußland auf ein Menschenalter hinaus Aussichten böte, sich kolonisatorisch zu betätigen, kultur- und wirtschaftspolitisch seine Macht auf fester Grundlage zu erhöhen und den geschichtlichen Grundgesetzen seiner asiatischen Sendung gerecht zu werden. Aber das Schicksal bestimmte anders. Das Spiel zwischen London und Tokio, das Peking gezwungen hatte, Petersburg zur Räumung der Mandschurei aufzufordern und eine britisch-japanische Aufsicht über alle zukünftigen chinesisch-russischen Mandschureiverträge zu dulden, hatte Japan bereits so fest an den britischen Triumphwagen gespannt, daß es Komura, allerdings nur durch ein unehrliches Spiel, durch die plötzliche Veränderung des Geheimschriftschlüssels des Auswärtigen Amts, die Ito in Petersburg lahm legte, im letzten Augenblick gelang, den Kurs der ältesten unter den „alten Staatsmännern" zu durchkreuzen, die eine russische Besetzung der südlichen Mandschurei durch ein Bündnis mit dem zarischen Reich hatten verhindern wollen. Trotzdem blieb das Programm und der Kurs Itos gleichsam ein Orgelpunkt der japanischen Politik, der ohne Rücksicht auf das

harmonische Verhältnis zu der Bewegung der oberen Stimmen langzeitig sich durchsetzt: eben auf dieser Linie vollzog sich die eigentümliche Drehung der Taktik Tokios im Sommer 1916. An der Newa war den Kriegsbrandstiftern der Boden unter den Füßen überheiß geworden. Man erkannte, daß Rußland von den furchtbaren Schlägen, die es im Kampf mit den Mittelmächten erlitten, niemals sich wieder erholen werde, und hatte zugleich alles Vertrauen auf durchgreifende Hilfe der Ententegenossen verloren. In dieser Klemmlage kam die zarische Diplomatie auf einen scheinbar genialen Gedanken: ein enges Schutz- und Trutzbündnis mit Japan. England, das Rußland mehr und mehr einwickelte, wäre statt dessen in den Griff von Petersburg gekommen, und die beiden Verbündeten hätten den Weltfrieden diktieren können! Denn für London war und blieb Ruhe im fernen Osten und Sicherheit gegen jede Bedrohung Indiens die Voraussetzung tatkräftiger Kriegsführung gegen die Mittelmächte; zudem stand damals im Hintergrund solcher Verbrüderung der Gegner im mandschurischen Krieg stets der Gedanke des Anschlusses an Deutschland und damit der Bildung eines gewaltigen monarchisch-festländischen Mächteblocks, der sich von der Nordsee bis zum Japanischen Meer erstreckt hätte, dessen Druck somit eine vollkommene „Inversion" der Weltkriegslage zur Folge hätte haben müssen. Und in Tokio machte man auf das Anklopfen von der Newa her willig die Tür auf. Hatte man doch soeben schlimmste Erfahrungen mit der Freundschaft der angelsächsischen Mächte gemacht, die durch gemeinschaftliches Ränkespiel den japanischen Anschlag der einundzwanzig Forderungen gegen China durchkreuzt hatten. So also kam der noch durch Ssasonow abgeschlossene Vertrag vom 3. Juli 1916 zwischen dem zarischen und dem Mikadoreich zustande, als dessen geistiger Vater in Tokio allgemein Terautschi angesehen wurde, während Okuma als Unterhändler vorgeschoben wurde, weil er England am wenigsten verdächtig war. Und zwar hat es sich nach den bekannten Enthüllungen der Iswestija (vom 14. Dezember 1917) über die geheimen Abmachungen zwischen Petersburg und Tokio bei dem diplomatischen Handel um ein förmliches militärisches Angriffsbündnis gehandelt, das gewaltsam jeden Vorstoß dritter Mächte gegen China, will sagen gegen die Rechte, die sich die Vertragschließenden im Reich der Mitte anmaßen, abwehren sollte. Mit so großen Erwartungen indessen der Vertrag begrüßt wurde, so gering waren seine tatsächlichen Leistungen. In Petersburg wurde Miljukoff und seine britenliebedienerische Kadettenpartei immer mächtiger, und als sie die Romanoffs gestürzt hatte, warf sich die triumphierende „Demokratie" vollends in die Arme Englands, das der Zarismus in letzter Stunde als den eigentlichen Feind Rußlands erkannt hatte. In Tokio aber konnte Terautschi, der eigens zur Durchführung der auf die Idee eines Ito zurückgreifenden russenfreundlichen Politik an Stelle Okumas und in Erwartung von nahe bevorstehenden Friedensverhandlungen zur Präsidentschaft berufen worden war, seine Absichten nicht durchsetzen.

Schon in der Tokugawazeit lebte der Bakufu in engster Verschwägerung mit den Wechslergilden, die den verschuldeten Adel vollkommen in der Hand hatten und mit ihm unter einer Decke spielten, gemeinschaftlich große Truste bildeten, durch Schwänze in Reis die Lebensmittelpreise auf schwindelnde Höhe trieben und unbarmherzig zusahen, wie Hungersnöte im Lande wüteten und das Volk dezimierten. In jeder Nation vererben sich schlechte Sitten genau so wie gute, und ihr Unkraut wuchert, mag es in Zeiten nationaler Erhebung und sittlicher Reinigung mit noch so kräftiger Hand ausgerottet worden sein, immer wieder empor: das moderne Japan, das durch das Läuterungsbad des Meidsi hindurchgegangen, ist ein neuer Beweis dieser Erfahrungstatsache. Die eigentlich maßgeblichen politischen Drahtzieher sind Fürst Jamagata und Hara, der aus dem Saiondsi-Ministerium bekannte Seijukaiführer. Jamagata gehört zum Tschoschu-Clan, war der Schildhalter Katsuras, wie er heute der Schutzherr Terautschis ist, und hat schon einmal das politische Leben Japans beherrscht, bevor er durch Graf Gombei Jamamoto und dessen Anhang, den Satsuma-Clan und die Flottenpartei, zeitweilig aus dem Sattel gehoben wurde. Durch das geschickte Manöver, dem Grafen Okuma, der kein Staatsmann war und in seiner Wilson ähnlichen politischen Professorenweisheit sich leicht ans Gängelband gewiegter Parteiführer nehmen ließ, vermochte er wiederum die Gegner aus dem Felde zu schlagen; sein heute bereits halb erreichtes Ziel ist es, die Satsuma-Sippe aus der Marine hinauszudrängen und sie damit endgültig kaltzustellen. Der greise Jamagata ist indessen ein erster Stern nicht nur des Genroin, sondern auch der Hochfinanz, und seine heutige Führerschaft hinter den Kulissen ist daher in mehr als einer Richtung kennzeichnend für den politischen Entwicklungsgang in Japan. Sie zeigt, wie neuerdings, nach dem Vorbild der Schogunatsregierung, die Hochfinanz gebieterisch über die Brücke der Kanriosesi bis in das Heiligtum der Genro sich vorgedrängt hat. Je nachdem, ob Tschoschu- oder Satsumaleute die Vorhand hatten, war der Kurs der japanischen Machtpolitik stets mehr nach dem asiatischen Festland oder zur hohen See und nach dem pazifischen Weltreich hin gerichtet. Das Doppelgestirn Jamagata-Terautschi bedeutet Druck gegen China und gegen die Mongolei; aber daß die alten Gegensätze zwischen Armee- und Flottenpartei nicht mehr die alte Schärfe und das frühere Gewicht haben, geht schon daraus hervor, daß die Opposition heute allein auf einen Hara sich stützt, einen von den wenigen japanischen Parteihäuptlingen, die, wie Goto [1]) und

[1]) Goto, der jetzt zum Minister des Auswärtigen ernannt ist, hat sich erstmals als Gouverneur von Formosa und als Präsident der südmandschurischen Eisenbahn durch wenig saubere Waldverpachtungsgeschäfte einen Namen gemacht. Schon in der Katsurazeit, als er zum Eisenbahnminister befördert wurde, galt er als tatkräftiger und rücksichtsloser, durch Redseligkeit sich vordrängender Hauptvertreter der Partei Jamagata; hiernach dürften sich zur endgültigen Preisgabe der Idee, daß das Mikadoreich im Grund auf nichts mehr als auf die Versöhnung mit Deutschland brenne und sich darauf vorbereite,

Tschinda (der frühere Botschafter in Berlin) aus dem Norden stammen und keine Gefolgsleute der beiden herrschenden Clans sind. Dementsprechend ist die Stellung Haras im Grunde überaus schwach; als er mit seinen Seijukai Okuma so zugesetzt hatte, daß dieser oder vielmehr Jamagata die Auflösung des Parlaments beschloß, schmolz bei den Neuwahlen seine Partei auf die Hälfte der Köpfe zusammen, und erst, als er dem zum Ministerpräsidenten gewordenen Terautschi seine Dienste anbot, gewann bei den abermaligen Neuwahlen 1917 der liberale Block die alte Höhe von rund 200 Mitgliedern zurück. Die scheinbar unlösliche Aufgabe, vor der Terautschi heute steht, mit einer Anhängerschaft von 89 Köpfen der Kokuminto und Schinseikai eine Gegnerschaft von 278 Stimmen der Seijukia und Kenseikai zu überwinden, läßt sich daher in Wirklichkeit leicht erledigen; wer irgendwie mit den politischen Zuständen und Sitten Japans vertraut ist, weiß, daß dort Parteien nicht viel mehr bedeuten als schwimmende Bojen, die ein kundiger Lotsenmeister leicht nach einer seinen Wünschen entsprechenden Fahrrinne umsetzen und ausrichten kann. Daß bei der Regierung des Mikado die frische Farbe der Entschließungen gerade heute, in kritischer Zeit, so auffällig von Gedankenblässe angekränkelt wird, hat Ursachen, die auf ganz anderem Gebiet zu suchen sind: zunächst in der eigentümlichen wirtschaftlichen Lage des Staatswesens. Sein Außenhandel, der 1912 noch mit einem Passivum von 92 Millionen Yen abschloß, blickt 1917 auf einen Überschuß von 1175 Millionen zurück. Während Japan früher der Schuldner der Ententemächte war und zur Sicherung des Wechselkurses und Kredits seine Goldreserven in der Bank von England lagen, ist es jetzt der Gläubiger der Bundesgenossen durch Gewährung von Anleihen geworden. Seine Handelsflotte ist emporgeschossen gleich einem Fruchtfeld, von dem Frühlingssonne und -regen die Schneedecke wegreißt. 1917 sind angeblich 400000 Tonnen zu Wasser gelassen worden; dabei verbot Tokio strengstens den Verkauf oder die Vermietung von Schiffen an „Ausländer", will sagen, an den britischen Bundesgenossen, und verständigte sich mit dem Sternenbannerreich dahin, daß dieses im Bedarfs- und Notfall seine Fahrzeuge von der pazifischen Fahrt nach der atlantischen überführen soll, um — auf dem Stillen Meer noch mehr Platz für die weiße Flagge mit der roten Kugel zu machen, die heute dort tatsächlich so gut wie allein gebietet. Aber dieser Treibhausentwicklung haften nach wie vor schwere organische Schwächen an. Da das Land über keine genügenden Kohlen- und Eisenerzlager verfügt, ist die Erzeugung von Kriegsmaterialien sehr beschränkt; seinen glänzenden industriellen Aufschwung verdankt es dementsprechend sehr viel weniger dieser Industrie als anderen Gewerbezweigen, vornehmlich der Textil- und der Lederwarenfabrikation. Auf der anderen Seite ist seine Technik noch nicht

durch eine große Frontalschwenkung im fernen Osten die gegenwärtige weltpolitische Gruppenbildung umzustürzen, alle diejenigen Politiker genötigt sehen, die seit drei Jahren dies Steckenpferd geritten haben.

soweit vorangeschritten, um den infolge der allgemeinen Preissteigerung immer kostspieligeren Bezug von Halb- und Fertigfabrikaten, namentlich Maschinen und Chemikalien, vom Ausland, insbesondere von den Vereinigten Staaten, entbehren zu können. Die ewigen, durch Tokios Einmischungspolitik selbst hervorgerufenen Wirren in der Republik der Mitte stören unaufhörlich das Hauptgeschäft, das chinesische, und rücken ebenso das Hauptziel, die Kohlenlager des Nachbarreiches fest in den Griff Japans zu bekommen, in die Ferne. Wollte Tokio aber statt dessen die Ausbeutung der mineralischen Schätze der Mongolei und des Amurgebiets mit Hochdruck betreiben, so stände es vor verwickelten Problemen, deren Lösung eben so viel Kosten wie Zeit erforderte. Hat auch das Kriegsgeschäft die Pulse des wirtschaftlichen Lebens kräftig in Wallung gebracht, so sind damit doch die alten Übel der sozialen Verfassung Japans keineswegs überwunden: die ungemeine Steigerung aller Preise läßt die Bezahlung der Arbeit im Grunde bei den alten Hungerlöhnen der Daimiozeit stehen bleiben, und das Erbübel des Raubbaues mit Menschenkräften frißt weiter und weiter. Während Tokio vor der doppelt mißlichen Wendung der Dinge steht, daß die Vereinigten Staaten infolge ihrer Kriegsrüstungen und der damit verbundenen wirtschaftlichen Krise ihre ostasiatischen Einfuhren immer mehr einschränken, daß ihm die Adern seines ertragreichen Kriegslieferungsgeschäfts mit Rußland gänzlich unterbunden werden und daß es die vom Syndikat der japanischen Banken Petersburg gewährten Anleihegelder von über 100 Millionen Yen (nach der Iswestija vom 14. Dezember 1917: Geheimtelegramm vom 26. Juli 1917) für absehbare Zeit in den Rauchfang schreiben kann, wachsen die militärischen Forderungen, die schon früher in ständigem Mißverhältnis zu den Aufwendungen für Kulturzwecke standen, ins Ungemessene. Nach dem Rüstungsprogramm soll der Friedensstand des japanischen Heeres mehr als verdoppelt werden, und die Stärke der Flotte angesichts der amerikanischen Drohungen um acht moderne Schlachtschiffe nnd vier Schlachtkreuzer mit einem Kostenaufwand von 500 Millionen Mark gesteigert werden. Wollte also Japan sich jetzt in ein umfangreiches Kriegsunternehmen einlassen, so würden schwere Stürme über sein ganzes Wirtschaftsleben heraufbeschworen, Handel und Wandel aus den Fugen gebracht, das Geschäft der wie Pilze nach dem Sommerregen aus dem Boden geschossenen neuen Industrieunternehmungen, die sich mit den alten kartellieren und vertrusten und unerhörte Dividenden ausschütten, aufs schwerste gefährdet: alles Ansichten, die naturgemäß auch einen Yamagata schrecken, der samt seiner Genro-Gevatterschaft so eng mit der Hochfinanz verschwägert ist. Selbst die Union, das klassische Reich großkapitalistischer Macht, hat sich in den sozialpolitischen Grundlagen als zu schwach erwiesen, um den jähen Übergang zur Kriegswirtschaft ohne tiefgreifende Erschütterungen ertragen zu können; wie vielmehr müßte Japan auf gleichen Wegen von ähnlichen Erschütterungen heimgesucht werden.

IV.

Als Graf Kikujiro-Ischii nach Washington gereist war und seine Verhandlungen mit Lansing beendigt hatte, schien sich endlich, nach fast zweijährigem Hin- und Herraten, der Schleier über dem diplomatischen Spiel zwischen Washington und Tokio, das durch hunderterlei tiefgründige Wissenschaft vortäuschende Presseorakelsprüche zu einem wahren Rattenkönig von politischen Spekulationen sich auswuchs, zu lüften. Das Bündnis zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, die pazifische Entente, war abgeschlossen. Auf die Verlautbarung eines staatsrechtlichen Vertrags hatte man kennzeichnenderweise verzichtet, offenbar aus dem Grund, weil man in Pennsylvania Avenue der Zustimmung des Senats ungewiß war, in Sotoschiro den Widerspruch des Senats fürchtete. Man ging nach dem berüchtigten Beispiel des Notenwechsels vor, durch den am 22. und 23. November 1912 die britisch-französische Entente zwischen Sir E. Grey und Paul Cambon endgültig besiegelt wurde. Lichtscheu, wie der am 3. November 1917 abgeschlossene Handel war, erschien der Text der durch Reuter veröffentlichten Noten als ein Musterbeispiel diplomatischer Kartenspiel- und Verschleierungskünste, die aus weiß schwarz machen und das Gegenteil von dem vortäuschen, was gedacht und bezweckt wird. Nach berühmten Beispielen großmächtlicher Einflußsphärenbildung in Persien und Marokko werden die Sonderrechte Tokios in China anerkannt. „Die Vereinigten Staaten geben zu, daß Japan infolge der Nähe seines Gebiets besondere Interessen in China hat, vor allem in dem Gebiet, an das seine Besitzungen grenzen." Dunkel ist der Rede Sinn. Bislang verfügte das Mikadoreich nur über ein von Amerika anerkanntes Einflußgebiet auf ostasiatisch-festländischem Boden, nämlich die Südmandschurei. Handelte es sich also um eine Erweiterung dieser Interessensphäre nach der Mongolei hin oder um Anerkennung der Ansprüche Tokios auf Tsingtau? In gleich orakelhaftem Stil war der ganze, insgesamt vier Punkte behandelnde Notenwechsel gehalten. Unter 2 wurde behauptet, daß trotzdem die Gebietsunverletzlichkeit Chinas bestehen bleibe und daß Washington volles Vertrauen auf die Versicherungen Tokios über die gleichen Handelsrechte aller Nationen setze, unter 3 nochmals der Grundsatz der Unversehrlichkeit, der offenen Tür, der industriellen und handelspolitischen Gleichberechtigung China gegenüber betont, unter 4 derselbe Faden durch die Verzichtleistung der Vertragsmächte auf die Erwerbung irgendwelcher Vorrechte von anderer Seite gesponnen. Man dachte: viel Worte, wenig Inhalt, erkannte den inneren Widerspruch all dieser Beteuerungen, erinnerte sich der marokkanischen Ententeverträge, die genau in der gleichen Weise ihr Opfertier zur Schlachtbank zerrten, und zog aus dem Ganzen dieselben Schlüsse wie die Londoner Presse, daß es sich nämlich bei der Veröffentlichung nur um Begleitbriefe ad hoc handelte, um vor den Augen der Öffentlichkeit einen gefälligen Schleier

über das Bestehen und den Inhalt eines förmlich niedergelegten Staatsaktes zu breiten. Hörte man andererseits auf den Widerhall der Streitsache im Parlament zu Tokio, so konnte man leicht an all solchen Folgerungen irre werden. Japan, so wehklagte die Regierungsgegnerschaft, sei noch jedesmal seit Schimonoseki von den europäischen Mächten um seinen Siegespreis betrogen worden und werde diesmal nicht besser fahren dank der erbeigentümlichen Ungeschicklichkeit seiner Diplomaten. Das Mikadoreich habe seine verbrieften Rechte auf Schantung und die deutschen Südseeinseln des Äquators; als diese hätten geltend gemacht werden sollen, sei von London und Washington aus das Schlagwort vom Frieden ohne Einverleibungen und Entschädigungen entgegengehalten worden, und Tokio habe sich demütig in solche Entscheidungen gefügt. Jetzt, mit dem Zusammenbruch Rußlands, werde die ost- und mittelasiatische Frage in der ganzen Breite und Tiefe aufgerollt, und zu großem Erstaunen höre man aus der Petersburger Veröffentlichung der Geheimberichte (Iswestija vom 14. Dezember 1917), daß von der russischen Regierung amerikanischen Unternehmern die Ausbeutung der Erdschätze Sibiriens und Nordsachalins überlassen worden sei; wiederum habe das Ministerium Terautschi solchen Anschlägen der Bundesgenossen nichts entgegenzusetzen gehabt als das schwächliche Prinzip von der „Wahrung des Friedens im Osten", unter dem man sich vielerlei denken könne, das aber bislang jedenfalls nur als ein stumpfes Schwert sich erwiesen habe.

Und doch ist das Wesen der amerikanisch japanischen Auseinandersetzung mittelst geschichtlicher Durchleuchtung leicht festzustellen. Nach dem Taipingkrieg waren die Beziehungen zwischen den Chinesen und den Briten eher gespannter als friedlicher geworden. Kaiser Hiang-föng gab einen Thronerlaß heraus, wonach „die Barbaren", womit nicht in letzter Linie die Engländer gemeint waren, zu ihrem früheren Gehorsam zurückzukehren hätten, widrigenfalls sie ausgewiesen werden sollten. London antwortete darauf mit gesteigerten Ansprüchen auf Handelsvorrechte, und die so entstandene Verärgerung, aus der weiterhin der zur Bekämpfung des Seeräuberunwesens geführte Lorchakrieg (1856 bis 1860) sich entwickelte, wurde besonders erhitzt durch das Benehmen des kaiserlichen Kommissars für die Verhandlungen mit dem europäischen Bevollmächtigten Jä Ming-schen, der in fanatischem Europäerhaß sich gegen den amerikanischen Geschäftsträger Unhöflichkeiten grobkörnigster Art herausnahm. Trotzdem beteiligte sich Washington in keiner Weise an den britisch-französischen Kämpfen gegen China, vertrat vielmehr den Grundsatz, daß es lediglich wirtschaftliche Ziele in Ostasien verfolge, die es nur auf friedlichem Weg vertreten wolle, gab seiner diplomatischen Vertretung dementsprechende Weisungen und machte sogar, da gerade damals, 1856, ein Handelsvertrag mit Peking ablief, den phantastischen Vorschlag, ein Freihandelsbündnis zwischen der amerikanischen Vormacht und dem Reich der Mitte zu begründen. Dieses Prinzip der diplomatischen Geschäfts-

führung nach rein kaufmännischen Gesichtspunkten war und blieb die einzig stetige und feste Norm der sonst so schwankenden, farblosen Schaukelpolitik Washingtons in Ostasien. Man kann das ganze Register der amerikanischen Gesandten in Peking und Tokio und die Geschichte ihrer Instruktionen und taktischen Haltung durchgehen, um immer wieder auf dieselbe Grundregel zu stoßen: künstliches Lavieren zwischen den Gegensätzen der europäischen und asiatischen Mächte im Bewußtsein der militärischen Ohnmacht und in der Hoffnung, trotz dieser Schwäche durch solches Spiel aus der Hinterhand sich die besten Gewinne zu sichern. Selbst als mit der Jahrhundertwende die Union immer mehr ins britische Fahrwasser steuerte, war zunächst im fernen Osten von der angelsächsischen Verbrüderung wenig zu spüren. Die Bündelei Englands mit Japan wurde in Washington von Anfang an als eine Unterstützung Tokios in seinen Ansprüchen auf die Herrschaft über das Stille Meer empfunden. In Portsmouth fanden sich wohl der Brite und der Yankee zum gleichen Zweck, Japan niederzudrücken, aber mit ganz verschiedenen Zielen im Hinblick auf Peking zusammen. Beim seltsamen und von vornherein zum Mißlingen verurteilten Vorstoß Knox' zur Neutralisierung der mandschurischen Eisenbahnen ließ wieder London Washington im Stich. Zu Beginn des Weltkriegs jubelte man in New-York allen Maßnahmen Englands zu, mit Ausnahme der einen, daß es sich der japanischen Handlangerdienste für die Wegnahme der deutschen Besitzungen im fernen Osten bediente; und als endlich Tokio durch jenen Bundesvertrag mit Rußland vom Sommer 1916 das Abkommen mit England zerriß, insbesondere den Artikel 1 des revidierten Vertrags von 1911 [1]) wie Luft behandelte, vermochte man in der New-Yorker Presse eine gewisse Schadenfreude kaum zu verbergen. Eine gewisse Logik der amerikanischen Haltung kann nicht verkannt werden. Es ist ebenso sicher, daß der Gedanke einer Heerfahrt der Kriegsflotten des Sternenbanner- oder des Mikadoreichs über den Stillen Ozean zur Niederringung der einen oder anderen Macht stets reichlich utopisch anmutete, wie es unzweifelhaft ist, daß für Handelsschaften aller Art sich im Bereich der Erdhälfte der größeren Wassermasse noch unvergleichlich mehr Möglichkeiten bieten als in Mittelasien bei dem ähnlichen Vergleich von 1907 zwischen den Erbfeinden auf orientalischem Gebiet, England und Rußland. Mögen immer die heute so eifrig in der Union betriebenen Rüstungen sich später einmal gegen Japan wenden, einstweilen ruht eine gewisse Scheinfreundschaft zwischen beiden Mächten auf durchaus tragfester Geschäftsunterlage und ist ein unlöslicher Bestandteil des seltsamen Komödienspiels auf dem Ententejahrmarkt der Be-

[1]) „It is agreed that whenever in the opinion of either Japan or Great Britain, any of the rights referred to in the preamble of this Agreement are in jeopardy, the two Governments will communicate with one another fully and frankly, and will consider in common the measures which should be taken to the safegard those menaced rights or interests."

trüger und Betrogenen geworden. Auf der anderen Seite hat Homer Lea in seinem berühmt gewordenen Werk „Der Schicksalstag der Angelsachsen" das kaum anfechtbare Gesetz aufgestellt: „den Stillen Ozean nicht zu beherrschen, bedeute für Japan unbedingt den Verlust seiner Vorherrschaft in Asien". Er, der sich in so vielen Richtungen als guter Prophet erwiesen hat, knüpft daran die Mahnung, daß Tokio zu einem nächsten Krieg rüsten müsse, um die Grundlagen der Größe zu legen, zu der es hinstrebe; mit dem Erfolg japanischer Waffen werde auch Weltbritanniens Macht in Ostasien völlig aus den Angeln gehoben werden, wenn der Amerikaner nicht von seiner „eitlen und verhängnisvollen Verachtung des Krieges" ablasse. Die Staatskunst des Reichs der Sterne und Streifen wie der aufgehenden Sonne ist großkapitalistisch säkularisiert, neigt also bei scharfen Krisenzuspitzungen schon von Natur zur Bevorzugung matter Vergleiche, nach dem Prinzip: Una mana lava la otra y ambas la cara! Aber unterdessen ist jene von Homer Lea erwünschte Bekehrung der Vereinigten Staaten zum theoretisch verurteilten Militarismus erfolgt, allerdings um eines aller Vernunft Hohn sprechenden und den natürlichen Interessen des Reichs widerstrebenden Kriegszweckes willen. Die Zukunftsprognose des Problems Tokio-Washington ist hiernach leicht zu stellen. Die Union greift nach Europa, Japan nach Sibirien. Mit der zeitweilig auseinanderlaufenden Marschrichtung der beiden Nebenbuhler ist offenbar noch keine dauernd trennende Scheidewand zwischen ihnen geschaffen oder ein Versöhnungsmittel gefunden. Im Gegenteil! Sie streben nur nach verschiedenen Richtungen, zu fremden Zielen hin, um bei dem nach unverbrüchlichen Schwerkraft- und Anziehungsgesetzen geregelten Rücklauf mit desto größerer Kraft, mit der vollen Wucht der geschichtlichen Gegensätze wieder aufeinanderzuprallen.

V.

Auch im Zusammenhang mit der osteuropäischen und der ostasiatischen Krise gleicht die Entente oder vielmehr der Rumpfverband, der heute noch übrig ist, in der Unversöhnlichkeit der inneren Gegensätze einem Quecksilbertropfen, dessen Bestandteile durch zufällige Verschiebung der Horizontale, auf der sie ruhen, sich zusammengefunden haben, aber ebenso schnell wieder auseinanderrinnen, wenn die Lage sich verändert. Im Dezember vergangenen Jahres hatten Truppen der chinesisch-mandschurischen Gouverneure auf Ersuchen der dort ansässigen russischen Kaufleute und mit Zustimmung Tokios zur Vertreibung plündernder Bolschewiken Charbin besetzt: das war der Auftakt zur heutigen Wetterbildung im fernen Osten. In London und Paris griff man die scheinbar günstige Gelegenheit auf, mit Hilfe japanischer Divisionen ein neues russisch-sibirisches Staatswesen zu schaffen, das den Verpflichtungen des Ententebündnisses treu bleiben und die Petersburger maxima-

listischen Machthaber vom Rücken aus matt setzen sollte. In Tokio sah man natürlich den Plan mit ganz anderen Augen an. So wenig Deutschland an einen Alexanderzug quer durch Sibirien nach der Mandschurei denkt, um dieses nach den Hirngespinnsten von Lord Robert Cecil zu „germanisieren", so weit entfernt ist man in Tokio von der Torheit, auf den Wegen der sibirischen Bahn bis zum Ural vorzudringen; man weiß sehr wohl, daß keine der müslimischen Völkerschaften im Herzen Asiens, am wenigsten jetzt, da ihr Selbstbewußtsein stärker als jemals aufflammt, die heidnischen Mongolen als ihre Retter und Schutzherren begrüßen, daß also Japan durch die Herausforderung der nach Selbständigkeit ringenden sibirischen Nationalitäten lediglich in ein Wespennest stechen und in unabsehbare Verwicklungen ohne Erfolgsaussichten sich eindrängen, das heißt sich lediglich um die Früchte des bisherigen maßvollen und systematisch betriebenen Machtaufbaus auf dem asiatischen Festland bringen würde. Das fernste festländische Eroberungsziel Japans dürfte Irkutsk sein, durch dessen Besitznahme es sich ganz Transbaikalien mit natürlichen Grenzen gegen Mittelsibirien sicherte, die Mongolei und deren an wertvollen Metallen reiches nördliches Hochgebirgsland des Karakorum, der Selenga und des Orchon beherrschte und so den Hauptzweck seines Unternehmens in großzügiger und doch fest abgegrenzter Form erreichte: das ganze Hinterland der Mandschurei bis zum Baikalsee und zur Dsungarei zu einem Bollwerk seines Herrengebots und einem Arsenal mit unerschöpflichen Hilfsquellen für seinen Handel, seine Kriegs- und Friedensindustrie zu machen. Damit schaffte es sich zugleich eine zuverlässige Rückendeckung und überlegene Machtstellung gegen den Wettbewerb der abendländischen Nationen vom Meer her. Die Entfernung von Charbin nach Wladiwostok beträgt rund achthundert Kilometer; ein Blick auf die Karte genügt, um zu erkennen, wie sich das Mikadoreich, indem es sich in beiden Plätzen festsetzte, eine überaus günstige à-cheval-Stellung erobert hat, die in gleicher Weise die 1858 von Peking an Rußland abgetretene Amur- und Küstenprovinz flankiert, wie sie die Alleinherrschaft Tokios im gesamten Bereich des Gelben und Japanischen Meeres einschließlich Sachalins besiegelt. Aber trotzdem fühlt sich das Mikadoreich schon deshalb keineswegs in der Lage eines Reiters, der frei den Arm zum Stich nach rechts und links erheben kann, weil in seinem Rücken ein unberechenbarer Gegner lauert: China. Tatsächlich blieb mit Rücksicht auf Peking Tokio nichts anderes übrig, als die Republik höflich zur Beteiligung an dem sibirischen Unternehmen einzuladen, eine Waffenverbrüderung, deren Vorspiel der Einmarsch chinesischer Truppen in Charbin war. Es erreicht damit den Vorteil, daß China der wenigen wirklich kampffähigen, die Hauptstadt deckenden Truppen des Nordens völlig entblößt wird, muß aber andererseits damit rechnen, daß später, wie die Dinge bei siegreichen Vormärschen der gelben Rasse westwärts stets verliefen, die chinesischen Soldaten sich in Bauern verwandeln und durch ihre überlegene Fähigkeit Wurzel

zu fassen, die wirklichen Eroberer des besetzten Landes werden. Die neue, sogenannte japanisch-chinesische Militärkonvention richtet natürlich ihre Spitze sehr viel weniger gegen Deutschland, wie die Ententepresse ihre gläubigen Leser zu trösten sucht, als gegen die Vielverbandsgenossen, insbesondere gegen England und die Vereinigten Staaten, die dadurch aus ihren Einflußgebieten hinausgedrängt werden sollen; Tokio sucht mit neuem Druckmittel den Rest der alten berüchtigten einundzwanzig Forderungen durchzudrücken, gegen die sich einst London und Washington mit Entrüstung aufgebäumt haben.

Das Wesen der eigentümlichen Klemmlage Japans ist hiernach klar, und der Angelpunkt zur Beurteilung der ostasiatischen Streitsache in den Fernsichten des weltpolitischen Raums gegeben. Die Behauptung, ein zerschlagenes Rußland bedeute die Auslieferung Asiens an unsere Feinde und bedrohe Deutschland mit neuer Vereinsamung, ist ein Schlagwort, dessen Wahrheitsgehalt bei näherer Prüfung sich als sehr gering erweist und jedenfalls irgendwelche Wirklichkeitsbedeutung nur für denjenigen haben kann, der, kleingläubig, nicht der gewissen Zuversicht ist, daß die errungene Rückenfreiheit in Osteuropa uns den Endsieg im Westen und an der flandrischen Küste bringen wird, der an der entscheidenden Stelle in die Alleinherrschaft Albions über die Meere eine Bresche legt. Wie wenig bei solchen Behauptungen nachgedacht wird, zeigt schon die folgende Erwägung. Hätte Rußland seine Eroberungsziele in Osteuropa erreicht, so würde es zweifellos nach solchem Erfolg mit der ganzen Wucht seiner Masse auf Innerasien gedrückt, nach Nordpersien, Afghanistan, wenn nicht nach dem ganzen Iran zusamt Indien gegriffen haben. Offenbar wäre eine solche Verschiebung des asiatischen Gleichgewichts für die Mittelmächte weit bedrohlicher gewesen als die gegenwärtige Machtausbreitung Englands in Arabien, Syrien, dem Zweistromland, die Deutschland nur unmittelbar an den Auslauflinien und Vorposten seines Weltmachtbereichs bedroht. Wollte Japan bis tief ins Herz Innerasiens vorrücken, so würde damit wohl England in der Sorge um Indien berechtigter Schrecken in die Glieder fahren, aber die Mittelmächte könnten noch immer gelassen der Entwicklung der Dinge zusehen. Denn je mehr die japanische Macht sich in der Tiefe des asiatischen Raums verankert, desto schärfer müßte sich der Gegensatz zwischen ihr und den übrigen Verbandsmitgliedern zuspitzen, desto mehr wäre sie in Rücksicht auf diese wie auf die Verhältnisse in China darauf angewiesen, in irgend einer Form einen Vergleich mit den Mittelmächten anzustreben, um nicht gerade in der Zeit schicksalsschwerster Entscheidungen neuerdings der politischen Vereinsamung anheimzufallen, deren Gefahren abzuwenden die stete, schwerste, durch alle politischen Krisen sich ziehende Sorge Tokios seit der ersten Berührung mit den abendländischen Mächten gewesen ist. Die Fabierpolitik Japans beim Vormarsch sibirienwärts leitet offenbar die einfache diplomatische Überlegung, welche Vorteile zu gewinnen sind, wenn es vor endgültiger Abgrenzung der Linien seiner Festlandspolitik

den Ausgang der Entscheidungskämpfe im Westen abwartet. Daß in Rußland nach dem früher oder später mit Sicherheit zu erwartenden Zusammenbruch der sozialistischen Mißwirtschaft sich das Zartum in der einen oder anderen Form wieder herstellen wird, kann wohl nur eine Frage der Zeit sein. Selbstverständlich werden die Mittelmächte einer solchen neuen russischen Monarchie nicht gedankenlos und in falsch angebrachtem Festhalten an geschichtlichen Überlieferungen aus der Bismarckschen Zeit sich auf der gleichen politischen Grundlinie wie vor dem Krieg gegenüberstellen können. Balten, Polen, Litauer, Esten, Letten hat der Russe stets als Fremdkörper seines Reichs betrachtet; in die Trennung von ihnen wird er sich schließlich mit seiner im verstiegenen Herrenehrgeiz wie in fatalistischer Gleichgültigkeit ebenmäßig „großzügigen Natur" nicht allzu schwer finden. Heikler ist für ihn die Schicksalsfrage Finnlands, das als Ausfallstor nach drei Meeren, nach der Ostsee, Atlantischem Ozean und dem Eismeer, ihm ein unentbehrliches Großmachtvorwerk ist, noch heikler das ukrainische Problem. Das Rätseln darüber, ob es den Ukrainern gelingen wird, dauernd ihre Selbständigkeit zu behaupten, oder ob die alten Anziehungskräfte zwischen Kiew und Moskau sich stärker erweisen werden als die nationalistischen Absonderungsenergien, hat praktisch keinerlei Wert: Deutschland kann nicht mehr tun, als zunächst mit den ihm zur Verfügung stehenden, aber durch die natürlichen Verhältnisse beschränkten Mitteln die Ukraina ehrlich in ihrem Freiheitskampf zu unterstützen. Hat weiterhin das Moskowitertum sich entsprechend jener Eigentümlichkeit seiner zwitterhaften seelischen Veranlagungen nach dem Frieden von Portsmouth überraschend schnell in den Verlust der mandschurischen Zugbrücke nach dem Stillen Meer gefunden, so ist damit nicht bewiesen, daß es ebenso leicht auf Sibirien verzichten würde. Schon der berüchtigte Landhunger des Muschik wird dessen Drang nach dem russischen Amerika immer wieder mit elementarer Gewalt hervorbrechen lassen. Ein wirklich staatsmännisch denkender und weitsichtiger Erbe des verwaisten Throns der Romanoff hätte also gerade beim Wiederaufbau des Reiches nach Westsibirien seine Blicke zu richten und den mittelasiatischen Kurs der Petersburger Politik wieder aufzunehmen, auf den einst Kuropatkin hindrängte, und von dem sich der verblendete Nikolaus der Zweite durch die Fata Morgana, über Wien nach Konstantinopel marschieren zu können, abbringen ließ. In großzügigen Formen und unter Pflege statt Unterdrückung des erwachten völkischen Selbständigkeitsgeistes dort die Grundmauer eines neuen Rußlands mit blühender Bauernwirtschaft, gesunden sozialen Verhältnissen und politisch frei atmenden Bevölkerung zu schaffen: das wäre ein wirklich großes Ziel und eine wahrhaft herrscherliche Sendung, deren Erfüllung Rußland innere Festigkeit und Lebensfrische wiedergeben und zugleich ein glückliches, dem Frieden dienendes Gleichgewicht in Asien herstellen würde. Denn die Verwirklichung all der angelsächsischen, mit den japanischen Machtplänen

halb sich kreuzenden, halb zusammenlaufenden Ideen, in scheinbarer Unterstützung Rußlands Sibirien kapitalistisch auszubeuten und gleichsam in ein rückwärtiges Waffensammellager und Aufmarschgebiet für einen neuen Angriff gegen die Mittelmächte zu verwandeln, müßte ganz Nordasien zu einem anderen Persien und zu einem neuen Glutherd ewiger Unruhen und haßerfüllter Kämpfe zwischen fremden Herren und eingeborenen, gegen das Joch der Unterdrücker sich aufbäumenden Völker machen.

Wird also mit solchen Ausblicken nicht doch wieder jener Weg von Berlin über Moskau nach Tokio frei? Vor rund fünfundzwanzig Jahren schrieb Paul de Lagarde:

> Europa steht zwischen Rußland und Amerika. Es ist die Lage der Dinge dadurch verschlimmert, daß in Europa Frankreich, ohne Verständnis für die eigne Zukunft, Rußlands Geschäftsführer und Bundesgenosse geworden ist, daß England sich in zweiter Linie als europäische Macht, vor allen Dingen als eine überall auf der Erde interessierte Handels- und Seemacht fühlt und darum für die Politik Europas sich nicht sicher in Rechnung stellen läßt: die längst sprichwörtliche Perfidie der englischen Politik liegt, wie auch die Perfidie der karthagischen Politik das ihrer Zeit getan hat, in der Natur der Dinge.

Japans geschichtliche Aufgabe war es, vom anderen Ende der Welt aber doch gemeinsam mit Deutschland um die Befreiung der Welt von dieser dunklen, unheilvollen britischen Gewalt zu kämpfen. In seltsamer Schicksalsfügung sind es heute die deutschen Waffen, die ihm freie Hand, wie in der Nordmandschurei und den Amurgrenzgebieten, so zur Behauptung seiner Erfolge gegen Großbritannien geschaffen haben. Da ein ähnliches Schicksal auch Nordamerika dank seiner törichten Kriegspolitik droht, wird zugleich von Tokio der Alpdruck der Sorge genommen, daß ein Ring der angelsächsischen Kampfgenossen und ihrer Dienstvölker ihm die Gewinne wieder abjage, die es glücklich auf Kosten aller europäischen Mächte in die Scheuern gebracht hat. In dem Maß, wie immer deutlicher zutage tritt, daß die ganze Ententebündelei der japanischen Politik und die darauf gesetzten Hoffnungen Nieten sind, werden tatsächlich mehr und mehr Stimmen in Tokio laut, die bewundernd, mit dem Unterton der Reue und des bitteren Bewußtseins auf die unvergleichliche Widerstands- und Stoßkraft der Mittelmächte hinweisen, wie das Mikadoreich mit der Kriegsansage an Deutschland um leicht zu erraffender Beute willen sich das Pfand einer wirklich glücklichen Zukunft verscherzt habe. Kassandrarufe solcher Art sind gewiß wohl begründet. In Nacht und Not der Weltkriegsdämmerung, in ihrem das Erdall erschütternden Aufruhr der Elemente steht Japan neuerdings allein ohne zuverlässigen Freund, mit desto mehr offenen oder heimlichen Feinden, im Angesicht des Fiaskos einer Taktik, die mit allzuviel Eisen im Feuer spielte und auf keines Stahlhärte vertrauen kann. Tokio hat 1914 aufs falsche Pferd gewettet, und den Einsatzverlust muß es, wie jeder Spieler, der die verlierende Farbe hält, tragen. Deutschland siegt, wie vorausgesagt, im fernen Osten durch die Schärfe seines

Schwertschlags in Europa: es hat keine verstiegenen Forderungen zu stellen, aber es wird und muß diejenigen Ansprüche stellen, die es vor willkürlichem Raub wohlerworbenen Guts dauernd schützen und ihm einen Sonnenplatz unter dem Himmel Ostasiens und der Südsee dauernd sichern. Jeder, der in Ostasien Lebenserfahrungen gesammelt hat, weiß, daß entgegen dem äußeren Schein nicht Japan, sondern China das Land der Zukunft im Reich des Mongolentums ist. Justus v. Liebig hat mit Recht gerühmt: „Die Geschichte des größten Reichs der Erde weiß nichts vom Entstehen und Vergehen eines Volkes; von der Zeit an, wo Abraham nach Ägypten zog, bis zu uns beobachten wir in China eine regelmäßige, durch innere Kriege nur vorübergehend unterbrochene Zunahme der Bevölkerung; in keinem Teil des großen Ländergebiets hat der Boden aufgehört, fruchtbar und dankbar für die Pflege des Bebauers zu sein." Und obwohl das Chinesentum schon in frühester Zeit eine Geldwirtschaft als Mittel des Güterverkehrs entwickelte, war es doch zugleich der erste Schrittmacher eines physiokratischen Systems, das die Quelle alles Nationalreichtums nicht im Handel, sondern allein im Grund und Boden und im Ackerbau machte. Der Chinese ist dem Japaner nicht nur an bäuerlichem Leistungsvermögen und daher als Siedlungs- und Kulturpionier, sondern auch an politisch-schöpferischen und sozial-wirtschaftlich-organisatorischen Fähigkeiten, endlich nicht minder am Goldgehalt selbständig entwickelter sittlicher und ethischer Lebenswerte weit überlegen. Die Zeit mag kommen, da in Tokio von selbst die Erkenntnis reift, wie die so maßvollen Ansprüche Deutschlands zur Machtbehauptung rechtmäßig erworbenen Besitzes in der Südsee als Stütze seines Handels und eines vernünftigen Gleichgewichts im Bereich der pazifischen Machtsphäre Japans wohlverstandenen Interessen nicht widersprechen, sondern förderlich sind. Aber solche Einsicht möchte wohl leicht das Verhältnis zwischen Berlin und Tokio auf den alten Stand vernünftigen Vertragens zurückführen, könnte aber nichts an dem Grundgesetz deutsch-asiatischer Politik ändern, daß deren Kurs in erster Linie nach Peking, nicht nach Tokio auszurichten ist. Der vielbekrittelte Frontwechsel der deutschen Diplomatie in Schimonoseki war, obgleich vielleicht fehlerhaft in manchen formellen Einzelheiten angesetzt und durchgeführt, taktisch durchaus vernünftig in der Generalschwenkung zur Deckung des Reichs der Mitte hin. Die Ernte dieser richtig angelegten Politik gilt es heute zu sichern, soll auch im fernen Osten und auf dem größten Weltmarkt der Zukunft das deutsche Gesetz der Meeres- und Handelsfreiheit ein leuchtender Pharus der Völkerfreiheit und beschworener Verträge zugunsten der Unverletzlichkeit schwacher Nationen werden und vom deutschen Weltfrieden auf dem ganzen Erdenrund das Wort gelten: pacta recta, pax secura!

Großmachtsfrage und Anfänge des Liberalismus in Holland.

Von

Jan Valckenier Kips.

Die sinkende Sonne sandte ihr güldenes Licht über das Blachfeld von Nieuwpoort. Die schräg einfallenden Strahlen färbten die Umrisse der Dünen blutig rot. Auf weißem Rosse hielt Prinz Moritz von Oranien auf einem der höchsten Hügel. Weithin leuchteten die orangefarbenen Straußfedern auf seinem goldenen Helm, während die ihn umgebenden Offiziere auf schwarzem Harnisch quer über die Brust die orangefarbene Feldbinde trugen. Und wie es im Wilhelmusliede heißt:

Mijn ruiters sachmen draven
Seer moedich door dat veld.

Von den von Moritz zurückgesandten Schiffen sah man nur noch die braunen Segel auf hohem Meer; aber als die Spanier sich endlich, nachdem sie am Vormittag das Heer des Prinzen Ernst Casimir von Nassau vernichtet hatten, am Nachmittage getrauten, die Hauptmacht anzugreifen, ließ Moritz ein paar Geschütze schwerer Artillerie am Strande auffahren, um durch umfassende Bewegungen der ihm gebliebenen Reiterei seinen Gegenangriff zum durchgreifenden Erfolge zu gestalten.

Und als er dann die durcheinandergekommenen Verbände wieder sammelte, da wurden ihm mehr als hundert eroberte Fahnen zugetragen, in Mengen wurden die Gefangenen zum Sammelplatz geführt, und unermeßliche Beute wurde aufgeschichtet.

Der Sieg vom 2. Juli 1600 zählt mit zu den berühmtesten der Geschichte.

Am Tage nach der Schlacht zog Moritz nach Ostende, wo er die „Deputierten im Felde" zurückgelassen hatte, unter der Führung Oldenbarnevelts. Die Herren hatten durch ausdrücklichen Befehl Moritz, ungeachtet dessen Widerspruchs, in die gefährliche Lage bei Nieuwpoort gebracht. Beim Donner der Geschütze begaben sie sich alsbald in die Kirche und haben dort den Tag über auf den Knien Gebete gesprochen und Psalmen gesungen. Als am Abend nach der Schlacht der Feldherr außerstande war, mit seinen erschöpften Truppen den fliehenden Feind zu verfolgen, waren die Herren Deputierten

noch nicht so weit zu sich gekommen, daß sie es wagten, diesem mit dem ihnen zur Verfügung stehenden starken Bedeckungskorps den Weg zu verlegen, beziehungsweise ihn zu vernichten.

Oranien und die Oligarchen: das waren die dramatis personae, zwischen denen die Tragödie um das Schicksal Hollands sich abspielte.

Von Nieuwpoort an betrachteten die holländischen Politiker den Prinzen Moritz mit ständig wachsendem Mißtrauen, das bald in Haß überschlug. Von den sich daraus entwickelnden Ereignissen war der holländische Staat das Opfer.

Die Jahrhundertwende bedeutete für Holland eine günstige Wendung seines Geschickes.

Schlag auf Schlag waren Städte und Burgen dem militärischen Genie des Oraniers erlegen. Dem durch Handstreich bezwungenen Breda folgten in Brabant Hemert und Steenbergen, dann Zütfen, Deventer; Hulst, in Seeland; Nymegen hinwieder in Geldern, Steenwyk und Coevorden. In Geertruidenberg in Brabant wurde der Kirchturm als Aussichtsposten gebraucht und deshalb von Moritz zusammengeschossen, wobei zugleich der Kommandant getötet wurde. Dann eroberte er Groningen. Nach der Reiterschlacht von Tournai vertrieb er die letzten Spanier aus Geldern und Overyssel.

Er erschien mit seinem Heere überall dort, wo man ihn am wenigsten vermutete, und wehrte sich der Übermacht an den verschiedensten Punkten durch überraschende Offensiven mit beschränkten Zielen. Nach Nieuwpoort ging aber auch die strategische Führung auf ihn über; nachdem die nördlichen Provinzen ganz vom Feinde befreit waren, wandte er sich gegen Süden und bedrohte die „Erzherzöge" Albertus und Isabella in ihrem eigenen, ihnen von Philipp von Spanien als Brautgift übertragenen Reich.

Bereits Wilhelm von Oranien hatte 1576 mit der Pazifikation von Gent eine Einheit der siebzehn niederländischen Provinzen zu erreichen gehofft; seinem Sohne war die Möglichkeit dazu gegeben. Es war eine sittliche Forderung, die Vlamen, die, so lange sie konnten, den Holländern als treue Waffenbrüder im Kampf um die Freiheit zur Seite gestanden hatten, vom welschen Joche zu befreien und gegen Mißwirtschaft, Unterdrückung und Verarmung zu schützen. Es war aber auch ein politisches Gebot, die Zurückziehung der spanischen Truppen aus den südlichen Niederlanden wo nötig mit Gewalt durchzusetzen, wenn sie nicht als offenes Ausfallstor eine fortwährende Bedrohung für die nördlichen Niederlande darstellen sollten.

Die Belange Hollands brachten es mit sich, den Krieg fortzusetzen bis zur völligen Erschöpfung, nach einem Bismärckischen Ausdruck bis zum Weißbluten Spaniens; und Moritz riet zur kräftigen Fortsetzung, bis die Spanier so geschlagen waren, daß sie zu einem für Holland glorreichen Frieden sich bequemten.

Während die spanischen Finanzen sich unter den Nachfolgern Philipps des Zweiten immer bedenklicher gestalteten und das spanische Weltreich allmählich haltlos in sich zusammenfiel, verfügte Holland über reichliche Hilfsquellen, um den Krieg weiter durchzuhalten.

Die Bevölkerung der nördlichen Niederlande war ebenso zahlreich wie die Englands; Holland aber verfügte über bedeutend größeren Reichtum. Frankreich war von inneren Streitigkeiten noch immer zerrissen. Im deutschen Reiche sollte die Gärung bald zum Ausbruch des Krieges führen. Unter den Staaten Europas stand Holland mindestens politisch ebenbürtig da.

Die strebsame Bevölkerung trieb Gewerbefleiß und Handel mit jedem Jahre zu höherer Blüte.

Handwerker und Kaufleute aus Flandern siedelten sich in Amsterdam, Haarlem, Leyden, Delft an. Die Textilindustrie brachte glänzende Gold- und Silberbrokate, Samt und Seide, Tuch und Wolle in hervorragender Qualität hervor. Die Fayence- und Porzellanfabrikation war weltberühmt. Der Fischfang brachte ungeheure Schätze ins Land. Schiffbau wurde im größten Maßstabe getrieben mit Hölzern aus dem Schwarzwalde und von der Ostsee. Sogar Eisen und Stahl wurden in Holland bearbeitet.

Bis dahin hatte der holländische Überseehandel sich meist auf die Ostsee gerichtet. Als nach dem Tode Philipps des Zweiten 1598 sein Nachfolger alle spanischen und portugiesischen Häfen für holländische Schiffe schloß, verbot Holland selbst jeden Handel mit Spanien. Was die Holländer bis dahin aus zweiter Hand in Lissabon kauften, holten sie sich nun selbst. 1591 fuhren holländische Schiffe bereits nach Venetien und der Levante, und die aus Spanien vertriebenen jüdischen Kaufleute, die De Pinto, Mendes da Costa, Sarphati, Lopez Suasso und andere Sephardim pflegten von nun an ihre Beziehungen mit der östlichen Mittelmeerküste von Amsterdam aus. 1598 fuhren 8 Schiffe nach Indien, die 1600 mit Pfeffer und Gewürznelken beladen zurückkamen. 1602 waren 65 Schiffe unterwegs. 1609: 120. 1602 wurde die Ostindische Kompagnie gegründet.

Bereits 1596 wurde ein Freihandelsvertrag mit Frankreich geschlossen (was ja die Waffe des Stärkeren zu sein pflegt), der 1608 und 1647 erneuert wurde; 1609 folgten Handelsverträge mit Marokko und Japan, 1612 mit der Türkei.

Faktoreien und Niederlagen der Holländer wurden in Basrah am Persischen Golf, an der ganzen Küste Indiens entlang und auf Ceylon, bis nach Japan hin gegründet. Das Kap der Guten Hoffnung wird den Portugiesen abgenommen; 1609 entdeckt der englische Seefahrer in holländischen Diensten, Hudson, die Hudsonbucht und den Hudsonfluß, an dem binnen fünf Jahren das heutige Newyork unter dem Namen Neu-Amsterdam gegründet werden sollte. Australien, Neuseeland und Tasmanien werden von den Holländern entdeckt.

Das holländische Kolonialreich überflügelte das alte römische so weit, als die Welt die damals bekannte alte Welt an Ausdehnung übertrifft.

Sir Walter Raleigh und andere schätzen um 1603 die Zahl der holländischen Handelsschiffe auf 20000; Raleigh schreibt: „Die Holländer haben so viel Schiffe wie elf Königreiche zusammen, wovon England eins sein mag."

Holland war die zentrale Werkstätte, wo die Bedürfnisse der ganzen Welt angefertigt wurden; die Holländer waren die Reeder für die ganze Welt; der Welthandel war in den Händen der holländischen Kaufleute; als Kolonisten und Pflanzer waren die Holländer aller Welt voran; bald wurde Holland auch das Weltbankhaus, als der Amsterdamer Magistrat 1609 dort die Börse gründete, die noch für Adam Smith vorbildlich war (IV, 3).

In Amsterdam floß der Güterhandel und das Geldgeschäft der ganzen Welt zusammen.

Um die Jahrhundertwende machte ein englischer Kaufmann, Sir John Keymer, eine Reise über das europäische Festland, deren Ergebnisse er 1601 veröffentlichte. Nach einer ausgiebigen Darstellung der holländischen Volkswirtschaft verfehlt er nicht zu klagen, daß auf diese Weise den Engländern in ihren eigenen Gewässern das Brot aus dem Munde genommen würde.

Dieselbe Klage wird 1603 von Sir Walter Raleigh geführt:

„Ein Überfluß an Korn wächst im Osten Europas; aber die Kornvorräte, womit Christen und Heiden in teuren Zeiten versorgt werden, liegen in den Niederlanden, die bei jeder Teuerung für sieben Jahre Gewinn einheimsen. Wolle und Stoffe, Blei und Zinn befinden sich in England; aber die Niederlande wimmeln von Werkstätten, wo die Rohstoffe gewoben, gefärbt, verarbeitet und verhandelt werden." Auch Sir Walter will dann Hollands Reichtum nach England überleiten.

Ein dritter englischer Kaufmann, Lewes Roberts, schreibt etwas später: „Es wächst kein Zimmerholz in Holland, aber in Holland liegen die Vorräte; es wächst dort kein Korn, aber es liegen dort die Vorräte; es gibt weder Weinberge noch Salz in Holland, aber es hat die Vorräte davon; es gibt keine Wolle in Holland, aber Vorräte von wollenen Stoffen in allen Qualitäten usw."

Kein Wunder, daß zum Beispiel die Bevölkerung Amsterdams sich um die Jahrhundertwende in zehn Jahren verdoppelte und in weiteren zehn Jahren nochmals verdoppelte. Die schönen, blühenden Städte lockten die Reisenden aus allen Gegenden der Welt nach Holland. Staunend berichtete eine russische Gesandtschaft 1615, daß ganz Holland eine reiche, mit Straßen und Landhäusern abwechselnde Stadt zu sein schien. Ein englischer Reisender beschreibt die Häuser als eine Augenweide innen und außen; er lobt den reichen und zierlichen Charakter, die köstliche und künstlerische Einrichtung. Noch heute gibt manche Stadt Hollands ein allerdings verblaßtes Bild der damaligen

Schönheit. Der Plan zu den berühmten drei Ringen Amsterdams, Heerengracht, Keizersgracht und Prinsengracht, wurde bereits 1608 gefaßt.

Während also Prinz Moritz außerhalb der nordniederländischen Grenzen den Krieg siegreich weiterführte, gedieh die Bevölkerung zur höchsten wirtschaftlichen Blüte.

Militärisch war die Lage günstiger denn je; politisch wuchsen das Ansehen und die Macht Hollands mit jedem Jahre; wirtschaftlich war es nicht einmal eine Last, den Krieg zu führen, sondern in gewisser Hinsicht sogar ein Vorteil.

Die Vereinigung der südlichen Niederlande mit den nördlichen hätte Holland zu einer Großmacht gestalten können, reicher, blühender und mächtiger als irgendeine andere im damaligen Europa.

Man hätte nur den Krieg weiterführen sollen, um ein großniederländisches Reich erstehen zu lassen im Umfange der von Karl dem Fünften beherrschten niederländischen Lande, wie ein solches nachher vom Wiener Kongreß 1815 als Schutzwall und Pufferstaat gegen Frankreich gegründet wurde. Nur mit dem Unterschiede, daß dieses Reich damals wirtschaftlich und politisch allen anderen Staaten voranstrebte und eine Stelle an der Spitze aller Großmächte eingenommen hätte.

Es war ein Weltreich, das die Geschichte in ihrem Schoße für Holland bereit hielt!

Allerdings wäre ein Teil des Reichtums und des Handels von Holland nach den südlichen Provinzen zurückgeflutet. Die Wiedereröffnung der Schelde hätte Antwerpen zu einem bedeutenderen Hafen als Amsterdam machen können.

Es kam aber noch ein anderes Bedenken auf. Eine Föderativverfassung, oder vielmehr ein bloßes Schutz- und Trutzbündnis, wie es die Utrechter Union von 1579 darstellte, war für ein Nord- und Südniederland umfassendes Gebiet praktisch unhaltbar. Es hätte im Sinne der Dinge gelegen, daß der ruhmgekrönte Feldherr, der Prinz von Oranien, als konstitutioneller König der siebzehn Vereinigten Niederlande die Krone getragen hätte.

Da saß der Stachel und lockerte sich nicht.

Eifersucht und Mißtrauen sind aber Charakterzüge jeder vielköpfigen Regierung. Die Staaten Hollands waren bald nach Nieuwpoort eifriger bestrebt, den Einfluß Moritz' zu schwächen, um ihren eigenen zu stärken, als die Macht Spaniens zu schwächen, um Holland zu festigen.

Die innere Geschichte der Niederlande zeigt das Schauspiel eines fortwährenden Ringens zwischen der vaterländischen Partei, der Partei der Einigung und des nationalen Zusammenhaltens, die, vom Statthalter und von dem Adel geführt, ihre Wurzeln im Heere, bei den protestantischen Pastoren und im Volke hatte: und einer dem Namen oder dem Scheine nach demokratischen Partei, die, sich auf die „gemeine Freiheit" immer berufend,

gegen eine organische und nationale Einigung der Niederlande ankämpfend, lokaler Autonomie und Sondervorrechten nachstrebend, immer bereit, nationale Belange Parteiinteressen unterzuordnen, ihre Angehörigen in den städtischen Magistratskollegien hatte.

Der organischen, der tieferen und breiteren Auffassung von Staat und Freiheit wurde in Holland vom Volke, den kleinen Leuten, den evangelischen Pfarrern, dem Adel, dem Hause Oranien gehuldigt.

„Eigenart und Eigentümlichkeit der Kraft und der Bildung" (Meinecke) besaßen seit dem Mittelalter und vielleicht noch bis ins neunzehnte Jahrhundert die bescheidenen kleinen Leute und sonst die eben genannten. Sie alle waren auch immer bereit, ihr Blut und Leben für den Staat, in dem sie lebten und dessen Leben sie wollten, herzugeben. Sie setzten sich auch inneren Feinden gegenüber gerne allen Gefahren aus. Sie blieben noch lange so, wie Goethe sie in seinem „Egmont" schildert.

Das kapitalistische Großbürgertum aber wurde von Ideen der Renaissance angehaucht und sah im Staate „eine Schöpfung willkürlich zwecksetzender Individuen". Sie wünschten, vom Staate frei zu sein, und schätzten die Belange des einzelnen grundsätzlich höher ein als die des Staates. Auch ihre Kultur war ganz vom formalen Wesen der Renaissance eingenommen, wie Hermann Felix Wirth das in seinem schönen Buche über den Untergang des holländischen Volksliedes dargetan hat.

In England ist der bürgerliche Kapitalismus langsam und allmählich mit dem Staate emporgekommen und hat in stetigem Entwicklungsgang den Staat wie ein Sauerteig durchsetzt, so daß er ihn zuletzt ganz seinen Interessen angepaßt und nach seinem Bilde geformt hat. In Frankreich ist er im Staate, aber im Gegensatz zu ihm, erst viel später hochgekommen und hat ihn in Revolutionen für seine Zwecke erobert. In Deutschland wuchs er erst auf, als der Staat unter preußischer Führung sich fertig entwickelt hatte, und hat sich im Staate an den Staat angepaßt. In Holland ist gerade durch den Krieg mit Spanien der bürgerliche Kapitalismus rasch emporgeschossen, hat sich dem Staate gleich feindlich gegenübergestellt, ihn an seiner Konsolidation gehindert und mehrmals den Versuch unternommen, ihn zu sprengen.

*

Als Spanien 1607 um Frieden bat, fand es bei den Staaten unter Barnevelts Leitung Gehör. Ein endloser Aufzug reichgeschmückter Karossen brachte die spanische Abordnung in Hollands Wiesenlandschaft. Die spanischen Staatsmänner wollten aber nur Aufschub und hofften durch Intrigen zurückzugewinnen, was ihre Gegner mit dem Schwerte erobert hatten. Die Unterhandlungen zerschlugen sich nach anderthalb Jahren. Da aber Frankreich alles daran gelegen war, einen großen niederländischen Staat nicht an seinen

Grenzen erstehen zu sehen, arbeitete der französische Gesandte Jeannin auf einen Waffenstillstand hin, der am 9. April 1609 zustande kam.

Eine der Bedingungen des für zwölf Jahre geschlossenen Waffenstillstandes war, daß der Hafen von Antwerpen für immer geschlossen sein sollte. Er blieb es bis 1792.

Welchen Vorteil Holland von einem Frieden gehabt hätte, darüber läßt sich noch streiten. Welchen Nutzen der Waffenstillstand, die also Spanien gewährte Atempause, brachte, darüber läßt sich überhaupt nicht streiten, wenn auch liberale Geschichtsschreiber meist rasch darüber hinweggleiten.

Die holländischen Oligarchen hatten beschlossen, den Krieg zu beenden, nicht weil Holland Frieden hätte schließen müssen, sondern weil der Friedenszustand ihre eigene Macht vermehren und den berühmten Feldherrn zu einem gewöhnlichen Bürger herabdrücken würde.

Die kaufmännischen Parteien Hollands trieben eine kaufmännische, kurzsichtige, nationalen Belangen entgegengesetzte Politik.

Des bürgerlichen Kaufmanns Instinkt sehnt sich im allgemeinen nach Frieden und Friedenszeiten; wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, kann er seinen Profit dabei haben; zu Haus kommt für ihn gleich die Zeit heran, wo er was Gutes in Ruhe schmausen möchte. Er führt sein Hauptbuch von Geschäft zu Geschäft und läßt es dabei an Energie und Einsicht nicht fehlen; ist aber ein Geschäft abgeschlossen, so wird ein Strich darunter gemacht und die Seite umgeschlagen: daher wird sein Blick geschult, sich immer konkret auf das Nächstliegende zu richten: er hat in Geschäften den vorausschauenden Blick, aber es fehlt ihm der weit in die Zukunft schauende Blick des Staatsmanns, der aus der Vergangenheit gelernt hat, das Kommende im Geiste aufzubauen. Der Kaufmann, der alles einschätzt nach Preis, Maß und Gewicht, hat keinen Sinn für das, was Bismarck als die Imponderabilien des Staatslebens bezeichnete.

Wie weitausschauend der Geist einzelner königlicher Kaufleute gestaltet sein mag, sein Beruf verleitet ihn immer dazu, dem materiellen Vorteil von heute größeres Gewicht beizulegen als den ideellen Gütern des Ganzen, als der Ehre und dem künftigen Gedeihen der Nation.

Ein Politiker denkt an die nächste Wahl, ein Staatsmann an die nächste Nachkommenschaft; ein Politiker strebt nach dem Erfolge seiner Partei, ein Staatsmann nach dem Erfolge seines Vaterlandes; ein Staatsmann will steuern, einem Politiker genügt es, oben zu treiben.

Das sollte aus den weiteren Ereignissen bald klar werden.

Die Holländer sind mindestens seit der Reformation ein Volk von Theologen gewesen. An der Leidener Universität entstand bereits 1603 zwischen den Professoren der Theologie Gomarus und Arminius eine Doktorfrage wegen der Bedeutung der Prädestination. Als nun das öffentliche Interesse nicht mehr vom Kriege in Anspruch genommen war, befaßte bald

ein jeder sich mit diesem Gegenstande. Es bildeten sich zwei Parteien. Die orthodoxen Pastoren waren von jeher Anhänger Oraniens und der Sache der nationalen Einheit; so wandten die Neuerer, die Arminianer, später Remonstranten genannt, sich um Schutz an die Gegenpartei, und die oligarchisch gesinnten Magistrate beeilten sich natürlich, dieser Bitte nachzukommen, um so ihrerseits auch über Pastoren zu verfügen und durch diese Einfluß auf das Volk zu gewinnen. So wuchs der theologische Zwist zu einem politischen aus.

Schlägereien an der Kirchtür fanden jeden Sonntag statt; Putsche wurden in Szene gesetzt; es gab Tote.

Auf Antrag des Prinzen von Oranien beschlossen nun die Generalstaaten, eine kirchliche Synode aller Pastoren aus den Niederlanden, zu der auch deutsche und englische Pfarrer zugezogen werden sollten, zu berufen, um den Streit zu schlichten.

Auf den Rat Barnevelts beantworteten die Staaten Hollands diese Maßnahme am 4. August 1617 mit dem Erlaß der sogenannten „Scharfen Resolution", laut der, weil die Religion zur innerstaatlichen Kompetenz der Provinzen gehören sollte, nichts mehr oder weniger als der Beschluß gefaßt wurde, eigene Provinzialtruppen zu werben und den Truppen der Union zu verbieten, der allgemeinen Obrigkeit Gehorsam zu leisten.

Das war der Bürgerkrieg.

Im Volke gärte es, und in Leiden, der Hochburg des Arminianismus, wäre es fast zu Straßenkämpfen gekommen, als dort die arminianischen Studenten eine Freischar bildeten. Unter dem Rufe „Oranje Boven" lief eine Volksmenge von Männern und Weibern zu Hauf und wollte die kleine Schar erschlagen. Indem eines der Weiber die Fahne, auf der die Göttin Minerva mit der Eule abgebildet war, beim Stock griff, hatte der Anführer der Studenten aber einen rettenden Einfall. „Seht ihr denn nicht, daß wir den Prinzen selbst im Wappen führen? Da steht er in güldener Wehr, sein Jagdfalke neben ihm!"

Dieser komische Zwischenfall konnte aber über den Ernst der Sache nicht täuschen.

Als ein endloser Schriftwechsel nichts fruchtete, beauftragten die Generalstaaten den Prinzen, die ungesetzlichen, den Bestimmungen der Union zuwider angeworbenen Truppenverbände aufzulösen und die auffässigen Magistrate abzusetzen.

Barnevelt riet der Stadt Utrecht, einem der Hauptsitze der Bewegung, sich auf eine Belagerung vorzubereiten.

Prinz Moritz, an der Spitze eines Heeres und von einigen Deputierten der Generalstaaten und einem großen Gefolge begleitet, machte sich auf den Weg, und seiner Tatkraft und seinem Geschick gelang es, obwohl nicht ohne eigene Gefahr, die Auflösung der unrechtmäßigen Banden ohne Blutvergießen durchzusetzen.

Die Führer der Bewegung, unter ihnen Oldenbarnevelt und De Groot, wurden gefangen gesetzt, die Magistratskollegien gesäubert. Barnevelt wurde zum Tode verurteilt und enthauptet; in der Begründung des Urteils las man: „weil er Staaten im Staate, Regierungen in der Regierung und neue Bunde in und gegen die Union hatte errichten wollen."

Jetzt brauchte Moritz nur den Arm auszustrecken, um die Königskrone, die ihm winkte, zu ergreifen. Er ergriff sie nicht.

Er war ein Genie von höchster wissenschaftlicher Begabung. Von allen Mitgliedern seines hochbegabten Geschlechtes hat er über die umfangreichsten positiven Kenntnisse verfügt. Gerade aus seiner großen geistigen Bedeutung muß man es erklären, daß er von den politischen Treibereien und Ränken so angeekelt wurde, daß er sich allmählich zur platonischen Auffassung bekannte, daß alles Menschliche nur geringer Mühe wert sei. Es mag eine gewisse geistige Ermüdung und Gleichgültigkeit über ihn gekommen sein. Er ließ es dabei bewenden, Ruhe und Ordnung wiederhergestellt zu haben.

Als Friedrich Heinrich die Nachfolge Moritz' antrat, schien es, als ob sein eigener ruhiger Geist sich über den Staat ausbreitete; obwohl es ihm nicht an Mut, Energie und Entschlossenheit fehlte, so war doch Leben und Lebenlassen sein Wahlspruch. Alle Welt fühlte sich zufrieden; weltberühmte Bauten entstanden in den Städten; die Künste, vor allem die Malerei, standen in hoher Blüte. Aber das Feuer glomm unter der Asche weiter.

Als 1638 Friedrich Heinrich ein Unternehmen gegen Antwerpen aufgeben mußte, war das Mißlingen vor allem dem zuzuschreiben, daß holländische Kaufleute die Stadt mit allem Nötigen versehen hatten. Auf den Antrag des Prinzen wurde ein Kaufmann, Bylandt, der große Mengen Geschützpulver nach Antwerpen geliefert hatte, festgenommen und vor Gericht gestellt. Der verteidigte sich mit den Worten: „Und wenn ich zur Hölle fahren müßte, um Profit zu machen, ich würde hinfahren, sollte ich mir dabei auch meine Segel verbrennen." Er wurde freigesprochen. Die Rechte des Einzelnen, um Handel zu treiben nach Belieben, sollten dem Interesse des Staates nicht geopfert werden. Der Einzelne hatte Vorrang vor dem Staat.

Als der Krieg gegen Spanien seinem Ende entgegenging, tat sich eine letzte Gelegenheit auf, die Niederlande zu einer Großmacht zu gestalten.

Die Niederlande hatten ein Bündnis mit Frankreich geschlossen, um die südlichen Niederlande unter sich zu verteilen, und noch 1648 erbat sich die Bevölkerung Flanderns und Brabants die Aufnahme in die Nord-Niederländische Union.

Die Provinz Holland aber wollte aus den südlichen Niederlanden vielmehr einen Pufferstaat bilden; vor allem, um den Handelswetteifer Antwerpens und den Gewerbfleiß Flanderns nicht aufkommen zu lassen. So schickte jede Provinz einen eigenen Delegierten zu den Friedensverhandlungen, und Frank-

reich wurde bald gewahr, daß die Provinz Holland, entgegen den Bestimmungen der Utrechter Union und entgegen dem beschworenen Bündnisvertrag, auf einen Sonderfrieden mit Spanien hinarbeitete. Die anderen Provinzen aber ließen sich durch die Drohungen Hollands, gegebenenfalls allein vorzugehen, einschüchtern, und der Friede wurde zu Münster abgeschlossen. Zwei Ergebnisse dieses Friedens sind hervorzuheben: erstens, daß beim Friedensvertrag die Schließung des Antwerpener Hafens besiegelt wurde und Antwerpen also tatsächlich bis 1792 vom Verkehr abgesperrt blieb; — zweitens, daß Frankreich sich die Frucht seiner Anstrengungen entgleiten sah.

Es war ein Friede des Verzichtes. Die Parteipolitiker hatten wieder einmal gesiegt; und es schien, als ob man fünfzig Jahre lang Krieg geführt hätte, nicht um eine lebensfähige Großmacht zu gründen, sondern um einen Wettbewerber der Amsterdamer Kaufleute zu erdrosseln.

Die Vereinigten Provinzen schienen den Gipfel des Ruhms und des Ansehens bei allen Weltmächten erstiegen zu haben; und so wurden, mit den Worten eines Zeitgenossen: „einige Regenten dadurch so weit persuadiert, daß sie nicht glaubten, leicht wieder einen Krieg zu Wasser oder zu Lande bestehen zu müssen, und daß sie also meinten, daß eine republikanische Regierung weiterhin auch ohne die Autorität eines illustren Hauptes als Statthalter gehandhabt werden könnte." — Noch heute hört man von gewissen Geschichtschreibern bestätigen, daß Holland damals in der Tat keinen Statthalter mehr gebraucht hätte.

Man beachtete nicht, daß Frankreich über die ihm zuteil gewordene Behandlung grollte.

Man beachtete überhaupt nicht, daß über See bereits seit fünfzig Jahren neidische Blicke auf den holländischen Reichtum geworfen wurden.

Man glaubte, ungestört sich wieder in das Getriebe der inneren Parteipolitik begeben zu können.

Durch außergewöhnliche Gaben des Geistes und des Charakters ausgezeichnet, war der junge und stürmische Wilhelm der Zweite einer der genialsten unter den Oraniern. Vielleicht nur die Hohenzollern haben eine ähnliche Folge staatsmännischer und militärischer Genies aufzuweisen, wie die ersten fünf Prinzen aus dem Hause Oranien.

Thukydides läßt aber den Kleon sagen: „Bescheidene Mittelmäßigkeit ist eine viel sicherere Stütze des Staates als das Genie, das sich nimmer fügen will; und weniger kluge Männer versorgen das öffentliche Wohl viel besser als Männer von Genius und Fähigkeit."

Den Parteipolitikern der Provinz Holland war Prinz Wilhelm ein nichts weniger als genehmer Anwärter auf die 1630 erblich erklärte Nachfolge Friedrich Heinrichs, und nur mit vieler Mühe und unter bedeutenden Einschränkungen wurde er in die Ämter seines Vaters erhoben.

Der parteipolitische Liberalismus ist aber überall und zu allen Zeiten ein prinzipieller Gegner der Monarchie und besonders ein Feind ausreichender Maßnahmen zur Landesverteidigung gewesen.

Holland fing für seinen Teil, wiederum den Bestimmungen der Utrechter Union entgegen, schon abzurüsten an.

Um dem zu steuern, beschlossen die Generalstaaten, eine „solennelle Deputation": eine „deftige Bezendung" unter der Führung des Prinzen an die Städte Hollands zum Zwecke ernster Vorhaltungen zu senden.

Das Drama, das Moritz hatte erleben müssen, wiederholte sich, aber mit anderem Ausgang.

Wilhelm ließ sechs der Leiter der Bewegung, darunter den Bürgermeister Jacob de Witt, Vater der Gebrüder Johann und Cornelius, festnehmen und wieder in das Schloß Loevesteyn einsperren. Die Provinz Holland gab nun sofort klein bei und fügte sich in allem der Union. Der französische Gesandte schrieb an den Kardinal Mazarin, Wilhelm habe einen Meisterstreich geführt und in drei Wochen mehr erreicht als sein Vater während seines ganzen Lebens.

Als nun aber der Prinz aus verschiedenen Gegenden Truppen gegen Amsterdam zusammenzog, um es überraschend zu besetzen, verirrte sich ein Reiterregiment, so daß die Stadt gewarnt wurde, die Tore sperrte und das umliegende Land inundierte.

Wenige Tage nachher starb Prinz Wilhelm im Alter von kaum vierundzwanzig Jahren eines plötzlichen Todes. So plötzlich und in einem für seine Gegner so günstigen Augenblick ereilte ihn der Tod, daß das Volk an eine natürliche Todesart nicht glauben wollte, und Kardinal Mazarin sich äußerte, er sei vergiftet worden.

Bei der Todeskunde rief Pastor Stermont im Haag öffentlich von der Kanzel: dieser Todesfall sei der Anfang vom Ende der Niederlande.

Auf der gegnerischen Seite aber gab es eitel Freude und Frohlocken. Es wurden Freudenfeuer in aller Öffentlichkeit abgebrannt und Medaillen geschlagen. Viele Regenten äußerten sich, der Tod des Prinzen bedeute die Geburt der Freiheit; erst jetzt, da man für immer befreit sei von der Sklaverei in Diensten der Tyrannen von Oranien, erstehe Hollands Freiheit, für die man achtzig Jahre gekämpft habe. Und im Kirchenbeutel fand sich eine größere Gabe mit der Beischrift:

De Prinz is doot
Myn gaaf vergroot
Geen blyder maar
In tachtig jaar.

*

„In den Thronsessel, der von Wilhelm den Zweiten leer zurückgelassen war, setzte sich breit und unverschämt Johann De Witt“ [1]).

Johann war ein fleißiger Arbeiter und bescheiden in seiner Lebensweise; er verfügte über umfangreiche Kenntnisse in Jurisprudenz, Philosophie und Mathematik; er spielte nicht ohne Talent die Geige und war ein guter Sänger und Tänzer; er verstand fesselnd und anregend zu plaudern und zu betrügen ohne direkt zu lügen. Solchen Männern winkt eine glänzende Laufbahn in Staaten, die durch die Macht der Rede regiert werden, und sie bilden in solchen Staaten eine außerordentliche Gefahr. Die Regenten brauchten De Witt als Werkzeug, er sie als Sprungbrett.

Mit Recht schreibt Valckenier [2]):

„Wenn verschiedene Parteien mit gleich großer Macht regieren, so ist es sicher, daß durch die Streitigkeiten, Eifersüchteleien und vielfach auch durch die Korruption, die sich unter der Verschiedenheit der Meinungen versteckt, die Debatten langwierig und die Beschlüsse mangelhaft sind, Geheimnisse leicht offenbar werden, die Ausführung notwendiger Maßnahmen aufgeschoben und in die Länge gezogen, ja manchmal auch ganz verhindert wird, wie solches manchmal die Erfahrung in der Regierung der Niederlande ohne Statthalter gezeigt hat, daß die Parteien bereits beschlossen hatten, bevor die Staaten auch nur zu erwägen anfingen, und sobald von den Staaten ein Beschluß gefaßt war, die Parteien dessen Vollführung zuvorkamen oder sonstwie durchkreuzten.“

In jedem Staate gibt es Zeiten, in welchen Geheimhaltung im Beraten, Schnelligkeit im Entschließen, Entschlossenheit im Handeln erforderlich sind. Eine Versammlung auch der besten politischen Köpfe kann aber selten geheim beraten, selten sich schnell entschließen, nie entschlossen handeln. Darum muß die Macht, um zum Besten des Ganzen zu handeln, immer einer starken Autorität übertragen sein.

Der Ruin des Staates durch die Fraktionen sollte sich bald bestätigen.

Der holländische Liberalismus hatte sich zum Parlamentarismus entwickelt und stand unter De Witt in unbeschränkter Macht; bald sollte er zeigen, was er aus dem Interesse des Landes zu machen vermochte.

Holland war um die Zeit des Friedens zu Münster unermeßlich reich.

All dieser Reichtum aber kam vom Meere. Am Meere war Holland alles gelegen.

Bereits unter Elisabeth hatten aber bedeutende Engländer wie Sir John Keymer und Sir Walter Raleigh den holländischen Handelsreichtum mit neidischen Blicken betrachtet. Und kurz nach ihnen äußerte kein Geringerer als Lord Bacon, daß Holland der Schröpfkopf sei, der Englands Blut aufsauge.

[1]) Büsken Hüet, Land van Rembrandt.
[2]) Petrus Valckenier, Das verwirrte Europa.

Grotius hatte 1609 der Welt seine berühmte Schrift über das Mare Liberum gegen die Portugiesen geschenkt. Der Oxforder Professor John Selden bewies in einem sehr ausführlichen und gelehrten Buche: „zuerst, daß das Meer nach Naturrecht und Völkerrecht nicht allen Menschen gemein ist, sondern ebenso wie das Land unter besonderer Herrschaft stehen kann, und zweitens, daß ohne Zweifel die Küsten und Häfen gegenüberliegender Staaten die Grenzen der englischen Seeherrschaft seien."

König Jakob der Erste hatte die Veröffentlichung aus Opportunitätsrücksichten verboten; 1635 erschien die Arbeit zum ersten Male und wurde dem König Karl dem Ersten gewidmet. Seitdem ist sie die Grundlage des englischen Völkerrechts geblieben, unter Seldens Motto: pontus quoque serviet illi.

Als friedlicher Wettbewerb den Engländern nicht so bald den volkswirtschaftlichen Ausgleich mit Holland brachte, gewann der Gedanke immer mehr an Boden, ob nicht Gewalt auf kürzerem Wege zum Ziele führen könnte.

Es kommt da ein Wort in den Sinn, das Kaiser Wilhelm zu Ludwig Ganghofer äußerte: was man denn von einem Reiter sagen würde, der, außerstande sein eigenes Pferd zu größerer Schnelligkeit aufzupeitschen, nun mit der Reitpeitsche seinen Nebenbuhler ins Gesicht schlagen würde.

Die Flut der aufreizenden englischen Flugschriften wurde damals von einem anonymen Hefte beschlossen, das den Titel führte: „Das Magazin der Meere eröffnet oder der Holländer vor die Tür gesetzt". Darin wurde die Frage gestellt, „ob es richtig sei, daß der starke Engländer arm bleiben sollte, während jenes Händlervolk all die Schätze der Welt genösse".

In dieser Angelegenheit zeigt die englische Politik seit Elisabeth ohne Schwanken eine fortlaufende Linie. Mag das Staatshaupt Jakob, Karl, Cromwell, Edward oder Georg heißen, es wird folgerichtig immer dasselbe Ziel angestrebt.

Die holländischen Politiker aber sonnten sich in ihrer Macht. So lange sie Geld verdienten, konnte Holland nicht in Not sein. Sie hielten England für den natürlichen Freund und Bundesgenossen.

Cromwell beschloß, den Streit vom Zaune zu brechen, und erließ 1651 die berühmte Navigationsakte, nicht die erste!, noch von Adam Smith die weiseste aller englischen Handelsverfügungen genannt.

Das war der Krieg. Für einen Krieg aber war Holland nichts weniger als bereit.

Ihren humanitären Anschauungen gemäß beschlossen die holländischen Politiker, sich auf Vorhaltungen, Proteste und Bitten zu verlegen und durch Verständigung den Frieden zu erhalten.

Man irrt aber, wenn man meint, selbstherrliche und stolze Naturen durch Mäßigung und Höflichkeit beeinflussen zu können, denn diese pflegen Mäßigung und Höflichkeit als Eingeständnis der Schwäche aufzufassen.

Im Mai 1652 war durch ein Zufallstreffen der beiden Kriegsflotten der Kriegszustand ohne vorhergegangene Kriegserklärung da.

Mit knappen Worten faßt Valckenier das Ergebnis dieses ersten Krieges also zusammen: „Zu jener Zeit durch schädliche Faktionen verteilt und durch Mangel an geeigneten Schiffen und Geschützen machtlos, hat die Republik diesen Krieg in schlapper Weise begonnen und unglücklich geführt, wodurch sie, ungerechnet 800 Kauffahrteischiffen, auch einen Teil des Ansehens verlor, das sie mit soviel Würde umgeben hatte."

„In der englischen Flotte", schrieb der tapfere alte Tromp, „gibt es mehr als fünfzig Schiffe, die besser sind als das beste der unsrigen." Die Admirale Tromp, Evertsen, de Ruyter, Witte de With, Pieter Florisz verfaßten, jedem Herkommen entgegen, einen schriftlichen Protest an die Staaten. De Ruyter verweigerte mit dürren Worten auszufahren, wenn die Schäden nicht abgestellt würden.

An zäher Pflichttreue, an kühnem Wagemut, an gediegener Schulung, an Entschlossenheit und Findigkeit in den schwierigsten Lagen vollbrachten sie Taten, die als unvergängliche Ruhmesblätter in der Weltgeschichte leuchten. Das echte Holland lebte in ihnen, das Volk der Seefahrer und Wassergeusen, das Volk, das das Fürchten nicht gelernt hatte und das im Vertrauen auf Gott auch dem übermächtigsten Feind entgegentrat, das Volk, dem Freiheit mehr galt als Leben, und das die bescheiden erfüllte Pflicht dem Tode furchtlos ins Antlitz blicken ließ.

Der Geist des Heldenzeitalters fing wieder an, sich unter dem Volk zu regen. Manche junge Amsterdamer Kaufleute ließen sich auf der Flotte anmustern und unterhielten auf eigene Kosten eine Anzahl Matrosen; sogar von jungen Frauen, darunter eine von sechzehn Jahren, haben wir Kunde, daß sie einige Zeit bei der Flotte gedient haben.

Aber die elenden Schiffe waren denen des Gegners nicht gewachsen. Nach Zahl und Bauart war die englische Flotte vom Anfang an überlegen; und wenn auch in den späteren Stadien des Krieges De Witt sich aufraffte, umfassende Flottenrüstungen durchzusetzen, der Vorsprung des Feindes ließ sich nicht mehr einholen.

Zum Übermaß starb Tromp den Heldentod in einer der unglücklichen Schlachten, am 9. August 1653.

Unter dem Einfluß der englischen Blockade verbreiteten Not und Elend sich in kürzester Zeit über das Land. In Amsterdam standen 3000 Häuser leer; ein Handschuhmacher, der mit 45 Knechten arbeitete, mußte alle entlassen; ein Spitzenfabrikant behielt von 300 Arbeitern nur 3; Bettler und Arbeitslose zogen in Scharen die Wege entlang.

Als im Januar 1654 eine bessere Flotte zum Auslaufen in den Häfen bereit lag, da fing die Provinz Holland auf eigene Faust wiederum Friedensverhandlungen an. Ja, bereits während des Krieges, am 15. März 1653, hatten die Staaten Hollands ein Friedensangebot gemacht.

Daß Holland wider die Utrechter Union vorging, als es wiederum hinter dem Rücken der übrigen Provinzen mit England über den Frieden verhandelte, kann vielleicht bis zu einem gewissen Grade entschuldigt werden mit der entsetzlichen, durch den Krieg verursachten Not. Keine Entschuldigung gibt es aber für das teuflische Ränkespiel, das die fortdauernde Ausschließung des Hauses Oranien aus allen seinen Ämtern zu einer der Friedensbedingungen machte [1]).

Hören wir einen liberalen holländischen Historiker über diesen ersten Friedensschluß De Witts:

„Auch De Witt sah die drohende Gefahr immer dichter sich nähern, die Lebensmittelpreise zu ungeahnter Höhe steigen, die Flotte eingeschlossen, die Arbeitslosigkeit um sich greifen, den Aufruhr sich überall erheben. Aber ein größeres Unheil als all dieses schien ihm die Einsetzung des Prinzen in seine Ämter, die den Untergang der Freiheit bedeutet hätte, denn die Volksstimmung war derart, daß man den Prinzen gern zum Souverän, sogar der ganzen Republik gemacht hätte."

Unterdessen arbeitete De Witt mit Kundgebungen und Potemkinschen Dörfern. Zur Verteidigung seines Vorgehens verfaßte er eine „Deduktion" (25. Juli 1654), in der die Nachteile einer einheitlichen Regierung, die Vorteile einer von Parteipolitikern regierten Republik mit advokatischer Eloquenz auseinandergesetzt wurden, um sich zur später manchmal wieder auftauchenden Behauptung zu versteigen, „daß die Niederlande dem Hause Oranien keinen, das Haus Oranien den Niederlanden aber großen Dank schulde".

Er ging sogar so weit, in einem öffentlichen Aktenstück eine Aufstellung über die Summen, die das Haus Oranien 1546 bis 1650 genossen hatte, zu verbreiten: im ganzen neunzehn Millionen Gulden; er vergaß aber, diese Summe durch 65 aufzuteilen, was dann den gar nicht übermäßigen Betrag von 300 000 Gulden das Jahr ergeben hätte, als Gehalt für Fürsten, die im Leben und Sterben immer mit ihrem Blute für das Wohl des Staates eingetreten waren.

Nachher (1662) ließ De Witt von einem gewissen Peter de la Court ein Buch über „Das Interesse von Holland" verfassen, das er selbst überwachte und wozu er aus eigener Feder einige Kapitel beisteuerte. Es strotzte so sehr von gehässigen und verleumderischen Schmähungen gegen das Haus Oranien, daß, nachdem De Witt zuerst in einer nicht mehr vollzähligen Versammlung der Staaten die Genehmigung zum Druck durchgesetzt hatte, er noch nicht ein halbes Jahr später von den Staaten genötigt wurde, die erschlichene Druckerlaubnis einzuziehen und auf die Verbreitung eine Geld-

[1]) Die Frage ist umstritten, ob Cromwell oder De Witt der Urheber dieser Bedingung war. Karl II. behauptete, den Nachweis führen zu können, daß sie von De Witt herrührte. Man beachte das „cui prodest".

strafe von 600 Gulden anzudrohen, weil, wie er unterschreiben mußte, „dasselbe Buch an vielen Stellen verleumderisch, injuriös und déteſtabel sei".

Durch Verordnungen und Verfügungen wurde immer wieder auf die Äußerungen der Pastoren und die Gärung im Volke einzuwirken versucht.

In all diesen Veröffentlichungen wurde immer wieder betont, „daß Holland wegen seines ausgedehnten Handels den Frieden brauche".

„Da wir Welthandel treiben, muß Weltfrieden unsere Parole sein."

„Daß Holland das geeignetste Land in der Welt sei für Handel und Schiffahrt; und, weil das einmal so gewesen sei, es das reichste und mächtigste Land auch bleiben würde."

„Daß Holland von Frankreich weder zu Lande noch zur See angegriffen werden könne."

„Daß Holland unter der „freien" Regierung der Regenten allen fremden Staaten die Wage halten und sich gegen alle Potentaten der Welt behaupten könne und daß England sich selbst nur den Ruin zuziehen würde, wenn es wagen sollte, Holland wieder anzugreifen."

„Daß Siege, Eroberungen und Landgewinne dem Lande Holland nicht bloß nutzlos, sondern schädlich seien."

So wurden rings herum mit fremden Staaten Verträge geschlossen; 1662 mit Frankreich und mit England, 1668 mit England und mit Schweden; und prunkvolle Medaillen mit prahlerischen Inschriften wurden geschlagen zur Verkündigung des Ruhmes des Staatsmannes und der Staaten, die solche geschlossen hatten.

Die Tripelallianz, zwischen dem zweiten und dritten Krieg mit England geschlossen, wird von Philippson mit Recht als „eine feierliche Komödie, um die erregte öffentliche Meinung zu täuschen", beurteilt.

Der holländische Diplomat Wicquefort schrieb: „Staaten schließen keine Verträge als unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß sie sie nicht länger befolgen werden, als mit ihren eigenen Interessen übereinstimmt."

Bereits 1661 organisierten die Engländer Streifzüge zu den holländischen afrikanischen Besitzungen, im Sommer 1664 zu den holländischen Kolonien in Nordamerika, die sich ohne Schwertstreich ergaben, im Herbst zur Wegnahme der holländischen Kauffahrteiflotten von Smyrna und Bordeaux; erst im März 1665 wurde der Krieg förmlich erklärt.

Die holländische Flotte stand in Bereitschaft und Bedeutung der englischen wiederum nach. Die Engländer hatten mehr, größere und besser bestückte, bemannte und besser segelnde Schiffe. Es gab sechs Admiralleutnants anstatt eines Oberkommandierenden; und als der Krieg bereits unvermeidlich war, schickte De Witt De Ruyter zu den bedrohten afrikanischen und westindischen Besitzungen, in welchen die Regentenpartei große Kapitalien stecken hatte, und ließ die Heimflotte in den Häfen. Als diese endlich ausfegelte, war die Folge von den übereilten Befehlen De Witt's eine furchtbare Nieder-

lage im Juni 1665 (bei Loweſtoft). Nun wurde während des Winters in aller Eile an der Inſtandſetzung einer zum Teil neuen Flotte gearbeitet, auch gelang es De Ruyter, durch die engliſchen Linien hindurchzuſchlüpfen und in den Hafen Delfzijl einzulaufen. Dem Genie De Ruyters iſt Pfingſten (13. Juni) 1666 der glänzende Sieg in einer viertägigen Seeſchlacht zu verdanken; aber bereits im Auguſt desſelben Jahres mußte er in einer Schlacht, die zwei Tage dauerte, an die vlämiſche Küſte weichen, was allerdings in ſo meiſterhafter Weiſe von ihm ausgeführt wurde, daß wenigſtens die Flotte erhalten blieb. An der Herrſchaft der Engländer zur See änderte es nichts, daß im nächſten Jahre, während die Friedensverhandlungen bereits im Gange waren, ein überraſchender Vorſtoß auf die Themſe gelang.

Beim Frieden von Breda mußte Holland die engliſche Vormachtſtellung zur See anerkennen: die Navigationsakte blieb in der Hauptſache in Geltung, und die amerikaniſchen Kolonien blieben für Holland verloren.

Der franzöſiſche Geſandte berichtet, daß nach Abſchluß dieſes Friedens, aus dem England wieder als der Sieger hervorging, De Witt vor ſeinem Hauſe bis ſpät in die Nacht mit jedermann auf der Straße getanzt und getrunken hat!

Bereits 1660 hatte Holland beim Tode Wilhelm des Zweiten viele Truppen entlaſſen können. 1665 wurden alle engliſchen und ſchottiſchen Truppenkörper aufgelöſt, 1668 alle franzöſiſchen; 1672 waren weniger als 40 000 Mann da, und von denen ſtand die Hälfte nur auf dem Papiere.

Januar 1672 nahm der engliſche Staatsſekretär Lord Arlington Bezug auf das Vorgehen von ſechs Provinzen und demgemäß der Generalſtaaten, die den Prinzen von Oranien angeſichts der drohenden Gefahr zum Generalkapitän auf Lebenszeit ernennen wollten, aber gegen Holland nicht durchdringen konnten, und ſchrieb: „Ungeachtet der furchtbaren Macht, die die Holländer von Frankreich aus bedroht, ſind ihre Vorbereitungen jeder Art ſo rückſtändig, daß manche glauben, Herr De Witt ſehe das nicht ungern. Er ſieht, daß der drohende Krieg ſo ſtark zur Berufung des Prinzen antreibt, daß es ihm gleichgültig iſt, unter welchen Bedingungen er den Frieden mit Frankreich erhalten kann."

Als Frankreich ſich anſchickte, in die Niederlande einzumarſchieren, händigte der Geſandte Pieter de Groot am 4. Januar 1672 Ludwig dem Vierzehnten ein Schreiben der Generalſtaaten aus, in dem in den flehentlichſten Ausdrücken um Frieden gebeten wurde. Er erhielt vom König nur den ſchroffſten ablehnenden Beſcheid. Am 27. März erfolgte die engliſche Kriegserklärung, wie üblich nach Eröffnung der Feindſeligkeiten, am 7. April die franzöſiſche, von den Feindſeligkeiten auf dem Fuße gefolgt.

Von den Zuſtänden, in die zwanzig Jahre Parteiregierung das Land geſtürzt hatten, gibt nun Valckenier eine Beſchreibung, der folgendes entnommen iſt:

„Das Kriegsvolk zu Fuß und zu Pferde wurde dermaßen kassiert und vermindert, daß man nicht einmal alle Festungen besetzen, geschweige denn ein Heer ins Feld führen konnte. Abgedankte Unteroffiziere, die dreißig, vierzig und mehr Jahre dem Lande gedient und ihr Leben manchmal auf den Breschen des holländischen Zaunes feilgeboten hatten, mußten mit der Hellebarde auf der Schulter betteln gehen. Die Kompanien, die man beibehielt und aus dem Tresor des Landes bezahlte, waren oft nicht halb vollzählig wegen der vielen „morte-payen", die bei der Musterung übersehen wurden, um den Offizieren, ihren Neffen und Freunden diesen Vorteil nicht zu entziehen; es standen Namen auf den Listen von Leuten, die zwanzig, dreißig und mehr Jahre tot waren. Die effektiven Soldaten waren vielfach Knaben, die die Muskete kaum hantieren konnten, oder in den Garnisonen ortsangesessene Handwerker, die den Sold als Beiverdienst bezogen. Es wurde so wenig exerziert, daß viele die Kommandos nicht einmal ausführen konnten.

„In den Jahren 1650 bis 1672 wurde kaum ein Spaten zur Instandhaltung der wichtigsten Festungen in die Erde gestochen, so daß diese dermaßen dem Verfall anheimfielen, daß an manchen Stellen die Rüstungswerke kaum mehr erkennbar, die Gräben zugeschüttet, die Schanzpfähle verfault waren. Die Wälle wurden zu Gärten und Lustplätzen umgegraben. Die Geschütze sanken durch die verfaulten Lafetten und Unterlagen hindurch in den Erdboden. Die Kugeln hatten anderes Kaliber als das Rohr. Das Pulver wurde zu Salutschüssen für die Deputierten und die Besucher und Freunde der Kommandeure verschossen und sonst durch langes Lagern und Feuchtigkeit verdorben. Vorräte an Lebensmitteln und sonstiger Provision waren in geringer Menge vorhanden und von Ungeziefer, Schimmel und Fäulnis verdorben.

„Der gänzliche Verfall der Fundamente und Stützen des Staates der Vereinigten Niederlande, der Religion, der Justiz, der Politik, der Miliz und der Finanzen war wohl nicht die geringste Ursache, die den französischen König zum Entschluß trieb, diese Lande anzugreifen; auch war er des Erfolges gewiß, weil er sich versichert hielt, daß diese Lande beherrscht wurden von einer Faktion, die allein für sich genügte, um den Staat seinem Untergange entgegenzutreiben."

Im Moritzhause im Haag hängt das von Ferdinand Bol gemalte Bild eines kräftigen, alten Militärs, Martin von Zuchen, damals Gouverneur der Stadt Wesel.

Als dieser Anfang 1672 erfuhr, daß vier Schiffe, beladen mit Munition, den Rhein von Amsterdam herauffuhren, um diese in das Lager Ludwig des Vierzehnten zu Neuß zu verkaufen, hielt er die Schiffe fest, setzte eine Besatzung an Bord, ließ die Munition ausladen und sandte mit Eilboten Bericht an den Staatsrat mit der Bitte um weitere Verhaltungsmaßregeln. Umgehend kam die Antwort mit dem Befehl, die Schiffe mit voller Ladung ungehindert durchziehen zu lassen. Nachher fuhren noch viele Munitions-

schiffe denselben Weg. Als Herr von Juchen nun auch noch um Verstärkung der Garnison bat, wurde die vorhandene Besatzung anderswohin beordert und ein paar Kompagnien ungeübter junger Infanterie hineingelegt. Der Oberst von Juchen aber wurde nach dem Haag befohlen, und weil man es doch nicht wagte, ihn seines Postens zu entheben, befahl man ihm, sich dort zur Verfügung der Staaten zu halten, und setzte drei im Sinne der Politiker mehr zuverlässige stellvertretende Gouverneure in das Kommando der Festung ein, die dann nicht säumten, die Stadt auf die erste Aufforderung dem Heere Ludwigs des Vierzehnten auszuliefern[1]).

So ergaben sich in weniger als vierzig Tagen mehr als vierzig wichtige Städte und Festungen widerstandslos dem Feinde.

In manchen Orten wie Deventer und Nymegen liefen das Volk und die Bürgerwehr zu Hauf, um die Verteidigung in die Hand zu nehmen; hinter deren Rücken kapitulierte der Magistrat dann mit den Franzosen.

Der Magistrat von Utrecht weigerte sich, die Stadt in Verteidigungszustand zu bringen, mit der Begründung, daß dadurch verschiedene Gärten, Pflanzungen und Anlagen Schaden nehmen könnten. Es war das nur eine durchaus theoretisch richtige Folgerung aus dem Prinzip, daß die Rechte der Einzelnen vor denen des Staates den Vorrang haben. Man weigerte sich, den Prinzen mit seinen Truppen einzulassen, und schickte eine Abordnung an Ludwig den Vierzehnten, um diesem schon im voraus die Schlüssel zu übergeben, mit dem Versprechen, die Stadt einstweilen für ihn zu bewahren.

Eine ruhmvolle Ausnahme machte ein anderer deutscher Oberst, Karl Rabenhaupt, früher Adjutant Friedrich Heinrichs und Kommandierender von Groningen, der die Stadt mit nur zwölfhundert Mann behauptete, den Feinden einen Verlust von zehntausend Mann beibrachte und von seiner Besatzung nur hundert Mann verlor; ein Beweis, daß die von Moritz und Friedrich Heinrich angelegten Festungswerke an sich durchaus zum kräftigsten Widerstand ausgereicht hätten.

Auf Antrag De Witts baten die Generalstaaten Ludwig, nachdem er fast das ganze Land erobert hatte, nochmals um Frieden; dieser beharrte in seiner Weigerung.

Das Volk aber rettete den Staat.

Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, hatten die Staaten endlich, Ende Februar, dem damals einundzwanzigjährigen Prinzen Wilhelm das Amt eines Generalkapitäns angetragen, aber unter solchen Beschränkungen, daß er vor allem unter der stetigen Beaufsichtigung der „Deputierten im Felde" nichts ausrichten konnte.

Da lief in der Hochburg der individualistischen Partei, in Dordrecht, das Volk auf die Straßen.

[1]) Von diesem Begebnis, wie sonst überall, gibt Valckenier die Akten und amtlichen Verfügungen als Belege.

Wie ein Pulverstreifen griff die Bewegung um sich; überall, in Rotterdam, Gouda, Seeland, Leiden erzwang die Bevölkerung die Widerrufung des Ewigen Ediktes und vielfach einen Wechsel in den Magistratskollegien. Am 3. Juli 1672 vollzogen die Generalstaaten die Ernennung des Prinzen zum Statthalter.

Allgemein wurde der Rücktritt De Witts gefordert. Mit Recht sah das Volk in den beiden Brüdern De Witt die Verkörperung des Systems der Mißwirtschaft[1]). Endlich dankte De Witt am 4. August als Pensionär ab, behielt aber seine anderen Ämter bei, und wie der Direktor einer Aktiengesellschaft etwa zur Entschuldigung seiner falschen Amtsführung sich auf die Befehle der Aktionäre berufen möchte, so entschuldigte De Witt sich damit, daß er immer nur den Befehlen seiner Vorgesetzten, den von ihm beherrschten Staaten, nachgekommen sei.

Das Volk aber gab sich mit diesem Ergebnis nicht zufrieden; und als Johann De Witt seinen Bruder Cornelis im Gefängnis im Außentor oder Gevangenport im Haag besuchte, da schlugen Offiziere der Bürgerwehr mit den Gewehrkolben den beiden Brüdern die Schädel ein[2]). Ein alter Seemann, der nachher die toten Körper am Galgen hängen sah, sagte: „Da hängen die Mörder des alten Tromp."

Der Oranier aber stand vor der Aufgabe, einen ganzen Staat neu aufzubauen. Mit einem Heere, das er fast aus dem Nichts zusammenstellen und aus dem Boden stampfen und ausbilden mußte, vertrieb er den Feind aus dem Lande, das bereits rettungslos verloren schien; mit genialer Tatkraft und weiser Umsicht ordnete und gesundete er zu gleicher Zeit die bis in die Wurzeln verfaulte Verwaltung; in der europäischen Politik übernahm er bald die Führung und bewahrte Europa vor französischer Herrschaft.

Für Holland war der Traum eines Großmachtsdaseins für immer dahin. Daß aber der niederländische Staat bis auf den heutigen Tag besteht, verdankt er dem Genius Wilhelms des Dritten von Oranien.

So rollt die niederländische Geschichte uns das Bild eines fortwährenden und bitteren Ringens zweier Parteien auf; auf der einen Seite das liberal-individualistisch gesinnte Großbürgertum, und auf der anderen Seite die Fürsten aus dem Hause Oranien, die, auf die breiten Schichten des Volkes gestützt, mit der ganzen Kraft ihrer hohen Begabung und mit dem Einsetzen ihres Blutes und ihres Lebens die Belange des ganzen Vaterlandes immer als einziges Ziel ihres Wirkens vor Augen hatten.

Dem Hause Oranien aber schuldet Niederland alles. Und in einem ist das ganze niederländische Volk heute mit ganzer Seele einig: in der Liebe und Verehrung zu ihrer Majestät der Königin Wilhelmina von Oranien und Nassau.

[1]) So nennt neuerdings Dr. C. O. P. Baron Creutz (Stemmen des Tyds, Januar 1915) das Vorhaben, ihnen ein Standbild zu errichten, „anti-national".

[2]) So Büsken Hüet, Gosses-Japikse.

Tunisische Verwandlungen.

Von

Ewald Banse.

Tunisien ist ein Touristenland geworden und wird es noch mehr. Aber was dünket euch? Diese Menschen verleugnen auch hier nicht ihre humanistische Verbildung. Sie jagen den Ruinen nach, den Amphitheatern und Aquädukten, den Säulenkapitälen und gefälschten Münzen.

Glaubet nicht, daß sie Natur sehen. Diese Naturlandschaft Tunisiens, der vielleicht in keinem anderen gleich kleinen Flecke der Erde eine solche Fülle von Abwechslung und von szenischen und klimatischen Gegensätzen gleichkommt. Auf den Bahnen fahren sie nachts, um ihrer Langeweile vor den Ruinen kein Sekundchen Zeit zu rauben. In den Tageszügen, die infolgedessen nicht so schnell und weit laufen wie die Nachtexpresse, war ich, mit einer einzigen Ausnahme, und die in Algerien, der einzige Tourist. Alle anderen Mitfahrenden waren Eingeborene und Colons. —

Tunisien ist das Traumland der Geographie. Jede Landform, Bergraupen so typisch oft, als wären sie aus der Karte geschnitten, jeder Lufthauch, jede Pflanzenversammlung, jede Tracht, jeder Architekturschnörkel, alles weist auf seine geographische Bodenständigkeit hin. Tunisien ist ein besserer Geographieprofessor als mancher daheim, trotzdem es niemals einen akademischen Grad erlangt hat. Reise mit offenem Auge und hellem Kopfe durch Tunisien, und du mußt als Geograph wiederkommen. Oft weißt du das vielleicht selber gar nicht, mein lieber Laie.

In diesem Lande geht nichts ins Große, alles ist, bleibt und wirkt klein und fast zierlich. Tunisien ist eine klare Pinselführung. Man überblickt hier alles so sauber, und es liegt nichts, was irreführt, in dieser klaren und unverwickelten Natur. Alles steht an seinem wohlbedachten Platze, wie die Spielsachen eines Kindes, das zur Ordnung angehalten wird, in seiner kleinen Truhe. Du brauchst dir nicht lange den Kopf zu zerbrechen, warum diese Stadt gerade an dieser Stelle liegt, warum diese Landschaft Oliven erzeugt und jene Wollmäntel. Auf alle Fragen gibt dir das helle Land freimütige und unverschnörkelte Antwort. Willst du Tunisien geographieren, du hast nur zu sehen und niederzuschreiben. Und trotzdem besitzt keine Sprache der Welt eine auch nur einigermaßen nach Stoff und Behandlung ausreichende Landeskunde des Protektorates.

Und ich frage euch, woher kommt das? Ist es nicht tausendmal wichtiger und köstlicher, die offen daliegende Seele dieses Landes zu ergründen und sein Milieu zu malen, als der Entstehung von Tälern nachzuwühlen? Oder treibt nicht am Baume der Geographie unserer Tage ein geiler Seitenzweig, der nichts anderes ist als Maulwurfsgeographie? Maulwurfsgeographie, stumpf genug, nichts zu sehen von den Wundern der Welt, doch hinreichend blind, um sich zu verbohren in die Kammergeheimnisse der Maulwürfe und Konsorten.

Henschîr Suatîr besteht nur aus drei oder vier Häuschen und ist die Verbindungsstation der Cie. des Phosphates et du Chemin de fer de Gafsa mit dem der Cie. Bône-Guelma, welche die Mitte und den Norden Tunisiens befährt.

Hier beobachtete ich folgende Farben der Landschaft. Es ist dort sehr zerschnittenes Hügelland. Gelber Kalk bildet das Gerippe, und Krume liegt darauf mit Halfabüscheln und dürrem Kraut. Alles ist arg verwittert, das Gestein zerfällt in Platten, und viel Geröll klackert unter dem Schritt des Wandernden. Alles ist schalige Verwitterung. Ein Stein fällt dir durch ein System von Rissen auf seiner Oberfläche auf. Stößt du den Stab darauf, so schieben sich einzelne Täfelchen auseinander, die mehrere Millimeter dick sind. Darunter erscheint eine neue Oberfläche des Steines. So lockern Sonnenglut und Nachtkälte, Trockenheit und Nässe durch ihre Gegensätze das Gefüge der obersten Steinschichten und zerkleinern die Platten im Wandel der Tage zu jenem zahlreichen Geröll, zu jener lockeren braunen Krume. Die Seiten der Hügel sind mit solchem Schutt und Getrümmer dicht bedeckt. Ihre Firsten dachen sich zu ganz, ganz schmalen Leisten an und tragen, wie die platten Köpfe andalusischer Kampfhähne, einen erstaunlich zerklüfteten Gesteinskamm.

Solche Hügel und Bergzüge trennen die einzelnen Kammern dieser südwesttunisischen Landschaft voneinander ab, und es ergeben sich, je nach dem Stande der Sonne, diese Farbenwechsel ein und derselben Szenerie.

Strahlt die Sonne steil darauf auf diese Berge, so erscheinen sie in der Höhe gelblich bis hellbräunlich, meist im Tone der Siena, leicht schattiert durch die Felder des dünn stehenden Halfa. In der Ferne sind sie mehr rötlich bis violettrötlich. Beide Male prägen sich die Formen nicht sehr scharf aus, da der gerade Sonnenstand nicht viel Schatten erzeugt.

Bewegt sich die Sonne seitlich der Berge, so schwimmen die Lehnen in den verschiedenen Abstufungen des Violett, vom weicheren Helllila bis zum pompösen Dunkelviolett, ja fast bis zum tiefen Kobaltblau. Die Risse und Rinnen prägen sich durch die von den Firsten und Rippen geworfenen Schatten wundervoll plastisch aus. Man sieht dadurch auf sehr weite Entfernung oft ganz feine Grate herausschattiert, und ich glaube nicht, daß es in der Natur feinere Regungen zu erkennen gibt. Von der Vegetation ist bei dieser Sonnenstellung nichts zu erkennen.

Rollt die Sonne hinter und über den Bergen, so erscheinen ebenfalls violette Farben, doch ist alles etwas verschleiert. Die Patina der Ferne und des Sonnenglasts schwimmt über allen Seelenregungen des Lichts. Die Grate und Schatten kommen nicht so scharf heraus, und außerdem unterscheiden sie sich untereinander weniger. Alles ist mehr platte Wand, als sichtbarlich individualisierter, plastischer Körper. Weiter entfernte Gebirge treten überhaupt nur als hellblaue, matte, verschleierte Wände herauf; nur ihr Zackenprofil schneidet scharf vom Himmel ab.

Nordwärts nimmt das Gesicht der tunisischen Landschaft langsam andere Züge an. Es erscheinen lange, dünne, wie auf Stelzen wandelnde Steinaquädukte. Halfaexport bestimmt das Leben der kleinen Stationen.. Die Palmen werden spärlich; nur eine oder zwei erheben sich als fremdartige Seltsamkeiten aus dem Baumgrün der wenigen Orte. Es beginnt nach Archäologie zu riechen und nach Humanistik. Der Reiseführer wird beängstigend durch die wachsende Fülle seiner eingehenden Trümmerbeschreibungen; über die Natur schweigt er sich aus.

Nördlich von Feriana geht ein Ruck durch die Landschaft. Auf manchen der kahlen, halfareichen Bergraupen hocken unversehens Punkte, dunkle Flecke, reiten wie lichte Raupenschnüre auf Schultern. Das sind grüne Bäume, Pistazien, und die Leute sagen, die Berge seien „voll davon". So macht sich der Einfluß des Nordens bemerkbar, die Wirkung des Meeres, und dieses Gesicht war mir wertvoller als ein ganzes Dutzend Ruinen und anderer tunisischer Sehenswürdigkeiten.

Bald bemerkt man, daß in der Steppe die Halfa spärlicher wird und grüne Kräuter sich kräftiger erheben. Die Baumraupen auf den Bergen werden schwärzer und klettern an manchen Hängen, in den Talrissen, tiefer hinab. Manchmal nehmen sie schon den Charakter eines grünen Bestandes an. Dann wieder ein vorübergehender Rückschlag, kahle Abstürze und dürre Halfasteppe. Durch den Einfluß der besseren Vegetation, welche die Verwitterungskrume oben festhält, erscheinen die Formen der Höhen gleich viel sanfter und molliger als im kahlen Süden. Sie sind ja längst nicht so farbenprächtig, da ihr Grün das Sonnenlicht verschluckt, statt es von tausend Steinfacetten wiederzustrahlen, aber sie heimeln dich mehr an.

Hier tragen die Bewohner auch nicht mehr den umfangreichen Haram, sondern sie wandeln im weißen Wettermantel des Nordens einher, dem weißwolligen Burnus mit Kapuze.

Ruinen gelber Mausoleen, Unmengen zerstreuter Quadersteine, torartige Senam der vorgeschichtlichen Bevölkerung, alte Höhlen im zerlöcherten Fels. Geeggte Ackerfetzen mitten in der Steppe. Östlich von Sbetla wieder einmal die erdbucklige Lotussteppe mit rosiggrauem Dorngestrüpp. Graubraune, schwarzgestreifte Beduinenzelte. —

Dann tauchen, unerwartet, in der Ebene sogar frischgrüne, dornige, dicht-

verfilzte Büsche auf. Dafür fehlt es den Bergen streckenweise wieder an Bäumen, und, ihres Schutzmantels beraubt, prägen sich sofort ihre Falten schärfer aus. In den Rinnen ihrer Lehnen drängt sich oft ein schwarzgrüner Baum- und Buschstreifen, aber die Flanken selber tragen dann nur ein niedriges Krautpolster, immerhin ein Polster.

Zuletzt Schluchten und Engen, Tunnels und Brücken, Rasseln und Tosen. Dann wird es weit, ganz weit, und die große Ebene Osttunisiens umfängt dich. Im Westen graue Ketten, hier aber Weiden, Äcker, verstreute Farmen. Kurze, dichte Krautnarbe mit violetten Blüten, viele Schafherden. Grauer Himmel, kalter Wind. Ackersleute. Kahle, tiefbraune Sturzäcker. Regenfahnen. Regen. Man fröstelt.

Gelbe, qualmige Staubwolken jagen dicht über der Ebene dahin. Es riecht nach nasser Erde, und das ist ein Geruch, den du im Orient nicht oft in dich einsaugst. Eine Kamelherde drängt sich unter den Regengüssen eng aneinander. Stachlige Opuntienfelder.

Cochon, nom de dieu, Sâle, rollt es irgendwoher.

Viel europäisch geschnittene Gesichter, helle, ja lichthaarige Berber. Die Hautfarbe, die bei den Berbern Tripolitaniens vom Braun ins Gelb hinüberwechselt, geht hier in Mitteltunisien mehr ins Weiß über. Wie man den Atlas ein Stück Europa in Afrika genannt hat, so kann man seine Bewohner die Europäer Afrikas nennen.

Derart wandelt sich das Bild des Landes von den Dattelbezirken bis zum Beduinenglacis des ältesten Heerlagers der Araber im Atlas, dem heiligen Keruan.

Ich möchte, du erlebtest diese stillen Vergebenen bei Nacht. Den Zauber ihrer Indigoschwärze.

Du mußt nicht glauben, sie wären so still wie das Grab. O nein, sie sind viel stiller, denn die Stimmen ihrer Geister schweigen nicht. Da jault der verlorene Ruf eines Schakals. Die Flöhe peinigen seinen Pelz, aber scharf lichternd und mit eingekniffener Rute schnürt er durch die Halfa. Eine kleine Eule plustert sich auf und maut vernehmlich.

Oben prunken die Sternbilder in der Ordnung, die ihnen unsere Sternkarten für alle Zeiten vorgeschrieben haben. Und ihr stilles Funkeln ist, beim Barte des Propheten, eine laute Rede.

Von irgendwoher, aus mehreren weitgetrennten Punkten der mächtigen Pechschwärze zugleich, leuchten die roten Nachtaugen der Steppe. Das sind die Feuer der Beduinen vor den unsichtbaren schwarzen Zelten.

Wieviele solcher Feuerpünktchen sind doch allnächtlich über die weiten Steppen des weiten Morgenlandes zerstreut! Ich weiß, jetzt kochen sie überall in breitschnäbligen Kupferkannen ihren ungesüßten Kaffee und stülpen reihum jeder einen einzigen lächerlich winzigen Schluck hinab. Dabei legen sie den Kopf weit hintenüber, stöhnen vor Behagen und schmatzen laut.

Und dies ist das Behagen des Orients, die Kunst höchsten Vollgenusses mit primitiven Mitteln. Wenig Auswahl. Nicht in die Breite, aber goldschürfend in die Tiefe. Darin ist er uns über, dieser verachtete Orient. Seine Kultur unserer Zivilisation. Der Orientale ist nicht Sklave seiner selber, soweit überhaupt ein Mensch von sich freikommen kann.

Nacht, tiefe Nacht, weite und breite Nacht. Darüber die Silberköpfe der Sterne. Darin die roten Nachtaugen der Steppe.

Das erste Gesicht, das mir der Rundblick vom Viereckturm der Dschama Kebira in Keruan schenkte, war dieses. Von Norden sah ich durch die Ebene daherkommen einen Mann, ein paar Packtiere und Diener hinter ihm.

Er schlägt sein rundes Zelt auf, draußen vor dem Tore, an der Stätte Dar el Iman. Denn es ist nicht gut für den Ungläubigen, sich ohne Schutz der Behörden in die fanatische Stadt zu wagen. In der Dunkelheit empfängt er den Besuch des frommen Hadsch Sayd, eines ehrwürdigen uralten Greises mit langem, weißem Barte und schönen, regelmäßigen Zügen, der Typus eines wohlhabenden Stadtarabers. Doch der geachtete Kaufmann, Bürger und Familienvater von Keruan redet nicht über den heiligen Koran und die Hadis, sondern er schwatzt mit dem Fremden über seine Heimat, in gutem Deutsch. Denn er ist nur ein Renegat und aus Tergeste. Das aber ist eine höchst seltsame Begebenheit, und man schreibt das Jahr 1854.

Am anderen Morgen zieht der Fremde an der Seite des wenig entzückten Kaids noch vor Sonnenaufgang in Keruan ein, in der Eile bekleidet einzig und allein mit einem fränkischen Schlafrock. Und den halten alle Bewohner der heiligen Stadt für ein schönes türkisches Kostüm und seinen Träger für einen frommen, etwas exzentrischen Einsammler aus Mekka.

Man schrieb ja damals das Jahr 1854, und ohne den Schlafrock hätte der Reisende es nicht wagen können, in die verbotene Stadt zu dringen. Er hieß Heinrich von Maltzan und hat die besten Schilderungen über algerisches und tunisisches Leben geschrieben. Zwanzig Jahre später hat er sich in Pisa erschossen, Neurastheniker. Tiefsinnig wie Henry Duveyrier. Immer sind es Auserwählte, die es so trifft.

Diese Episode, eine der reizvollsten in der Entdeckungsgeschichte des Orients, hing über mir, als ich in Keruan war, sechzig Jahre nach Maltzans Besuch, vierzig nach seinem geheimnisvollen Tode. Ich dachte an Kérbela am Hüssenije-Arm des Euphrat, an die Pilgerstadt der Schiiten, und es ist dort so, wie damals in Keruan.

Heute hast du Hotels in Keruan, besuchst mit einem feilen Erlaubnisschein alle Moscheen, kaufst Ansichtskarten und langweilst dich. Oder meinst du etwa, die heilige Stadt des Rarb, das erste Waffenlager der ersten Araber im Atlas, sei jetzt fesselnder als vor der Franzosenzeit? Denkst du das, so verstehst du nichts von den Tiefen des Lebens und von den Gründen der Seele.

Welch wunderbares Graalgeschmeide ist eine verbotene Stadt! Lhassa, Kerbela, Keruan, Salt Lake City, Timbuktu, sie alle waren Namen von strahlendem Klang und rasend machendem Mysterium. Gedichte von abgrundtiefer Mystik, mit ihrem Klingen auf den Lippen ließ sich tagelang in Verzückung einhergehen. Sie waren die letzte Verkörperung des Ideales dessen, das unerreichbar und doch so köstlich zu ersehnen ist.

Jetzt kann jeder Snob sein Automobil dahin lenken, und wir sind in ein schreckliches Wissen über sie geraten, und wir kennen ihre Topographie. Und das ist vielleicht gar nicht gut.

Nur solche Völker sind der Beschäftigung anspruchsvollerer Geister wert, welche in halbem Dunkel liegen. Die zum Kombinieren anreizen, Kopf sowohl wie Phantasie. Solcher Menschen, die zu Besserem taugen als zu der Skatgeographie schrecklich klarer Heimatlandschaften. Geographie muß das Schachspiel der Könige sein, nicht Schafskopf der Fleischergesellen. —

Keruan ist eine weiße Stadt, hat ein flaches Dächermeer und runde Kuppelwellen. Halt, das ist banal, ist Sache der gar zu Vielen; viele Orientstädte erkenne ich in diesem Satze wieder.

Keruan hat eine Mauer, die sieht aus wie gebrannte Siena, vielleicht noch einen Schatten dunkler. Über ihren Zinnenrand blicken weiße Terrassenhäuser, Viereckstürme und senkrecht geriefte Kuppeln. Genau solche Kuppeln, wie sie von der Kalkwand der Armenier- und Kurdenstadt Mardin tief hinunter in die rote mesopotamische Ebene hinablauschen.

Ringsum eine weite Steppe, der sichere Rückhalt der Herden und Gäule jener arabischen Gründer. Wäre hier fruchtbare Ackerflur, vielleicht hätten die Horden Sidi Okbas ihr Kastra irgendwo anders angelegt. Im Hintergrund, bei bedecktem Himmel, kobaltblaue Berge. Am anderen Tag lagen sie im Sonnenglanz mit sepiabraunen Rippen und mit indigofarbenen Schatten.

Niemals sieht diese Stadt bedeutend aus, denn sie ist zu klein, niemals schön, denn ihre Schutzmauer, wenn sie auch fanatisch erscheint, ist zu hoch. —

Steig auf einen Turm und schau um dich. Die weißen Terrassen unter dir sind ausdruckslos und umschließen zum Gähnen graue Innenhöfe. Die Kuppelbögen, die Turmrechtecke heben sich kaum von dem gleichfarbigen Bett ab. Am südlichen Außenrand glänzt der smaragdgrüne Baumfleck der kleinen Neustadt mit den anmutigen Lichtern einiger roter Ziegeldächer. So unpassend sie hier sein mögen, neben so leerem Weiß wirken sie erfrischend und belebend. Dazu die unziselierte Auftragplatte dieses Schafbuttergerichtes, die braune, graue, nur selten grünlich schattierte Fläche der unterschiedslosen Steppe.

Das alles ist ja gewiß durchaus altorientalisch; blick nur auf die Vignette der weißen Barbiermoschee und der schwarzen Beduinenzeltlein daneben. Aber kein rechter Ausdruck. Zuviel Pinselstriche in der gleichen Richtung und so gar keine Gegensätze. Keruan ist absolut, aber nicht relativ, und deshalb ist Keruan eine kleine Enttäuschung.

Die Moscheen, diese Moscheen. An keiner lassen sie dich vorbeilaufen, du mußt in alle hinein. Da kannst du dich ärgern über ganz frische Stuckimitationen von persischen Steinmetzmärchen. Da verderben sie dir die Stimmung eines sandelholzberäucherten schwarzgoldenen Sargingerieurs durch lächerliche Kronleuchter und alberne neue Anilinteppiche.

Du sagst das den Leuten, aber sie verstehen dich nicht, ihr ganzes Sinnen richtet sich auf die Ausbeutung der Touristen, welche die Scharen der Waller abgelöst haben. Denn Keruan ist immer noch Wallfahrtsstadt, wenn auch mehr für neugierige Europäer. Und infolgedessen sind die typischen Gewerbe der Pilgerstädte nicht ausgestorben, die Verkäufer von Schuhwaren, die Fremdenbändiger und die Dirnen.

Da lauert dir ein achtjähriges Berberbürschlein vor dem Hotel auf und sucht dich in Frankoarabisch nach dem Bordellgäßlein an der Mauer zu locken. Deine belustigten Fragen sucht er durch sinnvolle hygienische Einwände zu beseitigen. Im Hotel kann ein gutgekleideter Mohammedaner dir gegenüber sitzen, mit weißem Stehumlegkragen, und er trinkt ungescheut seinen Rotwein in der Stadt Sidi Okbas und des Fanatismus.

Sie sind verrottet, diese Leute des heiligen Keruan, entartet, minderwertig wie die von ihnen verfertigten, schauerlich gefärbten Teppiche.

Die Gassen sind lächerlich ausdruckslos, meist erdgeschossige, nur wenige oberstöckige Häuser. Bei einigen steht eine flotte Hohlkehle über die Mauern vor. Die Läden sind die üblichen kleinen Löcher, die Tür ist Fenster und Eingang zugleich. Weil vor und in diesen winzigen Löchern die Waren dicht neben- und aufeinander gestapelt liegen, so wird der Anschein einer Reichhaltigkeit erweckt, die gar nicht vorhanden ist. Die Gegenstände erheben sich zwar über das Mindestmaß orientalischen Kaufbegehrs, aber selbst einheimischen Luxusbedürfnissen vermögen sie nicht entfernt zu genügen.

Die steingewölbten Sfuks machen in noch bunterem Maße den Eindruck des Reichtums. Doch alles sind Kinkerlitzchen ohne Geschmack und Solidität, Flitter, wo Edelmetall sein sollte. Die weißwollenen Kapuzenburnusse mögen das einzig Gute sein. Bunte bedruckte Baumwoll- und Schirtingtücher aus Chemnitz, die der Tourist als Märchenschals teuer einkauft, Lederzeug mit farbiger Woll- und Silberstickerei, welches nach vierzehn Tagen schwarz wird, spitze gelbe Lederpantoffeln, lächerlich hohe Fremdenpreise, unter denen auch der Kenner leiden muß. Ein Jahrmarkt eitlen Unsinns und verrohten Ungeschmacks. —

Unter den Trachten herrscht durchaus der hellwollene Burnus vor, und gegen ihn tritt die braune, oft mit weißer Borte gefällig eingesäumte Dschubba stark zurück. Bei Beduinen sieht man noch den leuchtenden Haram. Die Frauen tragen sich völlig verhüllt, ein weißer oder gar pechschwarzer Haram verdeckt alle Linien ihrer Gestalten. Man sieht überhaupt sehr wenig Weiber

auf den Gassen, und die schwarzen Zeugballen erinnerten mich sehr beredt an gleiche Erscheinungen in den Straßen von Kerbela.

So laufen zwischen beiden Städten mancherlei Ähnlichkeiten in feinen, alten Fäden hinüber und herüber. Dort in Kerbela, dem persischen Vorposten in semitischem Gebiet, und hier in Keruan, dem arabischen Heerlager auf berberischem Atlasboden. Allerdings, während in Kerbela alles auf das Pilgerleben zugeschnitten ist und selbst die ungescheute Prostitution eine Art von heiligem Zuschnitt trägt, erinnert im Bilde Keruans nichts, aber auch gar nichts mehr an den gottesfrommen Charakter. Früher Wallfahrer mit schwarzen, grünen Halbmondbannern, und jetzt Touristen mit Guide Joanne und Brillen. Niedergang ...

Steppe, Schafherden und Wollburnusse kennzeichnen die Ebenen von Keruan. Schwarzgrüne Olivenplantagen, anfangs über gewellte Steppe ausgestreut, und zwar immer entlang den Mulden, nachher mit Obstbäumen über Äcker verteilt, und dazwischen die kobaltblaue Wand des Meeres senkrecht durchleuchtend, das ist der üppige Baumgärten-Sahel von Souffe. Da das Land sich anmutig und wellig zur Küste absenkt, so taucht blitzschnell eine vorübergehende Erinnerung an die pontische Landschaft von Samsun auf.

Diese Stadt Souffe sitzt auf einem breiten Stuhle, das ist der üppige Oliven-Sahel, und der legt sich um sie wie ein dicker, ausgiebiger Krimmerpelz. Außerdem stellt sie ihre Füße, schöne starke Füße, noch gar nicht verkrüppelt, auf einen Feldstuhl, und das ist der Halfa- und Wollexport ihrer Hintersteppen an der Bahn, die von Henschir Suatir herabkommt.

Keruan hat ein sehr stilreines weißes Dächerbild, und doch wird man seiner nicht froh, denn es ist zuviel Lüge mit dieser Stadt. Souffe hat ein noch weißeres Dächerbild, und man kann sich seiner freuen, nein, du mußt dich seiner freuen, denn es hat den Bekennermut seines fränkischen Aufschwunges, und es ist alles freudig und klar. Um Keruan eine tückische, triste Steppe, hier grüne Gärten und blaue See. Dort nur eintöniges Bleiweiß, in Souffe eine kontrastreiche Einheitlichkeit. Wer könnte da schwanken? —

Souffe liegt unter dir und der Kasbah wie ein schwebender Baldachin von Hermelin, die dunklen Innenhöfe mit Palmkronen sind darin die schwarzen Schwanzspitzchen. Der ganze Faltenwurf senkt sich zum Meere sanft abwärts. Alles schwanenweiße Terrassen mit Rändern von einem Fuß Höhe. Nicht die leiseste Andeutung von Schornsteinen. Die neue Vorstadt dort draußen unterscheidet sich nur durch wenige rote Ziegeldächer vom alten Suffa und trennt sich von ihm durch grüne Anlagen. Rings um die ursprüngliche Stadt läuft eine gelbe Zinnenmauer. Die weißen Ghiraldaminare fallen über den gleichgetönten Wänden und Dächern auch hier kaum auf. Im Meer umklammern zwei lange, sienagefärbte Molen ein dreieckiges Hafenbecken und schneiden wie frischgekochte Krebsscheren in das tiefe Blau der See hinein.

Den Rahmen dieses entzückenden, dieses ebenso zierlichen wie nachdrücklich hingestrichenen Bildes gibt das wallende grüne Meer der Oliven her. Die dunklen wolligen Gipfel der Ölbäume heben sich dunkel vom lichten Grün der Äcker und Weiden ab. Bis zum fernen Horizont steht alles in gleicher Weise kultiviert und in tiefem Grün da. Nur im Südosten, nicht fern von der See, weit hinter ein paar Schornsteinen von Ölmühlen und Seifenfabriken, da bettet sich, als horizontaler Streif, in das wechselnde Grün der Salzsumpf von Dschebbana. Aus dem Meer von Grün tauchen oft weiße Fermen und sogar helle Dorfflecke auf, flüchtig hingetuscht mit spitzem Pinsel wie belebende Lichter, wie um anzudeuten, daß dieses Baummeer von Menschenhand gemacht ist.

Am jenseitigen Uferschein des Golfes, über hellbraunen und grünen Streifen, leuchtet der weiße, lasierte Häuserklecks des ehemaligen Klosterstädtchens Monastir. —

Der schöne Schwung blauen Meeresrunds und die Fruchtschale grüner Baumgärten legen sich schmeichelnd um die weißen Terrassen von Souffe. Sie zusammen weben das Traumbild einer orientalischen Stadt. Wohl keine, die ich sonst gesehen zwischen Bardad und Marrakesch, vermag sich an weißer, fast bräutlicher Zierlichkeit und naiver Koketterie zu messen mit dem Gesamtbilde von Souffe. Manche sind durch ihre Landschaft schöner, manche durch ihre körperliche und historische Größe. Aber so bildsauber wie Souffe ist keine.

Ihr Dächerblick ist vielleicht die Krone Tunisiens. Es sitzt sich entzückend auf den Terrassen der oberen Stadt. Da träumst du hinab auf diese Studie in Elfenbein, in durchbrochen gearbeitetem und mit blauem Grund unterlegtem Elfenbein, bei köstlichen Früchten und kühlen Getränken.

Am Saphirgolf von Hammamet reihen sich Wälle mit Kakteen um quadrierte Ölbaumfelder. Dazwischen lagern sich in flegelhafter Breite weite Steppenräume, manchmal wie pockennarbig durch viele Erdbuckel mit polsterartigen Lotusdornhäuptchen. Sanfte Weidewellen mit Beduinenzelten, über denen steht, aufrecht wie ein Schwert, eine dünne Säule von Rauch. Braune, frischgepflügte Ackerschollen, in deren Furchen moderne Eisenpflüge, von Europäern geführt, zur Horizontlinie wackeln. Gelbe Lehmhütten von Eingeborenen. Neue weiße Häuser inmitten grüner Baumbestände. Minare neben Kirchturm. Hohe, im Winde rauschende Euphorbienbäume. Rote Rebenäcker. Dazwischen Ruinenhaufen aus römischer Zeit.

Rechts helle Lagunen, die durch schwarze Nehrungen vom blaugrauen Meer abgeschlossen werden. Ein paar taubenweiße Segel daraufgetuscht. Links Bergreihen und Vorhügel mit schwarzgrünen Bäumen, und immer noch mit vielen kahlen Stellen.

Alles ist musterhafte Kulturlandschaft, der Schauplatz jener großen Latifundien, wie Enfidaville, die holen aus dem Boden Tunisiens heraus, was

er hergibt, und erniedrigen die kleinen Bauern zu Hörigen. Die Domäne Enfidaville, ein Mustergut neuorientalischer Landwirtschaft, umfaßt hundertzwanzigtausend Hektar und wurde von Kheir e'Din an die Société Franco-Africaine verkauft. Auf diesem Gebiet hat man die Ruinenstätten von siebzehn Städten des Altertums festgestellt, und jede davon mag wohl über zehntausend Einwohner besessen haben. —

Der Ansatz der Halbinsel des Kap Bon ist ebenfalls bestgepflegtes Acker- und Gartenland, doch wird es auf zwei Seiten von Bergen und Bäumen beherrscht.

Dichte Olivenhaine, Dampfpflüge, Ziegeldächer. Auf manchem der baumumgrünten Bahnhöfchen könntest du dich in Deutschland wähnen. Graue Klippen über Kiefernbeständen. Einzelne weiße Fermen. Buntblühende Weiden und euphorbienbesetzte Landstraßen.

Vom Dschebel Ressaß und vom Doppeldom des Bu Kurnên grüßen Gestrüppkleckse und grüner Niederwald in die Ebene hinab. Du wittert lauschige Buchten und grüne Spaziergänge, riechst kühlenden Bergwind und ahnst blaue Fernen.

Irgendeinen der Vorberge spaltet eine tiefe und ganz enge Klamm, und das ist der Säbelhieb Alis, der sich hier vor der Meute christlicher Verfolger einen Ausweg durch den Berg haute.

Großfürst Paul von Rußland in Königsberg und Danzig.

Von

Karl Eduard Schmidt-Lötzen.

Prinz Heinrich hatte sich bei seinem Aufenthalt am Hof der großen Katharina in Petersburg im Winter 1770/71 als tüchtiger Diplomat erwiesen. Friedrich der Große bekannte freimütig, daß er diesem Bruder hauptsächlich die so folgenreichen Erwerbungen aus der ersten Teilung Polens verdanke. Mit Vergnügen gab er deshalb seine Genehmigung, als die Zarin im Frühjahr 1776 abermals den Besuch des Prinzen Heinrich erbat. Dieser hätte sich gern die beschwerliche Reise erspart; aber der König stellte ihm vor, daß er dem Staat ein Opfer bringen müsse, und zitierte ihm ein indisches Sprichwort, man müsse den Teufel anbeten, um ihn am Bösestun zu verhindern.

Die Aufnahme des Prinzen am russischen Hof war wiederum so herzlich, daß Friedrich dem Bruder schrieb: „Sie bringen es fertig, alles, was sie wollen, auszuführen und alles nach Wunsch gelingen zu lassen. Das so wohlverdiente Vertrauen, das die Kaiserin Ihnen schenkt, ist das festeste Band der Einigung zwischen Rußland und Preußen."

Auf der Rückreise war von Memel bis Berlin der Großfürst-Thronfolger Paul Petrowitsch sein Begleiter. Dieser hatte eben seine Gemahlin, eine Tochter der „Großen Landgräfin" von Hessen-Darmstadt, verloren und warb nun um des Königs Großnichte, die Prinzessin Sophie Dorothea von Württemberg, die bei ihrem Übertritt zur griechischen Kirche den Namen Maria Feodorowna annahm.

Der Zufall fügte es, daß den Großfürsten auf der Reise durch Ostpreußen der Graf Lehndorff-Steinort begleitete, der bis zum Jahr 1775 Kammerherr der Gemahlin Friedrichs des Großen gewesen war und interessante französisch geschriebene Memoiren, die bis zum Jahr 1806 reichen, hinterlassen hat[1]). Er war dem ihm innig befreundeten Prinzen Heinrich, der von Petersburg seinen Weg natürlich über Königsberg nahm, bis Memel entgegengefahren und berichtet folgendes.

1776. Am 6. Juli trifft nun der durchlauchtigste Prinz Heinrich ein. Er zeigt sich so erfreut, mich wiederzusehen, daß ich ganz entzückt bin. Wir denken an tausend Maßnahmen zum Empfange des Großfürsten im ganzen

[1]) Vgl. „Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen." Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen E. A. H. Lehndorff, Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine von Preußen. Gotha 1910. Dazu Nachträge. Zwei Bände.

Lande. Den ganzen Tag verbringe ich in Gesellschaft meines angebeteten Prinzen, der mir tausend Anekdoten über Rußland, über die Kaiserin und ihren ganzen Hof erzählt, die alle aufgezeichnet zu werden verdienten. Der Prinz befand sich dort in ganz eigentümlicher Lage. Gleich nach seiner Ankunft fand er die Kaiserin sehr gegen uns eingenommen, weil der polnische Obergeneral Branicki mit Hilfe Potemkins die Kaiserin zu unseren Ungunsten beeinflußt hatte. Sodann fand er die Großfürstin, die Schwester unserer Prinzessin von Preußen, infolge einer unglücklichen Schwangerschaft im Sterben. Aus diesem Grunde blieb der Prinz mehrere Tage für sich allein, ohne die Kaiserin zu sehen. Die Gesandten der fremden Höfe, die nicht auf unserer Seite stehen, triumphierten deshalb schon, indem sie sich schmeichelten, der Prinz werde nicht denselben Erfolg haben wie bei seiner ersten Reise. Da paßte Prinz Heinrich einen geeigneten Augenblick ab, um durch den General Kaskin die Kaiserin wissen zu lassen, daß ihm nichts so das Herz bedrücke wie ihr Kummer, und daß er sie anflehe, über ihn zu verfügen, falls er ihr irgendwie dienen könne. Sehr empfänglich für ein solches Anerbieten, läßt die Kaiserin ihm sogleich erklären, daß sie seine aufrichtige Freundschaft in ihrer so traurigen Lage zu schätzen wisse und daß sie ihn anflehe, alsbald zu ihr zu kommen und sich des Großfürsten anzunehmen, der seinem Schmerz um die hoffnungslos leidende Gemahlin erliege. Sogleich begibt sich der Prinz dahin, und es gelingt ihm, den Großfürsten zu bewegen, nicht mehr das Zimmer der Sterbenden zu betreten. Er benimmt sich dabei vortrefflich und zeigt bei dem Schmerz des kaiserlichen Hauses eine so von Herzen kommende Teilnahme, daß dieses Unglück der Anlaß ist, ihm so vollkommen das Vertrauen der Kaiserin und des Großfürsten zu gewinnen, daß man diesem, bevor noch seine Gemahlin ihr Leben aushaucht, schon eine zweite in Vorschlag bringt, die reizende Prinzessin von Württemberg [1]), die Großnichte unseres Königs und Tochter der vortrefflichsten Eltern der Welt.

So vergeht dieser Tag für mich äußerst angenehm; die Freude des Prinzen ist eine so aufrichtige und seine Unterhaltung so interessant, daß die Stunden wie im Fluge vergehen. Abends hat er die Güte, mich aufzufordern, am andern Morgen mit ihm dem Großfürsten entgegenzufahren.

Am 7. fahren wir mit dem Prinzen auf ein Landgut, eine halbe Stunde von Memel, um hier den Großfürsten zu erwarten. Die ganze hübsche kleine Stadt ist in Bewegung und zu einem prächtigen Empfang bereit. Wir warten bis 12 Uhr. Auf dem Gesichte des Prinzen lese ich die Unruhe; er scheint zu fürchten, daß man den Großfürsten noch könnte umkehren lassen. Endlich ist seine Freude groß, als die Jäger ankommen und rufen: Er ist da! Ich sehe ihn aus der Kutsche steigen und bin gespannt, ihn kennen zu lernen.

[1]) Sophie Dorothea Auguste, Tochter des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg und der Prinzessin Friederike von Brandenburg-Schwedt, deren Mutter Sophie eine Schwester Friedrichs des Großen war.

Ich muß gestehen, daß es der erste Prinz ist, der meine Erwartung übertroffen hat. Ich hatte ihn mir schwächlich, verlegen und häßlich vorgestellt, sehe aber im Gegenteil einen kleinen, wohlgebauten, lebhaften Mann, der, ohne schön zu sein, ein geistvolles Gesicht hat, dazu eine Stülpnase, à la Marmontel und eine nette Ausdrucksweise. Prinz Heinrich hat die Güte, mich ihm vorzustellen, und von dem Augenblick an erweist er mir die Ehre mich zu kennen, als wenn wir immer zusammen gelebt hätten.

Nun mache ich auch die Bekanntschaft des Marschalls Rumanzow, sehe in dem General en chef Soltikow einen alten Bekannten wieder, lerne mit Vergnügen den Kammerherrn Naryschkin, einen vortrefflichen, liebenswürdigen Mann, und den Fürsten Kurakin, einen sehr hübschen Jungen, kennen.

Nachdem wir uns einige Augenblicke auf dem kleinen Landgut, das den Herren Simson gehört, aufgehalten haben, halten wir unsern Einzug in Memel, eingeholt von Kaufleuten und auf das prächtigste empfangen. Beim Aussteigen aus der Kutsche werden ihm vom Prinzen Heinrich General Lentulus, Herr v. Reibnitz und Graf Henckel vorgestellt. Die Tafel ist gedeckt, die ganze Dienerschaft und die Pagen des Königs sind in Galalivree. Der Großfürst und Prinz Heinrich speisen immer auf goldenen Tellern, kurz, der König hat keine Ausgabe gescheut. Das Diner verläuft sehr heiter. Herr Klopmann, Hofmarschall des Herzogs von Kurland, ist auch dazu eingeladen. Nach Tisch machen wir in mehreren Schaluppen eine Spazierfahrt auf dem Haff. Nach der Rückkehr wird die Festung besichtigt, und abends ziehen sich die Prinzen jeder in seine Gemächer zurück.

Ich bleibe den ganzen Abend beim Prinzen Heinrich und höre noch tausenderlei über dieses Rußland, unter anderm auch, daß der Herzog von Kurland, der den Prinzen Heinrich bei dessen Durchfahrt durch Mitau verletzt hatte, indem er es ihm abschlug, den Grafen Keyserlingk nach Petersburg zu schicken, worum jener ihn gebeten hatte, vom Großfürsten sehr schlecht behandelt worden sei, und daß dieser nicht einmal bei ihm speisen wollte.

8. Juli. Um 7 Uhr früh reisen wir von Memel ab. In allen Dörfern finden wir Ehrenpforten, Musik und Tanz; die ganze Reise besteht aus einer Reihe von Festen, von denen eins das andere ablöst. Dabei herrscht überall eine so bewundernswerte Ordnung, sowohl was die Pferde, als auch was das Unterkommen betrifft, daß die Fahrt wirklich eine Vergnügungsreise ist. Mittags kommen wir nach Heydekrug, einem königlichen Amt, wo das Diner serviert wird, als wäre man bei Hofe. Demgemäß sagt der Marschall Rumanzow zu mir: „Mein Herr, wir werden Ihnen auch so viel Schüsseln reichen, aber nicht so gut angerichtet wie von dem Koch Ihres Königs!"

Nachmittag gelangen wir mit einer erstaunlichen Schnelligkeit nach Tilsit, wo uns die Generale Lossow und Apenburg und die ganze Bürgerschaft, eine unendliche Menge, empfangen. Der Großfürst ist aufs höchste überrascht. Als er aus der Kutsche steigt, stehen junge Mädchen in Schäfertracht da,

begrüßen ihn mit einer Ansprache und überreichen ihm Blumen, mit einem Wort, die Festlichkeiten haben kein Ende. Das Diner der Prinzen ist öffentlich. Nach dem Essen verfaßt Prinz Heinrich noch eine Ansprache für den jungen Grafen Dohna, die dieser in Königsberg halten soll, und ich sende sie ihm durch einen reitenden Boten.

Den 9. fahren wir durch die schönste Gegend von der Welt nach Insterburg, immer durch Ehrenpforten. Ich komme an einem sehr hübschen Landsitz vorbei, wo uns eine noch hübschere Dame entgegentritt und uns Erfrischungen reicht. Es ist eine Frau v. Lettow, von der ich noch öfter zu sprechen Gelegenheit haben werde. Eine Meile von Insterburg treffe ich den General Platen mit dem ganzen Stabe. Von weitem sehe ich den Oberstleutnant Kalckreuth, dem ich den Ärger am Gesicht anmerke, indem er, einst des Prinzen Heinrich großer Günstling, diesen nun zum ersten Mal nach seiner Ungnade wiedersehen soll. Er hatte an den Prinzen geschrieben, und Seine Königliche Hoheit hatte mich beauftragt, ihm zu sagen, daß sie ihn nicht schlecht behandeln würden, aber auch, daß sie für ihn nichts übrig hätten. Endlich komme ich nach Insterburg, wo ich mit Vergnügen die Generalin Platen wiedersehe. Sie unterhält mich von allen möglichen Stänkereien Kalckreuths. Der Großfürst logiert in ihrem Hause, diniert auch bei ihr und schenkt dem General einen sehr schönen Ring. Nach Tisch gehen wir in eine sehr schlechte deutsche Komödie, aber der Großfürst scheint sich zu gefallen. Er ist überhaupt von reizender Laune, und wir haben ihn schon außerordentlich lieb.

Am 10. Juli um 4 Uhr früh fahre ich ab, um zeitiger in Sanditten, wo der Großfürst dinieren soll, zu sein und nachzusehen, ob alles in Ordnung ist. Das Diner verläuft hier sehr angenehm. Um 2½ Uhr fahre ich von hier fort und lange schon um 6 in Königsberg an, so daß ich sieben Meilen in 3½ Stunden gemacht habe. Auf der großen Straße, eine halbe Meile von Königsberg, treffe ich den Grafen Wartensleben und Kaphengst, überhaupt sehe ich bei dieser Gelegenheit eine erstaunliche Menge Menschen wieder. Der Oberpräsident Domhardt, der unentbehrlichste Mann, der treueste Diener des Königs, hatte überall bewundernswerte Vorkehrungen getroffen. Unter anderem hatte er einen vorher unfahrbaren Weg, der durch Moosbude[1]) führt, zurecht machen lassen. Hier hatte man eine Halle von Laub errichtet, die Seiten mit Spiegeln geschmückt, was sich ganz reizend machte, man hatte eine Menge Zelte aufgeschlagen, unter denen sich die Zuschauer befanden, wie auch die jungen Fräulein in Schäferinnentracht, die den Großfürsten begrüßen sollten. Alle jungen Kaufleute hielten hier in roter Uniform und gelber, goldbetreßter Weste, vorzüglich beritten, so daß alles einen großen Anstrich hatte. Außerdem warteten mehr als zwanzig Kutschen, mit je sechs Pferden bespannt, um den Einzug des Großfürsten prächtig zu gestalten. Der Gouverneur Stutterheim und alle Generale waren mit ihren

[1]) Moosbude, ein Gut vor dem Sackheimer Tor. Lehndorff schreibt la Mostbude.

Stäben erschienen. Der Triumphbogen vor der Stadt war ein bewundernswerter, geschmackvoller Bau. Der Einzug vollzog sich in vollkommenster Ordnung. Die Menschenmenge in den Straßen, an den Fenstern und auf den Dächern der Häuser, die man abgedeckt hatte, bot einen prächtigen Anblick. Ich selbst traf in einem schrecklichen Staube und bei furchtbarer Hitze in meinem Hause ein, das ich mit einer glänzenden Gesellschaft gefüllt fand; die Gräfin Keyserlingk, alle Dohnas und der ganze Adel der Stadt waren da.

Nachdem ich mich ein wenig ausgeruht, begebe ich mich ins Schloß, wo sich der ganze männliche Adel befand, um den Großfürsten zu empfangen. Nach dem Empfange zieht sich alles zurück. Zum Souper bei Seiner Kaiserlichen Hoheit bleiben nur wir vom Gefolge und der Bischof von Ermland [1]). Die Unterhaltung ist sehr lebhaft, und ich muß immer mehr über den regen Geist dieses jungen Prinzen staunen.

11. Juli. Man macht am Vormittag dem Großfürsten seine Aufwartung, und alles, was zu den Spitzen gehört, wird zum Diner dabehalten. Da sich aber noch viele Personen für berechtigt halten, eingeladen zu werden, so gibt es deshalb viele, die sich beleidigt fühlen. Dabei schont man selbst mich nicht, sondern verleumdet mich beim Oberpräsidenten, den ich so hoch achte; man will ihm aufbinden, daß ich ihn hätte von der Tafel ausschließen wollen, ich, der ich diesen Mann höher schätze als alle meine übrigen Landsleute. Sowie ich höre, daß der würdige Mann verletzt ist, eile ich zu ihm und setze ihm die Niederträchtigkeit der Menschen auseinander. Er ist jetzt mehr mein Freund denn je. Es war der Kammerdirektor Borck, der mir diese Bosheit antun wollte.

Nach dem Diner kommen die Damen, um alle dem Großfürsten und dem Prinzen Heinrich ihre Aufwartung zu machen. Man behandelt die Gräfin Keyserlingk mit großer Auszeichnung, was die anderen Damen ärgert. Mein Schwiegervater Schmettau und meine Schwiegermutter sind entzückt, sich gerade in einer so glänzenden Zeit in Königsberg aufhalten zu können.

Die ganze Gesellschaft begibt sich nachher nach dem Saturgusschen Garten [2]), wo die Prinzen soupieren. Die Kaufleute in ihren schönen Uniformen halten die Wache, der ganze Garten ist illuminiert, und General Lentulus behält jedermann zum Souper. Der vortreffliche Herr Saturgus hält an die Prinzen eine außerordentlich rührende Ansprache. Kurz, es ist ein sehr gelungenes Fest. Mit Vergnügen sehe ich, daß die Herren Russen sich in ihren Erwartungen übertroffen fühlen. Die Prinzen gehen auch noch in die Synagoge und von da auf die Redoute. Bei der Gelegenheit passiert dem Marschall Rumanzow ein sehr interessantes Quiproquo. Er hatte

[1]) Ignaz Krasicki, durch Geist und Witz berühmter polnischer Dichter, als sein Bistum an Preußen fiel, öfter von Friedrich dem Großen an seinen Hof gezogen.

[2]) Der seinerzeit prächtig eingerichtete Garten des Kommerzienrats S. gehört heute zum Zschockschen Stift, Ecke Tränkgasse—Neuer Graben.

viel davon reden hören, daß man nach dem Souper auf die Redoute gehen würde, man hatte ihm aber nichts von der Synagoge gesagt. Als er nun hier hinkommt, glaubt er, selbstverständlich, man führe ihn auf die Redoute. Beim Aussteigen aus dem Wagen sieht er eine große Illumination, hört Musik und sieht lauter Juden mit langen Bärten. Er bildet sich noch immer ein, auf einem Ball zu sein, bis er seinen Begleiter fragt, ob es denn hierzulande Sitte sei, daß alles sich als Jude maskiere. Da erst erfährt er, wo er ist. Die Redoute ist reizend; ein Menuett, das meine Nichte Schlieben und Fürst Kurakin tanzen, erregt die allgemeine Aufmerksamkeit.

12. Juli. Der Großfürst begibt sich am Morgen zu einem Kavalleriemanöver. Prinz Heinrich scheint mit dem Regiment v. Meyer wenig zufrieden zu sein. Nach der Besichtigung dinieren die Fürstlichkeiten und alles, was es von Spitzen gibt, bei dem Grafen Keyserlingk, der seinen Garten zu dem Zweck auf das geschmackvollste hergerichtet hatte. Wir dinieren in einem prächtig geschmückten Gartensaal, dessen Wände mit Porzellan ausgelegt sind. Das Mahl ist herrlich. Nach Tisch ziehen sich die Prinzen einen Augenblick zurück. Wir machen alsbald eine Promenade durch die Stadt und kehren dann wieder in den Keyserlingkschen Garten zurück, wo sich alle Damen und eine ungeheuere Menschenmenge eingefunden haben. Die Prinzen spielen mit der Gräfin Keyserlingk und dem Grafen Soltikow Reversi. Es geht recht heiter zu. Nach dem Spiel ist der ganze Garten illuminiert, und man geht zum Souper. Auch der ganze Schloßteich und seine Umgebung ist illuminiert, was sich ganz reizend macht. Nachdem sich die Prinzen von der Tafel erhoben haben, erscheint die ganze Studentenschaft der Universität Königsberg unter Führung des Grafen Dohna aus Carwinden, der an den Großfürsten eine Ansprache hält. So verläuft dieser Tag ganz prächtig; der Großfürst erscheint befriedigt. Mit den Geschenken, die der Großfürst macht, ist man nicht zufrieden; man findet sie nicht kostbar genug.

13. Juli. Um sieben Uhr früh reise ich ab, um dem Großfürsten vorauszufahren, der noch durch allerlei Feierlichkeiten aufgehalten wird. Wie im Augenblick bin ich in Bartenstein, wo der General Anhalt alle erdenklichen Vorbereitungen trifft, um den Großfürsten gut zu empfangen. Demgemäß zeichnet auch Seine Kaiserliche Hoheit diesen braven General ganz ungemein aus und läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er hatte Zelte und eine Halle von Laub errichten lassen, die eine ganze Straße einnahmen. In dieser Halle dinierten wir, und hier trat auch der Adel in großer Zahl herein, um die Prinzen speisen zu sehen. Die ganze Stadt war mit Girlanden und Ehrenpforten geschmückt; es fehlte nichts, um den erlauchten Gast von der Freude zu überzeugen, die das ganze Land über seinen Besuch empfand. Ich kann wohl sagen, daß wir von Memel bis Oliva an keinem Gehöft vorbeikamen, das nicht irgendwie seine Freude äußerte.

In Bartenstein habe ich Gelegenheit, an diesem Prinzen einen Zug von

männlicher Festigkeit zu sehen, der genügend beweist, was man von ihm eines Tages erwarten darf. Es erscheint nämlich ein General Moulina(?), der in russischen Diensten gewesen war, sich dann aber bei uns angekauft hatte, um dem Prinzen seine Aufwartung zu machen. Augenscheinlich hatte dieser eine schlechte Meinung von ihm, denn als er ihm vorgestellt wird, spricht er zu ihm kein Wort, sondern sich zum General Lentulus umwendend, sagt er: „Sie werden diesen Mann nicht mit mir essen lassen! Er hat sich bei uns schlecht betragen und ist dessen nicht wert." Trotzdem hat dies auf seine Laune keinen Einfluß, denn er ist bei Tisch reizend.

Nach dem Diner fahren wir mit derselben Schnelligkeit nach Heilsberg, wo der Bischof den Großfürsten ganz prächtig untergebracht hat. Da ich oft Gelegenheit gehabt habe, in sein Zimmer hineinzusehen, habe ich bewundern müssen, wie dieser junge Prinz es versteht, die Heiterkeit und die Lebhaftigkeit seines Alters mit der Würde seines Ranges zu vereinigen. In seinem Zimmer springt und tanzt er; in dem Augenblick aber, wo er vor der Öffentlichkeit erscheint, zeigt er die seinem Range angemessene Haltung. Es hat mir scheinen wollen, als ob er zum Spott neige, aber er weiß diese für die großen Herren so gefährliche Sucht zu unterdrücken. — Er besieht das ganze Heilsberger Schloß und scheint vom Bischof entzückt zu sein.

14. Juli. Wir fahren frühmorgens ab, da wir die Vorspannpferde bereit finden, und treffen mittags in Schlobitten ein, das dem Grafen Dohna gehört, demselben, der als Deputierter für Preußen sich im Gefolge des Großfürsten befindet. Er empfängt uns in einem sehr schönen Schlosse mit allen möglichen Ehrenpforten. Aber der Großfürst äußert sich etwas spöttisch über seine Artillerie, die er unaufhörlich feuern läßt. Es ist dies derselbe Dohna, der von seinen Gütern ein Einkommen von 15000 Talern hat, der eine reizende Frau und liebenswürdige Kinder hat, aber mit Vergnügen auf das alles verzichten würde, wenn er nur den Titel eines Obersten in der Armee des Königs erhielte.

Nach dem Diner eilen wir nach Elbing, wo wir bei einem schrecklichen Regen eintreffen. Trotzdem läßt man die Prinzen aussteigen, um ihnen einen schönen Imbiß anzubieten und von Schäferinnen Verse aufsagen und Blumen überreichen zu lassen.

Man ist bemüht, sich alledem so schnell als möglich zu entziehen, und es gelingt uns noch, bis Marienburg zu kommen. Ich habe auf dieser Strecke so gut geschlafen, daß der gute Reibnitz und der General Hordt, mit denen ich zusammen in einem Wagen sitze, mich wecken müssen, um mir zu sagen, daß wir in der Stadt seien. Diese ist ganz illuminiert und macht einen vortrefflichen Eindruck. Wir steigen im Schloß ab, wo eine Menge Generale anwesend sind. Die Prinzen von Philippsthal, die Generale Krockow, Lengefeldt, Graf Finckenstein, Pomeiske, Rohr, alles das wird vorgestellt. Ich selbst rette mich schleunigst mit der Gräfin Wartensleben in ihr Quartier, wo ich die Nacht im schönsten Schlaf verbringe,

während eine lustige Gesellschaft über mir bei Wartensleben spielt. Es sind dies Kaphengst, Schwerin und noch mehrere andere von der Sorte.

15. Juli. Um acht Uhr fahren wir von Marienburg ab, wo noch alles versammelt ist und einen großen fürstlichen Hof bildet. Ich habe meinen Wagen den Herren v. Wreech gegeben, die ganz schnell nach Danzig kommen wollen, und fahre in der Reservekutsche mit dem General Hordt, dem Marschall Rumanzow und dem General Soltikow. Der Übergang über die Nogat und die Weichsel geht glücklich vonstatten. Der Blick von der letzteren ist reizend, denn wir sehen auf dem anderen Ufer die ganze Stadt Dirschau mit Menschen angefüllt. Man reicht hier dem Großfürsten Erfrischungen, und dann geht's mit großer Schnelligkeit bis nach Praust, wo der letzte Vorspann wartet, der uns nach Danzig bringen soll. Der Abt von Oliva und der Kammerherr Keyserlingk sind in Praust, um die Prinzen zu begrüßen. Die Menschenmenge ist fürchterlich und wird noch immer größer, je mehr wir uns der Stadt nähern.

Ich habe die Freude, auf der ganzen Strecke, sowohl in unserem Lande wie auch auf dem Danziger Territorium, die aufrichtigen Huldigungen zu sehen, die man dem Marschall Rumanzow darbringt. Dieser große Feldherr hat hier im Kriege eine außerordentliche Gerechtigkeit und Menschlichkeit gezeigt, wovon er nun die Früchte erntet, indem er überall auf dem ganzen Wege so warm und herzlich begrüßt wird. So nähert sich ihm in Bartenstein ein Edelmann und sagt: „Meine Frau sendet Ihnen viele Grüße! Sie wird es niemals vergessen, daß Sie ihr zehn Meilen weit zwei Wagenräder, die man ihr genommen hatte, zurückgesandt haben." Ich muß gestehen, daß ein solcher Zug in einer Gedächtnisrede erwähnt zu werden verdient. Ich bin überhaupt entzückt von diesem Marschall, der von seinen glänzenden Erfolgen gegen die Türken mit einer reizenden Bescheidenheit spricht.

Die Fahrt durch die Stadt Danzig ist wunderschön, der Anblick der gewaltigen Menschenmenge großartig; alle Freitreppen, alle Fenster sind mit Frauen in ihrem schönsten Staat besetzt, die uns in liebenswürdigster Weise begrüßen. Ebenso ist es in allen Vorstädten Danzigs. Man hatte Zelte aufgeschlagen und wollte den Prinzen einen schönen Imbiß reichen; aber der Großfürst wollte nichts davon wissen, indem er erklärte, er gewinne es nicht über sich, liebenswürdig gegenüber Leuten zu sein, die unfreundlich gegen den König von Preußen wären[1]). Er scheint unserem Hause wirklich sehr zugetan zu sein. Als er vom Magistrat mit einer Ansprache begrüßt wird, antwortet er nur mit einer Verbeugung, während Prinz Heinrich zu ihnen mit solcher Freundlichkeit spricht, daß sie davon ganz entzückt sind.

Endlich um drei Uhr Nachmittag kommen wir nach Oliva. Ich bemerke am Fenster die junge Gräfin Ledochowski und trete auf einen Augenblick

[1]) Friedrich klagte über die Halsstarrigkeit der Danziger nach der ersten Teilung Polens, sich nicht seiner Herrschaft unterwerfen zu wollen.

bei ihr ein, um ihr ein Bukett zu überreichen. Dann setzen wir uns an die Tafel und sind beim Essen ganz vergnügt. Das Haus des Abtes von Oliva ist doch sehr schön, der Garten herrlich und der Abt der liebenswürdigste Greis aus dem Geschlechte der Rybinski.

Aus Warschau waren eine Gräfin Omietzka, ein General Krasinski und ein junger Bischof Rybinski herübergekommen, um den Großfürsten zu sehen. Ich fand diese alle im Zimmer der Gräfin Ledochowski, aber da sie sich nicht vorstellen ließen, tat ich so, als bemerke ich sie nicht. Nachmittag ließen sie mich sehr bitten, bei ihnen vorzusprechen. Da nun die Prinzen sich die Kirche ansehen wollten, sagte ich jenen, ich würde die Gelegenheit benutzen, sie vorzustellen. Dies tat ich denn auch in einer Kapelle. Aber dem Großfürsten gefiel Frau Omietzka nicht, und wir hatten Mühe, ihn zu bewegen, der Dame ein Wort zu sagen. Prinz Heinrich dagegen sagte ihr beim Verlassen der Kirche allerlei Liebenswürdigkeiten. Seine Kaiserliche Hoheit ging viel in dem schönen Garten spazieren und schien daran großen Genuß zu empfinden; aber sowie die Dame Omietzka seinen Weg kreuzte, beeilte er sich, ihr aus dem Wege zu gehen, bis ich mir die Freiheit nahm, ihm zu sagen, daß diese Dame vierzig Meilen gemacht habe, um ihn zu sehen, und daß sie untröstlich sein würde, wenn er nicht mit ihr spräche. Da sagte er: „Sie haben recht, man könnte mich leicht für einen Grobian halten." Nun näherte er sich ihr und sprach mit ihr in der gnädigsten Weise. Dieser Prinz hat überhaupt eine angenehme Art, sich zu unterhalten.

Nach der Rückkehr von der Promenade bleibe ich noch beim Prinzen Heinrich. Seine Königliche Hoheit geht dann hinauf, um sich die Illumination des Gartens anzusehen, die recht hübsch ist.

16. Juli. Um acht Uhr morgens verläßt die ganze erlauchte Gesellschaft Oliva, und ich empfehle mich den liebenswürdigen Prinzen, die mich sehr gebeten hatten, bis Berlin mitzukommen. Aber ich bleibe fest. Prinz Heinrich macht mir nun ein schönes Geschenk; er überreicht mir eine goldene, mit Smaragden und Brillanten besetzte Dose. Als alle diese Kutschen abgefahren sind, bin ich ganz erstaunt, mich allein an einem Ort zu finden, den ich kurz vorher so mit Menschen angefüllt gesehen habe.

*

Des Großfürsten Einzug in Berlin erfolgte am 21. Juli. Für die ganze Bevölkerung der Hauptstadt, selbst für den Hof, war dieser Besuch ein denkwürdiges Ereignis. In der Königstraße, durch die der hohe Gast dem Schlosse zufuhr, vermietete man das Fenster für zwanzig Taler. Die Verlobung mit Friedrichs Großnichte wurde sogleich vollzogen. „Unter dem Schatten dieser günstigen Aspekten" erfüllte sich im folgenden Jahre Friedrichs Wunsch, sein Bündnis mit Rußland auf geraume Zeit, bis zum 31. März 1788, verlängert zu sehen.

Richard Dehmel und „Die Menschenfreunde".

Eine Motivenstudie.

Von
Ludwig Hänsel.

1.

Das jüngste Drama Richard Dehmels hinterläßt ein zwiespältiges Gefühl. Das bestätigen die Kritiken, die der Aufführung gefolgt sind. Ihre Versuche, den Vorgängen gerecht zu werden, laufen nach zwei Hauptrichtungen auseinander. — Vieles in dem Stück weist auf eine Gesellschaftssatire. Der Theaterzettel: Titel, Personenverzeichnis, schließlich auch die Zeitangabe „Sommer, Herbst, Winter 1913" stellen den Zuschauer auf solche Erwartungen ein. Auch die feierlich strenge Ordnung, in der sich die bürgerliche Handlung abspielt — die genaue Regelmäßigkeit im parallelen Szenenbau der drei Akte — würde gut zu einer satirischen Komödie stimmen. Die namenlosen offiziellen Persönlichkeiten, die alle in Schwarz zu erscheinen haben, geben in ihrem marionettenhaften Auftreten, Verhalten und Reden zu mancher treffenden Formel gegen den eigennützigen Trug der öffentlichen und staatlich gelenkten Wohltätigkeit Anlaß: „Betäterä-tätigung? Das ist ja wirklich zum Krämpfekriegen! Wie kann ein Mensch mit etwas Geschmack dies Schandwort auf die Zunge nehmen! Diesen A-Anschmiereausdruck für alles Getue, das den Namen Tat nicht verdient." Mit feiner satirischer Kunst ist die ungeschickt sich verratende Heuchelei des Oberbürgermeisters in Gegensatz zu der diplomatisch reservierten Klugheit der Regierungsbeamten gebracht. Und diese wieder folgen einander, Akt für Akt im Range wie in der Redegewandtheit steigend, bis schließlich der Minister in vornehm durchsichtiger Ironie zur Wahrheit noch kühlen Trost zu spenden vermag. Ihnen und der „Gesellschaft der Menschenfreunde", für die der Oberbürgermeister wirbt und von der mit witzelnder Haltlosigkeit der Sanitätsrat berichtet, sind die Mitten aller drei Akte eingeräumt.

Als innerster Kern dieser Satire wurde von einem Kritiker die fatale Wendung herausgehoben, daß die öffentlichen „Menschenfreunde" sich ge-

zwungen sehen, einem Menschenmörder als höchstem Menschenfreund zu huldigen, um seine Stiftungen der öffentlichen Wohltätigkeit zu erhalten; daß sie alles daran wenden müssen, um die Verurteilung des höchst Verdächtigen zu verhindern und den Angeklagten mit neuen Ehren zu umräuchern. — Wodurch in einem eigenartigen Sonderfall die allgemeine Eigenschaft des Kapitals erwiesen wäre, der Gesellschaft über den Kopf zu wachsen.

2.

Eine Satire mit solchem Ziel aber als leitende Idee des Schaffens hätte die Begebenheiten der Bühne doch anders angeordnet. Der Schauplatz, das Interesse, die Beleuchtung hätten sich um vieles mehr gegen die Gesellschaft, gegen die „Menschenfreunde“ zu verschieben; ihre Nöte wären nicht bloß äußerlich in die Mitten der Akte gerückt. Die Gerichtsverhandlung wäre — wie es eben dieser Kritiker folgerichtig gewünscht hätte — aus ihrer Versenkung zwischen den Akten, auch wenn sie hinter der Szene geblieben wäre, zu zentraler, entscheidender Wirkung aufgestiegen. Wir sähen die Gesellschaft nicht mit den Augen Christian Wachs, des großen Wohltäters, sondern eher diesen mit den Augen jener, so sehr dann satirische Ironie gerade deren Auffassung unserem Hohne vorlegen würde.

Aber Christian Wach ist nicht bloß Motiv, um die Komödie der „Menschenfreunde“ ins Rollen zu bringen; viel eher erscheint dem, der das Ende miterlebt hat, dieses Treiben der „Menschenfreunde“, wenn nicht als auslösendes Motiv für den Fall Wach, so doch als bloßer Hintergrund, als stimmende Umgebung, als bloße Vorbedingung für den eigentlichen Konflikt. Um diesen mühen sich auch die meisten Kritiken. — Nur spröde aber enthüllt sich das Gewollte — das Geschehene, wie der Sinn des Geschehenden — aus den verhaltenen Szenen.

Der Anfang ließe eine Tragödie des Reichtums erwarten: die Enttäuschungen eines edlen Menschen, der gehofft hatte, mit seinem plötzlich durch Erbschaft gewonnenen Gelde alle Leiden und Ungerechtigkeiten der Welt tilgen zu können, aber immer mehr einsehen muß, daß die Wohltätigkeit, daß das Geld Unrecht und Leiden nur verschieben, nicht aufheben kann. („Markus der Tor“, ein Roman des unerkannt gestorbenen Österreichers Josef Gangl, baut sich ernst und in eigenartig wirksamen Gestalten um diesen Gedanken herum.) Das Auftreten des Oberregierungsrates bringt dazu das satirische Moment mit der peinlichen Spitze, daß auch die reinen Absichten des ehrlichen Wohltäters unrettbar in das Netz des gesellschaftlichen Wohltätigkeitsschwindels verstrickt und verwoben werden. So nämlich zeigt sich das Gegenspiel der „Menschenfreunde“ von der Seite des Wohltäters aus.

3.

Da rückt der enterbte Bruder des alten Reichen, Justus, der leichtlebige Leutnant, der infolge der Enterbung sich zu „solidem" Leben bequemen muß und Polizeikommissär geworden ist, etwas Unerwartetes vor alles Zuständliche — die dunklen Andeutungen und monologischen Seufzer Christians bekommen damit endlich ihren Sinn —: Christian Wach ist nicht unschuldig reich geworden; er, der schon als Knabe Äpfel stahl, um dann, sie verschenkend, seine Großmut zu genießen, hat seine geizige Tante vergiftet, um — ohne sich selbst den kleinsten Genuß daran zu erlauben — ihr Vermögen zu großartiger Wohltätigkeit frei zu bekommen. Diese eigentümliche Beschuldigung hat der haßerfüllte Bruder ausgetüftelt, nachdem er zufällig Beweise für Vergiftungsabsichten Christians gefunden hatte. Man findet zwar keinen Grund, sie vollständig zurückzuweisen: Anzeichen genug sprechen sogar für die Tatsächlichkeit des Mordes — eher schon ist anzunehmen, daß der „Gerechte" das Motiv gefälscht hat, daß er die ehrgeizige Absicht bei den Diebstählen des Knaben wie beim Morde des Mannes aus seinem eigenen niedrigen Gewissen genommen hat; es bleibt aber über Tat und Gesinnung ein schwer zu durchdringender Schleier, der durch die absichtlichen Entstellungen Christians ebenso wie durch seine eigene Unklarheit über die augenscheinlich verwickelte und allmähliche Entstehung seiner Tat verdichtet wird — er selbst betont, seiner Motive sei nachher niemand mehr völlig sicher: „wahr ist nur die Tat." —

Damit springt das Interesse von der allgemeinen Satire über zu einem ganz einzelnen Fall von kriminalistischer und seelischer Besonderheit.

4.

Daß der Mörder aus Ehrgeiz — oder vielmehr aus schwärmerischer, eigensinniger Menschenliebe, nun da er beides zu befriedigen sich volle Gelegenheit verschafft hat, von Enttäuschung und Ekel an Würde und Wohltätigkeit und von hoffnungsloser Menschenverachtung erfaßt wird, ist aber erst eine der Voraussetzungen des Dramas. Ein Ausgang wie in den „Stützen der Gesellschaft" ist nicht beabsichtigt: die Gesellschaft, die den Verbrecher umgibt, ist zu verächtlich, um eines öffentlichen Bekenntnisses wert zu sein, Christian zu pessimistisch dazu — abgesehen davon, daß die Knappheit und Verschlossenheit in Szene und Dialog für breite Enthüllungsreden in der Art Ibsens keinen Raum böte. — Sondern: diesem der Verzweiflung und selbstverzehrendem Hohne zusinkenden Reichen wird durch die Anklage des Bruders Anstoß zu neuer Bewegung gegeben. Als Justus trotz aller Bestechungsversuche entschlossen bleibt, die Schuldbeweise dem Gerichte zu übergeben (Schluß des ersten Aktes), wird dem von der Verlogenheit der Menschen Angeekelten

seine eigene Lüge wichtig. Naiver Selbsterhaltungstrieb leitet ihn bei der schlau berechneten Verteidigung vor den Geschworenen: er bekennt, das Gift mit Mordabsichten gekauft, dann aber ehrlich mit seinem Plane gerungen und sich bezwungen zu haben, bis ihn der Schlagfluß der Tante aus seelischen Qualen erlöst habe, — und gewinnt mit diesem halben Geständnis das Mitleid seiner Richter und den Freispruch (zwischen dem ersten und zweiten Akt). Verbissener Trotz, hohnvolles Überlegenheitsgefühl lassen ihn, der — krank an Körper und Seele — schließlich von einer verzweifelten Gleichgültigkeit gegen den Ausgang erfüllt ist, mit seinem Verfolger spielen, mit dem Bruder, dessen auffällig gemeine und naive Gesinnung ihn in seinem Beharren bestärkt. Eine mißtrauisch, aber vielleicht zu tiefst mit banger Sehnsucht eingeleitete Probe beweist ihm, daß Justus, dessen Haß nach der Entscheidung des Gerichtes merkwürdig rasch in gläubige Bewunderung umgeschlagen hatte (zweiter Akt), dennoch jeden Beweis seiner Schuld erbarmungslos ausnutzen würde, daß es keine Liebe gibt: der kranke Reiche hat ihm angedeutet, daß er alle Motive und Umstände seiner Tat in einem Tagebuch aufgezeichnet habe (Bourget, „Le Disciple“) — ob er es ihm wohl anvertrauen könne. Sofort erwacht des Bruders alter Haß; kaum beherrscht er sich, das Paket zu empfangen, entsiegelt aber leeres Papier (dritter Akt). So bleibt Christian ungebrochen, Herr seiner Tat, stolz auf seine „Tat“ gegenüber allem „Getue“, aller „Betäterä-tätigung“, und stirbt, ohne zu bekennen. Auch das einfache, edle Bibelchristentum seiner Pflegerin Anne (in dem kein irrender Zug ist) vermag nichts dagegen. Anne hat den wunderlichen Reichen durchschaut, will ihn von seinem seelischen „Huckepack“ erlösen, indem sie ihn immer wieder zur befreienden Aussprache drängt — ihr wissendes Mitleid aber und ihr weiblich zurückhaltendes Zartgefühl sind zu schwach dazu. In der harten Männerwelt dieses Dramas versiegt die Milde der einen Krankenschwester. Sie reicht nur dazu aus, daß dem Sterbenden die Ahnung aufdämmert, die demütige Liebe von Mensch zu Mensch allein habe wirklichen Wert und nicht die rücksichtslose Tat des Einzelnen zur Beglückung der Menschheit (Karl Moor). Doch vermag auch diese letzte Ahnung ihm nicht den Mund zu öffnen, ihn nicht wirklich zu erschüttern. Daß es Liebe gebe, hätte ihm nur die Tat eines Mannes, seines Bruders, beweisen können.

5.

Ein Gegenstück also zu Raskolnikow. — Die Verwandtschaft der Motive fällt in die Augen: Verbitterung gegen Erschütterung, unerlöster Haß gegen erlösende Liebe. Im Vergleich mit den allmählichen Entwicklungen und seelischen Wandlungen, den Gelegenheiten zu vielseitiger Motivierung und Beeinflussung, die der Roman ermöglichte, tritt (von dem Unterschiede der dichterischen Kraft abgesehen) die karge, verschlossene Form des Dramas in ihrer Bedeutung für

den besonderen Fall klar hervor. Vielleicht wäre dieser, dem gegenüber schon in der knappen Erscheinung der drei Akte ein gewisses Befremden sich nicht unterdrücken läßt, in der ausführlich begleitenden und eindringlich analysierenden Erzählungsart Dostojewskis überhaupt unmöglich. Die drei szenisch ganz gleichartigen — also in den Raum der künstlerischen Form hinaufgehobenen Vorgänge im Sommer, Herbst und Winter lassen der Einbildungskraft freies Feld und zugleich Unklarheit genug, sich hinter den Auftritten mit den Seltsamkeiten der Mordtat abzufinden und die Entwicklungen und Stillstände im Innern Christians zwischen dem Fallen und Steigen des Vorhangs unbesehen hinzunehmen. Die Phantasie der Zwischenakte arbeitet ja langsam, fügt sich willig und erwartet dumpf das Kommende. Andererseits bringt das Drama, das nur von außen an die Menschen heran kann, besonders in dieser fast abstoßend herben Form, die tragische Vereinsamung Christians, seine Abschließung von jedem billig und doch auch stark Gesinnten am sichersten zur unmittelbaren Wirkung. Der Unglückliche schreit nach der Beichte, nach der Erlösung von seinem Trotz, aber nicht nach der Milde der Pflegerin, sondern nach einer kraftvollen Zurechtsetzung, nach einem Urteil, das Recht und Unrecht, Sinn und Wert von Tat und Geld, nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen seine Umwelt rückhaltlos ausspräche, seine Tat ebenso richtete wie die Erbärmlichkeit der Menschen, ihm sein Recht gäbe gegen seine Tat wie gegen den Haß des „Gerechten", seines Bruders Justus. Seine Reizbarkeit beruht ja vor allem in dem gedrückten Selbstgefühl, das unter der für wertlos erkannten Mordtat leidet und dennoch der Niedertracht seiner Feinde gegenüber (der heuchlerischen wie der offenen) in höhnische Selbstbehauptung umschlägt [1]). — Oder auch ein anderes hätte vielleicht dem Verbitterten helfen können: ein Beweis wirklicher Liebe, eine selbstlose Tat, die Rettung durch versöhnte Feindeshand: Justus hätte das verräterische Tagebuch ungelesen ins Feuer werfen müssen. Dann wäre die Sehnsucht nach dem „Wunder", die hinter dem Hohne des Menschenverächters steckte, erfüllt worden. Christian hätte wieder an die Menschen, an die Liebe glauben können und hätte dann vielleicht seine Tat mit freiem Stolz getragen, vielleicht auch die Verurteilung demütig auf sich genommen.

[1]) Manche Symptome im Verhalten des Kranken, Äußerungen der alten Anne (vom „Huckepack der Seele" zum Beispiel), die zögernde Diagnose des verwunderten Sanitätsrates und insbesondere die Technik des Stotterns zeigen offene Annäherung an die psychoanalytische Lehre. Das Stottern taucht bei Dehmel schon früher auf: in dem Gedicht „Das erlösende Wort" wird das qualvolle Bemühen des Stotterers um die freie Rede mit sonderbar ironischem Spott begleitet. Hier im Drama setzt es ganz nach den Regeln Freuds vorzüglich vor den seelisch anstößigen Wörtern ein — wenn auch hier wie beim Wahnsinn Hamlets vielfach die Grenze zwischen Wahnsinn und Verstellung unentschieden bleibt. Christian überhaupt könnte auch als ein interessantes Beispiel für Dr. Adlers Theorie vom Minderwertigkeitsgefühl dienen (Adler, „Der nervöse Mensch").

6.

Die Auffassung der Tat aber, die ethische Stellung des Dichters selbst ist es, was am meisten von Dostojewski wegführt — und gerade dadurch kommt etwas in das Drama, was zum Widerspruch reizt und das Gefühl von inneren Unstimmigkeiten (zwischen Titel und Fabel, Satire und Menschenschicksal) wach erhält. Der Dichter scheint nicht wie der Russe aus ergriffenem Mitleid mit dem in Hohn und Trotz erstickenden Reichen zu gestalten; fast ist es, als ob er nicht aus überlegener Einsicht, sondern in befangener Parteinahme auf die Seite des Verbitterten träte, mit ihm darüber triumphierte, daß die verächtliche Gesellschaft doch bis zum Schluß um die moralische Entrüstung betrogen bleibt, als ob also das menschliche Problem doch dem Interesse an der Gesellschaftssatire unterstellt wäre, dem Titel gemäß die „Gesellschaft der Menschenfreunde" wirklich im Mittelpunkt des Stückes stände. Es spielt eine oppositionelle ethische Einschätzung der Tat und des persönlich starken Verharrens bei der Tat — sie sei, wie sie sei —, eine sittliche Entscheidung für das „Wikingergewissen" mit, wenn auch in ihrer Entschiedenheit durch entgegenstehende Wendungen (die letzte, folgenlose Ahnung des Sterbenden) gebrochen.

„Mitleid, glüh ab!
Laß dir die Kraft nicht von Gefühlen beugen!" —

wiederholt er Nietzsche in seinem „Bergpsalm" aus sozialistischem Haß heraus. Die Verherrlichung des stolzen Freibeuters (mit Liliencron) oder „Lokes des Lästerers" (nach Strindberg), der freien kühnen Geächteten (der neue Karl Moor), der Helden ihrer Tat, zieht sich durch Dehmels ganzes Werk. Und doch heißt seine zweite reiche Gedichtsammlung — nicht ohne Grund: „Aber die Liebe". Man darf Dehmel nicht beim einzelnen Wort nehmen; aber die wechselnden und widerspruchsvollen Ausbrüche seines impulsiven Denkens und Fühlens brechen doch alle aus dem einen stürmischen Lebensgewühl hervor, in dem Trotz und Freimut, Begeisterung und Verachtung, Leidenschaft und Ruheverlangen, Schnoddrigkeit und visionäre Träume (auch diese oft schnoddrig genug), leicht entfacht und leicht verweht, durcheinanderbrausen. Dehmel ist ein Begeisterungsimpressionist, rasch berauscht von allem, was Kraft verrät oder vortäuscht. — Seine Lyrik bereitet in manchem die intellektuellen Ekstasen und die zersetzte Form der Expressionisten vor, so zahm, so optimistisch, so geist- und formgebunden er sich auch neben einigen von diesen ausnehmen mag — wie andererseits die trockene Verhaltenheit seines dramatischen Dialogs und die seelische Einfachheit von Personen wie Anna und Justus sich bei den jüngeren, sachlichen Poeten wiederfindet. — Dehmel gehört aber, und das scheidet ihn von den Jungen, das scheidet den Impressionisten von den Aktivisten, zu den sentimentalen Revolutionären, die im wildesten Bildersturm die Osterglocken hören, denen im Suchen nach neuen ethischen Werten, wenn sie eben

noch feierlich deklamierten, daß für die großen neuen Menschheits- oder Persönlichkeitsziele rücksichtslose Härte gegen das Alte geboten sei, daß der neue erhabene Zweck jedes Mittel heilige — das alte Gewissen, die alte Liebe, das alte gerührte Mitleid erwacht. Als Impressionist ist er vom mächtigen Eindruck überwältigt, muß aber, wenn die erste Kraft der Neuheit schwindet, auf das verlassene Alte zurücksinken, dort sich belebenden Trost suchen, bis ein neuer Eindruck neuen Gefühlsrausch bringt.

Gerade die Probleme um Christian Wach herum sind daher für den Dramatiker oder Novellisten Dehmel, für den sich selbst objektivierenden Lyriker von besonderer Bedeutung. Die Motive der ungleichen Brüder, des Verbrechens aus Edelmut, der Empörung gegen die verruchte „Gerechtigkeit" der „Götter der Zeit" („Loke der Lästerer"), dann aber wieder des Ringens mit dem alten Gewissen, um den Stolz der eigenen Tat und die endliche Erschütterung des verhärteten Verbrechers durch Zurechtweisung (Verurteilung) oder Liebestat tauchen denn auch immer wieder in wechselnder Verschlingung in seinen Dichtungen auf und können manches Dunkel lichten, das über den Motiven des alten Reichen liegt.

7.

„Die Menschenfreunde" stellen sich durch die große Ähnlichkeit in der Satire, in der geschilderten Umwelt und der herben Prosa des Dialogs in nächste Nähe zu Dehmels früherem bürgerlichen Schauspiel, der „Tragikomödie" „Der Mitmensch". Aber die „Tragikomödie" war anspruchsvoller aufgetreten, hatte ihre Handlung — die rasche Lösung gefährlicher Verhältnisse durch eine entschlossene Tat — auf fünf Akte und wechselnde Schauplätze ausgedehnt, hatte auch noch Platz für episodischen Dienerhumor; das neue Werk, schlicht „Drama" genannt — das um die Enthüllung einer längst geschehenen Tat geht — drängt in äußerster Geschlossenheit seine Vorgänge und Personen auf drei parallele Akte in einem Raum zusammen. Dieser größeren Strenge der Kunstform entspricht die größere Strenge der Menschenwertung, die das neue Stück bekundet. Im „Mitmenschen" hatte das Motiv der ungleichen Brüder eine naiv optimistische Lösung gefunden: die beiden Brüder Wächter lieben einander. Ernst, der unproduktive Genießer und Berater — er nennt sich darum selbst den „Mitmenschen" — ein Schmarotzer mit Ehrfurcht und Bewußtsein seiner Stellung, würde dem Justus Wach der „Menschenfreunde" entsprechen (dem ehemaligen flotten Leutnant), hat aber nicht die Gegenrolle, sondern die führende Rolle des Stückes. Statt borniert zu hassen, erweist er sich als der einsichtsvolle Beschützer seines Bruders Peter, des zukunftsreichen Architekten, des Genies, und entschließt sich endlich, um diesem die Freiheit des Schaffens zu erhalten, zum Mord an dessen brutalem

Gegner[1]). — Nicht gerade eines neuen Mordes, aber einer Tat ähnlicher opferbereiter Bruderliebe hätte Christian zu seiner Erschütterung bedurft — darauf zielte seine Probe. Freilich liegen hier die Verhältnisse ganz anders. Justus ist von seinem Bruder nicht wie Ernst von dem seinen in Liebe erhalten, sondern enterbt worden, und in der Verbitterung, Schrullenhaftigkeit und Schlauheit Christians ist von dem offenen kindlich, vertrauenden Peter Wächter[2]) kein Zug mehr geblieben, außer dem einen, daß sich neben Peters Plan eines großen Kunsttempels, der vor seiner Durchführung schon in Gefahr geriet, von Spekulanten mißbraucht zu werden, die große Menschenbeglückungsidee Christians stellen läßt, die in der Wohltäterei um ihren Sinn kommt. — So stellen sich „die Menschenfreunde" fast als die pessimistische Revision dar, die das enttäuschte Alter an dem jugendlichen Menschheitsglauben, der im „Mitmenschen" pulst, vornehmen mußte — selbst der Fabel nach setzt das spätere Stück dort ein, wo das frühere abgeschlossen hatte, beim Mord aus edlen Motiven.

Auch in diesem Punkte ist der Vergleich mit der Tragikomödie von Interesse. Die Tat des „Mitmenschen" gründet sich auf die individualistische Ethik Nietzsches aus der „Unzeitgemäßen Betrachtung" über „Schopenhauer als Erzieher", die den Sinn der Menschheit in der Hervorbringung des Genies sieht; die Tat des „Menschenfreundes" geht (weniger deutlich) aus sozialen Gründen hervor, die den Reichtum nur zur Beglückung der Enterbten gelten lassen. Die „Tragikomödie" führt zum heroischen Ziel, das „Drama" entwickelt das Scheitern der edlen Absicht. (Man möchte die Bezeichnungen lieber vertauschen.) In beiden Stücken aber gilt das höhere Recht des Einzelnen gegen das blinde Gesetz der Vielen, in beiden Stücken wird die Bereitwilligkeit zu Lüge und Mord um des heiligenden Zweckes willen als sittlich wertvoll

[1]) Im „Mitmenschen" ist (technisch gesehen) ein Causeur (man denkt ein wenig an den Grafen Trast von der „Ehre" Sudermanns) und ein deus ex machina zum Helden des Dramas aufgerückt. Denn nur in diesen Eigenschaften steht Ernst im Grundplan des Konfliktes, der zwischen seinem Bruder und dem „Börsenmenschen" Eickrott um des armen Bankiers Nathan unglückliche Tochter Thora besteht; am Ende aber ist seine Opfertat zum Thema geworden, der Konflikt zu einem bloßen Mittel, eben sie in Erscheinung zu bringen, herabgesunken (eine Zwiespältigkeit der Anlage also auch hier): der verblüffende Gegensatz zwischen dem nichtstuerischen Gehaben und dem heroischen Entschluß des „Mitmenschen" gibt die moralische Pointe des Stückes. — Hinter diesem Ernst Wächter lächelt in edler Immoralität Lord Goring, der Retter des „Idealen Gatten" (Wilde), in ähnlicher dramatischer Stellung und ähnlicher Charakterparadoxie (bei allem nationalen und individuellen Abstand der blasierten Sentimentalität des Engländers von dem verhaltenen Pathos des Deutschen). In weiter Entfernung, aus völlig verschiedener Mitte scheint auch Marquis Posa herüberzuschauen, auch er ein opferbereiter, selbstloser Intrigant für den Freund und — wenn nicht für das Genie, so für die Idee.

[2]) Die durchsichtigen Familiennamen Wächter und Wach passen in beiden Stücken nur auf die führenden Brüder: Ernst und Christian.

anerkannt. Darin vor allem zeigt sich der Abstand Dehmels vom christlichen Ethos Dostojewskis. Doch auch hierin nähert sich das spätere Stück einer pessimistischeren Auffassung: wie es darin keine edle Opferwilligkeit mehr gibt und der „Gerechte" an die Stelle des „Mitmenschen" tritt, so haben auch die Motive des Mordes an reiner Selbstlosigkeit verloren, wenigstens hat sie der Bruder zu verdächtigen verstanden.

8.

In engerem Zusammenhang mit dem besonderen Fall des Christian Wach, mit den Endproblemen: Tat und Gewissen stehen einige der Novellen aus den „Lebensblättern". Doch zeigen auch sie größtenteils optimistische Grundstimmung und lassen drückende Verhärtung in dunkler Schuld durch seelische Erschütterung lösen. (Neigung zum Geheimnisvollen, Unaufgeklärten bekunden fast alle.)

„Der Werwolf" setzt mit einem geheimnisvollen Mord ein, der sich schließlich als Selbstmord herausstellt. Ein verschwiegener Sonderling (mit irrsinnigen Gebärden), der Tat verdächtigt, erhängt sich, bevor seine Unschuld an den Tag kommt, und hinterläßt nur eine dunkle Inschrift an der Kerkerwand: „Ich kann nicht mehr. Gerechter Himmel, es gibt einen Gott." Er büßt also vermutlich — durch seine unschuldige Verhaftung (Zurechtsetzung) nach langer Verschwiegenheit (langem Beharren bei der Tat) erschüttert und zum Glauben an eine gerechte Vorsehung gebracht — für eine verheimlichte Schuld: er hatte alle Leichenbegängnisse der Umgebung, solange man ihn kannte, gewissenhaft besucht, während er sonst (wie Christian) nie aus dem Hause kam und jede Bekanntschaft mied (wie Christian sich durch das Stottern vor unüberlegten Äußerungen zu sichern suchte).

Kampf gegen das Gewissen, gegen die Erschütterung, gegen den alten Gott geistert besonders durch die verworrenen Visionen und Träume der „Gottesnacht", die sich, nur wenig geändert, in vielen Teilen als Träume und Gedankenwanderungen Christians während seiner schlaflosen Nächte ansehen ließen. Das Starren der Augen im „ersten Traum" erinnert an Christians Scheu vor dem Blicke seiner Pflegerin. Im „zweiten Traum" heißt es: „Gewissen ist der Spuk des toten Gottes" (Nietzsches Botschaft). Auch Christian (wie der „Werwolf") klammert sich an den Unglauben, um sich vor dem Gewissen zu sichern. Im „dritten Traum" bildet sich Christians Verschlossenheit ebenso wie die halb vorgetäuschte, halb wirkliche Unklarheit über die Motive des Mordes vor: „Ich darf mich nur nicht selber verraten, wenn sie mich doch vielleicht vor Gericht stellen. — Wenn ich bloß wüßte, welche von beiden ich umgebracht habe. Doch nicht die Mutter meiner Kinder? ... Aber die andere hat sich ja selbst umgebracht [der Schlagfluß der Tante Christians]; deren Hand kann doch nicht

gegen mich zeugen [wie an dem längst verwesten Leichnam der Tante keine Giftspuren mehr konstatiert werden konnten]. Jedenfalls muß ich zur Beerdigung gehen, sonst könnten die Leute Verdacht auf mich werfen" [wie der „Werwolf"] ... „Und ich will mich nicht schwach machen lassen; keine Seele darf in meine Seele. Dann muß ich mich aber bei Kräften halten, mein Körper ist schon wie ausgehöhlt" [wie der Christians]. — Ein Maler jedoch, den zu besuchen dem Träumer plötzlich beifällt, durchschaut ihn: „... er lächelt nur — er blickt mir nur sonderbar in die Augen und sagt mit teilnahmsvoller Stimme: ‚Sie haben sich wohl in der Tür geirrt, die Tür zum Gerichtssaal ist nebenan.' (Mit einer solchen Zurechtsetzung wäre vielleicht auch Christian erschüttert worden.) — Im Augenblick fühlt sich der Träumer vom Maler in den Gerichtssaal geleitet, wo er sich wieder (fast wie Christian) mit schlauer Spitzfindigkeit verteidigt. Zur eigenen Bestürzung erkennt er sich aber später vor „Gottes Vateraugen" schuldig: „Wisse, du sollst an Geistermacht glauben." Diesen Erschütterungen folgen aber wieder Hohn und Unglauben. Die Vision des dornengekrönten Hauptes weicht dem Lachen der ungeheuerlichen Weltseele („fünfter Traum"). — Christian selbst könnte ausrufen: „Ich höre sie [die Leute] brüllen: Du Mörder, Mörder, und würden mich alle [Justus und die ‚Menschenfreunde'] doch selbst gerne morden."

9.

Am nächsten aber kommt dem Motivenkreise des Reichen, dem Doppelmotive: Ungleiche Brüder und Erschütterung des Mörders die „Novelle aus dem Innern eines Misanthropen" mit dem bezeichnenden Titel „Der Menschenkenner und sein Gleichgewicht". Noch mehr als im Drama sind in dieser Novelle die Vorgänge auf die letzten Momente zusammengedrängt. Wie die Tat Christians (wie noch mehr die des „Werwolfs") bleibt Jan Goderaths, des Hamburger Kaufmanns, Schuld an seinem jüngeren Bruder unaufgehellt. Aus einigen Andeutungen errät man aber, daß er nach dem Tode des Vaters das Geschäft im Kampf gegen seinen (wie Justus) leichtlebigen Bruder gerettet hat. (Man denkt an die ungleichen Kaufmannsbrüder in Ricarda Huchs „Vita somnium breve" oder in den „Buddenbrooks" von Thomas Mann.) — Vermutlich mit Wissen, vielleicht durch Entziehung der verlangten Geldhilfe, vielleicht durch Enterbung, hat es Jan Goderath dazu kommen lassen, daß sich der andere vergiftete. Bruderliebe, Mitleid und Gewissensvorwürfe hat er dann stark in sich erdrückt und mit pessimistischer Menschenverachtung (wie Christian), mit der Leugnung reiner „Liebe" unter den Menschen das „Gleichgewicht" seiner Seele erhalten. Ein Jahr darauf — „er wollte sich [sein Gleichgewicht] wohl absichtlich prüfen" — ist er nach Genua gekommen, um sich von dem Freunde seines

toten Bruders, einem Maler, porträtieren zu lassen. In der italienischen Stadt aber hatte ihn bei der Leichenfeier eines Volksfreundes die nicht zu bezweifelnde Liebe des Volkes wie die ebensowenig zu leugnende Selbstlosigkeit des verstorbenen Politikers beunruhigt. In der Schwäche des folgenden, eigenartig erschlaffenden Morgens, von diesem Bilde der Menschenliebe immer wieder heimgesucht, hält er den durchdringenden Blicken, den wenigen bedeutungsvollen Worten des Malers nicht stand (vgl. den ersten und dritten Traum der „Gottesnacht" und wieder die Blicke der Pflegerin Anne). Sein hartes Menschenkennertum zerrinnt. Er konnte noch ausrufen: „Ich *spei'* auf die Liebe," dann war es um sein „Gleichgewicht" geschehen; „er reichte dem Maler die Hände hin: ‚Ich habe mich versündigt an meinem Bruder' . . ." Schluß.

Jan Goderath hatte freilich (allem Anschein nach) kein faktisches Verbrechen hinter sich; er brauchte nicht um seine Sicherheit zu kämpfen; seiner seelischen Erschütterung („Der Werwolf" steht am anderen Ende der Möglichkeiten des Motivs) war also das äußere Hindernis nicht im Wege, das Christian Wach beengt, das aber auch seinem menschenverachtenden Hohn einen verkleinernden Zug beimischt: die gemeine Angst vor dem Urteil. — Oder sollte Christian (wie Jan) wirklich nicht mit dem Gifte, sondern, wie er bekennt, nur in Gedanken gemordet haben? Das betonte Erschrecken nach der ersten Enthüllung des Bruders und die raschen Bestechungsversuche machen es unwahrscheinlich, obwohl auch sie (schließlich) einer anderen Auslegung zugänglich wären. Vielleicht will Dehmel durch das Dunkel andeuten, daß diese Frage für die inneren Folgen gleichgültig sei (vgl. den dritten Traum der „Gottesnacht").

10.

Das Problem der seelischen Erschütterung: die Erlösung durch die Liebe nach erbittertem Haß oder verbissenem Festhalten an verbrecherischer Tat, ist also kein seltenes Motiv im Werke Richard Dehmels; Gift und geheimer Verwandtenmord spielen eine große Rolle (auch in „Zwei Menschen", dem „Roman in Romanzen"); die Frage nach dem Recht des Verbrechens aus höheren Zwecken taucht wiederholt auf: nirgends aber findet sich ein Mord aus so sonderbaren Motiven wie der Christian zur Last gelegte, nirgends Verhältnisse von so eigenartigem Zwang wie die, unter denen Christian leidet. Daher darf die Verbitterung des hypochondrischen Misanthropen kaum als Bekenntnis zu einem entschiedenen Umschwung in Dehmels Weltgefühl gelten, Christians Probe mit seinem Bruder nicht als allgemein gültige Prüfung der Liebe unter den Menschen, sondern nur als Sonderfall des in allen Abwandlungen für den Dichter interessanten Problems.

Wie in seinen Kriegsgedichten leicht entflammte Begeisterung für den Krieg neben grüblerischem Gottesleugnen angesichts des Kriegselends Platz hat und

auch dieses wieder mit phantastisch-unklarem Sternen-, Licht- und Gottesglauben wechseln kann (es gibt da Beziehungen zu seinem Maulwurfmärchen und zu den „Lichtbauern“ in der „Atlantis“ von Gerhart Hauptmann); wie neben den harten Tönen des Schützengrabens verklärende Melodien der Weibestreue klingen, neben nationalem Stolz übernationales Sehnen strenge Forderungen erhebt; wie in seinem „Kriegsbrevier“ (Inselbücherei) Gedichte, die aus alten Friedenssammlungen und -stimmungen herausgehoben sind, (vermutlich mit bestimmter Absicht) unter die frischen Kriegsimpressionen gemischt werden: ebenso dürfte für den unruhigen, ewig jugendlich-labilen Dichter auch jetzt noch der Optimismus des „Mitmenschen“ neben dem Pessimismus der „Menschenfreunde“ bestehen können. Nicht das Haßgedicht Strindbergs „Loke der Lästerer“, sondern das erste Gedicht der Sammlung „Aber die Liebe“: die Sage vom „befreiten Prometheus“ dürfte auch jetzt noch mit seinem erbaulichen Schluß die Grundstimmung des schließlich doch sehr optimistischen, sich willig berauschenden Dichters verkünden, der Mythos vom versöhnten Gott eher als das bürgerliche Drama vom unerlösten Reichen, dieser Mythos, auf den sich schließlich überhaupt die Fabel des Schauspieles zurückführen läßt, der sich als der Urtypus aller Problemwandlungen herausstellt, um die der Dichter immer neu sich bemüht hat:

Prometheus, der auch ehemals zur größten Wohltat für die Menschen ein „Verbrechen“ begangen, den geizigen Göttern das Feuer geraubt hat — Christians Mord ist nichts anderes als die ins Bürgerliche herabgezogene, verhutzelte und verschrobene Tat des gefeierten Halbgottes —, Prometheus wird von Zeus endlich der Fesseln und Qualen entledigt und steigt voll stolzer, hoffender Erwartung herab zu seinen Menschen, erfährt aber mit um so tieferem Schmerz die Enttäuschung des Wohltäters. Niemand will ihn kennen, nicht einmal sein Priester. Sein Geschenk, das Feuer, hat die Menschen nicht beglückt; „Haß und Habgier“ herrschen wie ehedem; nur der „Neid der Menschen um Besitz“ ist dazu gekommen, „und war genug doch da für alle“. In rasender Wut schleudert er Felsen um sich, die Welt zu zertrümmern. Da wird er durch einen Beweis von selbstloser Liebe plötzlich versöhnt: ein Schiffer rettet seinen Todfeind, dem eines der Felsstücke das Boot zertrümmert hatte, aus dem brandenden Meere. Die beiden fallen

„sprachlos vor Glück, Geretteter und Retter,
einander in die Arme.“

Das ist die Erfüllung, die Christians Probe verfehlt hat. Prometheus, dem sie ungesucht zuteil wird, wird dadurch den Menschen wiedergewonnen:

„O Zeus! ich danke dir! du armer Gott!
Ich bin so reich, ich fühle wieder Liebe!
O laß mich leben, laß mich leiden!
Ich will noch einmal zu den Menschen hin!“

Das Leben Martin Luthers.

Erzählt von

Eugen Fischer.

(Fortsetzung.)

Der Doktor saß an seinem mit Büchern und Blättern bedeckten Schreibtisch. Die wenigen Worte der Zusage, die soeben von Melanchthon eingetroffen waren, lagen ihm vor Augen. Er hatte sie gelesen und versank einen Augenblick in Betrachtungen. Die Bilder dessen, was er selbst gewollt, was dieser Mann war und ihm zubrachte, erstanden vor seinen Augen. Er befand sich in einer seltsam zwiespältigen Stimmung von Angezogen- und Abgestoßensein. Doch war es ihm recht, daß der Gewünschte kam, und mit dem Gefühl der Befriedigung über sein zugesagtes Erscheinen legte er den Zettel zur Seite.

Indem er den Blick wegwandte und gegenüber die zum Trinkgelage hergerichtete Tafel streifte, dachte er mit behaglicher Regung auch an die anderen Gäste, die kommen sollten.

Aber länger als einen Augenblick beschäftigten sie seinen Geist nicht.

Er wurde wieder von dem Buch angezogen, das ein wenig zur Linken aufgeschlagen vor ihm lag. Es war eines der Bücher, die er zu seinen Vorlesungen benutzte, mit großem weiten Druck, zwischen dessen Zeilen er das Nötigste über den Sinn der Worte und Sätze hineinschrieb. War dies aber ein Kapitel weit geschehen, so nahm er sein Heft, um die längeren Betrachtungen festzulegen, mit denen er die Zusammenhänge und den Geist der göttlichen Worte zu erfassen suchte.

Er hatte vor sich das 3. Kapitel des Evangelisten Johannes. Er stand an dem Abschnitt: „Der Wind wehet, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißeſt nicht, von wannen er kommt und wohin er geht. So ist es mit einem jeglichen, der aus dem Geist geboren ist.“ In jenen Tagen, als Dr. Luther vor den Worten saß, gab es diesen deutschen Text noch nicht. Er überdachte den Sinn und tastete in seinem lateinischen Sprachschatz nach den Ausdrücken, mit denen er ihn treffen wollte. Aber je länger er suchte, fand er für alles, was er sagen wollte, keine bessere Grundlage als eine Übersetzung ins Deutsche. „Der Wind bläſet, wo er will.“ So fing er an.

Diese Arbeit machte ihm Freude. Sein Auge wurde heller, sein Herz wärmer. Satzteil fügte sich an Satzteil.

Da hielt er einen Augenblick inne.

Und indem er geradeaus über den matt erleuchteten Trinktisch hinweg nach etwas an der gegenüberliegenden Wand sah, überkam ihn ein Traum. Er träumte davon, die ganze Heilige Schrift ins Deutsche zu übertragen. Er stellte sich vor,

er sitze irgendwo weit in der Ferne, und Buch um Buch, wie aus der Klause des heiligen Hieronymus, steige übersetzt hervor. Und die Bände flatterten über Deutschland und brachten sein Wort in jede Hütte. Und er glaubte, die Herzen müßten deutsch und wahr werden. Und man könnte mit den Menschen reden. Und sie würden reden mit seinen Worten. Feurig blickte er in das Entstehen eines herrlichen Werkes und griff wie mit Händen die Möglichkeit.

Jetzt wurde an der Tür geklopft. Er wandte den Blick langsam von der Wand ab und richtete ihn nach der Türe. Dann bat er einzutreten. Die erste Gruppe der Gäste erschien. Doktor Luther bot ihnen die Zeit und grüßte sie wohlgestimmt und herzlich mit seiner gelösten, von Hoffnungsglück erfüllten Seele.

Da war zuerst ein würdiger Berufsfreund des Doktors, namens Nikolaus Amsdorff. Hinter ihm trat Philipp Melanchthon mit weichen Schritten ein und warf zuerst einen erschreckten Blick auf die großen Zinnkrüge, deren einer ihm wohl oder übel bevorstand. Dann schüttelte ihm Martinus mit dem Ausdruck des Dankes für sein Erscheinen die Hand. Als Nächster kam der junge Lizentiat der Theologie; Doktor Luther sagte dem tief sich Verneigenden nochmals, daß zu seinen Ehren der Abend veranstaltet sei. Ihm folgte ein Bürger, Melanchthons Hausherr, der in Wittenberg auf dem Rathaus saß.

Die Herren gingen zum Tisch, erörterten, wer außer ihnen noch komme, und auf welchen Platz ein jeder gehöre. Doktor Luther überließ es seinen Gästen, wie sie sich setzen wollten. Er mahnte sie aber, sich wegen der Ordnung nach Rang und Würde kein Kopfzerbrechen zu machen.

„Wenn Karlstadt kommt," meinte Amsdorff, „muß man achtgeben, daß er sich nicht zurückgesetzt fühlt; und die Herren vom Stift wollen auch geehrt sein."

„Ihr seid mein Haushofmeister, Doktor Amsdorff," erwiderte Doktor Luther, „und ich muß Euch darum dankbar sein."

Während die sich zu setzen begannen, öffnete sich nach kaum bemerktem neuen Klopfen wieder die Tür. Die beiden Stiftsherren kamen. Es war der Dechant Ulrich Weisinger, ein in der Stadt beliebter Geistlicher, und Hans von Narren, ein adliger Nutznießer seiner Pfründe, der im Kollegium der Stiftsherrn eine starke Rolle spielte und um eines bösen Wesens willen gefürchtet war. Dann erschien Lukas Cranach, der Maler. Er und Doktor Luther gaben sich die Hand wie zwei Herzensfreunde.

Währenddem wurde die Tür ohne Klopfen aufgeworfen. Doktor Andreas Karlstadt ward sichtbar. „Laßt uns doch auch noch mit, Maler," rief er. Und hinter ihm kam ebenso stürmisch Luthers Ordensbruder, der Mönch Gabriel Zwilling.

„Wir sind den Herren auf der Ferse," rief dieser in die Stube herein, „aber sie wollen uns um keinen Preis mehr mitnehmen."

„Was ging's uns an, wenn hinter uns Türen schlugen," erwiderte der von Narren. Zwilling und Karlstadt hatten eine Unterredung miteinander in Zwillings Zelle gehabt und hatten sich den anderen anschließen wollen, als sie diese vorbeigehen hörten.

„Und sieh da, ihr findet euren Weg allein," entgegnete Doktor Luther zum Gruß für die beiden Stürmischen.

Mit einiger Umständlichkeit setzte sich die Gesellschaft. Mehr als einer sah sich sorgfältig an der Tafel um und verriet auf seinem Gesicht, daß nicht die Scheu der Grund war, er könnte einen zu guten Platz bekommen. Der treue Nikolaus Amsdorff erwies sich als guter Menschenkenner. Der Doktor verschwendete manches freundliche, aufmunternde Wort, um den Gästen die Zusammenkunft sogleich vertraut zu machen. Unauffällig gab er dem alten Kellermeister einen Wink, und gleich darauf schleppte dieser zwei Krüge herbei. Die waren ausreichend für den ersten Bedarf. Einige der Gäste begrüßten diese Ankömmlinge mit aufrichtiger Herzlichkeit. „Ei, wie das schäumt," „so ist's recht, frisch und braun muß es sein," und ähnliche anerkennende und behagliche Stimmungsausbrüche ertönten, während Martin Luther an der einen, Zwilling an der anderen Seite des Tisches das Amt des Schenken wahrnahmen. Dann gab es ein Willkommen und den ersten Umtrunk, mit Ziehen, Schlucken, Schlürfen, mit Lauten niedergesetzter Krüge und zuklappender Deckel, mit mehrfachem „ah" der Befriedigung nach getaner Arbeit.

Sodann trat eine Pause ein.

Martin Luther stand noch zu sehr unter der Wirkung seiner Phantasien, um ein gleichgültiges Wort zu sprechen. Er ließ seinem Geiste Zeit, um ein tiefes hervorzubringen, und bemerkte seinerseits gar nicht die Stille.

Der von Narren saß rechts von ihm und dachte nach, wie die Lage wohl sein würde, wenn das päpstliche Urteil über Doktor Luther herauskäme. Er zählte unter den Anwesenden und Nichtanwesenden diejenigen, die auf Luthers Seite bleiben, und jene, die nichts mehr von ihm wissen würden. Sein durch Schlauheit immer gezeichnetes Gesicht nahm einen Ausdruck fernsehender Berechnung an, während er sich die Möglichkeiten überlegte, auf die man von Seiten des Kurfürsten bei dem ganzen Handel gefaßt sein mußte. Aber ob der Kurfürst so oder so handelte, sah Hans von Narren seine eigene Marschlinie doch vorgeschrieben. Blieb der Kurfürst, wie es bisher den Anschein hatte, auf Luthers Seite, so würde Narren nur seine Pflicht als katholischer Stiftsherr getan haben, wenn er sich ablehnend verhielt, so lange es irgend möglich war. Das Recht, konservativ zu sein, konnte vernünftigerweise von niemand bestritten werden. Gab es sich aber, daß der Kurfürst den Luther zum Widerruf zwang — Narren zweifelte bei keinem Menschen und darum auch nicht bei Luther, daß er sich unter Anwendung geeigneter Mittel zum Widerruf zwingen lasse — dann sollte ihm niemand nachweisen können, daß er jemals ein lutherisches Wort gesprochen hätte. Er war Luthers Freund, natürlich, und er war hier, weil er die freie Unterhaltung, die es da gab, liebte. So sprach er zu sich selbst und wartete begierig, wie und durch wen die Rede heute wohl angehen werde.

Philipp Melanchthon, des Doktors linker Nebenmann, betrachtete die

Papiere und Bücher auf dem Schreibtisch des Doktors, wo die Ampel noch brannte. Er berechnete nach der Dicke des aufgeschlagenen Druckes, welches der biblischen Bücher es sein mochte, und da er des Doktors Beschäftigung mit dem Evangelisten Johannes kannte, so vermutete er richtig, es werde ein Johannes sein, und riet nun, von welchem Ausleger und früheren Schriftkenner die Ausgabe stamme. Er überlegte, was der Doktor wohl zwischen die Zeilen geschrieben habe und wie oft er sich infolge seiner mangelhaften Kenntnis des Griechischen geirrt haben möge. Auf das neben dem Buch liegende Heft dagegen sah er mit Bewunderung. Welche Art von Betrachtungen Martin Luther da hineinschrieb, war ihm wohlbekannt. Aber er begriff nicht, wie man auf solche Gedanken kommen konnte, und nahm sich vor, diese Art von dem Doktor zu erlernen.

Nikolaus Amsdorff war älter als das Kind Philippus, aber es war seine Art, mindestens um einen Platz weiter unten zu sitzen, als er beanspruchen konnte. Er war kein Mönch. Wäre er einer gewesen und hätte aus dieser Demutsübung einiges Wesen gemacht, so hätte man ihn darum angesehen. So merkte es keiner oder nahm es jeder als selbstverständlich, und der Laie Amsdorff hatte von seiner Demut nichts als die eigene Freude. Er übersah den Tisch, ob alles in Ordnung sei, und beobachtete, wie es in dem Zwilling, der neben ihm am Tisch saß, augenscheinlich gärte.

Dessen Gesicht spiegelte eine ganze Geschichte. Weiß Gott, was der für eine Phantasie hatte! Es war, als halte er eine Rede. Vielleicht hätte sich die Bewegung der Lippen mit dem feinsten Werkzeug nicht messen lassen, und doch sah man, daß sie sich bewegen wollten. Der Kopf war etwas vorgenommen, die Augen glühten, die Hände verrieten so gut wie Lippen, daß sie sich hoben und drehten, der Körper tat von Zeit zu Zeit einen Ruck. Das war vielleicht eine Predigt. Aber so predigte man sonst nicht. Nachdem wurden die Augen noch größer, die Hände, der Kopf, der Körper ganz ruhig. Er schien etwas zu beobachten. Und jetzt strahlte Freude über sein Gesicht. Die Rede hatte gezündet, offenbar, in seiner Phantasie. Was nun mit ihm wurde, das ließ sich nicht mehr deuten. In die Augen kam ein anderer Glanz. Und mit der magnetischen Witterung, die Menschen für diese Strahlung im Wesen eines anderen haben, merkte Amsdorff, daß ein Weib in des Zwillings Bewußtsein getreten sein mußte. Es lag in den Augen, im Lächeln, es leuchtete, wenn man so sagen durfte, durch die Kleider. Aber was in aller Welt dachte dieser Mann! Der gute Amsdorff, der sich durchaus und überall wie ein Mann zweiten Ranges benahm, merkte wohl, daß Zwillings Aufregung durch ein Anlehen am Gute Luthers verursacht wurde. Er sah, daß sich Zwilling irgend eine aufregende Neuerung ausdachte. Und er, Amsdorff, sagte zu sich, daß der Doktor stiller Freunde und ehrlicher Helfer wohl bedürfen werde, die nicht mehr und nicht weniger täten, als er wollte. Und wenn es weniger sein sollte, dann doch nur nach dem Maß ihrer geringeren Gaben, aber nicht in

der Einbildung, etwas Stärkeres als er zu vermögen. „Mag es gehen, wie es will, ich werde immer sein Leibwächter sein". So dachte Nikolaus Amsdorff.

Nach Zwilling kam Urban, der Stadtrat. Der betrachtete seinen Professor. So sprach er von Melanchthon, weil er und seine Frau es sich angewöhnt hatten, ihn nie anders zu nennen. Er sah auf die zarten, feinen Hände seines Mieters. Er bewunderte sie, wie er als Bürger und Handwerker jedes Werkzeug von besonderer Güte bewunderte. In diesen Händen kannte er das Werkzeug des feinen, hochstudierten Schreibers. Darüber wartete er, was der Professor und die anderen Gelehrten wohl sagen würden. Ein eigenes Thema ging nebenher durch seinen Kopf. Das war die Türkensteuer. Der Kurfürst hatte sie verfügt; der Rat der Stadt war beauftragt, ihre Einziehung und Ablieferung durchzuführen. Daß der Kurfürst dem Papst, von dem doch der Wunsch nach Türkensteuern und dem Türkenkriege ausging, so zu Willen war, wunderte den Herrn Urban. Vielleicht, daß Doktor Luther etwas darüber zu sagen wußte.

Doktor Andreas Bodenstein von Karlstadt saß seinem Amtsgenossen Martin Luther gegenüber. In seinem Hirn tobte wie in dem Zwillings ein Plan. Manchmal blickte er huldigend auf Luther. Manchmal umdüsterte sich sein Gesicht, und dann schien es, als erwarte er Widerstand von dem, der ihm jetzt gegenüber saß. Wenn sein Blick sich hob, so lag Streitsucht und Rücksichtslosigkeit in dem Auge. Er wurde von keinem beobachtet, der ihn durchschaute. Nur der Wechsel seines Ausdrucks fiel dem Maler Lukas Cranach, seinem Nebensitzer, auf. Wie hätte ihm, der der Menschen Gesichter von Berufswegen festhielt, diese Erscheinung entgehen sollen? Er warf ein prüfendes Auge auf Doktor Karlstadts Seitenansicht. Aber dieses unruhige Gesicht widerstrebte ihm. Es war das Gegenteil der Gesichter, die ihn einluden, sie nachzubilden. Auch hegte er schon lange den Plan, den Doktor Luther zu malen. Und er bemerkte, wie dessen Gesicht leuchtete. Er sah tief in ihn hinein; diesen Ausdruck wollte er nicht vergessen. Wenn er aber den Blick wegwandte, so mußte er ihn auf den richten, der neben dem Luther saß. Das Widerspiel der Kennzeichen der Jugend und der Frühreife des Geistes, die des Melanchthon Haltung und Gesicht offenbarte, zog ihn unwiderstehlich an.

Sprachen die anderen nicht, so war es am allerwenigsten des jungen Lizentiaten Sache, damit anzufangen. Er begnügte sich, von einem zum andern zu sehen, und war ganz damit beschäftigt, sich auf eine Frage vorzubereiten, die Doktor Luther oder sonst einer der Herren an ihn richten konnte.

Da keiner reden wollte, so sah sich der Mönch Zwilling aufgefordert, von dem, was ihn bewegte, Kunde zu geben.

„Es geht jetzt los," warf er überraschend in das Schweigen der Gesellschaft hinein. Aller Augen richteten sich nach ihm. Die Gesichter waren erstaunt und zum Teil erschreckt.

„Was soll losgehen? Was wollt Ihr damit sagen?" erwiderte ihm als erster Amsdorff.

„Es kann doch nicht mehr lange dauern, bis die Bannbulle für den Doktor Luther von Rom kommt. Auf diesen Fall haben wir uns vorgesehen."

Doktor Karlstadt betrachtete bestürzt den Genossen der gemeinsamen Pläne.

„Es ist Zeit, endlich von dem zu reden, was bald kommen wird," fuhr Zwilling fort. „An dem Tag, an dem die Bannbulle hier verkündigt wird, steht das Volk auf und erhebt einen Gegenpapst."

Rufe des Erstaunens und der Überraschung mischten sich durcheinander.

„Das glaubt Ihr wohl, Augustiner Gabriel Zwilling," rief ihm Hans von Narren zu. „Man glaubt manchmal, was man gerne wünscht. Fragt sich nur, ob man's erlebt."

„Wer will denn sagen, daß über den Doktor Luther der Bann ausgesprochen wird?" erklang gleich darauf ruhig die Stimme Weißingers, des Wittenberger Dechanten, der an der Pause vor der Unterhaltung schweigend wie die anderen teilgenommen hatte.

Er hatte recht. Auch Amsdorff fühlte sich verletzt durch die Annahme Zwillings, als wäre zwischen der päpstlichen Kirche und Martin Luther die Gemeinschaft zerschnitten. Auf alle maßvollen Geister in der Versammlung machte Zwillings Wort den Eindruck taktloser, empörerischer Aufreizung.

„So viel ich weiß, hat Doktor Luther in Augsburg mit dem Legaten über die Fragen des Glaubens verhandelt. Unsere Sache ist es nicht, diesen Verhandlungen vorzugreifen. Aber die Herren, die zu der Entscheidung berufen sind, werden es vermögen, die Einheit der Kirche zu bewahren." Mit diesen Worten unterstützte Amsdorff den Dechanten.

„Die Autorität der Kirche muß gewahrt werden, das scheint mir das Sicherste zu sein, was gesagt werden kann," warf auch Hans von Narren scharf dazwischen.

„Auch hat der Kurfürst soeben die Türkensteuer ausgeschrieben," ergänzte in seinem Sinne der Stadtrat Urban die Gedanken der anderen. „Wenn der Kurfürst und der Papst nicht einig wären, so hätte der eine dem anderen diesen Gefallen nicht getan."

Jetzt fand der Doktor Karlstadt Gelegenheit, sein Wissen anzubringen und aufzutrumpfen.

„Da seid Ihr im Irrtum, Meister Urban," begann er hochmögend. „Wenn zwei Edelleute einen Handel miteinander haben, so bemüht sich immer der eine, noch höflicher zu sein, als der andere. Der Papst und der Kurfürst haben einen Handel. Weil der Kurfürst dem Papst aus anderen Gründen nicht gewogen ist, will er ihm zeigen, daß kein Mensch die Türkensteuer so schnell aufbringt wie das Kurfürstenland. „Wir sind die ersten, die mit diesem Artikel zu Markte kommen", — so hat der Kurfürst wörtlich geäußert. — Aber das ist eine Angelegenheit des fürstlichen Ehrgeizes, die mit der Einigkeit des Glaubens, Gott sei Dank, nichts zu tun hat."

„Ihr gebt also dem Zwilling recht und glaubt, daß der Luther in den

Bann getan wird?" mischte sich jetzt auch der Maler in die Unterhaltung, obgleich ihm Glaubensstreitigkeiten sonst fern lagen. Karlstadt zögerte.

„Wer kann denn sagen, was mit mir geschieht?" nahm Martin Luther selbst das Wort. „Gesetzt aber, der Papst bannte mich, so ist es meine eigene Sache, und ich möchte wissen, wer es unternehmen wird, einen Gegenpapst aufzustellen."

„Wenn du dich zu dem, was deinem Verhalten, deinen Worten, deinen Schriften folgt, nicht bekennen willst, dann hättest du sie nicht schreiben, hättest nicht so reden und auftreten dürfen," warf sich ihm Zwilling entgegen. „Die an dich glauben, werden tun, was sie wollen, und wenn du siehst, wie stark und einig ihr Geist ist, so bist du der letzte, der nicht mit ihnen macht. Ich sage dir, sobald der Augenblick da ist, erheben sich die Studenten, machen einen Umzug, und draußen vor der Stadt am Elstertor gibt es einen Auftritt, wie er seit den Zeiten des Kaisers Heinrich nicht gewesen ist. „Luther soll unser Papst sein", werden sie zum Feldgeschrei erheben. Und dann wirst du auch deine Kardinäle und Gehilfen ausrufen."

Die Selbsteinschätzung des Redners war deutlich genug.

„Wenn die Studenten aufstehen und ihr Feldgeschrei erheben, so wird auch durch das Volk in der Stadt ein Bote gehen. Auch die Bürger werden zusammenkommen. Nicht die dicken Herren, aber die kleinen, armen Handwerker, an die bis heute vornehme Stiftsherren und untadelige Geistliche nicht denken. Sie werden zusammenkommen und einen erheben, der ihr wahrer Hirte sein soll. Diesen werden sie zum Papst schicken und ihm sagen lassen: der soll über mein Volk in Wittenberg ein Herr sein."

So rief Karlstadt.

Es gab keinen unter den Anwesenden, der die Pläne dieser beiden Redner nicht wie ein rotes Feuerzeichen hätte leuchten sehen. Die Zeit lag in Gärung. Die Gewissen derer, die mit Geld und Gut gesättigt waren, fühlten sich bedrückt, sobald ein Wort an die Armen und deren Not erinnerte. Wenn diese Armen einen Führer bekamen, so konnte mehr geschehen, als jemand für möglich hielt. Auf diese Stimmung baute der Doktor Karlstadt. Was aber die Studenten und Gabriel Zwillings Plan betraf — wer konnte ermessen, wohin jugendliche Unreife sich führen ließ, und was nachher aus einer solchen Tat erwuchs?

Doktor Luther selbst führte die peinliche Unterredung weiter.

„In einem habt Ihr nicht ganz recht, Doktor Amsdorff," so fing er zur Steuer der Wahrheit und zu seiner eigenen Ehre an, „das ist nicht wahr, daß ich mich zu Augsburg mit dem Kardinal und dem Papst verständigt habe. Die beiden sind mir feind und ich ihnen."

Man konnte den Holzwurm ticken hören, so still ward es nach dieser Äußerung.

„Dann werden wir also doch auf das rechnen müssen, was der Gabriel

Zwilling mit einem so unfreundlichen, aber deutlichen Wort bezeichnet hat. Doktor Luther wünscht anscheinend selber, aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen zu werden."

Die Äußerung kam von dem Narren.

„Das wünscht er nicht, denn er denkt an uns, die auf ihn vertrauen," warf Amsdorff für Luther schnell ein. „Wir wüßten ja nicht, an wen wir uns halten sollten, wenn der Doktor von der Einheit der Kirche getrennt wäre."

„Haltet euch doch an den Papst, den ihr euch wählt," entgegnete Karlstadt.

„Nicht auf meine Wahl kommt es an," erwiderte Amsdorff. „Ich muß mich an etwas halten können, was eine höhere Würde besitzt, als Eure oder meine Wahl ihm geben könnte. Die Kirche ist von Ewigkeit. Wo soll der Anfang und das Ende des Suchens sein, wenn ich mit dem elenden Verstand eines kurzen Menschenlebens suchen sollte, was meine Seele rettet? Darum sage ich, Doktor Luther, Ihr dürft Euch nicht von der Kirche trennen, Ihr dürft uns nicht hinauswerfen in die Ungewißheit. Ihr mögt Euerer Sache wie durch Offenbarung sicher sein. Wir anderen bedürfen eines Zeichens, an das wir uns halten."

„Und seht Ihr das Zeichen nicht? Es heißt: Martin Luther," rief jetzt begeistert Doktor Karlstadt.

Wieder ging ein Schweigen durch den Raum.

Die Männer, die da saßen, arbeiteten an einer Frage, die ihnen allen zu schwer war. Nun ergriff der Geistliche, der bisher wenig geredet, das Wort.

„Wenn es zum Äußersten kommt, so müssen wir auf eine Offenbarung warten. Der Himmel muß dem neuen Lehrer, den er sendet, ein Zeichen geben, und dieser muß uns sagen: Seht, das ist mein Zeugnis. Sonst können wir keine Ruhe haben. Ich meine nicht," fuhr er zu Doktor Luther gewandt fort, „daß Ihr vom Turm springen sollt. Ich meine nur, daß Ihr ein Wort, Euch von Gott gegeben, uns geben sollt, an dem wir Eure Bestimmung erkennen. Sonst würdet Ihr mich und so viele andere zugrunde richten, als von Euch ergriffen und vom Gehorsam gegen unsere alte Kirche nicht erlöst sind."

Die Frage des Zeichens und der Offenbarung schien den Maler tief zu bewegen. Und er stellte geradehin an den Doktor die Frage:

„Glaubt Ihr, Doktor Martinus, daß es für einen Lehrer von Gott gesandt solche Offenbarungen gibt?"

Doktor Luther bebte in seiner Seele, und eine Sache, die vor ihm selber bisher noch keine Gestalt gewonnen hatte, stieg deutlich vor ihm auf.

„Ich will Euch etwas erzählen," so erwiderte er.

Und er begann.

(Fortsetzung folgt.)

Dichter und Darsteller.

Briefe Ernst Wicherts an Friedrich Haase.

Von

Wolfgang Stammler.

In seinem Lebensausweis: „Richter und Dichter" (Berlin 1899) hat uns Ernst Wichert über seine literarischen Arbeiten, ihre Idee, Entstehung und Aufnahme bei den Zeitgenossen genau und eingehend unterrichtet, und mitunter verspürt der Leser den Unmut des Dichters, daß seine Werke nicht so eingeschätzt wurden, als sie es nach seiner Auffassung verdienten.

Die nachfolgenden Briefe beanspruchen ein besonderes Interesse für den Dichter, da sie von 1866 an, aus dem Beginne seiner literarischen Laufbahn, bis zum Jahre 1901 reichen, also seine gesamte Schaffensperiode umspannen. Sie sind gerichtet an den Schauspieler Friedrich Haase, mit dem ihn seit dem März 1865 ein engeres Freundschaftsband verknüpfte. Haase war damals noch (bis Winter 1865) in St. Petersburg an der dortigen Kaiserlichen Deutschen Hofbühne engagiert und benutzte seinen Urlaub zu reichlichen Gastspielreisen, auf denen er überall den größten Beifall erntete. Wichert war zwei Jahre vorher von dem kleinen litauischen Marktflecken Prökuls an das Stadtgericht in Königsberg versetzt worden und besuchte natürlich mit dem größten Interesse das dortige Theater, das unter der Direktion von Woltersdorff stand und von diesem recht und schlecht wie eine bessere Provinzbühne geleitet wurde. Auf eigentümliche Art waren Wichert und Haase einander nahe getreten, und der Dichter berichtet uns selbst darüber in seiner Autobiographie:

„Im Frühjahr 1865 kam Friedrich Haase zu einem Gastspiel nach Königsberg. Damals berichtete die dortige Hartungsche Zeitung einer Ungeschicklichkeit wegen, die sich Woltersdorff gegen sie hatte zuschulden kommen lassen, schon längere Zeit über das Theater überhaupt nicht mehr. Dieser Umstand mußte Haase natürlich sehr verdrießlich sein. Er meinte, die Angelegenheit könne leicht in gute Wege gelenkt werden, wenn eine Vorstellung für den damals von der Not schwer bedrängten Gutzkow veranstaltet würde, die dann der Zeitung Gelegenheit geben könnte, einzulenken. Da man den Redakteur Hasenkamp als sehr eigensinnig kannte, war es jedoch klar, daß

es vorher noch eines formellen Ausgleichs bedurfte, zu welchem der Direktor die Hand zu bieten hätte. Ich übernahm die Vermittlerrolle und verhandelte zunächst mit Hasenkamp, der zu dieser Zeit gerade meine populären Artikel über die neue Prozeßordnung veröffentlichte. Er sagte mir, daß er zum Frieden geneigt sei, aber zu einer öffentlichen Erklärung dahin autorisiert werden müßte, daß Woltersdorff ihn gewünscht habe. Mit dem sogleich festgestellten Entwurf ging ich zu diesem. Er fand ihn bis auf wenige Worte annehmbar. Seine Frau aber, die auch im Theater das Regiment führte, wollte von Versöhnung nichts wissen, außer wenn gesagt würde, daß sie ‚auf gegenseitigen Wunsch' erfolge, und machte eine höchst peinliche Szene. Sie hätten von der Renitenz der Zeitung keinen Schaden gehabt und würden ihn auch ferner nicht haben. Früher hätte die Kritik ihnen ewig etwas am Zeuge zu pflücken[!] gehabt; jetzt schweige sie ganz, und das sei für das Theater gerade das beste und angenehmste. Rationelle Gründe verfingen dagegen wenig. Um jeden Schein eines Druckes meinerseits zu vermeiden, ließ ich Woltersdorff das Manuskript und stellte eine briefliche Antwort anheim. Sie erfolgte am anderen Tage zustimmend. Nun wurde aber auch von beiden Teilen das Ersuchen an mich gerichtet, selbst das Amt des Rezensenten zu übernehmen. Darauf ging ich, da mir eine engere Beziehung zum Theater und zur Presse wünschenswert schien, willig ein, freilich erst, nachdem Woltersdorff mir die feierliche Versicherung gegeben hatte, daß er meine kritische Unabhängigkeit respektieren wolle"[1]).

Haase weilte dann noch im September und Dezember des Jahres zu Gastspielen in Königsberg. Kurz vorher war Wicherts Schauspiel „Wind und Wasser" entstanden[2]) (erschienen Berlin 1866), und der Dichter suchte es bei Woltersdorff zur Aufführung anzubringen. In diese Zeit fällt der erste Brief Wicherts an Haase. Letzterer hatte im Dezember 1865 bei einem Gastspiel in Koburg dem Herzoge so gefallen, daß derselbe ihm die Leitung der Hofbühne angetragen hatte, die Haase dann im Herbste des folgenden Jahres übernahm. Augenblicklich weilte er auf einer Tournee in Düsseldorf, und dorthin richtet Wichert sein Schreiben:

„Königsberg d. 2. Januar 1865[3])

Mein verehrtester Freund!

Da der Poststempel ‚Düsseldorf' mich auf Ihre Fährte bringt, so setze ich mich sogleich hin, um Ihnen für die heutige freundliche Sendung zu danken. Ich nehme so herzlichen Antheil an Ihnen, daß mich der brillante Erfolg, den sie in Coburg errungen, so gefreut hat, als wäre mir selbst etwas Gutes und Liebes widerfahren. Und das ist freilich auch der Fall; denn daß

[1]) „Richter und Dichter", S. 135 f. Vgl. auch S. 136 f.
[2]) Vgl. ebenda S. 132 ff.
[3]) Wie aus dem Inhalt hervorgeht, ist die Jahreszahl verschrieben für: 1866.

Sie in der Ferne meiner gedacht haben, ist mir eine große Freude. Ich habe nach einer gewissen Seite hin erst durch Ihre Vermittelung zu leben angefangen. Es liegt nicht in meiner Natur, mich irgendwo zuzudrängen, und so habe ich bisher alle Gelegenheiten versäumt, mich mit Männern bekannt zu machen, zu denen mich wohl meine schriftstellerischen Neigungen hinzogen. Als ich vor mehreren Jahren längere Zeit in Berlin war[1]), konnte ich mich nicht entschließen Visiten einer bestimmten Art zu machen, und hatte doch damals schon meinen „General York“ [2]) herausgegeben, der auch in dortigen Blättern recht günstig recensirt war und einem weniger zaghaften Gemüth wohl als Empfehlungskarte hätte dienen können. Aufrichtig gesagt: ich fürchtete mich auch vor einer Abspeisung mit einigen Redensarten, wie sie wohl jungen zudringlichen Autoren zu Theil werden mögen, und vor der Leere, die ich nach einem solchen unbefriedigenden Besuch empfinden müßte. Ich dachte, wenn etwas in mir wäre, was auch für Andre Werth hätte, so würde seiner Zeit schon die geistige Anziehungskraft ungezwungen zusammenführen, was sich eignet. Und so scheint's nun wirklich zutreffen zu wollen. Als ich mit einigem Zagen das Amt eines Theater-Referenten übernahm, erwartete ich nicht, daß es mir Freundschaften eintragen würde. Durch Sie sollte ich erfahren, wie liebe Menschen große Künstler sein können. Gleich als ich Sie zum ersten Mal sprach, weiß ich nicht

‚was sich in mir zu regen gleich begonnte‘.

Was ich bisher an allen Schauspielern, mit denen ich's hier zu thun gehabt hatte, zu meiner Betrübniß vermißte: die humane Durchbildung und die Noblesse des Charakters — trat mir mit Ihnen in der wohlthuendsten Weise entgegen. Ich meinte, wir könnten wohl ungefähr dieselben Begriffe von wahrer Genialität und Künstlerschaft haben und der Meinung sein, daß es ‚innen‘ sitzen muß, wenn wirklich etwas daran sein soll. Je mehr ich mich dann in Ihr künstlerisches Streben vertiefte, um so lieber wurden Sie mir zugleich als Mensch, und so gewährte es mir denn eine wirkliche Genugthuung und Befriedigung, von Ihnen unzweideutige Beweise dafür zu erhalten, daß auch ich Ihrem Wesen sympathisch sei. Ich habe durch Sie viel an Selbstvertrauen gewonnen und danke Ihnen so einen wirklichen Zuwachs meiner Kräfte. Möchte uns das Leben dauernder zusammenführen können, vielleicht könnte aus unserer gemeinsamen Thätigkeit etwas Ersprießliches für die Kunst erwachsen. Sie als Vorstand eines Theaters in einer Stadt, die genug Bildungselemente in sich hat, um sich von einer wirklich anständigen Seite fassen zu lassen, und ich als Ihr Dramaturg und Criticus — an redlichem

[1]) Im Frühjahr und Sommer 1858 hielt sich Wichert in Berlin zum Assessorexamen auf.

[2]) „Unser General York.“ Schauspiel, entstanden 1857, erschienen Berlin 1858, Uraufführung am 2. März 1858 in Königsberg. Vgl. „Richter und Dichter“, S. 90 ff.

Willen sollte es nicht fehlen, und mit dem ist auch bei unseren verkommenen Zuständen noch immer viel auszurichten, so heftig auch die Pessimisten dagegen schreien mögen. Wird's ein Traum bleiben?

Dawison macht volle Häuser und verdient wirklich den schönen Kranz, den Sie ihm zuwerfen. Wir stehn recht gut miteinander und ich bin voller Anerkennung seiner großartigen Leistungen. Aber zu einem freundschaftlichen Verhältniß wird es nicht kommen; das braucht noch andere Grundlagen [1]).

Mit meinem ‚Mit Wind und Wasser', das Sie so freundlich aus der Taufe hoben, bin ich noch immer nicht weiter. Von Woltersdorff habe ich keine Nachricht, ob Dr. Grunert den Müller spielen wird, und wie es mit Hamburg steht, weiß ich auch nicht [2]). Haben Sie sich vielleicht mein „Licht und Schatten" [3]) nach der Umänderung noch einmal angesehn? Wenn Sie den Brunnau spielen möchten!! [4]) Das wäre mir eine Freude. Ich habe Ihnen vergessen zu sagen, daß ich gern überall da, wo Sie das Stück zur Aufführung bringen, auf Honorar verzichte, wenn dasselbe irgend ein Hinderniß sein sollte. Es kommt mir vor Allem darauf an, bei den Theatern bekannter zu werden, pecuniaire Erfolge lassen sich dann vielleicht künftig mit neuen Sachen erringen. Neulich las ich eine Novelle von Brachvogel: „Mazarins Nichte" [5]) — und dachte an Ihren Wunsch, einen Mazarin zu haben. Existirt nicht aber ein Stück mit diesem Sujet? Ludwig XIV liebt Mazarins Nichte, und Mazarin als Staatsmann und Königsfreund hintertreibt selbst die Ehe, nachdem er über seinen Ehrgeiz gesiegt. Es wäre damit etwas anzufangen.

Leben Sie wohl! Nochmals herzlichen Glückwunsch zu den bisherigen schönen Erfolgen oben und unten. Möge das neue Jahr neue Lorbeern bringen. Vergessen Sie nicht ganz

Ihren
Ihnen freundschaftlich ergebenen
E. Wichert"

[1]) Auch Friedrich Haase spricht in seinem Memoirenbuch „Was ich erlebte" (Berlin 1897, S. 61 f.) von „Dawisons unruhigem Geist" und „polnischem Feuer-Temperament" und beklagt seine Unverträglichkeit und Reizbarkeit.

[2]) Das Trauerspiel „Mit Wind und Wasser", dem also Haase diesen Titel gegeben zu haben scheint, entstand 1865 und erschien in Berlin 1866. Woltersdorff hatte das Meyselsche Theater in Berlin gekauft, und dort sollte die Premiere stattfinden; Grunert erklärte sich im Januar 1866 bereit, die Rolle des Brunnau zu übernehmen, und so fand im März die Uraufführung statt. In Königsberg kam es am 28. März 1866 auf die Bühne; im Oktober 1868 gab es Eduard Devrient in Karlsruhe, mit einem Achtungserfolg. Vgl. „Richter und Dichter", S. 132 f.

[3]) Das Schauspiel „Licht und Schatten", entstanden 1858, gedruckt Berlin 1861.

[4]) Nach dem Rollenverzeichnis im Anhang zu seinen Memoiren (s. Anm. 1) und in Simon, Friedrich Haase, eine dramaturgische Studie, Berlin 1898, hat Haase diese Rolle nicht gespielt.

[5]) In seinen „Historischen Novellen". Leipzig 1863—1864.

Im Februar des Jahres 1867 trat Haase wiederum in Königsberg auf und erregte besonders in der Rolle des „Hamlet" großen Enthusiasmus bei den Zuschauern. Auch Wichert war begeistert von der Darstellung des geistvollen Künstlers und drückte ihm brieflich seine Bewunderung darüber aus:

„Königsberg den 20 Februar 1867

Mein verehrter Freund.

Gern hätte ich diesem Brief ein Exemplar der Hartungschen Zeitung mit meinem Referat über Hamlet beigelegt, aber die löbliche Redaktion folgt wieder der alten Gewohnheit, dergleichen Artikel auf Lager zu lassen, bis sie den höheren Wildpretgeruch bekommen. Die Todtgeburt der Norddeutschen Reichsverfassung verschlingt alle Spalten. Machen Sie mich dafür also nicht verantwortlich!

Ihre Skizze über die Behandlung des Hamlet, die hier mit bestem Dank zurückerfolgt, hat mich in hohem Grade interessirt. Ich bin mit Ihnen in allen wesentlichen Punkten einverstanden, wie Sie dies auch aus meiner Besprechung ersehen werden, die leider wegen des äußerst beschränkten Raumes nicht gehörig ausholen konnte. Sie sollten sich's — wenn Sie sich einmal ruhigere Tage gönnen — die Mühe nicht verdrießen lassen, ein Exemplar des Hamlet mit weißem Papier Blatt für Blatt zu durchschießen und bei jeder einzelnen Rede des Hamlet Ihre Auffassung von der Art, wie dieselbe zu nehmen und namentlich schauspielerisch wiederzugeben ist, aufzuzeichnen. Es wäre das eine Studie von großem Werth und ein Denkmal Ihrer Thätigkeit, das Sie weit überdauern würde. Sie haben nicht nur die Fähigkeit, aus Ihrem Talent heraus etwas zu machen, sondern wissen auch bis in's Kleinste den Grund, warum Sie's so machen, und noch mehr — Sie können sich schriftlich darüber völlig klar ausdrücken, eine Gabe, die so wenigen bedeutenden Künstlern eigen ist. Was ein dritter über die Auffassung dieser oder jener Rolle seitens eines Schauspielers sagen kann, ist immer zu allgemein; es reproducirt zwar in dem, der den Schauspieler in dieser Rolle gesehen hat, allenfalls den Eindruck, den er gehabt hat, aber es giebt kein Bild, das auch jedem dritten eine Totalanschauung gewähren könnte. Ganz anders ist es, wenn gewissermaßen alle einzelnen Bausteine erhalten blieben, und dann der stolze Bau sich zusammensetzte. Die Gesammtheit der Theile giebt dann immer wieder einen annähernden Begriff vom Ganzen, und die alte Klage, daß die Kunst des Mimen vergänglich sei, verliert ihr Recht. Ich habe in Ihrer Darstellung im Allgemeinen und im Einzelnen so viel Originelles und Anregendes gefunden, daß ich hätte wünschen mögen, Ihnen den ganzen Hamlet auf der Stelle nachschreiben zu können um ihn, wie er leibt und lebt, auf dem Papier zu fixiren; aber dazu müßte erst eine eigene Schnellschreibekunst erfunden werden. Manche Partie erschien mir in ganz neuem Lichte, manche Sentenz in ganz neuem Verständniß. Ich bekam

wieder einmal allen Respekt vor der Kunst, das Wort zur Darstellung zu bringen und zwischen den Zeilen zu spielen. Man darf sich, wenn man dergleichen gesehn hat, nicht mehr einbilden, ein Drama lesen zu können. Haben Sie Dank für den Genuß, den Sie mir bereitet haben[1]).

Ich möchte Ihnen, bester Freund, gern für so viel erwiesene und noch in Aussicht gestellte Freundlichkeit eine kleine Aufmerksamkeit entgegenbringen und packe deßhalb meinen Roman ‚Aus anständiger Familie'[2]) bei mit der herzlichen Bitte ihn zum Andenken an mich Ihrer Bibliothek einzuverleiben. Schelten Sie nicht über diese Beschwerung Ihres Reisegepäcks. Ich weiß nicht, ob Sie ein Liebhaber von Romanen sind; es wird Ihnen wohl so gehn, wie mir, daß Sie keine Zeit zum Lesen haben. Ich will Ihnen auch diesmal keinen Zwang auflegen, es genügt mir, das Buch in Ihren Händen zu wissen. Ich habe auch auf ein kleines Lustspiel für Sie gedacht — bisher aber wirklich nur gedacht, da ich mit andern Arbeiten überladen bin; der Alles-Übelnehmer läßt sich vielleicht verwerthen. Ich habe einen alten bürgerlichen Hauptmann im Kopfe, der vor dem Avancement zum Major steht und durch den schrecklichen Gedanken übergangen zu werden, nervös geworden ist. Ein frisches junges Mädel, das ihm mit größter Ungenirtheit (im Gegensatz zu seiner sonstigen Umgebung) derb die Wahrheit sagt, curirt ihn gründlich. Das ist natürlich vorläufig nichts als der Schatten einer Idee; ob sie Körper bekommen wird, muß der Zeit anheimgestellt werden. Jedenfalls werden Sie mir bei der Conception vorschweben.

Noch Eins, bevor ich schließe. Schon mündlich wollte ich Ihnen einen guten Freund empfehlen, bin aber im Wirrwarr des Tages nicht dazu gekommen. Es ist A. v. Hirsch in Berlin, der Ihnen ja wohl auch ohne meine Verwendung in gutem Andenken ist. Ich habe ihn als recht tüchtigen Schauspieler gekannt und muß um so mehr bedauern, daß eine Brustkrankheit ihn seinem Beruf entzogen hat, als ich ihn zugleich als einen feingebildeten und wissenschaftlich strebsamen Menschen kenne. Sein Einkommen als Sekretär beim Wallnertheater giebt ihm, seiner Frau und zwei Kindern kaum das nothdürftige Auskommen; er sucht sich deßhalb in den sehr spärlichen Mußestunden durch schriftstellerische Nebenarbeiten einen kleinen Verdienst zu machen. Mit bedeutender Energie ist es ihm gelungen, sich bei einigen

[1]) Über Haases allerdings wenig tiefgehende Hamlet-Darstellung vgl. Otto Simon, Friedrich Haase. Eine dramaturgische Skizze. Berlin 1898. S. 9; A. v. Weilen, Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart. (Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Band III.) Berlin 1908. S. 172, 184; A. Winds, Hamlet auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. Band XII.) Berlin 1909. S. 212 f.; W. Stammler, Zur Darstellung Shylocks und Hamlets auf der deutschen Bühne. Shakespeare-Jahrbuch 1913, S. 137—144.

[2]) Der Roman, in den Jahren 1863—1864 entstanden, erschien in drei Bänden Berlin 1866. Vgl. „Richter und Dichter", S. 118 f., 127.

Zeitungen heimisch zu machen. Er schrieb mir neulich voll Freude, daß sogar die Gartenlaube, ein sonst sehr zurückhaltendes Blatt, einen längern Artikel von ihm acceptirt habe. Aus seinen fernern Andeutungen ersah ich, daß er nach Ablauf seines Contractjahrs bei Wallner den Versuch zu machen gedenkt, seine weitverzweigten Theaterbekanntschaften pp. für eine Agentur auszunutzen; diese Mittheilung bitte ich aber als Geheimniß aufzunehmen, da ich nicht weiß, ob er Wallner schon davon Kenntniß gegeben hat. Kommt seine Idee zur Ausführung, so können wir uns, wie ich überzeugt bin, freuen, einmal einen ebenso gebildeten, als geschäftskundigen und anständigen Theateragenten zu erhalten, der zugleich auf's Ernstlichste sich für seine Mandanten bemühen wird. Sie, mein verehrter Freund, der Sie gewiß aus Gefälligkeit und Menschenliebe für manchen weniger würdigen Petenten etwas thun, werden mir's gewiß nicht übel nehmen, wenn ich für einen Mann, wie Hirsch, bei Ihnen ein gutes Wort einlege. In welcher Weise etwas für ihn gethan werden kann, bin ich zwar außer Stande anzugeben, aber ich habe das Gefühl, daß es Ihnen nicht schwer werden werden kann, selbst den einen oder andern passenden Weg zu finden. Als ich vor Weihnachten in Berlin war, sprach Hirsch seine Freude darüber aus, Sie zu einem Gastspiel dort zu haben; es geschah dies zugleich mit den lebhaftesten Ausdrücken seiner Verehrung für Sie. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er bei Ihrer Anwesenheit dort alle seine literarischen Schleusen ziehn wird, um Ihnen das möglichst reichliche Wasser der Tagesströmung zufließen zu lassen. Das wird freilich auch geschehn ohne jedes Aequivalent.

Erinnern Sie sich auch in der Ferne meiner freundlichst und lassen Sie mich auch einmal hören, wie es Ihnen geht. Ich nehme herzlichen Antheil an allen Ihren Triumphen.

Mit bekannter Verehrung

Ihr

E. Wichert."

Friedrich Haase absolvierte sein Gastspiel am Wallner-Theater im April 1867; inwiefern er sich da mit dem sonst kaum bekannten Hirsch eingelassen und ihn gefördert, entzieht sich meiner Kenntnis, ist auch ohne Belang.

Für Wicherts Auffassung vom Künstlertum und vom künstlerischen Schaffen höchst bezeichnend ist dann der eine Woche später abgegangene „Entschuldigungsbrief":

„Königsberg d. 27 Februar 1867

Wofür müssen Sie mich nur gehalten haben, bester Freund, als Sie neulich das Päckchen von mir bekamen und dafür noch Porto zahlen mußten, obgleich das fr. auf dem Couvert stand? Ich verdanke diese Blame der Schlauheit meines Mädchens und habe mich geschämt wie ein Pudel. Gönnen Sie mir die Pedanterie, mein Gewissen durch beifolgende Marken zu entlasten. — Die beifolgende Recension über ihren Hamlet hat ein wunderliches

Schicksal gehabt. Da sie denn doch über die gewöhnliche Zeit hinaus lange ausblieb, zog ich in der Redaction Erkundigung ein, und erfuhr zu meiner Überraschung, daß der Redacteur sie beanstandet hätte, weil sie ihm zu günstig für Sie vorgekommen wäre. Ich fragte den Mann, ob er denn Ihren Hamlet gesehn hätte, was er mit einiger Beschämung verneinte; aber es sei ihm von anderer Seite gesagt worden, daß der Hamlet zu Ihren schwächeren Leistungen gehöre und — mit Ihrem Königslieutenant und Grafen Klingsberg keinen Vergleich aushielte. Er wolle mich deshalb bitten, mein Lob zu mäßigen. Das war mir denn doch zu arg, und ich antwortete ihm, daß ich ihm anheimstellen müßte, sich die Recensionen von dem schreiben zu lassen, dessen Urtheil er mehr traue als dem meinigen; es gäbe allerdings närrische Leute, die sich für sehr geistreich hielten, und die Ihren Hamlet schon schwach gefunden hätten, bevor Sie ihn noch überhaupt hier gespielt hätten, weil er außerhalb Ihres gewöhnlichen Gastspiel-Repertoirs läge; ich würde mir aber stets erlauben, mich durch solche Vorurtheile nicht beirren zu lassen. Das hatte die gute Seele nicht erwartet; es kam zu Entschuldigungen und — die Recension erschien runde acht Tage nach der Aufführung. Es geht den deutschen Schauspielern wie den deutschen Schriftstellern. Hat einmal einer ein Buch von einem gewissen Genre geschrieben und damit Aufsehn gemacht, so ist er für alle Zeit für dieses Genre prädestinirt; schreibt er etwas Anderes, so irrt er von seiner Bestimmung ab und schafft Maculatur. Bei der Einseitigkeit, in der die meisten Menschen befangen sind, können sie sich die Vielseitigkeit einer Künstlernatur gar nicht vorstellen, oder vielmehr nicht begreifen, daß alles Künstlerschaffen eine einzige Quelle hat. Es giebt Leute, die sich, bevor sie auf die Kunstausstellung gehn, im Katalog die berühmten Namen aussuchen und die betreffenden Nummern anstreichen um die dazu gehörigen Bilder aufzusuchen und pflichtschuldigst zu bewundern. Alles andere ist dann natürlich Schund. Erst sehen und urtheilen und dann nachschlagen, fällt den Wenigsten ein; und doch macht es so viel Freude, das Gute selbst zu erkennen und hinterher zu erfahren, daß man guten Geschmack gehabt hat. Lassen wir den Kunst-Krakehlern ihre wenig beneidenswerthen Freuden.

Sie haben hier so gründlich das Fett von der Suppe abgeschöpft, bester Freund, daß für Frau Bethge-Truhn, die gleich nach Ihnen kam, nur eine sehr magere Brühe übrig geblieben ist. Das Publikum scheint zu glauben, daß die ziemlich wohlbeleibte Frau etwas zusetzen kann. Dazu wird es denn auch wohl kommen.

Viel Glück zu Ihrem Berliner Gastspiel! Leben Sie wohl und erinnern Sie sich freundlichst Ihres

Sie verehrenden
E. Wichert"

So treffend Wicherts Ausführungen über Schriftstellerei und Kunstbetrachtung genannt werden müssen, und so gut sie noch heute Geltung haben

wie damals, — dennoch hatte ihm im Fall von Haases „Hamlet" die Freundschaft die Augen getrübt. Haases „Hamlet" war in der Tat eine seiner schwächsten Rollen. Es lag dem Schauspieler nicht, eine so viel tiefes Studium und reife Charakteristik erfordernde Darstellung hervorzubringen, wie sie der dänische Königssohn verlangt; er blieb an der Oberfläche haften und erschöpfte sich in Einzelzügen, ohne eine abgerundete und innerliche Leistung zu produzieren. Auch Haase selbst scheint das gefühlt zu haben; denn auf seinen späteren Gastspielreisen schränkte er sein Repertoir auf die Rollen des Königsleutnants, des Grafen von Klingsberg und ähnlicher Gestalten älterer Grandseigneurs ein und zeigte darin seine Meisterschaft. Bei Wicherts rückhaltlos bewundernder Kritik in der „Königsberger Hartungschen Zeitung" führte ihm persönliche Zuneigung zum Künstler, nicht freies Urteil die Feder.

Frau Elise Bethge-Truhn, die so schlecht mit ihrem Gastspiel in Königsberg abschnitt, war eine Schülerin der Crelinger und Sophie Schröder (1838—1889) und bewährte sich als tüchtige Schauspielerin im Fach der Heldinnen. Die Jungfrau von Orleans, Lady Milford, Prinzessin Eboli, Iphigenie waren ihre bevorzugten Rollen. Auch schriftstellerisch ist sie hervorgetreten.

Eine alte Tragödie, deren Stoff ihn schon seit seinen Studentenjahren (1854) beschäftigt hatte[1]), „Otto III.", hatte Wichert wieder vorgeholt und dem Hoftheater zu Koburg, offenbar auf Haases Veranlassung, eingereicht. Die nun folgende Korrespondenz beschäftigt sich hauptsächlich mit der geplanten Gothaer Aufführung, da v. Meyern, der auch als Dichter bekannte Hoftheaterintendant, das Stück angenommen hatte. Friedrich Haase war 1867 als v. Meyerns Nachfolger nach Koburg gerufen worden, und so durfte Wichert hoffen, mit des Freundes Unterstützung sein Drama, das auch beim Braunschweiger Theater angenommen worden war, ebenfalls auf der Thüringer Hofbühne über die Bretter gehen zu sehen.

„Königsberg d. 26 April 1867

Hochverehrter Freund!

Herrn Rüff, der von mir Abschied nimmt, und den ich nicht nöthig habe Ihnen als einen tüchtigen, strebsamen und gewissenhaften Schauspieler zu empfehlen, kann ich unmöglich nach Berlin fahren lassen, ohne ihm einige Zeilen an Sie mitzugeben. Vor einigen Wochen erhielt ich von Herrn v. Meyern einen sehr freundlichen Brief, in welchem er mir mittheilte, daß meine Tragödie Otto III nicht nur angenommen, sondern auch bereits gegeben sein würde, wenn nicht augenblicklich die nöthige Stephania fehlte und daß er Ihnen nun die Inscenirung für den Herbst überlassen müßte. Der warme Ton des Schreibens ließ mich nicht im Zweifel darüber, daß Ihr Einfluß, mein verehrter Freund, für mich in der liebenswürdigsten Weise thätig gewesen

[1]) Vgl. „Richter und Dichter", S. 73, 83 f.

war. Erhalten Sie mir auch in Zukunft Ihre gütige Theilnahme. Zu den wenigen Rosen auf dem Dornenstrauch meines Recensententhums zähle ich die Gunst, Ihre Bekanntschaft gemacht, Ihre Freundschaft erworben zu haben. Geht nun auch nicht die Hoffnung in Erfüllung, Sie hier in Königsberg dauernd genießen und mit Ihnen zusammen arbeiten zu können, so bleibt unsere Verbindung doch erhalten, und ich weiß Sie auf einem Posten, der Ihrer künstlerischen Thätigkeit zum Nutzen viel weiterer Kreise ersprießlichere Nahrung giebt. Ich selbst gewinne dabei mit. Schon daß Sie mich in Thüringen einführen, ist für mich ein Gewinn, den ich voll zu schätzen weiß. Erlauben Sie, daß ich Ihnen, wenn Sie in Ruhe sind, ein Exemplar des Otto III in der Fassung zuschicke, welche das Stück in Braunschweig erhalten hat. Vielleicht acceptiren Sie einige der beliebten Abänderungen. Auch kann ich Ihnen so viel Druckexemplare zuschicken, daß jeder Mitspieler eins zu seiner gründlichen Information erhalten kann. Ich soll die Freude haben, in den nächsten Wochen eine Aufführung mit Frl. Janauscheck als Stephania zu erleben. Dann wird mich die Anschauung am besten belehren, was wirksam oder unwirksam ist und wo noch gebessert werden muß. Die Resultate gehören Ihnen.

Ihrem Berliner Gastspiel bin ich mit größtem Interesse gefolgt. Wie werden Sie alle die neuerworbenen Lorbeern nach Hause tragen? Es ist eine Genugthuung nicht nur für Sie, sondern auch für Ihre Freunde, die Ihre Bedeutung annähernd erkannt zu haben glaubten, daß nun auch die lieben Berliner ohne Rückhalt dran glauben. Es sind wunderliche Leute, die Herrn von der dortigen Kritik; ich hab's nicht an mir, aber an meinem lieben Freunde Paul Heyse erfahren. Hier haben wir nach Ihnen außer der Janauscheck nichts gehabt, was Einem das Herz höher heben konnte. Die Brunhild gehört allerdings zu dem Mächtigsten, was ich bisher auf der Bühne gesehen habe. Das Organ ist freilich bereits Ruine und das ist jammerschade, denn solche Ruinen haben leider nicht den Charakter des Romantischen.

Mit herzlichem Gruß und mit der Bitte mich in freundlichem Andenken zu behalten, zeichne ich mich, hochverehrter Freund, Ihr

freundschaftlichst ergebener
E. Wichert"

Fanny Janauschek (geb. 1829), die „deutsche Rachel", glänzte besonders in starken Heroinenrollen (Iphigenie, Jungfrau von Orleans). Mit der von Wichert erwähnten „Brunhild" ist die Gestalt aus Emanuel Geibels gleichnamiger Tragödie, nicht etwa aus Hebbels „Nibelungen", gemeint. Auch in der Autobiographie („Richter und Dichter", S. 136) wird die Schauspielerin lobend erwähnt.

Paul Heyse wurde von den Berlinern, Publikum wie Kritik, öfter schlecht behandelt, allerdings meist nicht ungerechtfertigt. So war bei der

Aufführung im Königlichen Schauspielhaus eben sein Schauspiel „Hans Lange" abgelehnt worden, und das gleiche Schicksal widerfuhr dem Drama „Marie Meroni" im Dezember 1867.

Im Sommer 1867 siedelte Friedrich Haase nach Koburg über und absolvierte dann noch einige Gastspiele an fremden Bühnen. Wichert trat eine Reise an den Rhein und nach der Schweiz an, die erste größere Reise, die er unternahm[1]), und kehrte am 11. August davon zurück. Zu Hause lag ein Brief von Haase, der ihm die Aufführung des Trauerspiels „Otto III." in sichere Aussicht stellte, und hocherfreut antwortete ihm der Dichter:

„Königsberg d. 13 August 1867

Mein hochverehrter lieber Freund!

Vorgestern von einer Reise nach dem Rhein und der Schweiz zurückgekehrt erfreute mich Ihr herzlicher Brief, der mich hier nicht mehr gefunden hatte, da ich mich schon den 10 Juli fort machte. Er zeigt mir, daß Sie meiner noch in der alten freundschaftlichen Weise gedenken und ganz im Stillen für mich thätig sind. Nehmen Sie meinen Dank für alle Liebe, Güte und Treue, die in dieser flüchtigen, leichtvergeßlichen Zeit so wohl thun. Ich glaubte, Sie würden im Sommer auf Ihrem Coburger Landsitze ausruhn, finde Sie aber nach der Aufschrift Ihres Briefes wieder auf Reisen. Schonen Sie Ihre Kräfte, werther Freund! Sie haben Lorbeern genug gepflückt, um sich eine Erholung gönnen zu können. Freilich sind gewisse Menschen nun einmal nicht danach organisirt, sich erholen zu können, weil ein innerer Drang sie unaufhaltsam zu neuen Kraftäußerungen forttreibt und ihnen die Unruhe fast zur Lebensbedingung macht; sie lachen, wenn man ihnen von einem langen Leben spricht, weil bei ihnen nur die Zeit zählt, in der sie schaffen und selbstthätig gestalten. Ich glaube, Sie gehören zu ihnen und kann Ihnen nachfühlen[2]). Nur fehlt mir die Befriedigung, die Sie haben müssen, wenn Sie auf das zurückschaun, was Sie fertig gebracht haben. So viele Ihrer Figuren sind Meisterstücke, über die hinaus gar kein Wunsch aufkommen kann! Selbst die Berliner haben daran glauben müssen.

Mein Otto III, dessen Sie sich so liebevoll angenommen haben, hat ganz unerwartet auch in dem Direktor des Braunschweiger Theaters, Herrn Schütz, einen Freund gefunden. Das Stück ist dort zum Schluß der Saison mit überraschend gutem Erfolg in Scene gegangen, von der Kritik ausgezeichnet und kürzlich, wie Schütz mir schreibt ‚mit gesteigertem Beifall' wiederholt. Das ist ein glücklicher Vorgang, der vielleicht auch andere Direktionen zur

[1]) Vgl. „Richter und Dichter", S. 232 f.

[2]) Ähnlich auch in „Richter und Dichter", S. 265: „Was Ermüdung sei, habe ich kaum gekannt; nur in ganz seltenen Fällen haben sich die Nerven merkbar gemacht, so daß ich mit Recht versichern konnte, ich besäße wahrscheinlich keine. Auch ist mir das eigentliche Erholungsbedürfnis eigentlich immer fremd gewesen."

Nachfolge ermuthigt. Sie, mein verehrter Freund, haben einer solchen äußeren Anregung nicht bedurft, um für mich zu entscheiden; Sie waren der erste, der erklärte, das Drama solle aufgeführt werden. Das werde ich Ihnen nicht vergessen. — Die Schlachtscenen im letzten Akt dürfen Ihnen keine besondere Schwierigkeit machen; der Kampf muß hinter den Coulissen gedacht werden und im Zuschauerraum nur der Schlachtlärm hörbar sein. Sobald die Anführer mit ihrem Gefolge auftreten, dürfen sie nicht mehr in Action sein. Auch den Schlachtlärm denke ich mir ziemlich entfernt und so, daß der fortlaufende Dialog (oder Monolog) dadurch nicht beeinträchtigt wird. Ich lege auf Schaustellungen dieser Art nur sehr geringes Gewicht; je mehr man davon dem Publikum bietet, desto unverschämter wird es in seiner Forderung, daß der Schein der Wirklichkeit gegeben werden soll. Die Wirklichkeit ist aber der Tod der Kunst. Besser ist's die Phantasie anzuregen, die sich immer gern mit Andeutungen begnügt. Für Braunschweig habe ich übrigens auf Schütz's Veranlassung namentlich im letzten Akt mancherlei Aenderungen vorgenommen, die, wenn sie auch gerade den poetischen Theil des Dialogs sehr einschränken, für die Bühnenwirkung nützlich sein mögen. Mein Exemplar, in welchem diese Aenderungen notirt sind, befindet sich zur Zeit bei Michaelson[1]) in Berlin, an den ich die Anfrage gerichtet habe, ob er das Stück vielleicht nochmals drucken lassen und an die Theater versenden will. Geschieht letzteres, so erhalten Sie das Bühnenmanuscript auf jenem Wege. Unterbleibt der nochmalige Druck, was sich in den nächsten Wochen entscheiden muß, so schicke ich Ihnen ein schriftlich corrigirtes Exemplar zur Ansicht, natürlich mit dem Überlassen, von den gemachten Aenderungen, nach eigener bester Einsicht Notiz zu nehmen, oder nicht. Ob ich Ihrer gütigen Einladung, zur Aufführung nach Gotha zu kommen, werde Folge leisten können, kann ich jetzt noch nicht bestimmen; Sie wissen, daß ich nicht von mir allein abhänge. Wie gern ich kommen möchte, um einige Tage Ihres vertrauten Umgangs zu genießen und Ihren liebenswürdigen und großherzigen Herzog[2]) kennen zu lernen, darf ich Ihnen nicht schildern. Vielleicht wird mir die Freude, Ihr Gast im eigenen Hause zu sein, nachdem ich Ihre Gastfreundschaft im fremden so oft genossen habe. Gewiß würde sich dann auch reichlich Gelegenheit zu eingehenden Gesprächen über die Prinzipien finden, nach denen Sie die dortige Bühne zu leiten gedenken. Ihre Ansichten darüber würden für mich, den bloßen Theoretiker, großen Werth haben, da sie mir zeigen müßten, wie weit sich ein Ideal praktisch machen läßt. Es ist keine große Kunst, mit seinen Gedanken in den Himmel zu steigen und dort ein Luftschloß aufzubauen; aber die Bausteine zu einem Gebäude, das auf der

[1]) Theateragent in Berlin. Vgl. „Richter und Dichter", S. 101.
[2]) Der Freund Gustav Freytags Ernst der Zweite.

Erde seinen Platz haben soll, aus höheren Regionen herabholen und wohnlich zusammenfügen, das ist eine Aufgabe, über die zu sprechen lohnt.

Leben Sie wohl, mein werther Freund. Ich lege Ihnen ein kleines Bild von mir bei, damit Sie mich nicht vergessen; lassen Sie es irgendwo ein versteckes Plätzchen finden.

Mit herzlicher Verehrung

Ihr

treu ergebener

E. Wichert"

Die Ansichten, welche hier der Dichter über Wirklichkeit und Schein auf der Bühne äußert, sind auch für die Gegenwart, gerade für das Zeitalter der Reinhardtschen Zirkusaufführungen und anderer pomphafter Kunststückchen, von nicht zu übersehender Bedeutung; noch schärfer und prononcierter hat sich Wichert über dies Thema in seiner Selbstbiographie ausgelassen („Richter und Dichter", S. 211 f.).

Ob aus der Gothaer Aufführung wirklich etwas geworden ist, entzieht sich meiner Kenntnis; Wichert erwähnt wenigstens nichts davon in seiner Lebensbeschreibung.

Für einige Jahre schweigt nun die Korrespondenz. Haases Wirksamkeit in Koburg war nicht von langer Dauer. Schon nach zwei Jahren legte er infolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Herzog sein Amt nieder und begab sich von neuem auf Gastspielreisen.

Wicherts anmutiges, sehr zu Unrecht vergessenes Lustspiel „Der Narr des Glücks" [1]) hatte im Oktober 1868 bei der Lustspielkonkurrenz im Wiener Hofburgtheater unter Dingelstedts Leitung den dritten Preis erhalten. „Eigentlich waren nur zwei Preise ausgesetzt gewesen. Schauferts ‚Schach dem König' hatte den ersten davongetragen. Wegen des zweiten hatten die Preisrichter sich nicht einigen können; endlich war der Ausweg gewählt, meinem Stück einen dritten Preis zu stiften. Man hatte, wie ich später erfuhr, Roderich Benedix für den Verfasser gehalten und war dann etwas verstimmt gewesen, als mein unberühmter Name entsiegelt wurde." („Richter und Dichter", S. 158.) Die dann folgende Uraufführung am 9. April 1869 in Wien war indes nur ein „halber Erfolg" gewesen. Bei weitem mehr Beifall fand es in Hamburg am 15. April 1869, und im Herbst desselben Jahres jubelten die Königsberger Zuschauer bei der Erstaufführung begeistert ihrem Landsmann zu; fünfzehnmal mußte es dort während dieser einen Spielzeit gegeben werden. Laube, der damals das Stadttheater in Leipzig leitete, wollte trotzdem nicht recht heran. Erst Haase verhalf ihm im Februar 1870 bei der Premiere im Berliner Königlichen Schauspielhaus, als er den Fresinau spielte, nochmals zu durchschlagendem Erfolg. Wichert war damals selbst in Berlin anwesend

[1]) Über die Vorgeschichte des Stückes vgl. „Richter und Dichter", S. 156 ff.

und konnte dem Darsteller in dankbarer Rührung die Hand drücken[1]). Zu gleicher Wirkung gestaltete sich Haases Gastspiel in Hannover, wo er Anfang Mai 1870 im Königlichen Schauspielhaus als Gast auftrat und wiederum den Fresinau spielte, eine dankbare Rolle, die er für dauernd seinem Gastspielrepertoire einverleibte.

Mit Wicherts Dankesbrief für die Hannoversche Aufführung beginnt der Briefwechsel neu aufzuleben.

„Königsberg den 14 Mai 1870

Mein verehrter Freund!

So eben geht mir die Zeitung für Norddeutschland mit dem Referat über die Aufführung meines Lustspiels in Hannover zu. Ich lasse die Freude über den anscheinend recht glücklichen Erfolg nicht kalt werden, ohne Ihnen ein paar Worte des Dankes, wenn auch nur aus der flüchtigen Geschäftsstimmung heraus, zu schreiben. Daß Sie als Fresinau auch dort excellirten,

[1]) Recht interessant berichtet er selbst über die Aufführung („Richter und Dichter", S. 160 f): „Ich war zur Premiere dort, hatte aber keine große Freude daran. Ich fand die Königsberger Darstellung besser, weil frischer und humoristischer. Vorzüglich war nur Friedrich Haase als Fresinau. Seine schauspielerische Leistung überragte aber so weit die aller anderen Darsteller, daß durch sie das Schwergewicht auf eine vom Autor gar nicht beabsichtigte Stelle geschoben wurde. Den Hans Findling, die eigentliche Hauptrolle, gab Theodor Liedtke. Ich fand ihn nicht flott, nicht Bonvivant genug, Brock in Königsberg hatte mir viel mehr zugesagt. Theodor Döring als Stadtkämmerer Lämmchen wirkte zwar komisch, war aber des Textes seiner Rolle nicht mächtig und kaum noch zu verstehen. Herr v. Hoxar erfreute als Dr. Hartmann durch warmes und lebhaftes Spiel, Baumeister als Plumcke schien mir langweilig. Das Publikum verhielt sich denn auch während der ersten Akte zuwartend. Nach dem dritten erfolgte sehr lebhafter Hervorruf, dem wunderlicherweise keine Folge gegeben wurde. Ich eilte auf die Bühne und erfuhr, daß zwischen Haase und Liedtke Streit ausgebrochen war. Haase hatte nach der großen Szene mit Major von Amsteg im dritten Akt, die er wirklich meisterhaft spielte, bei offenem Vorhang lebhaften Applaus erhalten, Liedtke hatte sich zurückgesetzt gefühlt. So weigerte er sich nun, vorzugehen. Haase wollte sich gerade deshalb nicht allein vorschieben lassen, und so erschien denn trotz wiederholten Klatschens niemand, was zur Verbesserung der Stimmung des Publikums nicht beitrug. Doch blieb auch nach dem vierten und fünften Akt der Beifall mit Hervorrufen nicht aus. Man sagte mir, der Erfolg sei gut gewesen, aber ich selbst hatte nicht dieses Gefühl. Nach meinem Geschmack fehlte dem Spiel die rechte Heiterkeit. Die Kritik sprach sich dann auch wenig günstig aus, Karl Frenzel lehnte in der „Nationalzeitung" schroff ab. Der Einfluß der Wiener Preßstimmen machte sich überall fühlbar. Man bemühte sich nur zu eifrig, die Schwächen vorzukehren und fand für die komische Erfindung kaum ein gutes Wort. — Zu meiner großen Verwunderung war das Stück fünf Tage hintereinander auf das Repertoire gesetzt. Das hatte seinen Grund nicht in dem guten Vertrauen der Intendanz, sondern in dem Umstand gehabt, daß Haase eine Gastspielreise antreten wollte und daher nur noch diese kurze Zeit zu haben war. Nach seiner Rückkehr blieb er dann überhaupt nicht mehr lange im Engagement. Das schon verloren gegebene Stück wurde, wenn ich nicht irre, nur noch einmal aufgeführt. Dann verschwand es in Berlin an dieser Stelle, wie man mir sagte, weil niemand Haase den Fresinau nachspielen wolle."

verstand sich für mich von selbst, der ich Sie in dieser wahrhaft süperben Leistung in Berlin selbst bewundern zu dürfen das Glück gehabt habe. Aber Sie haben viele Rollen, mein Verehrtester, in denen Sie excelliren und darunter gewiß dankbarere, sodaß ich es Ihnen hoch anzurechnen habe, wenn Sie mein Stück überhaupt nach Hannover mitnahmen und ihm dort erst einen Boden verschafften. Ich hoffe, daß der glückliche Erfolg, den Sie ihm nun wieder in einem neuen Kreise sicherten, viel dazu beitragen wird, auch anderwärts den Wunsch nach einer Aufführung rege zu machen. Nur daß leider mehr als das halbe Vergnügen verloren geht, wenn Sie nicht mitspielen. Ihre Darstellung ist so leicht, so natürlich, so aus dem Vollen heraus, daß man die Schwierigkeit darüber vergessen kann. Der dortige Referent hat den Hauptpunkt getroffen, wenn er sagt, Ihr Fresinau bleibe bei aller Junkerhaftigkeit doch „ein liebenswürdiger Kerl". Liebenswürdig zu erscheinen gelingt nun aber den Wenigsten selbst bei günstigen Umständen; wie nun erst, wenn so viele an sich abstoßende Eigenschaften, die doch zugleich in das hellste Licht gebracht werden, entgegen wirken; aber es kommt noch etwas dazu, was nicht minder wichtig ist: Sie wissen der Figur die Persönlichkeit zu geben, die sie zu einer aristokratischen Erscheinung macht, und dadurch wirkt sie erst weit über das Gewöhnliche hinaus. Sie wirkt so stark, daß mir in Berlin der Schwerpunkt des Stückes auf eine andere Seite gefallen zu sein schien, was freilich nur meine ältere Voraussage bestätigte, daß Sie die Rolle zur Hauptrolle machen würden. Was ich Ihnen mit einem warmen Händedruck schon damals mündlich sagte, daß ich Ihnen und nur Ihnen den nicht leichten Sieg des Lustspiels über die mit allen Waffen ankämpfenden Vorurtheile verdanke, kann ich jetzt nur wiederholen. Seitdem hat das Stück auch an anderen Orten, namentlich in Riga, sehr gefallen und die Kritik ist weniger ängstlich geworden es anzuerkennen. In Hannover haben Sie, wie ich annehmen darf, gute Unterstützung gehabt. Herrn Sontag[1]) habe ich mir schon während des Schreibens als einen vorzüglich geeigneten Repräsentanten des Hans Findling[2]) gedacht. Haben Sie die Güte ihn herzlich zu grüßen und meiner fortdauernden Hochachtung zu versichern. Und so, mein verehrter Freund, seien auch Sie mir herzlich gegrüßt und dem Schutz der Musen empfohlen, die Sie ja bisher so sicher geleitet haben, daß alle Ihre Widersacher ganz kleinlaut geworden sind. Vergessen Sie auch ferner nicht Ihren Sie treu verehrenden

E. Wichert"

Friedrich Haase fand nun ein weites Feld neuer Tätigkeit, als er, Laubes Nachfolger, die Direktion der vereinigten Stadttheater in Leipzig übernahm

[1]) Der bekannte Hannoversche, später Dresdener Hofschauspieler (1828—1900). Auch er spielte die Rolle des Hans Findling gern auf Gastspielreisen.

[2]) Zweite Hauptrolle im „Narr des Glücks".

und als Oberregisseur den bekannten Intendanten v. Strantz berief. Seine Koburger Villa, die noch im Sommeranfang des Jahres 1870 eine Nacht das Ehepaar Wichert beherbergt hatte, gab er auf und siedelte endgültig nach Leipzig über.

Wicherts befanden sich gerade in dem kleinen Seebad Rauschen an der ostpreußischen Küste, als zugleich mit der Nachricht von Haases neuer Stellung die Mobilmachung des Jahres 1870 einsetzte und die Familie zu schneller Rückkehr nach Königsberg nötigte. Als nach den ersten Tagen der Verwirrung wieder etwas Ruhe eingetreten war und die Aufregung sich gelegt hatte, setzte sich Wichert hin, um dem neugebackenen Theaterdirektor seinen Glückwunsch nach Leipzig zu senden. Wie aber schon in den früheren Briefen, benutzt der Dichter die Gelegenheit, um in feinsinnigen Ausführungen zu den damals wie heute die künstlerische Welt bewegenden Problemen des Realismus und Idealismus energisch und eindrucksvoll Stellung zu nehmen und sein Bekenntnis zum Idealismus zu bekräftigen; Idealismus ist ihm aber nicht gleichbedeutend mit hochmütiger Abkehr von der Gegenwart und törichter Sehnsucht nach etwas Verschwundenem, sondern heißt für ihn Bejahung des jetzigen Lebens, mutige Inangriffnahme der vorliegenden Daseinsfragen und ihre Bewältigung in einem ideellen (nicht materiellen) Sinne. Also nicht Idealismus und Realismus, sondern Idealismus und Materialismus sind für ihn die Gegensätze, in denen sich alle geistige Kultur bewegt. Hören wir, was er selbst schreibt:

„Königsberg den 1 August 1870

Mein verehrter Freund!

Mitten in den wüsten Kriegslärm, den ich mit meiner Familie recht volltönig in einem kleinen, durch die befürchtete Annäherung von französischen Panzerfregaten nicht wenig beunruhigten Ostseebade auffing, klang mir recht vielverheißend die Friedensbotschaft, daß Sie in Leipzig Ihr Ziel glücklich erreicht und die Theater bereits übernommen hätten. Es mußte mich die Nachricht um so mehr interessiren, als ich ja Zeuge gewesen war, als der Plan, die Leipziger Theater zu übernehmen, die Geburtswehen passirte, und mich überführen konnte, daß Sie das Gelingen als eine Gunst des Schicksals erhofften. An den Krieg dachten wir damals freilich nicht, im Gegentheil machte die reizende Villa, in der wir plauschten, tafelten und schließlich einen ganz vortrefflichen Schlummerpunsch schlürften, das Gefühl behaglichster Ruhe lebendig; aber als gute Deutsche dürfen wir ja an dem endlichen Siege der deutschen Waffen nicht zweifeln, und die eminente nationale Erhebung, die wir durchlebt haben, wird dann auch, so hoffe ich zuversichtlich, dem deutschen Theater zu gut kommen. Das wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen, mein bester Haase, und diese Zeilen haben keinen weiteren Zweck, als Ihnen mit meiner Gratulation diesen Wunsch auszusprechen. Das Leipziger Theater ist

nicht ganz wie ein anderes Theater; es leistet noch etwas über den gewöhnlichen Bedarf hinaus und steht so im Mittelpunkte und auf der Höhe, daß Aller Augen darauf gerichtet sind. Das ist ein Sporn, Tüchtiges zu schaffen, das Erreichte festzuhalten, mit gutem Muth in die Zukunft zu arbeiten. Wie Unrecht man thut, Sie einer einseitig realistischen Richtung zu beschuldigen[1]), weiß niemand besser als ich, dem Sie so freundschaftlich Ihr Künstlerherz aufgeschlossen haben. Wie Wenige wissen zu würdigen, was Sie selbst den französischen Rollen an deutschem Gemüth zuzuthun vermögen, und wie schließlich kein künstlerisch Vollendetes ohne einen starken idealen Zug und Gehalt zu denken ist. Wer die Zeit begreift, wird andererseits nicht von dem Princip abirren können, daß die Kunst jetzt mehr, als je, eine enge Verbindung mit dem Leben suchen muß, um sich wirksam zu erweisen. Es ist bloße Duselei, auf die Schiller-Götheſche Theaterzeit sehnsüchtig zurückzublicken. Wer etwas Reelles schaffen will, muß die Bedingungen acceptiren, unter denen sich die Welt bewegt, und das Ideal liegt immer vor, nicht hinter denselben. Daß Sie Herrn v. Strantz zu sich herangezogen haben, ist ein beneidenswerth glücklicher Coup. Sie könnten die oberste Regie nicht in besseren Händen wissen, und die ruhige Stimmung, die daraus fließen muß, wird es Ihnen möglich machen, sich mit freiem Kopf über die Verhältnisse zu stellen. Grüßen Sie ihn herzlich.

Auch meine Frau nimmt allen freundschaftlichen Antheil an Ihrem Erfolge, wennschon sie bei der ersten Nachricht recht frauenzimmerlich egoistisch und mit fast betrübtem Gesicht ausrief: Ach! nun wird er doch nicht sein Versprechen halten, mir den Narren des Glücks in Königsberg vorzuspielen! — Verdenken Sie ihr das nicht. Sie hat mich übrigens beauftragt, sie Ihrer Frau Gemahlin bestens zu empfehlen und dieselbe bitten zu lassen, uns bei der Durchreise nach Petersburg nicht vorbeizugehn. In unseren Reiseerinnerungen obenan steht noch immer der Abend in Ihrem gastfreien Hause zu Coburg, und wir können nicht aufhören zu erzählen, wie gut es uns bei Ihnen geworden ist.

Leben Sie wohl, werther Freund, und behalten Sie auch ferner ein klein wenig lieb

Ihren Sie verehrenden
E. Wichert."

Lange Jahre vergingen nun, ohne daß einer dem andern schrieb. Haase hatte nach ehrenvoller siebenjähriger Direktorzeit in Leipzig sich ganz ins Privatleben zurückgezogen und betrat nur noch auf Gastspielreisen, die sich allerdings stets über die ganze Winterspielzeit erstreckten, die verschiedensten Bühnen Deutschlands; auch nach Amerika führte ihn eine glänzend verlaufene

[1]) Sowohl in seinen Briefen wie später in seinen Erinnerungen „Was ich erlebte" verwahrt sich Friedrich Haase noch öfter gegen diesen Vorwurf.

Tournee. Da spielte er bei einem Gastspiel in Breslau Anfang Februar 1887 als Fresinau in Wicherts Lustspiel „Der Narr des Glücks"; dies erinnerte ihn offenbar an die alten Beziehungen, die er einst zu dem Dichter gehabt hatte, und umgehend sandte er ihm einen Theaterzettel seines Gastspieles zu. Wichert, inzwischen vom Stadtgerichtsrat zum Oberlandesgerichtsrat befördert und auch als Bühnendichter dem Publikum nun bekannt genug, dankte mit unverhohlener Freude und sichtlicher Befriedigung:

„Königsberg den 14. Febr. 1887.

Hochverehrter lieber Freund!

Der Theaterzettel, den Sie die Güte hatten mir heut zugehen zu lassen, beweist mir, daß ich bei Ihnen noch nicht vergessen bin. Es war mir eine sehr angenehme Überraschung, daraus zu erfahren, daß mein „Narr des Glücks", der schon eine recht lange Weile im theatralischen Rumpelkasten gelegen hat, durch Ihren hochmögenden Beistand wieder fröhlich zum Leben erwacht ist. Ich danke Ihnen recht schön und hoffe, Sie werden ihn, wenn er sich bewährt haben sollte, freundschaftlichst auch noch weiter Huckepack nehmen. Wenn's das Schicksal einmal so fügte, daß Sie das Stück in Wien zur Aufführung bringen könnten —! Das würde mir eine große Genugthuung sein; denn die Hofburg hat es seiner Zeit sehr schlecht behandelt und den ertheilten Preis, der eigentlich Benedix zugedacht war, büßen lassen[1]). In Berlin hat Ihnen Niemand den Fresinau nachspielen wollen[2]) (freilich auch nicht können), und so ist's im Königl. Schauspielhause nicht wieder aufgetaucht, nachdem Sie demselben den Rücken gewandt haben[3]). Ich erlaube mir, mein Schauspiel „Geschieden" beizulegen. Wäre der Geheime Rath vielleicht eine Rolle für Sie? Das Schauspiel soll in nächster Zeit hier die erste Aufführung erleben — wer weiß, mit welchem Erfolg. An die Bühnen versendet ist es noch nicht.

Mit bekannter Verehrung und den herzlichsten Grüßen

Ihr

sehr ergebener

Ernst Wichert."

Das Schauspiel „Geschieden", entstanden 1884, eines der schwächsten Stücke Wicherts, ward ohne Beifall aufgenommen und verschwand sehr rasch wieder von der Bühne; auch Haase nahm sich seiner nicht an.

Wichert hatte indes mit obigem Briefe das Eis wieder aufgebrochen; denn wenn auch „Der Narr des Glücks" nicht noch einmal in Wien gegeben werden sollte, so wollte doch Haase nunmehr sein der Frau Wichert gegebenes

[1]) Vgl. oben S. 386.
[2]) Vgl. oben S. 387, Anm. 1.
[3]) Seit Ostern 1870.

Versprechen einlösen und als Fresinau auf Königsbergs Theater erscheinen. Postwendend fragte er bei Wichert an, ob dieser ihm bei der Direktion des Stadttheaters dort ein Gastspiel auf fünf Abende, von denen einer dem „Narr des Glücks" gewidmet sein sollte, vermitteln könnte. Voller Freude war Wichert natürlich sofort dazu bereit, meinte aber: „Fünf Abende sind freilich sehr wenig und es will schon etwas sagen, wenn ich einen davon abbekomme! Nun — vielleicht können Sie noch etwas zulegen; Sie wissen ja, wie gern man Sie hier sieht[1])." Wicherts Anfrage bei dem damaligen Direktor Andreas August Aman hatte selbstverständlich von dessen Seite eine sofortige Zusage zur Folge. Er antwortete:

„Hochgeehrter Herr Oberlandesgerichtsrath!

Indem ich für gütige Zuschrift ergebenst danke, gebe ich gleichzeitig meiner Freude Ausdruck, „Narr des Glücks" unter den Augen des Dichters mit Herrn Haase in Scene gehen zu sehen.

Hochachtungsvollst ergebenst

Kgsbg. 19 Febr. 87. A A Aman"

Dieses Schreiben sandte Wichert urschriftlich sofort an Haase und fügte frohgelaunt bei:

„Königsberg den 20. Febr. 1887.

Verehrtester Freund!

Da haben Sie nun die Bescheerung. Liebenswürdiger kann sich ein Theaterdirektor gar nicht ausdrücken. Wir freuen uns schon sehr auf den Tag. Sie finden hier übrigens ein gutgeschultes und recht leistungsfähiges Personal.

Die Proben von meinem „Geschieden" sind im Gange. Da habe ich nun Mühe, dem sonst sehr tüchtigen Darsteller des Gusseck begreiflich zu machen, was für einen Mann ich mir ungefähr gedacht habe. Er nimmt ihn in den ersten Akten lange nicht genug unsympathisch, schroff, scharf, in seiner Einseitigkeit verletzend, durch seine praktische Überlegenheit abstoßend und verflacht dadurch nicht nur seine Rolle, sondern schädigt auch die Frau. Ich hoffe ihn noch etwas einzuärgern und auf den richtigen Ton zu stimmen. Das Ganze läßt sich sehr wirksam an.

Mit besten Grüßen Ihr

sehr ergebener

Ernst Wichert."

Ob Haases Gastspiel in Königsberg wirklich stattgefunden hat, und ob er dort in der Tat den Fresinau gespielt hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

[1]) Postkarte Wicherts an Haase vom 17. Februar 1887. (Adresse: „An Herrn Hoftheaterdirektor Friedrich Haase in Breslau Hôtel Goldene Gans.")

Am 1. Januar 1888 erfolgte Wicherts Versetzung nach Berlin an das Kammergericht, ein Beweis, daß man in ihm, trotz der Schriftstellerei, auch den Juristen hoch einschätzte. Hat ja auch Wichert selbst nie, wie manche andere Dichter, sich über seinen Beruf beklagt, ihn vielmehr stets mit Freudigkeit, Eifer und sachlichem Ernst wahrgenommen und noch durch den Titel seiner Autobiographie „Richter und Dichter" bezeugt, daß er in erster Linie Jurist, erst in zweiter Poet sein wolle. Nun, in Berlin, kam ein reger persönlicher Verkehr zwischen den Familien Haase und Wichert zustande, der sich auch in gegenseitigen Einladungen und Gastereien äußerte und beide Teile recht befriedigte. Damit hörte aber auch die Korrespondenz auf, und an ihre Stelle trat der mündliche Gedankenaustausch zwischen dem Dramatiker und dem Schauspieler. Nur bei Haases nicht seltenen Gastspielreisen wurden gelegentlich Briefe gewechselt, besonders, wenn Haase wieder einmal den Fresinau im „Narr des Glücks" auf einer Bühne, die ihn noch nicht gebracht hatte, verkörperte. So zum Beispiel erreichte es Haase, daß in Frankfurt a. M. im Januar des Jahres 1891 bei seinem Gastspiel das Lustspiel Wicherts gegeben wurde. Emil Claar, der damalige Intendant der vereinigten Stadttheater zu Frankfurt a. M., lud den Autor ein, der Erstaufführung beizuwohnen. Wichert mußte absagen, in einem liebenswürdigen Schreiben, das hier die Wiedergabe verdient:

„Berlin den 5. Januar 1891

Hochverehrter Herr Intendant!

Für die sehr freundliche Einladung zur Erstaufführung meines Lustspiels „Der Narr des Glücks" mit dem verehrten Friedrich Haase in der schon wiederholt von mir bewunderten Rolle des Fresinau danke ich Ihnen herzlichst. Wäre der Weg nicht so weit und die Jahreszeit für's Reisen so ungünstig, ich käme gewiß. Nun muß ich Sie schon bitten, mein Ausbleiben gütigst entschuldigen zu wollen. Ich wünsche Ihnen und Freund Haase — und somit nothwendig auch mir — einen guten Erfolg und hoffe, er wird dem sehr munteren Stück nicht ausbleiben, da dieser Fresinau wirklich ein so origineller Kauz ist, daß das Vergnügen, seine Bekanntschaft zu machen, auch den morosesten Zuschauer freundlich stimmen muß. Haben Sie die Güte, ihn zu grüßen und mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu empfehlen.

Mit aufrichtigster Hochachtung Ihr

ergebenster

Ernst Wichert."

Das Lustspiel fand großen Beifall in Frankfurt, und Haase beeilte sich, dies telegraphisch seiner Frau mitzuteilen, welche ihrerseits den Dichter nun wieder von dem Erfolg in Kenntnis setzte. Hocherfreut antwortete Wichert:

„Berlin d. 12. Januar 1891

Verehrteste Frau!

Sie haben mir durch die gefällige Zusendung des Telegramms, das ich pflichtschuldigst wieder beifüge, eine große Freude bereitet. Ich habe nun sogleich den Versuch gemacht, den schönen Erfolg Ihres lieben Mannes in die hiesigen Zeitungen zu bringen. Hoffentlich gelingt's. Übrigens habe ich keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Fresinau großen Beifall finden würde; den macht niemand dem verehrten Friedrich Haase nach, und auch wer das Stück nicht mag, muß ihn in dieser Rolle bewundern. Aber wie es dem Lustspiel als solchen ergehen würde, durfte mich ein wenig beängstigen. Nun darf ich doch wohl annehmen, daß es dem Publikum im Ganzen nicht mißfallen hat. Ich schließe dies daraus, daß auch Hans Findling Beifall erhalten hat, nach den Akten Hervorrufe erfolgt sind und eine Wiederholung gewagt werden konnte. Was die Kritik sagen wird, werden wir ja erfahren. Wenn Sie Ihrem lieben Mann schreiben, grüßen Sie ihn herzlichst und dankbarst von mir, bitten Sie ihn auch, Schönfeld ein freundliches Dankeswort zu übermitteln.

Ich merke doch, daß ich noch lebe. Das ist ein sehr wohlthuendes Gefühl!

Mit freundschaftlichen Grüßen, natürlich auch von meiner Frau, Ihr

ergebenster

Ernst Wichert."

Carl Schönfeld war damals (von 1887 bis 1895) Schauspieler, Regisseur und Dramaturg am Frankfurter Stadttheater und hatte den Hans Findling bei der Erstaufführung gespielt.

Auch die folgenden Schreiben drehten sich weiter um das Lustspiel „Der Narr des Glücks". Haase hatte den Fresinau immer mehr zu einer seiner Paraderollen auf den häufigen Gastspielreisen ausgebaut und unter andern dem Stück zu etwa zwanzig Vorstellungen im Wallnertheater verholfen, wo er selbst stets als Gast auftrat. Aber dem Virtuosen genügte dies noch nicht. Da nicht Fresinau, sondern Findling der eigentliche Held der Komödie ist, war es doch immer nicht die Hauptperson, welche er darin spielte. Haase sann daher darauf, das Stück so zuzuschneiden, daß er allein im Mittelpunkte stände, die gesamte Aufmerksamkeit des Publikums daher einzig auf ihn, den berühmten Gast, gerichtet wäre. Einen derartigen Bearbeitungsvorschlag unterbreitete er mündlich bald nach der eben erwähnten Frankfurter Erstaufführung dem Dichter. Wichert dachte hin und her, prüfte das Für und Wider eines solchen einschneidenden Vorgehens und ging schließlich auf Haases Idee ein. Er arbeitete das dreiaktige Lustspiel zu einem Einakter um, in welchem Fresinau im Mittelpunkt des Interesses steht, die Handlung also durchaus verschoben ist, und schickte dies eigentlich vollkommen neue Stück

dann dem Schauspieler zur Prüfung und Begutachtung ein. Folgendes für den Dramatiker Wichert belangreiche Begleitschreiben war der Sendung beigefügt:

„Berlin d. 18. Mai 1891.

Verehrtester Freund!

Als Sie mich vor einigen Wochen mit Ihrem Besuch beehrten, sprachen Sie den Wunsch aus, ich möchte mir's überlegen, ob sich nicht mein „Der Narr des Glücks" für Ihren Gebrauch bei Gastspielen mehr auf die Rolle des Fresinau concentriren ließe. Ich habe mir nun die Sache nicht nur sehr durch den Kopf gehen lassen, sondern auch wirklich den Versuch einer solchen Bearbeitung gemacht und bin nun in der Lage, Ihnen einen Einakter(!) zur gefälligen Prüfung übersenden zu können — noch dazu einen Einakter, in welchem Ihre Rolle gar keine Einbuße erlitten, eher noch einen kleinen Zuwachs gewonnen hat. Im Übrigen ist alles herausgeschnitten, was für den jetzigen Zweck entbehrlich schien und doch so viel (mit Vereinfachung einiger Motive) beibehalten, daß der Narr des Glücks verständlich bleibt. Es fragt sich nun, ob Sie zustimmen; das Stückchen müßte dann sehr bald für Ihren Gebrauch gedruckt werden. Ich hätte es sauber abschreiben lassen, aber ich meinte, Sie würden so eine leichtere Übersicht über das gewinnen, was stehen gelassen und was geändert ist. Ich bitte um gefällige Rückgabe mit Ihrer Aeußerung. Ich möchte das Wagniß für nicht mißlungen halten und bin selbst überrascht gewesen, wie leicht sich durch einen kühnen Griff die zwei Akte vermeiden ließen, die ich damals noch für unumgänglich hielt. Wir empfehlen uns Ihrer verehrten Frau Gemahlin und wünschen besten Kurerfolg. Mit besten Grüßen

Ihr
treu ergebenster
Ernst Wichert"

Haase war mit der Bearbeitung sehr einverstanden, hätte es aber gern gesehen, wenn der Einakter nur ihm zur Verfügung gestellt und nicht an die Bühnen versandt würde. Darüber beruhigte ihn dann großmütig der Dramatiker:

„Berlin den 25. Mai 1891.

Verehrtester Freund!

Es scheint da noch ein kleines Mißverständniß obzuwalten, das ich doch für alle Fälle heben möchte. Ich habe bei der Bearbeitung des Glücksnarren zunächst nur Sie im Auge gehabt, oder nur Ihren Fresinau. Ich würde daher auch die (Manuskript-)Druckexemplare mit einer Bemerkung versehen, die darüber keinen Zweifel lassen dürfte, und das Aufführungsrecht — vorläufig wenigstens — nur für den Zweck Ihres Gastspiels übertragen. Es liegt darin, wie mir scheint, zugleich die Rechtfertigung für mich, dem älteren Stück diese Fassung gegeben, es auf die Rolle des Fresinau zugeschnitten zu

haben; man wird mir das nicht übel nehmen, wenn man Sie einmal darin gesehen hat oder nicht, ich hoffe vielmehr, man wird mir dankbar dafür sein, daß ich Ihnen so die Möglichkeit schaffe, das Publikum mit dieser ganz eigenartigen Leistung öfter zu erfreuen. Ob sich später einmal Veranlassung findet, diese Bearbeitung zum Gemeingut der Bühnen zu machen, kann dahingestellt bleiben. Unter solchen Umständen versteht sich's von selbst, daß ich keine größere Eile habe, als Sie selbst, das kleine Stück benutzbar herzustellen. Genügt Ihnen überhaupt eine Abschrift und eine Vollmacht, in meiner Vertretung über das Aufführungsrecht zu Zwecken Ihres Gastspiels zu verfügen, so erledigt sich die Sache sehr einfach. Jedenfalls kann und soll der Einakter nur durch Sie eingeführt werden. Ich bin bis zum 12. Juli und dann wieder vom 7. September ab in Berlin und bitte Sie, früher oder später ganz nach Belieben die Stunde zu bestimmen, in der wir bei mündlicher Rücksprache den Text feststellen und den Gebrauchs-Modus verabreden können. Indessen mit den herzlichsten Grüßen und freundschaftlichster Verehrung Ihr

ergebenster

Ernst Wichert."

Haase wählte Wicherts letzten Vorschlag: der Einakter ward nicht gedruckt, sondern nur in einem Exemplar für ihn abgeschrieben, und er erhielt Vollmacht, für den Dichter mit den Bühnen, an denen er als Fresinau gastieren wollte, über das Aufführungsrecht zu verhandeln und die Bedingungen festzusetzen.

Es dürfte wohl nicht häufig in der dramatischen Literatur Deutschlands sich ereignen, daß ein Bühnendichter für *einen* bestimmten Schauspieler ein Stück so vollständig umändert, daß es — nach Wicherts eigenem Geständnis[1]) — „bis auf den Titel unkenntlich geworden ist". Es war dem Dichter selbst offenbar nicht recht geheuer damit, und er sucht sich vor seinem eigenen poetischen Gewissen gleichsam in dem obenstehenden Briefe über solchen immerhin eigenartigen Schritt zu rechtfertigen. Uns muß wundern, daß der sonst so feinsinnige Wichert zu einem derartigen Experiment sich verleiten ließ, und es mag wohl in erster Linie der allerdings verständliche Wunsch dabei mitgesprochen haben, als Dramatiker dem deutschen Publikum recht bekannt zu werden und sein Stück möglichst oft von dem gefeierten Darsteller gespielt zu sehen. Jedenfalls trat Haase von nun an stets in dieser Verballhornung des Originals auf und zeigte sich damit sogar im Jahre 1893 einmal im Königlichen Schauspielhause zu Berlin.

Damit schließt der Briefwechsel der beiden jahrelang verbundenen Freunde. Aber der rege persönliche Verkehr schlief nicht ein; nicht selten waren Wicherts bei den glänzenden Abendgesellschaften Haases zugegen, oder waren umgekehrt die beiden Haases Gäste im Wichertschen Hause.

[1]) „Richter und Dichter", S. 161.

Für den 12. März 1901 rüsteten die Freunde des ostpreußischen Dramatikers eine kleine Feier zu Ehren des siebzigsten Geburtstages des Dichters (11. März). Auch Haase hatte die Absicht gehabt, sich daran zu beteiligen, aber infolge persönlicher Verhältnisse war es ihm dann doch unmöglich, daran teilzunehmen. Indes, er wollte doch nicht, daß Wichert an irgendein Übelwollen oder eine Mißstimmung seinerseits glaube, und richtete daher, bereits eine Woche vor dem Fest, ein herzlich beglückwünschendes Schreiben an Wichert, in welchem er zugleich die Gründe seines Fernbleibens klarlegte.

In etwas unsicheren, schon die Hand des Alters verratenden Schriftzügen dankte ihm umgehend der Dichter:

„Berlin d. 5. März 1901.

Sehr lieber und verehrter alter Freund!

Es ist mir sehr schmerzlich, Sie, gerade Sie, der Sie mir seit einer langen Reihe von Jahren stets so viel gütiges Wohlwollen bewiesen haben — meinen unerreichbaren Fresinau — nicht unter denen sehen zu können, die am 12. meinen 70 Jahren ein Fest bereiten wollen. Aber es freut mich nun wenigstens, zu wissen, daß ich Sie aus keinem anderen Grunde zu vermissen habe, als weil Sie durch eine unliebsame Nothwendigkeit, die mit unserem Verhältniß nichts zu thun hat, ferngehalten werden. Haben Sie Dank für alle guten Wünsche und erlauben Sie mir, mich auch ferner und bis an's Ende nennen zu dürfen Ihren und Ihrer verehrten Frau Gemahlin

treu und freundschaftlichst ergebenen

Ernst Wichert."

Es ist der letzte Brief Wicherts an Haase. Ein dreiviertel Jahr später, am 21. Januar 1902, schloß Ernst Wichert die Augen für immer.

Kreuz- und Quer-Züge

von

August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von seinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Fortsetzung.)

Achtundvierzigstes Kapitel.

Wie Herr Augustus, allen Gefahren zu Lande glücklich entronnen, sich einschifft und davonsegeln tut.

Am 18. Januar. Ich stand um 5 Uhr auf, nahm Abschied von meinem guten, aber traurigen Wirt, ergriff mein Bündel und machte mich eiligst davon. Am Hafen angekommen, gewahrte ich das greulichste Gewühl. Die Quais und deren Treppen, die bis zum Wasser hinunter führten, standen gepfropft voller Truppen und Gepäck. Dann und wann kam ein Regiment, an welchem die Reihe war, machte sich mit den Gewehrkolben gewaltsam Platz, verdrängte diejenigen, welche Posto gefaßt hatten, und stieg in die für sie bestimmten Boote. Ich saß gemütlich auf meinen Siebensachen und sah dem Spektakel zu. Selbst die beiden Generalkommissare en chef, Erskine und Kennedy, wimperten auf und ab, konnten aber, obgleich sie spanischen Schiffern, die, wenn sie Boote gehabt hätten, heute ungeheueres Geld hätten verdienen können, 20 Guineen dafür boten, keine erhalten, denn diesen armen Teufeln waren die Boote von der englischen Marine, wie schon gesagt, in Beschlag genommen worden. Um 9 Uhr setzte sich der Leichenzug des Generals Moore in Bewegung. Er wurde auf einer Bastion rechter Hand des Zitadelltores und dicht neben dem gleichfalls gebliebenen und gestern beerdigten General Austruther begraben. Sein Sarg war eine Gewehrkiste. Es war eine traurige, höchst rührende Szene, die ich nie vergessen werde. Seine letzten Augenblicke

sind die eines sterbenden Helden gewesen. Ruhig hat er sich mit seiner Umgebung unterhalten, kaltblütig seine letzten Ordres gegeben und sein Testament gemacht. Mit den Worten: „Ich hoffe, daß mein Vaterland mir wird Gerechtigkeit widerfahren lassen," ist er verschieden.

Endlich sah ich außer einigen anderen, z. B. dem 14. Regimente, auch das 32. heranmarschieren. Es machte neben mir Halt. Ich lief auf den Obristen Hinde zu und bat ihn, er möge mich unter seinen Schutz nehmen. „Mit vielem Vergnügen," sagte der Obrist, „werde ich meinen guten ehemaligen Kommissar und Marschgefährten beschützen! Hier, stellen Sie sich neben mich!" Mein alter Diener Patt, der noch lebte, gewahrte mich, sprang aus dem Gliede und freute sich, mich zu sehen; ich bat ihn, er möge den Kasten mit meinem Mundvorrat, ich wolle den Mantelsack tragen. Marsch! Marsch! hieß es plötzlich, und nun ging's den Quai entlang und dann eine Treppe, auf der wir gewaltsam alles zur Seite schmissen, hinunter bis ans Wasser unter einen gewölbten Bogen. Die Schaluppen der Kriegsschiffe warteten schon, und eben wollten wir hineinsteigen, als es auf der Anhöhe von St. Lucia plötzlich anfing zu blitzen und zu krachen, als wenn die Welt untergehen sollte, auch die Kugeln uns um die Köpfe sausten, bald ins Wasser, bald in die Schiffe und Schaluppen schlugen, daß uns Hören und Sehen verging. Die Franzosen eröffneten nämlich in diesem Augenblick ihre Batterien, um den Hafen und die Flotte zu beschießen und zu bombardieren. Nun entstand eine Szene, die mir ewig unvergeßlich sein wird. Im Hafen lagen Hunderte von Transportschiffen und wohl zwölf große Kriegsschiffe, nämlich: die Ville de Paris, Victory, Barfleur, Zealous, Implacable, Elisabeth, Norge, der Plantagenet, Revolution, Audacious, Endymion, Mediator usw. unter den Admiralen de Courzy, Samuel Hood und Bowen ganz ruhig vor Anker, und die Boote der letzteren fuhren hin und her, um Truppen einzuschiffen. Alles war vorher still und ruhig gewesen; sowie aber die Kanonade losging, die Kugeln zwischen die Schiffe schlugen, daß die Stücke davon umhersausten, so entstand erst ein sonderbares dumpfes Getöse und Geschrei, dann aber öffnete ein Kriegsschiff von 74 Kanonen seine Luken und antwortete nach der Anhöhe hinauf mit einem Kanonendonner, daß der Hafen zitterte. Schade nur, daß unsere Kugeln keinen Effekt hatten, weil die Franzosen hinter den Felsen verschanzt nur blindlings unter uns zu schießen brauchten und immer sicher sein konnten, ein Schiff zu treffen. Alle Transportschiffe kappten sogleich die Anker und fingen an zu treiben. Sie rannten eins gegen das andere, beschädigten und zerbrachen einander Bugsprieten, Takelage und Segelstangen. Fünf Transportschiffe, die es versuchten, zwischen der Insel St. Antonio und der Zitadelle durchzugehen, waren so in Konfusion geraten, daß eines am Ufer nach den Franzosen zu auf den Strand lief, von der Mannschaft verlassen und vernichtet werden mußte. Die meisten Transportschiffe liefen zum Hafen hinaus und suchten das Weite, so daß die Kriegs-

schiffe bleiben und mehrere Tausend Mann Truppen aufnehmen mußten. Endlich rikoschettierte eine Kugel über das Wasser neben uns in die Mauer, und da wir so gedrängt hier auf der Treppe standen, so riefen uns die Marineoffiziere aus den Booten zu, wir möchten zurück und durch die Stadt nach dem Leuchtturm marschieren, wo wir mehr gedeckt sein würden, und da wollten sie uns erwarten. Wie eine andere Kugel über uns einschlug, rief ein Soldat, indem er mit den Zähnen knirschte und mit der Faust den Franzosen drohte: Ha, ihr mürrischen Bestien! worüber ein allgemeines Gelächter entstand.

Wir marschierten an der Zitadelle heraus nach dem entgegengesetzten Ufer, welches hier sehr felsig war und über das die Brandung schlug. Die Schaluppen der Kriegsschiffe konnten daher nicht dicht herankommen, sondern, indem sie mit den Rudern sich von den Steinen entfernt hielten, mußte man bis an den Rand der von der Brandung bespülten Felsenblöcke gehen, bis einem das Wasser übern Kopf schlug, und ein Ruder fassen, wo man dann von den starken Fäusten der sich über Bord lehnenden Matrosen wie ein Schaf ergriffen und hineingehoben wurde. Die Seeoffiziere, welche in den Schaluppen kommandierten, schrien und fluchten ganz mörderlich, wenn jemand Bagage mitbrachte. Keine Bagage, nur Menschen sollten gerettet werden! Jede Bagage, die man brachte, wurde daher auch ohne weiteres über Bord geworfen, und es tanzten in der Brandung bereits eine Menge Mantelsäcke, Koffer, Pakete und dergleichen auf und nieder. Endlich kam die Reihe auch an mich; ich machte die Augen zu, lief in die Brandung, welche über mich schlug, daß mir Hören und Sehen verging, wurde ergriffen usw. Mein Mantelsack, der mein Alles enthielt, was ich in diesem Leben besaß, sollte auch über Bord gehen. Wütend hielt ich ihn umklammert: „Ich bin ein Kommissar, und dieser Mantelsack enthält öffentliche Papiere und Gelder!“ schrie ich. „Nun, so behaltet ihn, und be damned!“ schrie ein Offizier. Wir fuhren sogleich ab und wurden auf eins der ersten besten Transportschiffe, welches schon unter Segel war, Hals über Kopf an Bord geworfen. Fern am Ufer sah ich den Rest des 32. Regiments, und auf einer Klippe meinen getreuen Patt, der im Gedränge von mir abgekommen war, mit dem kleinen tannenen Kasten auf der Schulter stehen, worin die Schokolade, der Kognak, Zigarren usw. waren; dieser Anblick schnitt mir durch die Seele. Beide, den Kasten und Patt, habe ich nie wieder gesehen. — Wie wir aus dem Hafen hinausfuhren, donnerten die spanischen Batterien, die englischen Linienschiffe und die Franzosen noch immer frisch zu. Aber mein frohes Gefühl, aus allen Gefahren, aus aller Not gerettet zu sein, kann ich nicht beschreiben. Man gratulierte und umarmte sich einer den andern. Triumphierend blickte ich nach den Franzosen hinüber. „Nun könnt ihr mir den Buckel runterrutschen,“ sagte ich grimmig, „und wenn wir uns mal wieder begegnen, so wird euch der Teufel hoffentlich doch noch einmal holen,“ zog meine triefenden Kleider ab,

hing sie zum Trocknen auf und freute mich, im Mantelsack noch ein paar trockene, in Corunna gekaufte Strümpfe usw. zu finden. Diesen meinen Mantelsack gab ich dem Kapitän mit der Bedeutung in Verwahrung, er enthalte Sachen von großem Wert; er lächelte ungläubig. „Ja, ja," sagte ich, „er enthält außer einigen öffentlichen Papieren auch 50 spanische Taler, und dieses ist alles, was ich in dieser Welt besitze!" „Poor fellow!" sagte der Kapitän. Unser Schiff, der Nimrod, obgleich ein Dreimaster, war mit Menschen von allen Truppengattungen überfüllt. 22 Offiziere und über 220 Mann außer der Schiffsmannschaft, Bedienten usw. befanden sich an Bord desselben. Wasser und Lebensmittel waren nicht für die Hälfte auf 14 Tage vorrätig. Der Wind war indessen höchst günstig und blies direkt nach England. Obgleich nun vom Admiralschiff signalisiert worden war, daß kein Transportschiff nach England gehen sollte, bis alle zusammen wären und von einem Kriegsschiff unter Convoy genommen werden könnten, so meinte unser Kapitän doch, er dürfe sich mit einer so großen Menge ausgehungerter Menschen, so wenigen Lebensmitteln und bei so gutem Winde nicht aufhalten — er wolle es riskieren, setzte alle Segel bei, und wir flogen davon.

Es wurde eben Abend. Corunna lag in einen dicken Nebel gehüllt, durch welchen das Feuer des Leuchtturmes und die Glut einer brennenden Vorstadt matt hindurchflackerte. Die Kanonade hatte aufgehört; nur dann und wann brüllte noch einer der großen spanischen Mörser. Endlich deckte tiefe Nacht die Küste und das Meer. Wie ein böser Traum lag alles Vergangene hinter mir. Beim Schlafengehen gab's große Verlegenheit in der Kajüte. Die Offiziere vom Range, als z. B. Kolonel Alten, Major Hay vom 18. Husarenregiment usw., hatten die Wandbetten in Besitz genommen. Wir anderen lagen wie die Heringe auf der Erde, und zwar, weil Platz mangelte, in folgender Ordnung: Es wurden nämlich drei Reihen formiert, die erste spreizte die Beine aus, zwischen welchen die zweite Reihe mit den Köpfen lag, und die dritte Reihe lag mit den Köpfen zwischen den Beinen der zweiten Reihe. Wir erhielten Soldatenration. Trinkwasser zum Waschen war nicht erlaubt. Mit Seewasser kann man sich zwar auch waschen, es löst aber keine Seife auf und nimmt den Schmutz nicht ab. Des Morgens erhielten wir einen Kübel voll Mehlbrei oder Grütze mit einem großen Klecks Schiffsbutter obenauf. Alle waren so ausgehungert, daß dieser Kübel schon auf der Treppe, die in die Kajüte hinunterführte, attackiert wurde. Teller, Messer und Gabel hatte niemand. Man lieh von den Matrosen einen Löffel, eine Obertasse oder einen Scherben; oder man machte sich, wie ich, einen Span zurecht, mit welchem man in den Kübel fuhr. Mittags gabs Erbsen und Salzfleisch nebst einer Portion Rum, der ganz schwarz aussah. Abends etwas harten Käse und Schiffszwieback. Wir vertrieben indessen unseren Unmut und unsere Entbehrungen teils mit Kartenspiel in der Kajüte, allwo stets zwei oder drei Whistpartien im Gange waren, oder dadurch, daß wir auf dem Verdeck einen

Affen vexierten, der dem Kapitän gehörte. Unterwegs hatten wir zuweilen Regenschauer, aber einen ganz außerordentlich günstigen Wind, der uns in direkter Linie von Corunna nach Portsmouth hinüberwehte.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Seid ihr glücklich ausgekniffen,
Bringt ins Wirtshaus mir Rapport.

Am 22. Januar. Nachmittags warfen wir vor Portsmouth den ersten Anker. Unser Schiff war von der ganzen Flotte das erste, welches hier anlangte. Der Kapitän, der nun von einigen herangekommenen Booten Lebensmittel erhielt, bat alle Offiziere auf Schweinebraten, Kartoffeln und Portwein zu Gaste; allein so groß war die Sehnsucht, ans Land zu kommen, daß jedermann sich in die das Schiff umringenden Boote stürzte und nach Goeport fuhr, wo wir in der Dolphin-Inn unser Quartier nahmen. Die Einwohner, bereits von dem Unglücke der englischen Armee und unserer ausgestandenen Not unterrichtet, empfingen uns mit vielem Mitleid. Unser Wirt, ein herrlicher Mann, wußte gar nicht, wie er uns trösten und uns alles bequem machen wollte! Ein jeder erhielt zuvörderst einen Tubben mit warmem Wasser zum Baden; da nun die Kaufleute überdem den gelandeten Offizieren unbedingten Kredit gaben und jeden Wechsel bereitwillig honorierten, so erschienen sofort eine Menge Barbiere, Friseure, Schuster und Schneider mit fertigen Schuhen und Kleidungsstücken, Linnen-Drapers mit Hemden und Strümpfen usw., die uns vom Kopf bis zu Fuß neu kleideten und adonisierten. Die Lumpen nebst den Läusen wurden aus dem Fenster in den Garten geworfen. — Am Abend versammelten wir uns an einer großen Tafel, wo der Wirt und die Waiters unseren Appetit bewunderten; denn wir verschlangen alles, was Eßbares darauf stand, und das war nicht wenig. Jeden Tag wurde dreimal warm gegessen. Mehrere Offiziere, die auf den Märschen durch die Gebirge besonders gelitten und dann auf den Anhöhen von Corunna in Kälte und Regen bei Tag und Nacht unter freiem Himmel unterm Gewehr gestanden und endlich eine Schlacht hatten liefern müssen, gespensterartigen Ansehens, waren ganz verhungert, verkümmert und so matt, daß sie vom Schiff nach dem Hotel geführt werden mußten. Hier lebten sie auf wie ein Licht. Wie ich meinen Mantelsack öffnete, fand ich darin ein Bündel Zigarren und erinnerte mich nun, sie hineingelegt zu haben, hatte es aber vergessen. Ach, wäre mir das doch auf dem Schiffe wieder eingefallen, — was habe ich da nach einer Zigarre geseufzt! Aus Ingrimm schlug ich mich selbst an die Ohren. Am folgenden Morgen schrieb alles an seine Angehörigen. Ich Armer konnte an niemanden schreiben! —

Den 26. Januar kamen beinahe zweitausend Kranke und Verwundete an. Keine davon durften landen, weil man befürchtete, sie möchten kontagiöse Krankheiten und Faulfieber mitbringen. Diese Maßregel war hart, denn von den armen, zwischen den verpesteten Schiffsdecken eingepfropften Kranken wird mancher sterben, der, wenn er ans Land gebracht, gerettet worden wäre, und mancher von den Verwundeten wird angesteckt werden. Beim Landen ist eine Order erlassen, dahin zu sehen, daß die Leute nicht auf einmal zuviel essen und trinken, indem sonst manche mit ihren zusammengeschnürten und verhungerten Magen den Tod davon haben würden. Ein heftiger Sturm hat gleich nach unserer Ankunft gewütet, dem wir nur durch unsere schnelle Abreise von Corunna entgangen sind, und zwei Schiffe von der nach uns von dort abgegangenen Flotte sollen mit Mann und Maus verloren gegangen sein. Mehrere Schiffe sind in Plymouth und anderen Häfen eingelaufen. Alles eins durchs andere! —

Fünfzigstes Kapitel.

Wie Herr Augustus glücklich in London ankommt, von hübschen Mädchen empfangen wird und von seinen Strapazen sich wieder erholen tut.

28. Januar. Da nun in meinem Geldbeutel eine starke Ebbe eingetreten und meines Bleibens in Portsmouth nicht länger war, so setzte ich mich endlich in die Mailkutsche und reiste nach London. In Wyngatt-Street-Islington angekommen, schaute ich durch die Eisenstäbe in Mrs. Knights Küche. Die Mädchen saßen noch ebenso wie sonst unten am Fenster und machten Strohhüte. Endlich sah Miß Sophie Knight herauf, erblickte mich und tat einen Schrei. Mit einem ordentlichen Jubel wurde ich nun empfangen. Mein vormaliges Zimmer war noch unbewohnt, ich nahm wieder Besitz davon, und bald vergaß ich bei guter Pflege und der gehörigen Ruhe die ausgestandenen Strapazen und Gefahren. Nach einigen Tagen ging ich zum Generalkommissar Erskine, präsentierte mein Kontokorrent und forderte als ein ehrlicher Narr nur den Saldo, der mir zukam, während andere keck und dreist, indem sie vorgaben, ihre Papiere und Gelder wären auf der Retirade verloren gegangen, unverschämt das Zehnfache und noch mehr, das heißt statt 50 Pfund Sterling 500, gefordert und — es ist unglaublich, aber wahr — auch ohne weiteres ausgezahlt erhalten haben sollen! Armer John Bull! Meine ganze Rechnung war etwa 50 Pfund Sterling per Kontokorrent, 18 für mein verlorenes Pferd, 20 für verlorene Bagage und bei der Verabschiedung zwei Monate Gage. —

In London lebte ich einige Wochen ganz ruhig, um mich erst von meinen ausgestandenen Strapazen ordentlich wieder zu erholen; dann aber machte ich

mich heraus, spazierte in London herum und amüsierte mich, wobei ich jedoch nicht unterließ, mich fleißig im Generalkommissariat mein Gesicht zu zeigen, damit man an mich denken möge.

Während ich mich nun dergestalt amüsierte, hatte ich das vor Gothenburg auf der Flotte vom General v. Langwerth mir gegebene Versprechen, mich nämlich in die Legion als Offizier zu befördern, nicht vergessen, und da meine Wiederanstellung im Kommissariat, falls nicht eine neue Expedition ausgerüstet werde, mißlich schien, so machte ich, sobald ich in London angekommen, dem General v. d. Decken meine Aufwartung. Da ich der erste war, der ihm als Augenzeuge die Mooresche Campagne erzählen konnte, so schien er meine Relation, während ich in einem Lehnstuhl saß und er sich am Kaminfeuer komfortabel wärmte, mit vielem Interesse, aber zugleich mit einer Miene anzuhören, welche deutlich seine Freude ausdrückte, nicht mit dabei gewesen zu sein. Nachdem meine greuliche Erzählung beendigt, entließ er mich sehr artig mit dem Versprechen, bei erster Vakanz an mich zu denken.

(Ende des fünften Teiles.)

(Weitere Teile folgen in späteren Heften.)

Literarische Rundschau.

Österreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I.

Österreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I.
Von August Fournier. Berlin-Wien. Verlag Ullstein und Co. 1917.

In diesem schwarzgelben Büchlein Fourniers, das, immerhin stattlich, in gutem Druck über zweihundert Seiten enthält, sind zwei Fundamentalsätze Österreichs und österreichischer Politik geprägt, deren Gültigkeit für den Herrscher und seine Völker eine unbedingte sein muß, wenn jene österreichische Vergangenheit, von der es berichtet, nicht für immer abgetan werden und der „Neubau" niemals unter Dach und Fach kommen soll. Der erste dieser beiden Sätze gibt zugleich den Grund für Fourniers Arbeit an: sie soll „den Anteil des Kaisers an Rüstung und Ausbau des Donaureiches, die überschätzten Hemmnisse und Schwierigkeiten der inneren Konsolidierung, die so sehr unterschätzte einheitliche Gewalt des Ganzen" zeigen und das „Welturteil über einen Großstaat berichtigen" — er stellt aber vor allem nach außen hin über diesen Großstaat fest, „daß man in dessen früherer Geschichte nur zu blättern gebraucht hätte, um seine zähe und unerschütterliche Defensionskraft unter den allerschwierigsten Verhältnissen kennen zu lernen". Der zweite Satz aber weist nach innen: „so hat sich auch Franz Joseph in erster Linie als Monarch des Gesamtreiches gefühlt und betätigt, war von jeher sein eigener Minister des Äußeren gewesen und hat unablässig darüber gewacht, daß der Prozeß der Differenzierung der staatlichen Kräfte sich nicht auf die Kriegsmacht erstrecke".

Nun wird von Fournier im Hinblick auf jene Kraft und diesen Prozeß mit einem sorgfältig für das Verständnis eines breiten Leserkreises ausgewählten Tatsachenmaterial in bewunderungswerter Klarheit (und wie oft einem Chaos von Willkür und Verschleierung gegenüberstehend!) die langsame oder auch ruckweise Entwicklung Österreichs im neunzehnten Jahrhundert vorgeführt: aus dem österreichischen Kaiserstaat des ersten Franz zu der österreichisch-ungarischen Monarchie des ersten Karl. Diese Geschichte des inneren Aufbaues streift nur, wo die Ereignisse es nötig machen, die außenpolitische Ein- und Rückwirkung, und doch erhalten dadurch die nebeneinander- und nacheinandergehenden wie -stürzenden Geschehnisse den großen Zug des allgemeinen Interesses, der besonders auch Unbeteiligte und Fernstehende veranlaßt, sich mit den Vorgängen innerhalb eines anderen Reiches geistig auseinanderzusetzen, um daraus für sein politisches Dasein im eigenen Staate einen Maßstab zu haben. Denn nichts, was ein politisch wertbares Volk an Werktagen seines staatlichen Lebens tut, ist so unwichtig, daß nicht auch ein Fremder daraus lernen könnte. Inmitten der österreichischen Kämpfe von Regierungen, Nationalitäten und Parlamenten tritt bei Fournier als Rückhalt aller Kräfte die wirtschaftliche Festigkeit der gesamten Staatskraft hervor. Am Anfang wird von

ihr gesagt, daß schon Napoleon „die ihm unerklärliche Anhänglichkeit der österreichischen Völker an ihren im Felde besiegten Herrscher auch in ihrem wirtschaftlichen Einheitsinteresse hätte begründet finden können". Und am Schluß heißt es, daß die „trotz alledem" gemachten ökonomischen Fortschritte und der steigende Volkswohlstand bei dem allerdings „fördernden unausgesetzten Wettbewerb der gegnerischen Nationalitäten" gewiß „für die Solidität der staatlichen Fundamente und die zähe Tatkraft der Bewohner sprechen". Auch hierin liegt ein österreichisches Bekenntnis, das man auf jeder Seite dieses sachlich straffen Buches lesen kann, so wahrhaft und lebendig wie das in der Mitte des Buches: „Das ist das Paradoxe und für den Ausländer so schwer Begreifliche an diesem Reich, daß die Völker, die sich doch um ihrer selbst willen in seinen Schutz begeben, seine Macht durch ihre Kraft vermehrt und für sich genützt haben, diese Bande zeitweilig als Druck empfinden und ihre möglichste Lockerung als eine Art nationale Pflicht ansehen." Im Stil und Geist dieses einen Satzes hat man auch das ganze Buch: seine im besten Sinn objektive Ruhe der Darstellung, die niemals den Zweck der Aufgabe — geschichtlich zu schildern, nicht politisch zu beeinflussen — außer acht läßt und doch nimmer des hier und da erhellenden oder schlagenden Witzes und der Blutwärme entbehrt, die mit der Beherrschung und Formung des Stoffes alle Arbeiten Fourniers zu erlesenen Genüssen für den Kenner gestaltet. Seine unzweideutige, weder aufputzende noch ausweichende Behandlung der Tatsachen und die klare deutsche Sprache gibt aber auch dem einfachen Leser einen Doppelwert von Leben und Forschung in die Hand.

Wenn Fournier in seiner „historischen Skizze", wie er dies für das handliche Wissen um Österreich-Ungarns Neubau vollkommene Büchlein in zurückhaltender Gelehrtenart nennt, einen Standpunkt einnimmt, den man als einen betonten bezeichnen kann, so ist es einzig jener, den man im alten Österreich als „kaisertreu" zu kennen und zu bekennen pflegte, der alle Völker des Staates, in welcher Zunge sie auch reden mochten, in einem fast persönlichen Vertrauensverhältnis an den Herrscher band. Fournier selbst erzählt, daß bei den Verfassungskämpfen von 1860, als eine böhmische und eine ungarische Feudalgruppe, beide Gruppen in einer Forderung einig, der Minderheit des damaligen „verstärkten" Reichsrats gegenüberstanden, „beide Teile an den Monarchen appellierten". Es erscheint fast wie eine Staatsrecht gewordene Gewohnheitsform, wenn streitende Parteien so die gleichsam schiedsrichterliche Autorität der Krone anrufen. Das ist der Sinn von Fourniers Bemerkung: „Dieser Appell an den Herrscherwillen ist in Österreichs Geschichte nichts Seltenes." Seine Sachlichkeit aber fügt noch hinzu: „Kein Wunder, daß fremde Beobachter finden wollten, Österreich-Ungarn befinde sich im Zustand eines latenten Absolutismus."

Der Untertitel seiner Arbeit erinnert nun auch vor allem an die Person des Monarchen, dem ein langes Herrscherleben, reich an persönlichem und staatlichem Schicksal, die Erfahrung und Reife gab, den Neubau gleichsam mit seinem Namen, mit dem österreichischen Zeitalter Franz Josephs, zu verknüpfen. Fournier führt als oft letzten Grund der Entschließungen und Handlungen Kaiser Franz Josephs den „Ehrenpunkt in der Politik" an, der „im persönlichen Wesen des Kaisers besonders tief wurzelte". Hier gleitet für den deutschen Leser Gedanke und Gefühl aus dem Österreich Franz Josephs I. hinüber in das alte Preußen und in das junge Deutschland Kaiser Wilhelms I., zu Bismarcks berühmtem Spruch vom Portepee, mit der gleichen Ehrfurcht vor einer in schweigendem Pflichtbewußtsein und in der Treue zu sich selbst zur Größe erhöhten Fürstengestalt. Wie nachdenklich macht es, in einem Buch über die innerstaatlichen

Probleme und Kämpfe einer Großmacht, wo mit dem Gedanken eines „Staates aus dem Volk" auch „Rabulistik und Prinzipienreiterei" ans Licht tritt, auf einen Herrscher hingewiesen zu sehen, von dem aus nichtösterreichischem Munde schon 1851 gesagt wird, daß er „entschiedene Verachtung aller Popularitätshascherei" habe und daß „nichts vermag, ihn aus der Fassung zu bringen, daß er jedem Schein, jeder Spiegelfechterei gründlich abhold ist, nie das geringste für die Galerie tut".

So kam aber doch der alte Kaiser Franz Joseph in jeder bitteren oder entscheidenden Stunde seines Reiches in das Gedächtnis seiner Völker wie der alte Kaiser Wilhelm in das des deutschen Volkes. Von dem Neubau Österreich-Ungarns kann man, auch in der geschichtlichen Betrachtungsweise Fourniers, nicht ehrlich sprechen, ohne als Symbol des Ganzen, als Wahrer und Mehrer der Einheit und Freiheit seiner Völker und seines Reiches sich den Kaiser Franz Joseph zu denken. Es gibt dies für den Leser dieses österreichischen Buches, der ihm unter den Deutschen draußen im Feld wie in der Heimat schon so zahlreich erstanden ist und immer mehr erstehen wird und soll, eine gute Perspektive auf das Sein und Werden auch des deutschen Volkes und Reiches, das hoffentlich bald in einem gleich vorbildlichen Buche zur Erinnerung und zur Mahnung dem politisch anteilnehmenden Leser beschrieben werden wird.

* * *

Zur Erinnerung an Julius Wellhausen.

Nach langem, mit unendlicher Geduld getragenem, schwerem Leiden ist in Göttingen am 7. Januar dieses Jahres Julius Wellhausen gestorben, einer der größten Gelehrten unserer Zeit und zugleich einer der besten Menschen, die je gelebt haben. Wie so mancher unserer Geisteshelden war er der Sproß eines evangelischen Pfarrhauses. Am 17. Mai 1844 zu Hameln geboren, wuchs er in bescheidenen Verhältnissen auf; er suchte seine Spielgefährten nicht unter den Honoratiorenkindern, sondern hielt Freundschaft mit wackeren Jungen, gleichviel was die Eltern waren, und so kam es zu dem gewiß seltenen Fall, daß mehrere Jahrzehnte später ein alter Bauernknecht in seinem Testament den weltberühmten Gelehrten bedachte, der ihm Treue gehalten hatte, so weit auch ihre Lebenswege auseinanderliefen. Wellhausen hat später öfter anerkannt, daß zu seinen besten Lehrmeistern ein benachbarter Schmied zu rechnen sei, ein kluger Mann, dem der Knabe gern bei der Arbeit zusah und zuhörte.

Aus der gesunden Luft der niedersächsischen Kleinstadt kam er auf das Gymnasium in Hannover und dann auf die Universität nach Göttingen und fand in Heinrich Ewald einen Lehrer, wie er ihn brauchte. Dieser große Theologe und Orientalist, ein aufrechter, knorriger Mann, hatte 1837 zu den „Göttinger Sieben" gehört, die lieber Amt und Heimat verließen, als den Verfassungsbruch des Welfenkönigs Ernst August ruhig hinzunehmen. „Ewalds Methode war sehr einfach, er warf uns ins Wasser und wir mußten schwimmen", so pflegte Wellhausen von ihm zu sagen. Durch diesen Lehrer wurde er auf das Studium der israelitischen Literatur und Geschichte geführt, vor allem aber zu gründlichen Sprachstudien angehalten, aus denen er allmählich zum scharfsinnigen Kritiker und tiefblickenden Historiker heranreifte. Im Jahre 1870 habilitierte

sich Wellhausen als Privatdozent der Theologie an der Göttinger Universität und schrieb nach alter Dissertationen Weise seine Erstlingsarbeit in lateinischer Sprache unter dem Titel: „De gentibus et familiis Judaeis". Auch später ist er gern auf solche Dinge zurückgekommen, und er charakterisierte jene Überlieferung treffend dahin, daß der Möglichkeit hohen Alters bei Geschlechtsregistern die Tatsache gegenüberstehe, daß sie meistens ziemlich jung seien. 1871 erschien eine rein philologische Arbeit Wellhausens, „Der Text der Briefe Samuelis", die unter methodischer Ausnutzung der Septuaginta den sehr verderbten Text dieser Bücher wesentlich verbesserte. Schon 1872 erhielt der junge Gelehrte einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Greifswald. Dort schrieb er sein Buch über „Pharisäer und Sadduzäer" und begründete damit das Verständnis für diese beiden Richtungen im alten Judentum. Dann veröffentlichte er in den Jahrbüchern für deutsche Theologie 1876/77 Aufsätze über „die Komposition des Hexateuchs", die später mehrfach neu aufgelegt in seinen „Skizzen und Vorarbeiten zur Geschichte Israels" abgedruckt worden sind. 1878 erschien die „Geschichte Israels", in späteren Auflagen treffender als „Prolegomena zur Geschichte Israels" bezeichnet und dem „unvergeßlichen Lehrer Heinrich Ewald zu Dank und Ehre gewidmet".

Wellhausen wies nach, daß der bisher in der Regel für den ältesten Teil des Pentateuchs gehaltene sogenannte Priesterkodex vielmehr der jüngste Bestandteil sei und in seiner Darstellung des Gesetzes das, was die jüdischen Schriftgelehrten im Exil aus der altjüdischen Volksreligion gemacht hatten, willkürlich und bewußt umdeutend an die Stelle der vorexilischen Zustände setzte. Ganz neu waren diese Gedanken nicht; Wellhausen bekannte sich darin als Nachfolger Grafs, der, in den Bahnen von de Wette, George, Reuß und Vatke wandelnd, zum selben Ergebnis gekommen war. Aber Wellhausen verstand es, seine Anschauungen ganz anders zu begründen und sie nach allen Richtungen hin fruchtbar zu machen. Das bedeutete eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der alttestamentlichen Kritik; greifbar lebendig traten die urwüchsige altisraelitische Volksreligion, die geläuterte Frömmigkeit der Propheten und die von pfäffischen Geistern in ein muffiges System gepreßte Werkgerechtigkeit des nachexilischen Judentums in diesen und späteren Schriften Wellhausens einander gegenüber.

Zunächst gab es daraufhin einen ungeheuren Sturm in der Gelehrtenwelt; viele stimmten begeistert zu, andere wurden nicht müde, den kühnen Neuerer zu verketzern und ein über das andere Mal zu „widerlegen". Es ist eine verbreitete Annahme, daß auch die unter Cremers zielbewußter Leitung zu einer Hochburg der Orthodoxie gewordene theologische Fakultät zu Greifswald eine scharfe Stellung Wellhausen gegenüber eingenommen und ihm die Greifswalder Luft verleidet habe. Doch das ist unrichtig; bei aller Verschiedenheit der Anschauungen blieben die persönlichen Beziehungen unverändert freundliche; aber Wellhausen selber empfand bei seiner geraden Denkungsweise, daß er den Voraussetzungen, unter welchen die Fakultät ihn berufen hatte, nicht mehr entspreche. Sie sah ihre Aufgabe darin: „nach der Lehre der evangelischen Kirche die theologische Wissenschaft fortzupflanzen" und kirchlich gläubige Pastoren heranzuziehen. Er, der tief religiöse Mann, suchte die Wahrheit, wo er sie finden konnte, ohne jede Rücksicht auf Schranken und praktischen Erfolg. Halbheiten und Lavieren gab es bei ihm nicht, und so entschloß er sich, seine Professur niederzulegen, um einen anderen Wirkungskreis zu suchen. Von Greifswald nahm er zwei Güter mit, die sein Leben dauernd verschönt haben, sein Weib und die Freundschaft Ulrichs v. Wilamowitz-Moellendorff. Marie Limpricht, die Tochter des dortigen Professors der Chemie, hatte Well-

hausen ihre Hand gereicht und ist für ihn die seine Natur aufs glücklichste ergänzende Lebensgefährtin geworden. Zu seiner nüchternen Klarheit brachte sie mit ihrer Künstlernatur Poesie und Schönheit. Kinder sind ihnen leider versagt geblieben; aber um so inniger schlossen sich die Gatten aneinander an, und um so herzlicher war ihr Anteil an dem jungen Glück Ulrichs v. Wilamowitz, dem Marie Mommsen in Greifswald die Erstlinge einer blühenden Kinderschar schenkte.

Was die beiden jugendfrischen Gelehrten einander damals in wissenschaftlicher und menschlicher Hinsicht gewesen sind, davon legen manche Spuren in ihren Werken Zeugnis ab.

Im Jahre 1882 wurde Wellhausen außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen in der philosophischen Fakultät der Universität Halle; den dazu erforderlichen philosophischen Doktorhut verlieh die philosophische Fakultät der Universität Greifswald honoris causa. 1885 folgte er einem Rufe als Ordinarius nach Marburg und kehrte 1892 als Nachfolger Pauls de Lagarde nach Göttingen zurück, wo er seinen Freund Wilamowitz, leider nur für wenige Jahre, wiederfand. Inzwischen hatte sich die Aufregung über seine Arbeiten, die in unerschöpflicher Fülle aus seiner fleißigen Feder flossen, allmählich etwas gelegt. Er selbst hatte zu Polemik keine Neigung, und es störte ihn wenig, wenn andere ihn angriffen. Einem jungen Kollegen, der den Zorn eines der wissenschaftlichen Parteipäpste erregt hatte, sagte er zum Trost: „Die Leute schimpfen über eine unbequeme neue Entdeckung etwa zehn Jahre, dann schweigen sie eine Weile still, und nachher tun sie so, als ob die Sache immer so gewesen wäre." Er pflegte auf große und kleine Angriffe höchstens einmal in einer kurzen Anmerkung zu antworten und verstand es wundervoll, mit drei Worten den Gegner gründlich abzuführen. Der Erfolg hat ihm Recht gegeben, denn seine Grundgedanken setzten sich im Laufe der Jahre so vollkommen durch, daß sie eigentlich von allen Lehrkanzeln seines Faches verkündet wurden, obgleich er nach seiner zurückhaltenden Art nie daran gedacht hat, eine Schule zu gründen oder gar seine Hände in allerlei Berufungsangelegenheiten zu stecken. Der letzte Widerspruch gegen seine Auffassung vom Priesterkodex mußte verstummen, als in diesem Jahrhundert auf der Nilinsel Elephantine in den Ruinen eines alten Hauses Papyri gefunden wurden, die uns das Leben einer Judenfamilie des fünften vorchristlichen Jahrhunderts vor Augen stellen und deutlich zeigen, daß diese Leute von der im Priesterkodex vorliegenden Entwickelungsstufe der Religion völlig unberührt geblieben waren.

Neben seinen selbständigen Arbeiten besorgte Wellhausen in jenen Jahren die vierte bis sechste Auflage von Bleeks „Einleitung in das alte Testament". Auch die eigenen Bücher erforderten oft genug neue Ausgaben. Es reizte ihn dann, noch so manchem kritischen Buch auch einmal eine Darstellung zu geben, und so schrieb er für die Encyclopaedia Britannica einen Abriß der jüdischen Geschichte, einen Vorläufer für sein schönstes Werk, das unter dem Titel „Israelitische und jüdische Geschichte" im Jahre 1894 erschien und Wilamowitz gewidmet wurde.

Es ist erstaunlich, wie Wellhausen es verstanden hat, auf dem knappen Raum von 386 Seiten (der siebenten Auflage) ein solches Vollbild der Entwicklung jenes merkwürdigen Volkes zu geben, das jeder einzelnen Kulturstufe gerecht wird. Hier ist die Summe aller mühsamen Einzelarbeit in vollendeter Form vorgelegt, mit einer leuchtenden Kraft der Schilderung von Zuständen und Persönlichkeiten, mit einer wundersamen Gewalt der Sprache. Besonders schön sind die kurzen Kapitel über die helleniſtische Zeit mit der meisterhaften Zeichnung des Königs Herodes.

Nirgends aber tritt so deutlich das eigentliche Wesen Wellhausens zu Tage wie in dem Schlußkapitel, das dem Evangelium gewidmet ist. „Es war gegen

Ende der Regierung des Kaisers Tiberius, als noch Pilatus Landpfleger in Judäa und Antipas Vierfürst von Galiläa war. Da ging ein Säemann aus, zu säen seinen Samen; sein Same war das Wort, sein Acker die Zeit." Das klingt, wie wenn ein Prophet des alten Testaments redet. Wer heranwachsende Kinder empfänglichen Geistes hat, der lese ihnen in stiller Stunde dies Kapitel vor; sie werden dem Schreiber danken, und sie werden fühlen, daß nur ein Mann, dem die Religion Herzenssache war, der alle ihre Höhen und Tiefen in eigenem Ringen um die Wahrheit geschaut hatte, die Gestalt und das Wesen des Erlösers so schildern konnte. Eine für weitere Kreise berechnete kurze Darstellung der jüdischen Religion steuerte Wellhausen für die „Kultur der Gegenwart" bei.

Seine Beherrschung der Sprache bewies er von neuem, indem er die kleinen Propheten übersetzte und erklärte. Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts begab er sich auf das Gebiet der arabischen Geschichte und Literatur. Er begann mit der Übersetzung einer alten Chronik: „Muhamed in Medina"; dann folgten die „Reste arabischen Heidentums", „Das arabische Reich und sein Sturz", Der arabische Josippus", „Die religiösen und politischen Oppositionsparteien im alten Islam"; am Kaisersgeburtstag 1900 schilderte er in einer akademischen Festrede wirkungsvoll die Anfänge des muhamedanischen Reiches unter dem Titel: „Ein Gemeinwesen ohne Obrigkeit". Bei diesen arabischen Forschungen verfuhr er nach derselben Methode wie bei den alttestamentlichen; er verstand es, aus unorganischen Bestandteilen im Islam, die er als Überbleibsel einer früheren Periode erkannte, wichtige Rückschlüsse auf die heidnische Urreligion der Araber zu ziehen und das alte Arabertum und das alte Judentum in eine nach beiden Seiten Licht spendende Verbindung zu bringen.

Im neuen Jahrhundert pflügte er wieder neuen Boden; zu allgemeiner Überraschung betrat er das Gebiet des neuen Testaments. 1903 erschien eine Schrift über „Das Evangelium Marci", 1904 „Das Evangelium Matthäi" und „Das Evangelium Lucae", 1905 die „Einleitung in die ersten drei Evangelien", dann „Analyse der Offenbarung Johannis" und „Das Evangelium Johannis" 1908, und endlich, noch im ersten Kriegsjahre, die „Kritische Analyse der Apostelgeschichte".

Selbstverständlich erregten auch diese Schriften mancherlei Widerspruch; aber es wurde doch so ziemlich allerseits anerkannt, daß seine unbefangene Art, an die tausendmal behandelten Fragen heranzugehen, sein großer Scharfsinn, sein weiter Blick sehr viel Dankenswertes zum Verständnis jener Bücher beigetragen haben. Dagegen regte sich allmählich bei einigen jüngeren Gelehrten eine Gegnerschaft gegen manche seiner Anschauungen auf alttestamentlichem Gebiet. Sie meinten, er berücksichtige nicht genügend die vielfachen neuen Entdeckungen der Orientalisten und vereinzele daher die jüdischen Dinge zu stark, statt sie im Rahmen der allgemeinen Entwicklung des Orients zu behandeln. Die Mode, die es ja auch in der Wissenschaft gibt, neigt jetzt mehr nach der konservativen Seite hin; wie lange und mit welchem bleibenden Erfolge, das muß die Zeit lehren.

Wie sich aber auch diese Dinge dereinst gestalten mögen, darin sind alle urteilsfähigen Männer einig, daß Wellhausens Lebensarbeit nicht bloß für einige Jahrzehnte der Forschung die Wege gewiesen hat, sondern daß der Hauptteil seiner Ergebnisse ein dauerndes Besitztum der Wissenschaft bleiben wird, und daß niemand auf jenen Gebieten etwas Ordentliches leisten kann, der nicht gründlich mit seinen Gedanken abgerechnet hat.

Daß Wellhausen eine so ungemein reiche Forscher- und Schriftstellertätigkeit entfalten konnte, dankte er zum guten Teil seiner Gabe, Störendes von sich fern zu halten. Er ging im Leben wie in der Wissenschaft unbeirrbar auf die Haupt-

sache los. Den Ehrgeiz, in akademischen Dingen eine Rolle zu spielen, seinen Einfluß in Personalfragen geltend zu machen, ein großes Publikum zu seinen Gedanken zu bekehren oder auch nur vor einem solchen zu sprechen, kannte er ebensowenig wie die Neigung, sich mit der Tagespolitik oder den Angelegenheiten seines Wohnortes praktisch zu befassen, oder gar mit leerer Geselligkeit kostbare Zeit zu vergeuden. Dabei hatte er seine wohlbegründeten, gesunden politischen Anschauungen, war ein warmer Lokalpatriot und liebte es, im kleinen Kreise oder noch besser auf Spaziergängen zu zweien sich lebhaft über allerlei Dinge zu unterhalten. Auch dabei zeigte sich seine schlichte Natur in der Abneigung gegen geleckte Anlagen und der Vorliebe für Feld und Flur, in denen er so gut Bescheid wußte. Mit lebhaftestem Interesse hörte er davon, wenn sich irgendwo noch Flachsbau lohnte; er suchte lange nach einem Mann, der ihm Gänsefedern zum Schreiben schneiden könnte, und vollkommen beseligte es ihn, als sich eines Tages die Aussicht zeigte, daß er einen alten Weinberg kaufen könnte, was der Traum seiner Jugend gewesen war, aber sich schließlich doch nicht erfüllte. Auch in späteren Jahren sprach er gern mit Bauern oder Fuhrleuten, die ihm draußen begegneten. Bei einem recht kümmerlich aussehenden Bierfahrer bestellte er unterwegs, um dem Manne zu helfen, ein erkleckliches Quantum wöchentlich, obschon er selbst gar kein Bier trank. So häuften sich die Flaschen beängstigend in seinem Keller, und er rief Kollegen zu Hilfe, zu denen er in dieser und in anderen Hinsichten Vertrauen hatte. Vorbedingung für die Erwerbung seines Wohlwollens war, daß jemand als ein natürlicher, ungezierter Mensch zu ihm kam und nichts vom Streber an sich hatte. Solchen Naturen erschloß er sich leicht und gänzlich zwanglos, am liebsten, wenn sie Humor besaßen. Dafür war er sehr empfänglich; mit echt niedersächsischer Behaglichkeit erzählte er drollige, auch derbe Geschichten, so scharf er jede Zweideutigkeit abgelehnt hätte. Er war nicht viel gereist, hatte aber einen sicheren Blick für die Eigenart von Land und Leuten und wußte das Gute an ihnen herauszufinden. So hatte er Freude an der kernigen Art der Pommern; an den Hessen rühmte er die vornehme Sicherheit, mit der sie ihre Armut zu tragen wissen; aber seine Niedersachsen waren ihm doch die liebsten, und er selbst mit der gedrungenen breiten Gestalt, dem kräftigen, bärtigen Kopf und den scharfen, klug und gütig blickenden Augen konnte als Idealtypus eines solchen gelten, auch in der Art seines Humors, der manchmal an Sarkasmus streifte. Mit seinem Sinn für das Komische verband sich die Fähigkeit, kleine Schwächen der Mitmenschen mit wenigen Worten drollig zu bezeichnen. Davon machte er im Gespräch ebenso Gebrauch wie gelegentlich in den Anmerkungen zu seinen Schriften. Wer ihn nicht kannte, konnte ihn darum manchmal für etwas boshaft halten; aber er meinte es gar nicht so und war einmal ganz erschrocken, als er erfuhr, daß eine witzige Bemerkung von ihm in diesem Sinne aufgefaßt worden sei. Unübertrefflich war er in kurzen Briefchen an seine Freunde; die wurden oft kleine Kunstwerke, und mancher hob sie sorgfältig auf. Die völlige Unbefangenheit seines Wesens bewahrte er auch dem eigenen Ruhme gegenüber; er lächelte, wenn sich bei anderen mit dem Weltruf, den Titeln und Orden eine gewisse Würde und Höhe einstellte und die Vertraulichkeit scheuchte. Natürlich kamen ihm allerlei Ehren von wissenschaftlichen Gesellschaften und der Staatsregierung, aber schwerlich hat ihn selbst die höchste darunter, der Pour le mérite, so erfreut wie das erwähnte Vermächtnis jenes alten Bauernknechtes.

Nach alledem ist es begreiflich, wie sehr es seine Freunde und Verehrer schmerzte, als seine früh eingetretene Schwerhörigkeit sich so steigerte, daß sie jeden persönlichen Verkehr mit ihm sehr erschwerte. Die Bemühung, den andern zu ver-

stehen, strengte ihn so sehr an, daß man sie ihm nicht mehr zumuten mochte. Das veranlaßte ihn auch, einige Jahre vor dem Kriege sein Amt niederzulegen. So vereinsamte er immer mehr, obwohl es an allerlei Zeichen der alten Verehrung für ihn natürlich nicht fehlte. Dazu kamen andere Leiden, besonders eine andauernde Schlaflosigkeit, an der auch sein bester Göttinger Freund, der unvergeßliche Rudolf Smend, zugrunde gegangen war. Es war herzzerreißend, zu sehen, wie der einst so kräftige Mann verfallend dahinsiechte. So traf ihn der Krieg; die Not und Gefahr des Vaterlandes ergriff ihn im tiefsten Herzen, und es war sein sehnlicher Wunsch, noch das siegreiche Ende des Kampfes sehen zu dürfen. Es sollte ihm nicht beschieden sein. Das Leiden verschlimmerte sich in den letzten Monaten, er verlor die Fähigkeit zu lesen, und das Bewußtsein schwand bis auf kurze Augenblicke der Klarheit, in denen auch sein alter Humor wieder auflebte. Seine Phantasien zeigten, wie die scheidende Seele am Vaterlande hing; immer wieder schwebten ihm Bilder des Krieges vor. Seine treue Lebensgefährtin hat in diesen Wochen bei seiner Pflege Übermenschliches geleistet und gelitten. So ist der Tod für ihn und alle, die ihn liebten, als Freund und Erlöser gekommen.

Nun deckt ihn die kühle Erde. Aber sein Bild wird in den Herzen derer, die ihm näher treten durften, in unauslöschlichen Zügen weiter leben, und von diesem Bilde lassen sich dieselben Worte sagen, die Wellhausen am Schluß seines schönsten Werkes über das Evangelium geschrieben hat: „Es predigt den edelsten Individualismus, die Freiheit der Kinder Gottes."

Hugo Willrich.

Literarische Notizen.

Die Ostsee. Deutsche Zeitschrift für Wirtschaft und Kultur der Ostseeländer. Herausgeber Dr. Richard Pohle. Berlin, Trowitzsch und Sohn.

Diese seit dem April dieses Jahres erscheinende Halbmonatsschrift hat sich zur Aufgabe gestellt, das immer mehr geschwundene Interesse an der Ostsee wieder zu erwecken, über die Ostseeländer, ihre Bewohner Aufklärung zu bieten und dabei namentlich die wirtschaftlichen Leistungen und Bedürfnisse dieser Gebiete zu berücksichtigen. Da bisher durch die russische Zollpolitik der wirtschaftliche Aufschwung an der Ostküste des Baltischen Meeres sehr gehemmt worden ist, so bieten sich hier für die Zukunft ganz neue Entwicklungsmöglichkeiten und neu entstehende Beziehungen zu Mitteleuropa. Nach dem Kriege, wenn in Finnland und der Baltenmark wieder geordnete Zustände eingetreten sind, wird die Zeitschrift deshalb in Deutschland in weiten Kreisen einem sehr lebhaft empfundenen Bedürfnis entgegenkommen. — Im ersten Heft beleuchtet der Herausgeber nach einer programmatischen Einleitung im Artikel „England und die Ostsee" die sehr große Gefahr, die dem deutschen Handel durch England drohen würde, falls der deutsche Einfluß in den baltischen Provinzen nicht der allein maßgebende bleibt. Im folgenden Artikel bespricht Professor W. Vogel „Die politisch-geographische Bedeutung der Ostsee", wobei auch der hohe Wert des östlichen Hinterlandes der Ostsee als Rohstoffgebiet besonders hervorgehoben wird. In dem Artikel „Die Bodenschätze Estlands" gibt Dr. H. v. Rosen in allgemeinen Umrissen ein vorläufig orientierendes Bild von den sehr bedeutenden, bisher aber noch fast gar nicht ausgebeuteten mineralischen Reichtümern Estlands, die diese nördlichste und unfruchtbarste der drei baltischen Provinzen als das größte Wertobjekt unter ihnen erscheinen lassen und glänzende Ausblicke für die Zukunft eröffnen — In seiner kurzen, aber gehaltvollen Betrachtung über „Politische Verschiebungen als Quelle geistiger Möglichkeiten" betont Rudolf Eucken, dessen warmes Interesse an den Ostseelandern in der letzten Zeit vielfach hervorgetreten ist, daß hier diesen Möglichkeiten ein besonders weiter Spielraum offen steht, daß sich hier große Ausblicke auf einen neu entstehenden und eigentümlichen Kulturkreis darbieten, der zur Befruchtung und Bereicherung des gesamten europäischen Kulturlebens beitragen kann. — Das zweite Aprilheft enthält unter anderem eine bedeutungsvolle Ansprache, die anläßlich des Besuches von Vertretern der Lübecker Handelskammer in Riga am 18 Januar dieses Jahres von Dr. Rörig gehalten wurde, sowie zwei sehr bemerkenswerte Aufsätze über „Das baltische Landvieh" von Professor Stegmann Sofia, und über „Den neuen finnischen Staat und sein natürliches Hinterland" von Dr. Richard Pohle-Berlin. Der erstere dieser beiden Artikel gibt an der Hand von Untersuchungen über die noch vorhandenen drei Urrassen des baltischen Landviehes sehr interessante Hinweise auf die vorgeschichtliche Besiedelung dieses Gebietes, in dem letzteren entwirft der Verfasser, ein ausgezeichneter Kenner des russischen Nordens, ein anschauliches und fesselndes Bild von Karelien und der Halbinsel Kola, Gebieten, die bisher, sowohl in Deutschland wie in Rußland, so gut wie ganz unbekannt waren. — Den Beschluß bilden in jedem Hefte „Kleine Mitteilungen", eine vom Herausgeber verfaßte, recht eingehende politische „Rundschau", und eine „Bücherschau". — Die namentlich aus Hamburg, Lübeck, Stettin und Königsberg schon in die erste Nummer eingesandten Inserate zeigen, daß man in den deutschen Seestädten die Bedeutung der neuen Zeitschrift sofort richtig erkannt hat. Ihren literarischen Wert kann man mit dem Worte „Non multa, sed multum" wohl am zutreffendsten bezeichnen. *ps.*

Mit den deutschen Heeren. Kriegsberichte eines Amerikaners. Von Edwin Emerson. München, Franz Hanfstaengl 1917.

Oberst Edwin Emerson ist den Deutschen kein Unbekannter mehr. Schon im russisch-japanischen Kriege hat er sich als Berichterstatter einen Namen gemacht. Im jetzigen Kriege hat er zu den wenigen amerikanischen Schriftstellern gehört, die, von gründlicher

Kenntnis deutscher Sprache, deutschen Wesens und deutscher Zustände getragen, sachkundig in amerikanischen Blättern berichten konnten. Er hat auch zu den wenigen Personen gehört, die von Anfang an vor der unglaublichen Erscheinung des Mr Gerard gewarnt haben. Aber weil er jenen Vertreter und das zweideutige, beinahe eindeutige Spiel der Gerard-Wilson-Tammany-Clique durchschaute, hat er als aufrechter und aufrichtiger Mann bekanntlich bis in wirklich neutrale Kreise hinein manche Unannehmlichkeit erdulden müssen. Dieser besondere Wert seiner Persönlichkeit erhöht die Bedeutung seiner flotten Schilderungen, die von seinen Kreuz- und Querfahrten an und hinter der Front, im neutralen und im feindlichen Auslande jüngst erschienen sind. Übersichtliche Kartenskizzen tragen besonders zum Verständnis der Hindenburgschlachten bei, die er, der Augenzeuge der Schlachten von Mukden und Liaoyang, als die größten Siege unserer Zeit bezeichnet. εεσ.

Die vier Zweige der Mabinogi. Ein keltisches Sagenbuch. Leipzig, Insel-Verlag. 1914.

Das Wales des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts steht uns in Lloyd George, vielleicht seinem charakteristischsten Sohne, klar umrissen vor Augen, mit seiner Vergangenheit aber sinkt es, was an sich nicht weiter wunder nimmt, in die nebelhaften Fernen der Vergessenheit zurück. Merkwürdig ist nur, daß auch gelehrten Kreisen verhältnismäßig spät erst die literarisch wie kulturell äußerst interessante Frühzeit des Landes nahe gebracht wurde. Es geschah das mit im wesentlichen durch die verdienstliche Veröffentlichung der Lady Charlotte Guest, die vor genau achtzig Jahren Text und englische Übersetzung von elf altwalisischen Erzählungen, die sich im Roten Buch von Hergest und im Weißen Buch des Rhydderch finden, unter dem Titel „The Mabinogion from the Lyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts" herauszugeben begann. Freilich bedurfte es beinahe weiterer fünfzig Jahre, um eine völlig verläßliche Grundlage und eine genaue, ungekürzte Übertragung zu sichern, die nun von einem Franzosen vermittelt ward. Was jetzt im vorliegenden Buche in trefflich sich dem Inhalt anschmiegender Eindeutschung durch Martin Buber geboten wird, sind nur die ersten vier Erzählungen (die einzelne Erzählung hieß Cainc, Zweig, daher der Titel), die allerdings allein darauf Anspruch erheben dürfen, altkymrisches Sagengut treu bewahrt zu haben. Man hat bei dieser Sammlung stets gern auf die Ähnlichkeit mit der Edda des Isländers Snorri Sturluson aufmerksam gemacht, denn wie diese für Skalden berechnet war, so handelte es sich hier um eine Zusammenstellung der Mabinogi, das heißt der Bardenschüler. Ein trockenes Lehrbuch ist daraus nicht erwachsen, und wenn auch jene Sänger des ausgehenden Mittelalters, der mythologischen Zeit, die sie poetisch verherrlichen, tatsächlich bereits entrückt waren, so blüht dafür in ihren Sagen von dem kampfreichen Lebensweg des Gramsohnes Pryderi um so voller die echte Blume der Dichtung, deren taufrische Schönheit die verdiente Beachtung finden möge. ωχ.

Griechenland: Landschaften und Bauten. Schilderungen deutscher Reisender. Herausgegeben von Ernst Reisinger. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Nach der Rückkehr von einer griechischen Reise in den Alltag des Daseins stellten sich dem jungen Friedrich Theodor Vischer die Tage in ihrer Mehrzahl nur noch als farblose Stellen und dunkle Flecken einer großen Fläche dar, die man nicht erleben, deren träge Zeit man nur messen kann, hangend „am bleiernen Pendelschlag der Endlichkeit". „Dazwischen aber," so schrieb er, „sind goldene, leuchtende Punkte auf der Fläche verstreut, wenige, aber von tiefem und strahlendem Glanze. Das sind die wenigen Stunden, wo wir wirklich leben, weil unser Geist in Großem und Unsterblichem vertieft; Minuten und schnell verschwunden, aber in diesen Minuten leben wir ewig." Diese Briefstelle hätte man dem Buche als Motto voransetzen können, jedenfalls gibt sie am spürbarsten seinen Pulsschlag. Wenn ursprünglich nichts anderes beabsichtigt war, als allen denen Trost damit zu spenden, denen Italien 1915 schnöde die Tür gewiesen, so mag man den glücklichen Zufall preisen, der dazu Anlaß gegeben, darüber aber nicht den wirklichen Wert des Buches übersehen, der darin liegt, daß die mustergültige Auswahl Reisingers, unterstützt von einer Fülle bestgelungener Vollbilder — daß zwei Drittel der preußischen Meßbildanstalt entstammen, ist Empfehlung genug — mit der Vorstellung von den Schicksalen Griechenlands in den Jahrhunderten ein anschaulich erfaßbares Bild auch von deutscher Hellenensehnsucht in ihren schönsten Errungenschaften geboten hat. Indem Natur und Kunst, Landschaft und Leute in gleicher Weise berücksichtigt werden, indem neben

Fallmerayers berühmten Fragmenten Gerhart Hauptmann mit Stücken aus seinem Reisetagebuch und Hofmannsthal mit seinem nun schon klassischen „Ritt durch Phokis", neben Hettners begeisterten Ausführungen Furtwänglers präzise (übrigens zuerst an dieser Stelle veröffentlichte) Wertungen griechischer Kunst — um aus der bunten Vielfältigkeit der Beiträge nur diese herauszuheben — treten konnten, gelang es, ein psychisch wie geographisch gleich vortreffliches Panorama zu bieten, das nicht leicht zu übertreffen sein wird. *wχ.*

Stufenjahre eines Glücklichen. Von Louise von François. Leipzig, Insel-Verlag.

In dieser schweren, unruhvollen Zeit flüchtet man gern mit seinen Gedanken in die friedliche Stille früherer Tage. Dazu gibt Louise von François' berühmter Roman, den der Insel-Verlag neu auflegte, erwünschte Gelegenheit. Das Trauliche und Beschauliche deutschen Familienlebens ist nicht oft so treffend geschildert worden wie von der Verfasserin, der „letzten Reckenburgerin", der man es anmerkt, daß ihre Wiege im Lande der Reformation gestanden und die ihr protestantisches Empfinden, ihre warme, aufrichtige deutsche Überzeugung in keiner Zeile verleugnet. „Der Roman fordert Gesinnung und Begebenheiten, das Drama Charakter und Tat — Im Roman darf der Zufall mithandeln, aber der Mensch muß dem Zufall eine Form zu geben wissen" sagt Goethe; das Motto paßt auf die „Stufenjahre". Die Pfarrhausidylle mit den sieben Töchtern, in die plötzlich der Held der Erzählung als neugeborener, armer, verwaister Eindringling geschleudert wird, buchstäblich geschleudert von der Hand des eigenen, verrohten Vaters, ist solch eine zufällige Bühne für ein Menschenschicksal, aber die Form, die dieses Schicksal unter der leitenden Hand des Pfarrers Blümel annimmt, und die Gesinnung, die dieser echte Seelsorger ihm einprägt, machen aus dem Zufall eine dichterische Tat. Vielleicht wäre die Erzählung noch interessanter geworden, wenn die Verfasserin sich in der Personenzahl beschränkt hätte, denn der „Glückliche" hat Mühe, sich aus dem Knäuel der ihn umgebenden Gestalten loszulösen; nur die Hand eines Goethe hat es vermocht, im Wilhelm Meister mit Gruppen von Schicksalen zu manövrieren, andere Dichter haben den Mangel an Ökonomie immer bereut. Indes kennzeichnet dieser breite Rahmen die Zeit, die sich gern verbreiterte, während das Jetzt sich konzentriert. Was wir Louise von François aber rückhaltlos zuerkennen müssen, ist ihre innere Mission, als Frau und als Dichter, und das ist sehr viel. *lß.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Otto. — Mammonismus, Militarismus, Krieg und Frieden Von Berthold Otto. 391 Seiten. Berlin, Verlag Die Wende.

Piper. — Der Spuk. 250 Geschehnisse aller Arten und Zeiten aus der Welt des Übersinnlichen. Von Otto Piper. 166 Seiten. Köln, J. P. Bachem. 1917.

Pirchan. — Der zeugende Tod. Roman. Von Emil Pirchan. 252 Seiten. Berlin, Verlag Die Wende.

Plenge. — Die Geburt der Vernunft. Von Dr. Johann Plenge, ord. Prof. der Staatswissenschaften an der Universität Münster i. W. 83 Seiten. Berlin, Julius Springer. 1918

Pulver. — Merlin. Von Max Pulver. 73 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. MCMXVIII.

Reisert. Deutsche Lieder. Klavier-Ausgabe des deutschen Kommersbuches. Besorgt von Dr. Karl Reisert. 4., vermehrte Auflage. Enthaltend 706 Vaterlands-, Studenten- und Volkslieder sowie ein- und zweistimmige Solo-Gesänge mit Klavierbegleitung. 614 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Riesch. — Die heilige Hildegard von Bingen. Von Helene Riesch. (Frauenbilder.) Mit 2 Bildern. 160 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Rolland. — Johann Christof am Ziel. Roman. Von Romain Rolland. 1. bis 10. Tausend. 1917. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten und Loening. 1918.

Rubiner. — Leo Tolstois Tagebuch 1895 1899. Nach dem geistigen Zusammenhang ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rubiner. 237 Seiten. (Europäische Bücher.) Zürich, Max Rascher.

Scheffler. — Der Beruf des Architekten. Von Karl Scheffler. Vortrag, gehalten am 27 Nov. 1917 im Züricher Ingenieur- und Architekten-Verein. 16 Seiten. Zürich, Rascher und Cie.

Schmida-Wöllersdorfer. — Neue Feste. Gedanken zum Drama der Zukunft. Von Susanna Schmida-Wöllersdorfer. 66 Seiten. Wien, Leipzig, Orion-Verlag. 1918.

Schmidt. — Vom Schlachtfeld nach Hause. Erlebnisse eines Verwundeten beim Durchbruch von Brzezinv. Von D. Hans Schmidt, a. o. Prof. d. Theologie, zurzeit Hauptm. im Felde. 118 Seiten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1918.

Schmied-Kowarzik. — Die Gesamtwissenschaft vom Deutschtum und ihre Organisation, ein Sehnsuchtsruf dreier Jahrhunderte! Von Dr Walter Schmied-Kowarzik. 96 Seiten Hamburg, Deutschnationale Verlags-Anstalt 1918.

Schrönghammer-Heimdal. — Vom Ende der Zeiten. Das Wissen vom Weltende nach Edda, Wissenschaft und Offenbarung. Von F. Schrönghammer-Heimdal. 105 Seiten. Augsburg, Haas und Grabherr.

Skalweit. — Die Landwirtschaft in den litauischen Gouvernements, ihre Grundlagen und Leistungen. Von Prof. Dr. B. Skalweit, Königsberg i. Pr. Mit 2 Karten. (Schriften des Instituts für ostdeutsche Wirtschaft in Königsberg i. Pr. Drittes Heft.) 220 Seiten. Jena, Gustav Fischer. 1918.

Sorge. — Mutter der Himmel. Ein Sang in zwölf Gesängen. Von Reinhard Johannes Sorge. 47 Seiten. Kempten, München, Jos. Kösel.

Stier-Somlo. — Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt. Von Prof. Dr. Fritz Stier-Somlo. 295 Seiten. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1918.

Weber. — Angelsächsischer Schein und deutsches Sein. (Englischer Ideenexport nach Deutschland.) Von Dr. Hans Siegfried Weber. 113 Seiten. Essen, G. D. Baedecker. 1918.

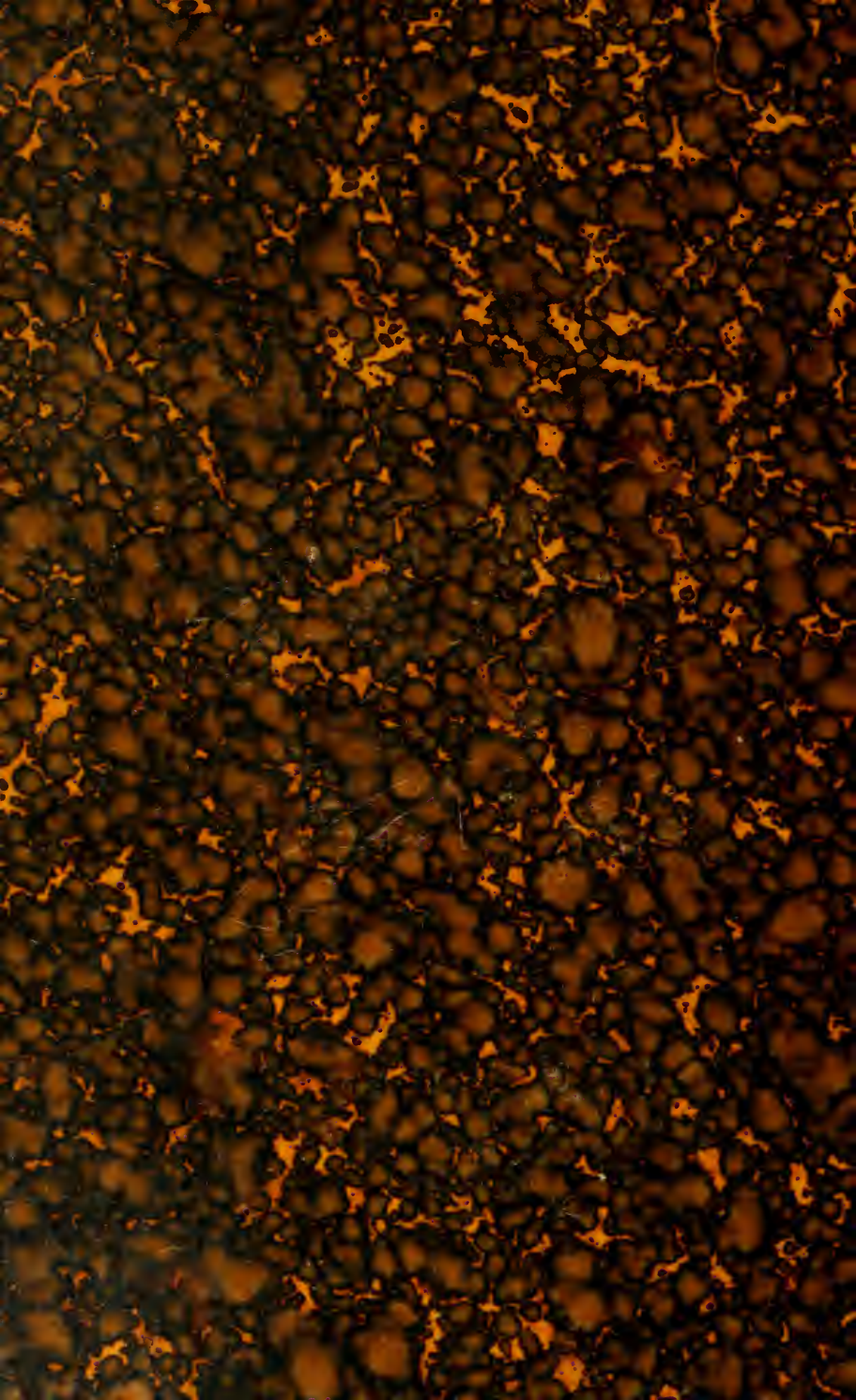
Zeitschriften

Politisch-anthropologische Monatsschrift. Berlin-Steglitz. Pol.-anthrop. Verlag.
Österreichische Rundschau. Wien und Leipzig. Carl Fromme.
Konservative Monatsschrift. Berlin. Reimar Hobbing.
Süddeutsche Monatshefte. Leipzig und München.
Hochland. München. Josef Kösel'sche Buchhandlung.
Deutsche Revue. Berlin und Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
Onze Eeuw. Haarlem. de Erven F. Bohn.
De Toekomst. Haag.
Die Grenzboten. Berlin.
Das junge Europa. Leipzig. L. A. Kittler.
Ungarische Zukunft. Leipzig. Verlag F. E. Fischer.
Die Ostsee. Berlin. Trowitzsch und Sohn.
Aus dem Ostlande. Lissa i. P. Verlag Oskar Eulitz.
Polen. Wien I. Hermann Goldschmiedt.
Preußische Jahrbücher. Berlin. Georg Stilke.
Deutsche Politik. Weimar. Gustav Kiepenheuer.
Westermanns Monatshefte. Braunschweig. Georg Westermann.
Deutscher Wille. Des Kunstwarts 29. Jahrgang. München. Georg D. W. Callwey.
Stimmen der Zeit. Freiburg i. Breisgau. Herder'scher Verlag.
Die Bergstadt. Breslau-Wien. Bergstadt-Verlag. Wilh. Gottl. Korn.
Deutsche Juristenzeitung. Berlin. Verlag Otto Liebmann.
Literarisches Zentralblatt. Leipzig. Eduard Avenarius.
Dietsche Stemmen. Utrecht.
De Toorts, Staat- en letterkundig Weekblad voor Holland, Vlaanderen en Zuid-Afrika. Utrecht.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.175

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY